This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ML 17633
F14177

Gabriel Rieſſer's

Geſammelte Schriften.

Herausgegeben im Auftrag

des

Comité der Rieſſer-Stiftung

von

M. Isler Dr.

Vierter Band.

Frankfurt a. M.
Verlag der Rieſſer-Stiftung.

Leipzig.
In Commiſſion bei Fr. Volckmar.

1868.

SK

DS135
G33R48
v.4

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

Schriften

über

Literatur und literarische Verhältnisse.

Einige Worte

über

Lessing's Denkmal

an die

Israeliten Deutschlands gerichtet.

1838.

Es giebt Namen, in deren Klange sich uns die höchsten Bestrebungen der Menschheit verkörpern, so daß sie unserer Seele mehr sagen, als der künstlichsten Rede zu sagen gelingen würde. In dem Namen eines großen Mannes wird uns der Gedanke lebendig, dessen Ausdruck seine Persönlichkeit, dessen Darstellung sein Leben und Wirken war. Was die Sprache zu arm ist, in eines ihrer Worte zu fassen, was sie kaum in mühsamen Abstractionen stammelt, das schallt aus einem solchen Namen kräftig und lebensvoll in unsere Seele. Die Unsterblichkeit jedes großen Mannes bereichert seines Volkes Sprache um ein Wort, bedeutungsvoll und inhaltreich, wie der Schatz der Sprache sonst keine zu bieten hat; die Erinnerung an seine großen Geister ist das reichste Erbtheil von eines jeden Volkes Zunge. Aus gleicher Quelle schöpft die ganze Menschheit die Bezeichnung ihrer gemeinsamen tiefsten Empfindungen. Wie die Wissenschaft Sterne, so benennt die Menschengeschichte nach großen Männern ihre Glanz- und Wendepuncte, ihre bedeutsamsten Richtungen. Ihr Andenken ist das heiligste Vermächtniß der Vergangenheit, die erhebendste Bürgschaft der Zukunft. Ihre Namen wirken wie heilende Zauberworte auf den durch das Leiden der Gegenwart gebeugten Sinn; sie wecken das Vertrauen wieder auf den Fortschritt, auf die Zukunft der

Menſchheit, wenn es durch das Schauſpiel augenblicklichen Stillſtands oder Rückſchritts wankend werden möchte.

So bedeutet uns der Name Leſſing Menſchenbildung, Menſchenliebe, Aufklärung, Gewiſſensfreiheit, Kampf gegen Unduldſamkeit, Religionshaß, Geiſtesdruck. Wem bei dieſen Gedanken das Herz höher ſchlägt in reichen Hoffnungen für die Menſchheit, wem es erzittert in Theilnahme an den Kämpfen der Gegenwart, wem es ſich ſchmerzlich bewegt in der Erinnerung an das Leid der Vergangenheit, dem erwärmt und belebt es ſich neu in tiefem Athemzuge bei dem Namen Leſſing. Das gekränkte Gefühl richtet ſich getröſtet auf; der ermattende Sinn fühlt das Wehen einer erquickenden Luft; er gewinnt neue Kraft zur Arbeit an dem Werke der Menſchheit; er hat ein Wort des Troſtes und der Verheißung vernommen, und iſt neu geſtärkt im Glauben und Vertrauen.

Weſſen Herz aber ſchlüge wohl lauter bei dem Gedanken der Freiheit, der Duldung, der Menſchenliebe, des Kampfes gegen Religionshaß und Gewiſſenszwang, als das des Deutſchen Juden, wenn er ſeine Stellung und Beſtimmung zu begreifen vermag? Welcher Sinn bedürfte mehr als der ſeinige der Stärkung und der Erhebung in dem mühſamen Kampfe um das Recht des Menſchen und des Bürgers, um die Freiheit des Glaubens, um die Entfeſſelung des religiöſen Bewußtſeins von irdiſchem Druck, von Beſtechung durch irdiſchen Vortheil? Anderen ſind Recht, Freiheit und Duldung ein Streben unter vielen, ein Augenmerk unter mehreren; uns machen ſie den Nerv und den Inhalt des geiſtigen Strebens aus. Auf jedem Pfade, den wir wandeln, bei jedem Werke, das wir verrichten, vermiſſen wir ſie, erfreuen wir uns ihrer, oder ringen wir nach

ihnen. Sie ſind das Ziel unſeres mühevollen Tagewerks; an ſie knüpfen ſich unſer Schmerz und unſere Freude, unſere Leiden und unſere Begeiſterung. Haß und Unrecht trübten unſere Vergangenheit; der Kampf um Recht und Liebe belebt unſere Gegenwart; der Sieg der Freiheit und der Menſchlichkeit krönt unſere Zukunft.

Dem Streiter — auf welchem Gebiete es ſei — für Licht und Freiheit gegen Finſterniß und Knechtſchaft, für Duldung und Menſchenrecht gegen Glaubenshaß und Unterdrückung ſind Die vor allen Anderen zum Danke verpflichtet, die am härteſten gelitten unter dem Joche des Unrechts, die der Laſt des gehäſſigen Vorurtheils am längſten und am ſchmerzlichſten erlagen. Schon darum ſtände uns gegen Leſſing ein Vorrecht des Dankes zu, läge uns eine höhere Pflicht der Anerkennung und der Verehrung ob. Aber es iſt eine noch nähere und innigere Beziehung, die unſer Herz bei ſeinem Namen bewegt. Wo die Finſterniß die tiefſte war, da hat Leſſing am hellſten und am glänzendſten die Sonne ſeines Geiſtes leuchten laſſen; wo der Haß am ſchlimmſten und verheerendſten ſeit Jahrhunderten gewüthet hatte, da hat ſeine Menſchenliebe ihre Heilkraft am eifrigſten geübt, am herrlichſten bewährt. Sein großes Herz umfaßte die Menſchheit mit unerſchöpflicher Liebe; ſein feſter Muth, ſeine unverſiegende Geiſteskraft waren jeden Augenblick bereit, gegen jedes Vorurtheil, gegen jede Lüge, gegen jeden ungerechten Haß in die Schranken zu treten; aber das größere Leid, der tiefer gewurzelte Haß, gaben uns ein Vorrecht in ſeinem Herzen, einen näheren Anſpruch auf ſeine Wirkſamkeit, und manche ſeiner edelſten Gedanken waren dem in uns verkannten Rechte der Menſchheit gewidmet. Zu einer

Zeit, wo die Unterdrückung in der politiſchen Sphäre noch allgewaltig, wo noch kein Ring der tauſendjährigen Feſſel gelöſt, wo noch kein dürftiger Strahl beſſerer Einſicht in das finſtere Vorurtheil der Maſſen gedrungen war, da fanden Duldung, Menſchenliebe, Verſöhnung der Religionen ein herrliches Aſyl in dem Zauberreiche der Leſſing'ſchen Muſe. Es war kein eitles Bild, das hier dem müßigen Ergötzen aufgeſtellt wurde; es war ihre Zukunft, ihr Ziel, ihr Ideal, das der Menſchheit in dem Zauberſpiegel der Dichtung vor die Augen geführt ward.

Der Zeitpunct, in welchen jene herrliche Schöpfung Leſſing's fiel, war in Deutſchland für die Sache der religiöſen Duldung, wie für manches andere hohe Streben des Jahrhunderts, ein bedeutſamer, ſchöner, ewiger Erinnerung würdiger. Eine edle Schaar freier, fortſchreitender Geiſter ging über Deutſchland wie eine tagverkündende Morgenröthe auf; die beſten Hoffnungen der Menſchheit erwachten aus langem Winterſchlaf; auf eine herrliche, freie Zukunft, wo Recht und Menſchlichkeit, Schönheit und Bildung — in der edelſten Bedeutung der Worte — den Scepter führen würden, waren die Blicke gerichtet. Gleich wie den erſten Menſchen am Anfange der Menſchengeſchichte, ſo vergönnt die Vorſehung den erſten Weiſen und ihren bevorzugten Jüngern, bei dem Eintritt in eine neue Bildungsperiode der Menſchheit, einen Moment paradieſiſchen Glückes, einen Moment ohne Zweifel und ohne Zwieſpalt, wo die kaum im Geiſt geborene Idee Eins zu ſein ſcheint mit ihrer Verwirklichung, die kaum erwachte Hoffnung mit ihrer Erfüllung; wo Ausgangspunct und Endpunct einander umarmen; wo die Begeiſterung des neuen Gedankens

die rauhe Wirklichkeit zu unterjochen meint und des Widerstandes, des Kampfes, der Mühe kaum gedenkt; wo sie die Fortschritte der Zeit mißt nach der Geistesschnelle des Gedankens; wo das Feldgeschrei den Siegesruf, das Schlachtpanier die Siegesfahne zu bedeuten scheint. Solche Momente sind kurz und rasch vorübereilend; bald folgt ihnen die Enttäuschung und der Kampf, die mühsame, ewig gehemmte Arbeit auf dem harten Boden der Wirklichkeit, der langsame Fortschritt des Besseren, der zähe Widerstand der Gewohnheit, des durch Verjährung gewurzelten Vorurtheils und Unrechts. Aber jener kurze Moment heiliger Zuversicht hinterläßt dem Herzen der Folgezeit ein Gefühl des Vertrauens, das die Ringenden aufrecht hält, die Ermattenden stärkt, den sinkenden Muth belebt, wenn Hindernisse sich entgegenthürmen. Ja, wenn in trüben Augenblicken uns das Ziel selber umnebelt erscheint durch die Staubwolken, die der Kampf auftreibt; wenn unser Blick sich umdüstert und unsere Hoffnung zu schwach ist, um sich zu laben an dem Bilde der Zukunft, an die der Glaube kaum mehr zu reichen wagt: dann schöpfen wir neue Kraft aus dem Rückblick in eine hoffnungsreiche Vergangenheit, die den ungetrübten Keim der Zukunft in ihrem Schooße nährte. Es thut uns dann wohl, in der Vergleichung unseres Standpunctes mit dem ihrigen den Werth beider zu erkennen. In dem reinen Aether des Gedankens, in dem engen Kreise weniger Weisen, lebten damals die Ideen einer höheren Menschlichkeit, eines ewigen Rechts ein paradiesisches Leben; aber unterdessen waltete draußen, durch eine unermeßliche Kluft geschieden von der Gedankenwelt, die engste, traurigste Wirklichkeit in unangefochtenem Besitze. Es war ein schöner Traum, aber doch ein Traum nur, den

jene Ideen träumten von einem unverkümmerten, friedlichen Siege; es war eine edle Täuſchung, aber doch eine Täuſchung, wenn jene Weiſen wähnten, es dürfe nur der Irrthum überwunden, nur das Dunkel der Unwiſſenheit verſcheucht werden durch die Sonne der Wahrheit, damit die Erde ein helles Reich des Lichtes und des Rechtes werde; es bedürfe nur der Lehre und der Beweiſe, damit das Gute ſiege in den Gemüthern und in den Werken der Menſchen; es brauchten Wahrheit und Recht ſich nur Allen zu zeigen, um Alle zu beherrſchen. Sie brachten zu wenig den böſen Willen in Anſchlag, der die Belehrung zurückweiſt, die gemeine Gewohnheit, an welcher die Macht der Ueberzeugung abprallt, die Gleichgültigkeit und Geſinnungsloſigkeit, an welcher ſie abgleitet. Daher die erhabene Ruhe, die leidenſchaftsloſe Gewißheit des Sieges, der auf Erforſchung und Darſtellung der Wahrheit allein gerichtete, um den Erfolg, um das Leben, beinahe unbekümmerte Sinn, den wir an manchen großen Männern jener Zeit verehren, und denen gegenüber wir, die Kinder der Gegenwart, der heftigen Aufregung, die uns bewegt, uns manchmal zu ſchämen geneigt ſind. Daher von der anderen Seite die Schonung, die eine in ihrem Beſitze ſich noch feſt und ſicher wähnende Wirklichkeit der freien Gedanken-Entwickelung, die ſie zu fürchten noch nicht gelernt hatte, damals angedeihen ließ; daher ſelbſt ein gewiſſes Wohlwollen, das man den Theorieen der Freiheit, gleich unſchuldigen Träumen, die an das Leben keinen Anſpruch zu machen ſchienen, zu ſchenken pflegte: ein beleidigendes Wohlwollen, gegen welches wir den glühenden Haß klüger gewordener Feinde in der Gegenwart nicht vertauſchen möchten.

Und der Ruhigſte, der Mildeſte unter den Weiſen jener Zeit war gerade Leſſing's geliebteſter Freund, unſer edler Glaubensgenoſſe, Moſes Mendelsſohn. Diejenigen, die nur zu gern die Tugend ſowohl als den Fehler eines Juden zum Anlaſſe des Vorwurfs gegen alle übrigen benutzen, haben nicht verſäumt, unſerem Ungeſtüm und unſerer Hitze, wie ſie es nennen, jene Ruhe und Milde Mendelsſohn's als eine Anklage vorzuhalten. Wir ſind weit entfernt, den Vorwurf abzulehnen, daß wir minder weiſe ſind, als Mendelsſohn; wir theilen dieſes Loos mit der ſo ſehr überwiegenden Mehrzahl der Bekenner eines jeden Glaubens, daß es mehr als Anmaßung wäre, uns gegen einen ſolchen Vorwurf zu ſträuben. Aber, ſelbſt wenn ein Mann, groß und weiſe, wie er, jetzt unter uns aufſtände, ſchwerlich würde er die gleiche Milde, wie er, mit der gleichen Weisheit paaren. Was ſo eben von dem Verhältniß der Ideale jener Zeit zu ihrer Wirklichkeit geſagt worden, gilt in vollem Maße in Beziehung auf die Stellung der Juden. Die ungemilderte Barbarei der angeerbten Unterdrückung herrſchte unangefochten in allen Gebieten des Lebens; Vorurtheil, Haß und Unrecht waren in unbeſtrittenem Beſitze, während die Weisheit auf den Höhen der Forſchung ihre ſtillen Tempel der Duldung, der Menſchenliebe, der Gewiſſensfreiheit aufbaute. Hier ward dieſen Gottheiten die reinſte Verehrung zu Theil; aber das gemeine Leben mit ſeiner Unbill und mit ſeinen Schmerzen blieb vorerſt ſeinem Schickſal überlaſſen, in dem hohen Vertrauen, daß, wenn der Bau der Lehre nur erſt in einſamer Arbeit vollendet ſei, die Menſchheit ſie auch anerkennen und üben werde. Mendelsſohn hat, gleich unſerem Lehrer Moſes, das gelobte Land der Freiheit, das er erkannte

und offenbarte, nur von fern geſchaut: er hat deſſen Grenzen nicht mit ſeinem Fuße betreten. Aber er glaubte daran mit feſter Zuverſicht, und dieſer Glaube tröſtete und beruhigte ihn für die Zukunft ſeiner Glaubensbrüder, wie der ganzen Menſchheit; für ſich aber mochte er wohl der äußeren Freiheit kaum bedürfen; auf dem Gipfel ſeiner Weisheit blieb er von dem Haß und dem Uebermuth, von dem Unrecht und der Knechtſchaft, die unten walteten, unberührt. Er entrichtete mit gleichmüthiger Verachtung den Judenleibzoll an den Thoren der Städte; und ſelbſt wenn das Vorurtheil auf literariſchem Felde unziemliche Angriffe gegen ſeine Perſon zugleich und gegen ſeinen Glauben richtete, ſo war er ſo ſehr zur Nachſicht geneigt, daß Leſſing, feuriger und ungeduldiger als ſein weiſer Freund, entrüſteter als er über die Unbill ſeiner Zeit, ihn zu heftigerer Entgegnung ſpornte. Die Männer der Gegenwart, Chriſten wie Juden, bedürfen freilich eines ſolchen Spornes nicht; ſie bedürfen eher einer mäßigenden Freundesſtimme. Aber dafür iſt auch das Verhältniß der Weisheit zum Leben ein durchaus verſchiedenes geworden. Die Weisheit mag und darf ſich in unſeren Tagen nicht mehr an einem ſtillen, abgeſonderten Reiche genügen, in welchem ſie ſich erhaben fühlt über die Drangſale der Wirklichkeit; ſie ſteht in reger Wechſelwirkung mit dem Leben; ſie fühlt die Schmerzen und Bekümmerniſſe der Menge, und kämpft in erſter Reihe den heißen Kampf mit um deren Erlöſung. Sie hat erkannt, daß es nicht mehr allein gilt, Irrende durch Beweiſe zu belehren, ſondern der durch den Geiſt der Zeit begriffenen Wahrheit in dem Leben der Zeit Schritt vor Schritt Geltung und Herrſchaft zu erringen. Mag es ſein, daß die Weisheit in dieſer veränderten Stellung von ihrer

erhabenen, leidenſchaftsloſen Geiſternatur Etwas eingebüßt hat; aber was ſie verloren, das hat das Leben gewonnen; was Wenigen entgangen, iſt Vielen zu Gute gekommen. Die weite Kluft zwiſchen der Idee und dem Leben iſt überſtiegen; wäre auch der wolkenloſe Himmel des ſich genügenden Gedankens getrübt, ſo hat dafür der Boden der Wirklichkeit fruchtbare Keime des Beſſeren in ſich aufgenommen. Die Gottmenſchen der Weisheit mit der erhabenen Ruhe ſind aus dem Paradieſe ihrer Gedankenwelt vertrieben worden, um die harten Erdſchollen der politiſchen und ſocialen Verhältniſſe in dem Schweiße ihres Angeſichts zu bearbeiten. Wir, ihre irdiſcheren Nachkommen, kämpfen Leib gegen Leib mit dem Vorurtheil und dem Unrecht, mit der Gemeinheit, dem Stumpfſinn und der Selbſtſucht. Der Staub des Kampfes bedeckt unſere Glieder; der Haß, zur Wuth gereizt, weil er Widerſtand findet, wo er durch Jahrhunderte nur Ohnmacht zu finden gewohnt war, befleckt uns mit ſeinem Geifer; manche ſchmerzliche Wunde trifft unſere innigſten Gefühle. Aber durch alle Plagen und Mühen hindurch fühlen wir, daß es beſſer wird, nicht bloß im Kreiſe weniger Weiſen und Guten, ſondern in dem ganzen Bereiche des Lebens, nicht bloß in den freieren Beziehungen, wo ohne Schranke der Menſch dem Menſchen gegenüberſteht, ſondern auch auf dem gebundenen Gebiete des Geſetzes, auf dem Boden des Staatslebens. Und wenn wir die Idee in dieſen Kämpfen mit der Wirklichkeit in den Staub herabgezogen ſehen, verhöhnt durch Die, die ſie leugnen, beſudelt durch Die, die in halber und zweideutiger Anerkennung mit ihr dingen und markten; wenn ſie von den Menſchen, zu denen ſie herabgeſtiegen, um ſie zu beglücken, ſich muß mißhandeln und in den Koth ſchleifen laſſen; wenn unſer durch

ſolches Schauſpiel getrübter Sinn Mühe hat, die leuchtende Wahrheit durch alle Verunſtaltung hindurch zu erkennen: dann ſuchen und finden wir ſie in ihrer angebornen unbefleckten Glorie wieder in den Dichtungen und Forſchungen jener der Wahrheit allein, der über Zeit und Geſchichte erhabenen, dienenden Weiſen.

Wer fühlte nicht überhaupt manchmal das Bedürfniß, Beruhigung zu ſuchen und Rath und Auskunft bei den großen Geiſtern der Vergangenheit! Wer lauſchte nicht zumal auf ihren Ausſpruch, wie auf ein tröſtendes Orakel, wenn er, mit den tiefſten Wurzeln ſeines geiſtigen Daſeins dem Lebenskreiſe der Gegenwart angehörend, ſich doch mit manchen hervorſtechenden Erſcheinungen eben dieſer Gegenwart in lebhaftem, oft ſchmerzlichem Widerſtreite befindet! Leichter aber, als gingen wir in weit entlegene Zeiten zurück, dürfen wir die Lehren und Beiſpiele, deren wir bedürfen, bei den großen Männern der jüngſten Vergangenheit zu finden hoffen, die durch ſo viele ſtark geſponnene ſichtbare Fäden mit der Gegenwart zuſammenhängt. Die geiſtigen Elemente, in denen jene Männer zu wirken hatten, ſind im Weſentlichen — nur in verſchiedenen Miſchungen und Verhältniſſen — dieſelben, die noch die Gährung unſerer Zeit bilden. Wir können die Beziehungen, in welchen ſie zu ihrer Umgebung, zu den Richtungen ihrer Zeitgenoſſen ſtanden, lebendig anſchauen; wir dürfen hoffen, die Art ihrer Wirkſamkeit klar zu begreifen, und demnächſt, unterſtützt durch manche Aehnlichkeit, ihren Geiſt auf die Behandlung der Fragen der Gegenwart treu zu übertragen. Wir dürfen auf eine Antwort hoffen, wenn wir, aufrichtig ſuchend, fragen: wie hätte Leſſing dieſen und jenen die Gemüther unſerer Tage bewegenden Zweifel

gelöst? welche Partei hätte Lessing in diesem Zwiespalte ergriffen? welchen Weg hätte Lessing eingeschlagen, hätte das Schicksal ihn an diesen Scheideweg gestellt, an welchem es von uns eine entscheidende Wahl gebieterisch fordert? Der Geist, den wir auf solche Weise reinen Herzens beschwören, wird nicht vergebens angerufen. Vielleicht zeigt er uns ein Moment seines Wirkens, das uns als Vorbild für das unsere dienen mag. Oder er weist uns hin auf einen Grundsatz, den er unwandelbar in seinem Thun befolgte, und der, recht begriffen, die Lösung unseres Zweifels darbietet. Und fänden wir für unseren besonderen Fall weder Beispiel noch Grundsatz, weder That noch Wort, um uns zu leiten, so gehen wir zurück zu der tiefen Quelle dieser aller, so schöpfen wir an dem reinen, unversiegbaren Born eines großen Charakters. Wir stärken uns an seiner Kraft, an seinem Muthe, an seiner Manneswürde; wir läutern und erheben uns an dem edlen Bilde eines Helden der Wahrheit; und dann, nach solcher Erstarkung unseres besseren Selbst, nachdem jede Schwäche, jede Selbsttäuschung vor der erhabenen Erscheinung gewichen, suchen wir mit erneutem, aufrichtigem Streben in der Tiefe unseres Bewußtseins die Lösung, deren wir bedürfen. In diesem Sinne wollen wir auf Lessing's Geist und Wirken, mit Rücksicht auf hohe Fragen und geistige Bedürfnisse unserer Zeit, in dem Kreise zumal, an welchen diese Worte zunächst gerichtet sind, ehrfurchtsvoll forschende Blicke werfen.

Jedes höhere Streben der Menschheit hat in dem Wirken Lessing's seine Stelle gefunden; was er für Freiheit gethan, finde den ersten Platz in unserer Anerkennung. Er hat die Freiheit in allen ihren Richtungen geliebt; er hat ihr in

allen gehuldigt, hier nur in leiſeren Andeutungen, dort in ſtärkerem Ausdruck, je nachdem die Zeit es ertrug und zuließ, aber immer mit Ernſt und Kraft der Geſinnung. Vor Allem aber iſt es die Freiheit der Ueberzeugung in Sachen des Glaubens, für die er mehrere Jahre lang am heißeſten, am gewaltigſten geſtritten hat. Die Anſicht, daß das ernſte aufrichtige Ringen, der heilige Trieb nach Wahrheit, mehr noch als die gefundenen Wahrheiten ſelbſt, den Werth des Menſchen beſtimme, bildet den Mittelpunct von Leſſing's geiſtigem Leben und iſt zumal die Seele ſeiner theologiſchen Forſchungen und Kämpfe. Daß jenes Streben nach Wahrheit ein ungetrübtes und unverfälſchtes ſei, unberührt durch äußeren, unheiligen Zwang, unbeſtochen durch unlautere Rückſicht, daß die Wahrheit nicht entweiht werde durch unwürdige, angeblich ihrem Dienſt geweihte Mittel, welche die Gewiſſen verführen ſtatt ſie zu belehren, verfälſchen ſtatt ſie zu überzeugen — Das war das Ziel von Leſſing's Bemühungen auf dieſem Gebiete. Man kann nicht ſagen, daß er je als Kämpfer für irgend eine theologiſche Meinung aufgetreten iſt, ſelbſt nicht für die aufgeklärteſte. Ja, er hat bei dem Streite zwiſchen den orthodoxen Gottesgelehrten ſeiner Zeit und ihren theologiſchen Gegnern mehrfach, zum großen Befremden der Parteigänger des Rationalismus, die Erſteren in Schutz genommen. Er lobte es an ihnen, daß ſie dem Glauben ein der freien Forſchung ganz fern liegendes, dieſelbe von keiner Seite berührendes Gebiet anwieſen, während ihre Gegner, indem ſie zwiſchen Vernunft und Glauben Einklang erzwingen wollten, um eines zweifelhaften Gewinnes Willen die Freiheit vernünftiger Forſchung wahrhaft gefährdeten. Was er aber bei ſeiner mächtigen theologiſchen Polemik hauptſächlich im Auge hatte,

war die Behauptung des Rechtes der freien Erörterung; was ihn mehr als alles Andere beseelte, war der Wunsch, jeder Meinung die volle Freiheit der Aeußerung, jedem Streben nach Erkenntniß ungehemmte Wirksamkeit und zugleich jeder aufrichtigen Ueberzeugung die ihrem moralischen Werthe gebührende Achtung zu verschaffen. Er selbst achtete jeden Glauben, jede gewissenhafte Ansicht; nur der Heuchelei, der absichtlichen Krümmung der Wahrheit, nur der Unduldsamkeit und dem Verfolgungsgeiste war er unerbittlicher Feind. Erst da als die Orthodoxie der freien Untersuchung feindlich entgegen trat, als sie begann, den Gründen des Forschers statt der Gegengründe oder des auf Gründe verzichtenden Glaubens gehässige Verdammung, Verdächtigung des sittlichen Absicht, Drohung mit der Gewalt des Staates entgegenzustellen; erst da, als sie sich des Versuchs nicht schämte, die Wirksamkeit eines Lessing mit Druck- und Lese-Verboten zu hemmen — erst von diesem Augenblick an wurde er ihr heftigster, ihr gefährlichster Gegner. Und dennoch erkennt man es leicht aus vielen einzelnen Zügen, ja aus der ganzen Art und Weise, wie er den Streit um die bekannten Fragmente führte, so wie aus manchen vertrauten Aeußerungen in seinen Briefen, daß er stets bereit war, sogleich für eben jene so lebhaft von ihm bestrittenen Meinungen in die Schranken zu treten, falls es sich ein zur Herrschaft gelangtes halbvernünftiges System sollte beigehen lassen, die dem Aberglauben entwundenen Waffen gegen ihn zu kehren und im Namen einer anmaßenden Aufklärung von Neuem Unterdrückung zu üben. Es zeugt von Lessing's scharfem und tiefem Blick, daß er es deutlich erkannte, wie manche Anhänger des protestantischen s. g. Rationalismus sehr geneigt seien, für Rechnung

ihres theologischen Systems das alte Werk der Gewaltherrschaft und der Verfolgung Andersglaubender fortzusetzen: eine Tendenz, die zu jener Zeit noch sehr wenig Gelegenheit hatte, sich zu äußern, die sich aber in unseren Tagen bei manchen Anlässen, und ganz besonders bei der Frage der Rechtsgleichheit der Juden, vollkommen bewährt hat. Auf solche Weise stand Lessing da, zuerst als Kampfrichter, und dann erst, wenn Recht und Sitte des Kampfes schnöde verletzt wurden, als gewichtigster Kämpfer in den Glaubensstreitigkeiten seiner Zeit; so stand er, ein treuer Wächter, mit dem flammenden Schwerdte seiner Rede vor dem Tempel des Wahrheitsdienstes, den aufrichtig Dienenden Zugang gestattend und freie Bahn erkämpfend, falsche Diener aber und die Träger unredlicher Waffen zurückweisend von der Schwelle des Tempels mit Ernst und Spott, mit allen den reichen Mitteln seines Geistes und seines Wortes.

Eben diese Gesinnung aber, als deren edelsten Vertreter wir Lessing verehren, von dem Gebiete der Literatur auf das des Lebens, des Staats und des Rechts, dem Geiste unserer Zeit gemäß, übertragen, ist auch der Mittelpunct und die Seele des Strebens nach Gleichheit der Rechte ohne Unterschied des Glaubens, welches die Gegenwart bewegt, welches, gleich anderen politischen Bestrebungen, in einigen Staaten Europa's in muthigem Anlauf sein Ziel erstürmt hat, oder sich demselben siegreich nähert, in Deutschland aber in mühseliger Anstrengung um jeden Schritt des Bodens mit wechselndem Erfolge kämpfen muß. Dieses Streben ist nicht einer bestimmten religiösen Meinung gewidmet; noch weniger ist es gegen eine solche gerichtet; es gilt vielmehr der Lauterkeit aller und jeder religiösen Gesinnung und Ueberzeugung; es will nur die Lüge

und die Heuchelei, die Selbstsucht und alle schmutzigen Leidenschaften abgehalten wissen von dem Dienste der heiligsten Wahrheit. Die an ein religiöses Moment geknüpfte bürgerliche Zurücksetzung und Unterdrückung verdächtigt und befleckt den herrschenden Glauben nicht minder, als sie den unterdrückten quält; die Ehre des einen ist nicht minder als die bürgerliche Wohlfahrt der Bekenner des anderen dabei betheiligt, daß die Religion befreit werde von dem Bündniß mit der Gewalt und dem Unrecht, gereinigt von der unlauteren Berührung mit der auf irdische Zwecke gerichteten Heuchelei und Lüge. Daß der Streit um religiöse Wahrheit fortan mit redlichen Waffen geführt, daß die Menschheit zuvörderst der Erkenntniß der Wahrheit würdig werde, indem sie es verschmäht, sich ihrer länger als Vorwand zur Erreichung niedriger Zwecke zu bedienen — das ist das Ziel und die Bedeutung des Ringens nach Gewissensfreiheit. Ob Kerker und leibliche Qualen, wie in den Jahrhunderten der tiefsten Finsterniß, den Glauben treffen, der von dem herrschenden abzuweichen sich erkühnt, ob, wie in unserem das sich erleuchtet nennt, die Entziehung der theuersten Rechte, die Ausschließung von ehrenvoller und erfreulicher Thätigkeit — das ist nur dem Grade, nicht dem Wesen nach von einander verschieden; das Gewissen ist in dem einen Fall so wenig frei, wie in dem anderen. Ja, die Natur des Menschen bringt es mit sich, und die Erfahrung lehrt es, daß die augenblickliche Gefahr in den meisten Fällen Märtyrer, die langsame Entbehrung eines ganzen Lebens aber in vielen Fällen Heuchler macht, so daß sie, wenn auch leiblich minder hart, moralisch um so verderblicher wirkt.

Aber nicht minder als das rechtliche, ist es das sittliche, das humane Verhältniß zwischen den Bekennern verschiedener Religionen, welches in unseren Tagen ein besseres, reineres, der Menschheit würdigeres werden soll. Mit dem Unrecht soll auch der Haß, seine Quelle zugleich und sein Erzeugniß, überwunden werden. Wie dieser Sieg zu gewinnen, auch dafür bedürfen wir eines Vorbildes, denn der Wege, die zu dem Ziele zu führen scheinen, sind mehrere, und einer oder der andere derselben dürfte ein Irrweg sein. Wo aber fänden wir ein solches Vorbild reiner und erhabener, als in der Freundschaft Lessing's und Mendelssohn's? Denn auch jenes Streben der Versöhnung, das jetzt in alle Gebiete des Lebens zu bringen sucht, und manchem tief gewurzelten Vorurtheil, mancher schwer zu besiegenden Hartnäckigkeit auf diesem Wege begegnet, konnte sich damals erst auf den Gipfeln des Lebens, in der Region weniger hochgebildeter Geister — hier aber wiederum ohne Kampf und Mühe — geltend machen. Erst in der Person ihrer edelsten Vertreter allein konnten sich die feindlichen Religionsparteien, die lange in Haß und Zwiespalt getrennten Geistesrichtungen, die Hand der Liebe und der Anerkennung reichen. Auf den Höhen der philosophischen Speculation, wohin keine Sonderung reicht und keine Leidenschaft, wo alles Zufällige, alles Unfreie abgestreift wird, wo die Seele keine Abkunft kennt und keine Vergangenheit, wohin der Geist nichts mitbringt, als das reine Streben nach ewiger Wahrheit, — da mußte die erste Begegnung stattfinden. Aber die Seelen weilen nicht für immer auf jenen Höhen; sie finden von da wieder den Weg hinab in das Leben, dessen wahrhaft werthvolle Beziehungen sie alle in geläuterter, in verklärter Gestalt von Neuem ge-

winnen. Die Einigung, zu welcher ſie auf den höchſten Stufen der Wahrheitsforſchung, wo alle Verſchiedenheit, alle Perſönlichkeit ſchwindet, gelangt ſind, wird dann zum lebendigen Liebesband, das auch die beſonderen, mannichfaltigen Elemente des wechſelſeitigen Daſeins umfaßt. Denn die Liebe — in allen ihren Geſtaltungen, von der perſönlichen Zuneigung an bis zu dem Ideale der Humanität — erſtreckt ſich weſentlich auf eben jenes Individuelle, welches die Philoſophie einen Augenblick aufhebt. Ja, es iſt vielleicht der höchſte Gewinn, den uns die letztere bietet, daß ſie durch die Hinweiſung auf den höchſten Standpunct der Forſchung, der allen Geiſtern ein gemeinſamer iſt, alle untergeordneten, beſonderen, menſchlichen Standpuncte in das rechte Verhältniß der Duldung, der Liebe zu einander bringt. Wenn ein geringer Fortſchritt auf der Bahn der Weisheit Manchen hochmüthig macht, anmaßend gegen fremde Meinung, ſchroff gegen fremden Irrthum, ſo finden wir immer, daß der weiteſte Fortſchritt, daß die Einſicht in die Grenzen aller menſchlichen Erkenntniß zur Duldung gegen die Anſichten Anderer, zur Nachſicht gegen ihre Irrthümer ſelbſt, zurückführt. Auf ſolche Weiſe dient die Weisheit der Liebe, die Philoſophie der Humanität. Im Gebiete der Speculation, da war Leſſing nicht Chriſt, war Mendelsſohn nicht Jude; aber im Leben blieb Einer wie der Andere der ihm angewieſenen Stellung treu; da ſtrebte Jeder redlich, die Keime des Guten, die in dem angeerbten Glauben lagen, zu pflegen und zu entwickeln, den Uebelſtänden, die ſich jedem überlieferten Glauben anzuſetzen pflegen, kräftig entgegenzuwirken; Jeder freute ſich an der heilbringenden Wirkſamkeit des Anderen auf dem ihm zugetheilten Boden. So ſtreng Jeder von ihnen im vertrauten Briefwechſel

über die philoſophiſchen Unterſuchungen des Freundes richtete: ſo wenig warf ſich Einer zum Richter über den Glauben des Anderen auf, ſo wenig wollte Einer dem Anderen den ſeinigen entziehen. Keiner, auch Mendelsſohn ſelbſt nicht, war ſo entrüſtet, wie Leſſing, über die unzarten Bekehrungsverſuche, die ein vorlauter Eiferer an Jenen richtete; wir ſehen ihn in gerechtem Unmuth, ſeinen auch hier zur Milde ſich neigenden Freund ermahnen, daß er doch ja den Zudringlichen derb und ernſt in ſeine Schranken zurückweiſe. Leſſing war gewiß eben ſo weit, wie Mendelsſohn ſelbſt, entfernt, die Schwächen und Vorurtheile des damaligen Judenthums zu verkennen. Aber er hat ſtets Diejenigen verachtet, welche die Schonung, ja die Huldigung, die ſie herrſchenden Irrthümern weihen zu müſſen glauben, vor dem Richterſtuhle der Vernunft wieder gut zu machen meinen, wenn ſie die Pfeile giftigen Spottes, gehäſſiger Kritik gegen die Irrthümer einer unterdrückten Partei richten. So wie ihn die Vorurtheile der Orthodoxie ſeiner eignen Kirche, mit der er einen ſo harten Kampf für geiſtige Freiheit zu beſtehen hatte, auf keine Weiſe beſtimmen konnten und durften, zu einer anderen der beſtehenden Kirchen überzutreten; ſo wie er ohne allen Zweifel zu Gunſten jener Glaubensmeinungen, die er zu theilen ſo weit entfernt war, wenn äußere Gewalt ſie hätte drängen und bedrücken wollen, den Grundſatz der Gewiſſensfreiheit mit allem Feuer ſeines Geiſtes, mit aller Selbſtverleugnung und Aufopferung, deren er fähig war, würde geltend gemacht haben: ſo war es auch ſeinem unparteiiſchen Sinn unmöglich, ein verſchiedenes Verfahren von dem Angehörigen einer anderen Religion, dieſer gegenüber, zu heiſchen, oder auch nur an ihm zu billigen; ſo mußte er das

vollkommen entsprechende Verhältniß Mendelssohn's zum Judenthum begreifen und achten.

Wie unendlich verschieden davon ist das Verfahren so Mancher, die in unseren Tagen auch für Vernunft und Aufklärung zu streiten vorgeben! Wie sehr thut es uns Noth, unsere Ueberzeugungen zu stärken an jenem großen Beispiel, damit wir durch die Verkehrtheiten des Augenblicks nicht irre werden! Die Einen pochen auf ihre Vernunft und versprechen, sich des Religionshasses, den sie einstweilen noch wie ein Schoßkind hegen und pflegen, alsbald zu entschlagen, wenn der verhaßte Glaube sich in allen Stücken nach ihren Grundsätzen wird umgeformt, sich vor ihrer Weisheit wird gebeugt haben; vorläufig behalten sie die Waffen der Finsterniß und des Unrechts bei, um sie, wie sie sagen, gegen die Vorurtheile der Unterdrückten zu gebrauchen. Sie möchten wohl die Götzen des alten Aberglaubens vom Throne stürzen, aber nur um die Götzen ihres Eigendünkels und ihrer Afterweisheit, mit gleichem Despotismus ausgerüstet, an die Stelle zu setzen; sie möchten dem alten Monopol der Seligkeit ein noch schlimmeres der Moral und des Menschenverstandes unterschieben. — Neben Diesen gehen Andere her, denen die Vernunft vollends zu gar keinem anderen Zwecke brauchbar erscheint, als zum Werkzeug des Hasses und der Bedrückung zu dienen. Dieselben Menschen, die in Wort und That dem finstersten Mönchthum huldigen, die jedes freie Wort, gegen herrschende Systeme im Staat und in der Kirche gerichtet, verfolgen und in Banden schlagen, scheuen sich nicht, dem Judenthum gegenüber das Panier der Aufklärung zu erheben, und die Aufhebung ihrer pharaonischen Gesetze, die Milderung ihrer mittelalterlichen Barbarei an die Aufstellung

eines helleren, geläuterten Religionsſyſtems zu knüpfen. Wie ſie den Glauben durch die unreine Berührung mit der Heuchelei und dem Gewiſſenszwange befleckt haben, ſo wollen ſie nun auch die Sache des Lichts und der Vernunft beflecken. Doch auch dieſen wird ihr wahrer Werth ungetrübt verbleiben; ſie werden aus der Fülle der inneren Kraft die unlautere Gemeinſchaft zurückweiſen. Jeder möge, dem Geiſte eines Leſſing, eines Mendelsſohn nacheifernd, in ſeinem Kreiſe mit aller Macht der Ueberzeugung Vorurtheile beſtreiten, den befangenen Sinn hellerer Einſicht öffnen; aber Jeder ſei auch in demſelben Geiſte bereit, jede Religionsmeinung, und ſei er noch ſo weit entfernt, ſie zu theilen, gegen das Gift des Haſſes wie gegen die Bande bürgerlichen Druckes in Schutz zu nehmen. Vorurtheile ſollen der Einſicht und der Lehre, nicht der Bosheit, unklare Vorſtellungen ſollen einem wahrhaft helleren Syſtem, einem wirklichen Fortſchritt, nicht der lockenden Selbſtſucht weichen, die uns der erſten beſten herrſchenden Meinung oder der ihr am wenigſten mißfällig ſcheinenden in die Arme werfen möchte. Wie zwiſchen Individuen, ſo kann auch zwiſchen verſchiedenen Geiſtesrichtungen dauernde Liebe nur auf Achtung gebaut, Achtung nur durch Würde und Selbſtſtändigkeit erworben werden. Dieſe aber beſtehen hier in dem unermüdeten Fortſtreben auf geradem Wege von dem eigenen, gegebenen Standpuncte aus, zu dem höchſten Ideale der Wahrheit und der Menſchenbildung hin, ohne das mindeſte Abweichen und Beugen vor frembem Irrthum oder fremder Willkür, welches wohl hie und da augenblicklichen Beifall, herablaſſende Zuſtimmung gewinnen könnte, aber auf die Dauer nur Verachtung zu

Wege bringen und so von dem Ziele wahrer Aussöhnung und Liebe weit, weit abführen würde.

Wir haben Lessing als Kämpfer für Geistesfreiheit, wir haben ihn in seiner geistigen Stellung zu dem edelsten Repräsentanten eines fremden Glaubens betrachtet, und haben an ihm ein hohes Muster für unser Streben und Wirken zu gewinnen gesucht. Was Lessing auf so vielen Gebieten des Wissens, was er als Kritiker, als Alterthumskenner, als Forscher nach der Erkenntniß des Schönen im Bereiche der Kunst geleistet hat, liegt außer dem Kreise unserer Betrachtung und ist von Kundigeren längst gewürdigt worden. Wie ihm auf jedem Felde, das er bearbeitete, Wahrheit und Aufrichtigkeit über Alles gingen; wie er, die bescheidenste Leistung des redlich Strebenden mit innigem Wohlwollen anerkennend, der anmaßenden Oberflächlichkeit, die den eitlen Ruhm des Findens höher als die Wahrheit des Gefundenen stellte, vor Allem aber der gelehrten Parteiung und Intrigue unerbittlicher Feind war; mit welchem herben, vernichtenden Spott und Hohn der sonst so ernste Mann die Unredlichkeit, das selbstgenügsame Abfinden mit der Wahrheit, auch wo es sich um minder bedeutende Fragen handelte, zurückwies, ist dem Leser seiner Schriften bekannt. — Aber in einer Eigenschaft müssen wir ihn nochmals als hohes, lehrreiches Muster in's Auge fassen, in seiner Eigenschaft als Dichter. Er hat dieser Kunst einen großen Theil seiner Jugendkräfte gewidmet; er hat am Ende seiner Laufbahn die letzten Kräfte dazu angewendet, um in einer erhabenen Dichtung die letzten Resultate seiner theologischen und philosophischen Forschungen niederzulegen. Wenn nun eine seiner frühesten dramatischen Jugendarbeiten eine Satire auf den Judenhaß ist,

die an Bitterkeit ſeitdem nicht übertroffen worden; wenn jenes vollendete poetiſche Werk ſeiner letzten Lebensjahre die Lehre der Duldung, dem Fanatismus und Religionshaß, als ihrer dunklen Folie, entgegengeſtellt, zum Mittelpuncte hat: ſo muß uns der Einklang innig erfreuen, den wir hier zwiſchen der äſthetiſchen und der humanen Richtung, zwiſchen der Liebe zum Schönen und der Liebe zu der leidenden Menſchheit, zwiſchen dem Genius der Dichtkunſt und dem Genius der Menſchenliebe wahrnehmen. So natürlich dieſer Einklang, der auch der Poeſie Schiller's einen ſo hohen Werth verleiht, dem unbefangenen Sinn erſcheinen mag, ſo hoch lernen wir ihn ſchätzen, wenn wir ihn in ſpäteren poetiſchen Schöpfungen Anderer ſchmerzlich vermiſſen und faſt abſichtlich vermieden ſehen, wenn wir ſogar finden, daß eine einſeitige, mißverſtandene, weichliche Liebe zum Schönen der Sache des Rechts, der Freiheit, der Humanität, ſtatt ihr zu dienen, vielmehr Abbruch gethan hat, indem ſie den ihr gewidmeten Beſtrebungen gerade da eine reiche Summe des Mitgefühls entzog, wo ſie warmer, ausdauernder, tröſtender Theilnahme am dringendſten bedurften. Es hat nämlich lange Zeit eine Aeſthetik geherrſcht, die das Schöne nur in der ſtolz aufgerichteten Geſtalt des Siegers zu erkennen wußte, nicht auch in der muthig ringenden Geſtalt des Unterliegenden; eine Poeſie, die nur Sieges-, keine Schlacht-Lieder ſingen mochte; eine Kunſt, die es trefflich verſtand, den Wagen des Triumphators zu bekränzen, ihm den Siegesſchweiß ſchmeichelnd von der Stirne zu fächeln, die ſich aber von dem an den Wagen gebundenen Sclaven abwendete mit Ekel und Verachtung. Mag auch in dem gefurchten Antlitz das ungeſchwächte Gefühl der Menſchenwürde den Todeskampf kämpfen mit der Gewalt des ungerechten Schick-

ſals; mag auch jede geſpannte Muskel die unverdiente Feſſel zu zerbrechen in vergeblichem Heldenmuthe ſich anſtrengen: jene der Macht und dem Siege, dem Glanz und der Freude huldigende Kunſt zieht ſich mit Widerwillen zurück, wie die üppige Lebensluſt von dem Röcheln eines Sterbenden. Man hat dieſer Kunſtrichtung und ihren Vertretern vorgeworfen, ſie ſeien Feinde der Freiheit und des Fortſchritts, ſie huldigten der Gewaltherrſchaft und dem Stillſtande. Darin freilich hat man ihnen Unrecht gethan; ſie huldigten nur der Stärke und der Behaglichkeit des Beſtehenden. Nicht der Freiheit der Völker, nur dem mühſamen, ſtaubbedeckten, ſchweißtriefenden Kampf um die Freiheit waren ſie abhold. Sie würden der triumphirenden Demokratie Kränze gewunden und Siegeslieder geſungen haben; aber das Geräuſch des Streites, das unvermeidliche Drängen und Treiben der Strebenden und Ringenden, die Klage der vergeblich Geopferten, ſtörten die vornehme Ruhe ihrer Muſe. So wurde dann eine Theorie erſonnen, welche die Poeſie ein für alle Male vor der läſtigen Mahnung an die höchſten Intereſſen der Menſchheit ſchirmen, welche, wie man den Pöbel von den zierlichen Pforten, von dem geglätteten Boden eines Palaſtes abhält, ſo die Angelegenheiten und Forderungen des Volkes, der Geſellſchaft von der Schwelle des Muſentempels zurückweiſen ſollte. Alle die großen Beziehungen, die man in den engen Namen der Politik zuſammenzudrängen vermochte, wurden mit dem einen Worte poetiſch geächtet, wurden als ein für die Poeſie unangemeſſener Stoff, als ihrer Natur nach ſchlechtweg unpoetiſch verworfen. Als wenn es irgend eine tiefe Regung der Menſchenbruſt, irgend eine mächtige Bewegung der Menſchengeſchichte geben könnte, welche die Poeſie von dem

Bereiche ihrer verklärenden Liebe ausschlösse! Als wenn ihr allumfassendes Auge nicht leuchtete jeder Empfindung, jeder Freude und jedem Leid, jeder guten That, jedem edlen Opfer! Man glaubte etwas sehr Kluges gesagt zu haben, wenn man bemerkte, Recht, Freiheit, Gleichheit, Duldung seien zu abstracte Ideen, um für eine dichterische Behandlung empfänglich zu sein. Man vergaß dabei nur, daß erst die eigene nüchterne Auffassung, daß erst die Scheu, jene Ideen in ihrem glühenden Leben, in den heißen Herzschlägen der Völkergeschichte, in den zahllosen Kämpfen und Opfern, die ihnen galten, zu erfassen — daß erst diese sie zu leblosen Fragen einer gleichgültigen Speculation ertödteten. Auch die mächtigste Gluth wird zur Kohle werden, wenn wir erst alle ihre Flammen sorgsam ausblasen, damit sie uns nicht versenge und unser Besitzthum nicht gefährde. Die innigsten Regungen der Natur, die unversiegbaren Stoffe der Dichtung, können alle zu Abstractionen werden, wenn man sie dazu machen will. Behandelt die Liebe als Anthropologie der Geschlechtsbeziehungen, untersucht am Weine seine chemischen Bestandtheile und den physiologischen Zusammenhang seiner Wirkungen, und es giebt in der weiten Natur keine unpoetischeren Stoffe, als Liebe und Wein. Versenkt Euch in die Wonnen der einen, erwärmt Euch an dem erhöhten Lebensreiz, den der andere bringt, und Ihr schwimmt in dem unermeßlichen Strome von Poesie, aus dem die Dichter seit dem Anbeginn des Gesanges schöpfen, ohne daß seine Fluthen um einen Tropfen ärmer geworden. Die höchsten Interessen der Menschheit, ihre Bildung, ihre Freiheit, ihr Recht, ihre Zukunft sind noch viel, viel reicher und unerschöpflicher an Poesie, als jene vielbesungenen Motive, wenn sie nur mit gleicher Wärme und

Lebendigkeit erfaßt werden. Eure Seelen müſſen ſich in ſie verſenken, ſich ihrer Freuden freuen, an ihren Schmerzen leiden, ihre Schlachten ſchlagen, aus ihren Wunden bluten; nicht Eure Neugier muß ſich allein, wie ein müſſiger, ohnmächtiger Zuſchauer, an ihnen ergötzen, nicht Euer Verſtand ſich allein, wie an ſchweren Problemen, an ihnen üben wollen. Hat ein dichteriſches Gemüth dann erſt den reichen poetiſchen Gehalt jener Elemente des humanen Lebens empfunden, ſo wird es ſowohl ihre abstracten Beziehungen, als auch die mühſamen, verſchlungenen Wege, welche im wirklichen Leben zu wandeln den Ideen oft auferlegt iſt, mit treuer Liebe verfolgen; es wird die Beſchäftigung mit ihnen, in welcher Richtung es ſei, nicht als poetiſchen Naturen ungeziemend von ſich weiſen; es wird die rauhen Pfade ebnen helfen mit ſeiner Geiſteskraft; der Mann wird rüſtig mitarbeiten an dem Werke, das der Dichter mit den Blumen des Geſanges ſchmückt. — Der Genius Goethe's hat es nicht verſchmäht, die Natur bis in ihre geheimſten Schlupfwinkel, bis in ihre trocken ſcheinenden Einzelnheiten zu verfolgen, und er hat Die als Thoren verlacht, die ihm vorhielten, die Poeſie vertrage ſich nicht mit der Erforſchung des Einzelnen und Kleinen. Aber wie mochte doch derſelbe Dichter, ſo warm und eifrig in der Auffaſſung der Natur, ſo kalt und einſeitig ſein in der des Lebens! Wie mochte er Uhlanden vorwerfen, daß ſeine Thätigkeit als Volksvertreter, die Berührung mit den geräuſchvollen Einzelheiten des politiſchen Lebens, der Poeſie Abbruch thue! Iſt nur das Leben der Natur poetiſch und der Mühe des Dichters würdig, das der Menſchheit nicht? Erträgt und erheiſcht nur die Liebe des Dichters zu der Natur einen täglichen Umgang mit der geliebten, und muß ſeine Liebe

zur Menſchheit in weiter, theilnahmloſer Ferne von ihrem Gegenſtande bleiben, damit ſie ihn ja nicht in ihren lebendigen Kreis hineinziehe? Wenn das Naturſtudium ein Paar Gedichte werth iſt, die der ernſten Arbeit geopfert werden, iſt das Schickſal des Volkes, iſt das Wohl des Vaterlandes eines gleichen Opfers unwürdig?

Es iſt gewiß, daß jene Ariſtokratie der Aeſthetik, jene theilnahmloſe Schönheitsliebe den humanen Intereſſen wirklich Abbruch gethan hat. Die Poeſie, von Anbeginn menſchlicher Cultur beſtimmt, das Herz der Menſchen der Liebe zu öffnen, zum Mitgefühl für die Freuden und Leiden, für den Kummer und die Hoffnungen Vieler zu erweitern, hätte, wenn nicht zur rechten Zeit eine natürliche Reaction eingetreten wäre, dazu gedient, den Kreis des Egoismus noch enger zu ziehen, die Theilnahme abzulenken von manchen Beſtrebungen, die, menſchlich werthvoll und bedeutend, dem einſeitigen Behagen an ſchönen Formen nicht zuſagten. Mehr aber hat wohl kein Streben auch unter dieſer Verirrung gelitten, als das der Juden um Menſchenrecht und Menſchenliebe, um Gerechtigkeit in That und Geſinnung. Denn unter allen Kämpfen iſt es dieſer, welcher der Phantaſie die wenigſten Glanzpuncte darbietet, indem er nichts als ein treues, mühſames, duldendes Ausharren zuläßt, das, wenn es nicht von der innigſten Liebe zu allem Menſchlichen aufgefaßt wird, wenig Theilnahme zu wecken geeignet iſt. Die Kräfte ſind in dieſem Fall zu ungleich vertheilt, als daß ein entſcheidender Kampf, der die Erwartung des neugierigen Zuſchauers ſpannte, der ein dramatiſches Intereſſe anregte, hier möglich wäre. Schon die Symmetrie erfordert ein gewiſſes Gleichmaß der Kräfte, und das Ringen des abſolut Schwächeren

gegen den Uebermächtigen kann künſtleriſches Mitgefühl nur durch Vermittelung des reinſten menſchlichen anſprechen. Zudem hat der Haß und der ſichere Hohn des Uebermuths vieler Jahrhunderte eine dichte, harte Rinde des Spottes und des Häßlichen um alles Jüdiſche gezogen, die nur die innigſte Menſchenliebe zu erweichen vermag, und die erſt überwunden ſein muß, damit Schönes irgend einer Art an dem enthüllten Stamm entdeckt werden könne. Ja, wir dürfen uns nicht verhehlen, daß es eine Zeit gab, wo viele der gebildeteren Juden das eigne gemeinſame Leben in dem Spiegel jenes feindſeligen Haſſes betrachteten und, voll Widerwillen über das entſtellte Bild, ſich davon abwendeten; ihr verletzter Schönheitsſinn mochte ſich mit den Leiden ihrer Glaubensbrüder, wie mit unheilbaren, häßlichen Wunden, nicht befaſſen, und froheren, anmuthigeren Gebieten ſich zuwendend, überließen ſie dieſelben ihrem Schickſale. Danken wir dem Genius der Zeit, daß eine verjüngte Aeſthetik, edler und menſchlicher, und eben ſo wohl auch ächter und wahrer, jetzt wieder herrſchend geworden! Kein Schmerz iſt ſo häßlich, wie das theilnahmloſe Auge, das ſich kalt und ſtolz von ihm abwendet; jedes Leiden wird zum Gedicht, wenn Liebe und Mitleid es auffaſſen und mildern; jede Thräne des Kummers wird Poeſie, wenn die Thräne des Mitgefühls ſich mit ihr miſcht. Jeder muthige, ausdauernde Kampf iſt des Liedes werth, nicht der Rieſenkampf gleich gewaltiger Kräfte allein, ſondern auch der machtloſe Widerſtand gegen übermächtiges Unrecht. Um den Zertretenen unter dem Hufe feindlicher Roſſe kann das Lied des Dichters würdig klagen; nur wer vor der Schlacht aus den Reihen gewichen, den verſchmäht und verachtet es. Die Feigheit und die Gefühlloſigkeit allein ſind

die auf ewig Ausgestoßenen aus dem Reiche der Dichtkunst, die des Liedes Unwürdigen zu allen Zeiten.

Ein Blick auf Lessing's erhabenste Dichtung, auf seinen Nathan, lehrt uns, wie weit die Muse Lessing's von den gerügten Vorurtheilen entfernt gewesen. Der Duldung, der Gewissensfreiheit und der Menschenliebe ist diese Dichtung geweiht; Haß und Fanatismus sind die blinden Dämonen, mit denen Weisheit und Liebe ringen, und die sie siegreich überwinden. Es hat nicht an Beurtheilern gefehlt, die, der einmal angenommenen Theorie zu Gefallen, den Nathan nicht poetisch finden wollten, weil er, wie sie sich ausdrückten, eine didaktische Tendenz habe. Als wenn es dem Dichter unziemlich wäre, zu lehren und zu bilden! Es liegt dabei ein Mißverständniß eigner Art zu Grunde. Nicht, daß gelehrt werde, sondern die Art und Form der Lehre kann allein der Poesie Abbruch thun. Auch die Natur lehrt; aber sie lehrt, ohne die Absicht zu lehren uns sichtbar vor die Augen zu stellen; sie lehrt, indem sie schafft bildet und erhält. Wir dürfen von dem Dichter verlangen, daß er diesen geheimnißvollen Reiz der Natur möglichst nachahme, daß er uns durch lebendige Schöpfungen anziehe und gewinne, und uns, während wir in liebender Anschauung schwelgen, beinahe unvermerkt belehre. Wir können daher dem Dichter dann, aber auch nur dann, einen Vorwurf machen, wenn uns seine Gestalten ohne Theilnahme lassen, wenn wir, anstatt die lebendige Anregung unserer Gefühle zu erfahren, die wir zunächst und am unmittelbarsten erwarten, nur die erkältende Absicht, uns zu belehren, wahrnehmen. Wem aber die Charaktere in Lessing's Nathan kein warmes Mitgefühl erregen, wem die Vertreter der drei Religionen nicht die Dul-

dung und die Liebe, die ſie lehren, durch ihre Perſönlichkeiten abgewonnen haben, noch ehe ſie ſie gelehrt, der iſt des poetiſchen Mitgefühls überhaupt nicht fähig, und der mag ſeine eigne dürre Natur anklagen, wenn er nichts als die Abſicht, ſeinem widerſtrebenden Bewußtſein erhabene Lehren beizubringen entdecken kann. Auf das Beſtreben zu lehren, Licht und Erkenntniß zu fördern, konnte ein Geiſt, wie Leſſing's, in keinem Zweige ſeiner reichen Thätigkeit verzichten, und man darf annehmen, daß er der Dichtkunſt entſagt haben würde, hätten ihre Geſetze wirklich einen ſolchen Verzicht von ihm gefordert. Aber die wahre Poeſie verbietet ſo wenig zu lehren, wie ſie zu lieben verbietet. Nur darf die Lehre ſo wenig wie die Liebe, die Weisheit ſo wenig wie das Gefühl, die poetiſche Schöpfungskraft in Erfindung und Sprache erſetzen ſollen; nur müſſen ſie, wie ſie es in der Leſſing'ſchen Dichtung in vollem Maße thun, die Bedingungen der poetiſchen Form, deren ſie ſich bedienen, auch zu erfüllen wiſſen.

Der Umſtand, daß Leſſing den Lichtpunct dieſer Dichtung in den Charakter des Juden geſetzt hat, — woran die Unduldſamkeit ſeiner Zeitgenoſſen ſowohl als mancher Späteren großes Aergerniß genommen — darf hier nicht unberührt bleiben. Ein erhabener Gedanke der Humanität und der poetiſchen Gerechtigkeit, in ihrem edelſten Sinne aufgefaßt, iſt darin nicht zu verkennen. Welche würdigere Aufgabe kann die Poeſie ſowohl wie die Menſchenliebe ſich ſtellen, als die, die ſchmerzlichſten Wunden zu heilen, die der Haß geſchlagen, in die tiefſte Nacht verkennender Liebloſigkeit und verblendeten Vorurtheils das Licht menſchlicher Billigkeit, liebender Anerkennung zu tragen? Weil das Judenthum am längſten und am härteſten

gelitten unter Druck und Haß und Verfolgung, darum wählte die Muse Lessing's es zum Eckstein an dem poetischen Tempel der Versöhnung und der Menschenliebe. Der Dichter läßt seinen Juden am Wenigsten, seinen Christen am Meisten durch eigenes Vorurtheil befangen sein; er läßt in Jenem vom Anfang der Dichtung an jene Gesinnung reiner Menschlichkeit leuchten, zu welcher der Letztere erst nach manchen Irrungen und inneren Kämpfen gelangt. Wir wollen diese Schöpfung eines eben so tief menschlichen wie poetischen Gemüths weder zu Anklagen, noch vollends zu eitler Selbsterhebung benutzen; wir wollen vielmehr in beiden Charakteren, in dem, der vollendet vor uns auftritt, wie in dem, der vor unsern Augen der Vollendung entgegenstrebt, auf gleiche Weise nur beschämende Bilder unerreichter Ideale erblicken, die der Dichter den verschiedenen Religionsparteien hat vorhalten wollen. Aber eine tiefere Bedeutung, als die eines bloßen Werks der Laune oder willkürlicher Vorliebe wird uns in jenem Verhältniß, in jener von dem Dichter dem Juden angewiesenen innigeren Vertrautheit zu der höchsten Idee der Humanität, zu finden wohl vergönnt sein: eine Bedeutung, die das Gedicht in Worten nicht aussprechen durfte, die aber als das Wort des Räthsels seiner poetischen Anlage in seinem tiefsten Kerne verborgen zu liegen scheint, und die des Geistes und des Gemüthes des Dichters gleich würdig ist. Wie ich diese Bedeutung begreife, sei mir vergönnt, jetzt zum Schlusse darzulegen.

Wenn wir die Geschichte als von einer allwaltenden Vorsehung beherrscht und geleitet betrachten, so müssen wir für das Unrecht und den Druck, welche durch Jahrhunderte darin gewaltet haben, eine doppelte Lösung suchen, eine Genugthuung

nämlich und einen Zweck. Die eine finden wir in dem anderen; denn einem hohen Zwecke der Menschheit durch sein Leiden gedient haben, ist Genugthuung. So lange nun jede Religionspartei die volle, reine Wahrheit über göttliche Dinge, das absolute Heil der Menschheit für alle Zeiten in ihren Lehrsätzen zu besitzen glaubte, so lange war ihr in diesem Glauben ein genügender Ersatz für jede Entbehrung und Verfolgung gegeben, und die Grausamkeiten der herrschenden Partei waren eher geeignet, den Eifer der verfolgten anzuregen, als ihn zu ersticken. Wenn auch Ueberzeugungen solcher Art noch in unseren Tagen in vielen Gemüthern im Kreise einer jeden Confession ihre volle Macht ausüben, so hat doch auch eine andere Ansicht zu viele Anhänger gewonnen, als daß nicht auch von ihrem Standpunct aus die Lösung jenes weltgeschichtlichen Problems gesucht werden müßte. Eben dieser Ansicht hat wiederum Lessing — in seinem Fragment über die Erziehung des Menschengeschlechts — den würdigsten und edelsten Ausdruck gegeben. Sie legt den verschiedenen Religionen einen freilich hohen, aber doch nur relativen Werth in dem Plane der Weltregierung bei; sie betrachtet sie als Stufen und Vorbereitungen zu der höchsten menschlichen, gottgefälligen Ausbildung; sie findet in ihnen neue belebende Ausgangspuncte des Strebens nach Wahrheit und Vollendung, nicht aber dessen Erfüllung. Auch von dem Standpuncte dieser Ansicht aus kann der unterdrückten Partei als solcher ein erhabener, tröstender Beruf angewiesen werden. Denn die Geistesrichtung der herrschenden Mehrzahl möchte zu Zeiten leicht geneigt sein, sich selbstgenügsam dem höchsten Ziele der Menschheit unterzuschieben, in eitler Selbstvergötterung des Strebens und des Fortschritts zu vergessen. Die vergessenen

und verſchmähten finden in ſolchen Augenblicken berufene Vertreter in den Reihen der verfolgten und gehaßten Minderzahl; denn dieſe leidet am ſchmerzlichſten durch jenen Stillſtand und jene Verirrung. Manche Einſicht, zu welcher zu gelangen dem Angehörigen der herrſchenden Partei vielleicht eine gewiſſe Selbſtüberwindung koſtet, wird dem Unterdrückten ſchon durch ſein Leiden nahe gelegt. Jedes individuelle Verdienſt ſchwindet freilich völlig von dieſem, wie faſt von jedem höheren Standpunct aus. Aber Der iſt überhaupt ein Thor, der ein Verdienſt in ſeiner Meinung ſucht. Anſpruch auf Anerkennung hat nur die That, nie die Meinung. Wer auf ſeine Meinung eitel iſt, wer durch ſie bei Anderen gelten will, der hat ſicherlich nicht allein kein Verdienſt, er hat auch keine Meinung. Denn wer wahrhaft meint und denkt, Der meint und denkt ſo urſprünglich und unwillkürlich, wie er lebt und athmet; er kann daher in dem Einen ſo wenig ein Verdienſt ſuchen wie in dem Anderen. Aber ſtatt der leeren Eitelkeit, zu der es uns jeden Vorwand raubt, giebt uns das Bewußtſein eines höheren Berufs Stärke und Ausdauer, und manches mahnende Wort, wenn es auch aus ungern gehörtem Munde kommt, kann ſchlummernde Kräfte wecken, in Trägheit verſunkene in Gährung bringen, und kann auf ſolche Weiſe Werth, wenn auch ohne Verdienſt, erwerben. Dieſe hier nur anzudeutende Vorſtellung einer höheren Beſtimmung muß Denjenigen unter den wegen ihres Glaubens Unterdrückten Kraft und Haltung geben, denen der religiöſe Fanatismus ſeine mächtige Stütze verſagt. Dieſes Bewußtſein muß uns theuer und heilig ſein, uns, die wir es für eine Verſündigung an der Menſchheit halten, die Wahrheit als ein Erbgut eines Stammes oder einer Partei beſitzen zu wollen, uns, die wir keine andere Wahrheit kennen, als die das

zu erringende Gut ist der Strebenden aller Zeiten und Völker, aller Himmelsstriche und Confessionen, von der Keinen die Geburt, von der nur die Lüge und die Heuchelei und die Geistesträgheit ausschließt; uns, die wir mit dieser Gesinnung an die Gemeinschaft unserer Glaubens- und Leidensbrüder mit den Banden der Ehre und der Pflichttreue so unauflöslich gekettet sind, wie der Fanatismus nur je zu ketten vermocht hat; die wir so manchen Lockungen des Gewinns, des Ehrgeizes, der freudigen Wirksamkeit zu widerstehen haben, ohne daß uns ein Wahn ausschließenden Besitzes der Wahrheit, näheren Anspruchs auf ein anderes Leben dafür entschädigte. Wir müssen festhalten an dem Gedanken, daß wir, wenn auch ein schwaches Häuflein, doch an der uns angewiesenen Stelle muthig aushalten für die Sache der Humanität; daß wir, nicht im Interesse bestimmter Wahrheiten, sondern in dem der Wahrheit, d. h. des reinen Strebens nach ihr, einen fortwährenden Widerspruch erheben gegen die Fälschung der Wahrheit, gegen den Dienst der Lüge, die in dem Institut eines herrschenden Glaubens, in der Anknüpfung bürgerlicher Vortheile an ein Glaubensbekenntniß liegen! In diesem Sinne laben wir uns an dem Bilde des weisen Nathan; in diesem Sinne, glauben wir, hat des Dichters Gerechtigkeit dem Unterdrückten eine weltgeschichtliche Vergeltung zuerkennen wollen, indem er ihm eine vertrautere Beziehung zu der Idee der Humanität anwies. Das ist der einzige, theuer erkaufte, bevorzugte Anspruch, den wir erheben zu dürfen glauben; wir freuen uns, ihn uns durch Lessing eingeräumt zu sehen.

In diesen Gesinnungen wollen wir dankbar und ehrerbietig Steine herbeitragen zu dem Denkmale, das unser deutsches Vaterland seinem großen Sohne setzen wird.

Jüdiſche Briefe.

Zur Abwehr und zur Verſtändigung.

Erſtes Heft.

1840.

Vorrede.

Es ſind dieſem Hefte nur wenige Bemerkungen vorauszuſchicken, da die gewählte Form mir geſtattete, im Beginn der Arbeit ſelbſt die perſönlichen Beziehungen zwiſchen dem Verfaſſer, dem Stoff, dem Buch und dem Leſer, welche gewöhnlich eine Vorrede zu erledigen beſtimmt iſt, zu berühren. Aus dieſer Rückſicht möge man auch die ſubjective Weiſe der beiden erſten Briefe entſchuldigen, indem man ſie als eine Art von ausführlicherem Vorwort, der Verſtändigung über den Standpunct und die Denkungsart des Verfaſſers gewidmet, betrachtet.

Ich habe die Briefe nach den Zeitpuncten datirt, in denen ungefähr die erſte Idee zu einem jeden entſtanden iſt, und in die auch meiſt die Aeußerungen fallen, welche ich zum nächſten Gegenſtand meiner Betrachtungen und Widerlegungen gemacht habe. Ich hätte wohl, ſtatt dieſer, ähnliche Gehäſſigkeiten, die dem Augenblick näher liegen, zu Anknüpfungspuncten wählen können; aber ich glaubte weniger die neueſten, als die ſchärfſten und bezeichnendſten hervorheben zu müſſen. Dabei mußte ich mich denn in ſo

weit der Zeit nach zurückverſetzen, als in die Beurtheilung von Ausſprüchen, die bis in den Anfang des Jahres 1838 gethan worden, ſpätere Thatſachen nicht hineingezogen werden durften. Der weſentliche Inhalt der Beſtreitung aber gilt für heute und für alle Zeiten.

Ich muß bezweifeln, ob die Stoffe, deren Behandlung dieſes Heft gewidmet iſt, gerade der Mehrzahl Derer, welche überhaupt an dem Gegenſtande Antheil nehmen, als die wichtigſten, als die der Auswahl zur augenblicklichen Beſprechung würdigſten erſcheinen werden. Mir aber ſind ſie ſo erſchienen. Ich bin ſtets der Meinung geweſen, daß es zu jeder Zeit der edelſte Theil unſerer Aufgabe iſt, die geiſtige und ſittliche Bedeutung unſeres Strebens zu vollſter Klarheit zu bringen und darin zu erhalten, und deshalb alle Verdrehungen und Verdächtigungen, durch die das Weſen jenes Strebens befleckt werden ſoll, mit aller Kraft zurückzuweiſen. Für die Erringung bürgerlicher Rechte mag ein Zeitpunct geeigneter als der andere ſein, und es kann leider nicht behauptet werden, daß die Strömung des Augenblicks — dieſen im engſten Sinn genommen — ihr günſtig wäre. Aber die Behauptung ſittlicher Würde iſt immer an der Tagesordnung; ſie kennt keine Ungunſt der Zeit; ſie beruhet in uns ſelbſt und erfordert nichts als die Stärke des Willens und des reinen Bewußtſeins.

Sollte ich dieſe Briefe fortſetzen, wozu es an mannichfachem Stoffe nicht fehlt, ſo werde ich auch auf die bürgerlichen Angelegenheiten der Juden und auf andere, welche die Gemüther in der Gegenwart vorzugsweiſe beſchäftigen, zurückkommen. Ob und wie weit ich ſie fortſetzen werde,

kann ich aber noch nicht bestimmen. Entschlossen bin ich für jetzt nur, ein zweites Heft nach einigen Monaten diesem ersten folgen zu lassen, das jedoch verwandte Gegenstände behandeln und gleichsam ein Ganzes mit demselben bilden wird. Ob ich dann fortfahre, wird großentheils davon abhängen, ob diese beiden ersten Hefte den gewünschten Anklang und Theilnahme bei Gleichgesinnten finden. Ich gestehe, daß ich diesen Erfolg nicht entbehren kann, da ich in ihm die einzige Bürgschaft einigen Werthes bei Leistungen dieser Art erkenne, welche, weder dem Gebiete der Wissenschaft noch der Kunst als selbstständige Werke angehörend, in der unmittelbaren Wirkung allein, die sie auf die Gesinnung der Leser üben, eine gewisse, wenn auch flüchtige Bedeutung finden können. Die Besorgniß, die ich schon vor beinahe fünf Jahren in der Vorrede zu dem zuletzt erschienenen Heft des „Juden" ausgesprochen habe, daß meine geringe productive Kraft sich an der wiederholten Bearbeitung ähnlicher Gegenstände aufgerieben haben möchte, drängt sich mir bei jedem neuen Versuch natürlich mit größerer Stärke auf. Ich will jedoch gern der guten Sache das Opfer bringen, es ein oder zwei Mal darauf hin zu wagen, daß ich die Theilnahme, in der ich sonst meinen Lohn fand, nicht mehr zu wecken im Stande sei. Nur das Opfer, in dauernder Trivialität zu verharren, vermag ich nicht zu bringen; auch bezweifle ich, daß ein solches Opfer der guten Sache sehr zu Statten kommen würde. Ich kann deshalb eine Verpflichtung zu weiterer Fortsetzung im Voraus nicht übernehmen. Wenn ich bald wieder schweigen, wenn meine literarische Thätigkeit auf diesem Gebiete allmählich ganz

erſchlaffen ſollte, ſo bitte ich, daß man meinen früheren Bemühungen ein freundliches Andenken bewahren und daß man vor Allem nie in der mangelnden Ausdauer des Willens den Grund eines allein durch die erſchöpfte Fähigkeit veranlaßten Aufhörens ſuchen, daß man nie als die Schwäche des Menſchen auslegen möge, was allein die Schwäche des Schriftſtellers ſein würde.

Bockenheim, im Januar 1840.

Erſter Brief.

Februar 1838.

Du fragſt, lieber Freund, warum ich ſo lange über unſere gute Sache geſchwiegen, warum ich ſeit drei Jahren, ein Paar ganz unbedeutender Aufſätze abgerechnet, nichts mehr für die bürgerliche Gleichſtellung der Juden geſchrieben habe. Dieſelbe Frage hat ſchon mancher Wohlwollende an mich gerichtet. Aber ich glaube, daß es zum großen Theil Deine und Anderer Liebe iſt, die Euch dieſe Frage eingiebt, weil Ihr die Stimme des Freundes ungern vermißt, und weil ſein Schweigen Euch vielleicht um ſeinetwillen beunruhigt. Hättet Ihr allein die Sache und ihren Vortheil im Auge, ſo würdet Ihr erkennen, daß ſie bereits Organe gefunden hat, die für den Umſchwung, den die Verhältniſſe genommen, geeigneter ſind, und daß ich ihr in dieſem Augenblicke kaum nützlich dienen kann. Du ſagſt auch — und das fordert mich freilich zu ernſter Erwägung auf —, es ſeien einmal Viele gewohnt, meine Stimme in dieſem Kampfe zu hören, und ihr Verſtummen könnte auf Einen oder den Andern wie ein Zeichen der Entmuthigung wirken und eine ähnliche Stimmung bei ihm erzeugen. Das wäre freilich ein ſeltſamer, trauriger, für mich ſehr ſchmerzlicher Irrthum: aber wie

ſoll ich ihm denn wehren? Was nenneſt Du, was nennen Andere Entmuthigung? Verſtändet Ihr darunter ein Verzweifeln an der Sache, an dem Rechte, an ſeinem Siege, ſo läge darin ein ſchwerer Vorwurf gegen mich; ich fühle aber, daß ich ihn durch nichts verdient habe. Wenn ich dagegen nicht die Sache, ſondern allein mich ſelber aufgäbe, wenn ich lediglich an mir, an meiner Kraft, an meiner Fähigkeit, das Recht, für jetzt wenigſtens, von Neuem mit Vortheil zu vertheidigen, irre geworden wäre, was läge dann daran? Wenn ſich Einer im Gefühle der Erſchöpfung vom Kampfplatze zurückzieht, wird er nicht anfeuernd und theilnehmend den friſchen Streitern nachſchauen, die mit rüſtigen Kräften ausziehen, dem Zurückbleibenden zum Abſchied freundlich die Hand drücken, und dann, unbekümmert um den Vorgänger, den Streit des Augenblicks ausfechten? Giebt dann der ermattend ſinkende Arm, giebt ſelbſt der letzte Seufzer des für Freiheit und Recht Fallenden die Siegeshoffnung auf? Sollte er ſie nicht vielmehr in den Gemüthern der Ueberlebenden ſtärken und heben? Oder, um nicht in Bildern zu reden, die anderen, vielleicht glücklicheren Verhältniſſen entlehnt ſind: wenn ich das beſchränkte Maß meiner geiſtigen Kräfte an dieſer Sache zerarbeitet und aufgerieben glaubte, wenn ich mich für unfähig hielte, noch etwas Tüchtiges über dieſelbe hervorzubringen, würde ich darum im Mindeſten ein geſchwächtes Vertrauen in die Macht des guten Rechts verrathen? Auch die beſte Sache erfordert ſcharfe Waffen des Geiſtes, um ſie auf würdige Weiſe zu vertreten; die beſte kann nicht mit Gemeinplätzen, nicht in längſt ausgefahrenen Gedankengleiſen vertheidigt werden. Wenn ich nun die friſche Quelle des Schaffens in meinem Kopfe verſiegt fühlte, ſollte ich fort-

ſchreiben in matten Wiederholungen, um nur recht oft Lebenszeichen von mir zu geben? Sollte ich mich mit machtloſen Verſuchen einer erliegenden Kraft quälen, damit Keiner die Ausdauer meines Willens bezweifle? Iſt doch eine erſtorbene Fähigkeit, ein entkräfteter Arbeiter nicht der Rede werth! Ueber die Schickſale von Tauſenden geht ja das Rad der großen Zeitereigniſſe gleichgültig hinweg; Tauſende von Glücklicheren führt der rollende Wagen dem Ziele näher, wie unendlich wenig iſt da an einem verlornen Streiter gelegen!

Wenn Du vermutheſt, daß die Unzufriedenheit mit dem geringen bisherigen politiſchen Erfolge meiner und fremder Bemühungen mich beſtimmt habe, ſie vorläufig aufzugeben, ſo mißdeuteſt Du meine Geſinnung. Das freilich kann ich nicht leugnen, daß ich in jugendlichem Vertrauen auf den Genius der Zeit raſchere Fortſchritte gehofft habe und darin ſchmerzlich bin enttäuſcht worden. Aber die Klage darüber kommt nur der Menſchheit, nicht der einzelnen ſtrebenden Kraft zu, der ich gar keinen Anſpruch auf Erfolg, gar kein Recht über die ausbleibende Wirkung zu ſchmollen, wegen ihrer Langſamkeit zu ermüden, einräume. Ich habe ſtets von der Wirkſamkeit eines Einzelnen für eine gute und große Sache eine ſo überaus geringe Vorſtellung gehabt, — zumal in unſerer Zeit, wo ſtatt der früheren Alleinherrſchaft begabter Geiſter die einſtimmige Geſinnung Vieler das auserwählte Organ der höchſten Ideen geworden — daß auch der allerkleinſte nachweisliche Erfolg mir genügend ſcheinen würde, um das Bewußtſein für die Bemühungen eines ganzen Lebens zu belohnen und zu immer erneueten Anſtrengungen zu ermuntern. Aber ſelbſt jene Nachweislichkeit auch des kleinſten Erfolgs bezweifle ich, und halte

es für Thorheit und Engherzigkeit, ſie zu fordern. So anſchaulich der Zuſammenhang von Urſache und Wirkung meiſt in der Körperwelt iſt, ſo tief verborgen iſt er oft in der geiſtigen. Daß der in den Schoß der Erde gelegten Saat die Frucht entſprießt, das ſehen wir: aber welcher der Saaten die Früchte des Rechts, der Freiheit, der Tugend und alles ſittlich Guten entkeimen, das bleibt uns häufig ein Geheimniß. Die Guten ſtreben und wirken für das Gute, ſie freuen ſich ſeiner Fortſchritte, ſie beklagen und bekämpfen die Hemmniſſe, die ſich ihm entgegenſtellen: aber in wie weit gerade durch ihr Thun der Fortſchritt gefördert, die Hemmung beſeitigt wird, ob nicht ohne ihr Bemühen die Macht der Idee, das weiſe Walten der Vorſehung auf anderen Wegen, durch andere Mittel dasſelbe Ziel erreichen würde, darüber wird ihnen in der Regel keine Gewißheit: denn nur im Großen und Ganzen, wo die Thätigkeit des Einzelnen wie ein Tropfen im Meere verſchwindet, laſſen ſich Urſache und Wirkung in der Geſchichte nachweiſen. Ich möchte gerade dieſer Ungewißheit über den Erfolg unſeres Wirkens eine hohe Bedeutung für deſſen ſittlichen Werth beilegen. Die Ausſicht auf einen ſicheren, anſchaulichen Erfolg würde ſo lockend, ſein Eintritt ſo lohnend ſein, daß kaum der That noch irgend ein Verdienſt der Uneigennützigkeit bleiben würde; das Selbſtgefühl würde darin eine ſo ſüß ſchmeichelnde Befriedigung finden, daß kaum noch für ein anderes Motiv daneben Raum bliebe. Soll eine Wirkſamkeit von eigenem ſittlichen Werthe ſein, ſo muß ſie eine gewagte ſein und muß etwas von dieſer Eigenſchaft ſelbſt nach erreichtem Ziele behalten. Wir müſſen den ſchönſten Lohn des Handelns zu allen Zeiten in ihm ſelbſt finden, und uns des Fortſchrittes, des Er-

folges, des Sieges der guten Sache freuen, ganz abgesehen davon, ob wir uns daran einigen Antheil zuschreiben dürfen oder nicht. Beseelt uns diese Gesinnung, so werden wir auch bei augenblicklichen Rückschritten und Unfällen trauern, freilich mit allen Guten, aber nicht in grämlicher Selbstsucht die eigne verlorne Mühe beklagen, vielmehr im Gefühl der erfüllten Pflicht einigen Trost finden, und weder den Muth zum Handeln, noch die Hoffnung auf bessere Zeiten verlieren.

Mehr als von irgend einer Wirksamkeit gilt das Alles von derjenigen, die allein im Gebiete des Wortes, der Presse sich bewegt. Hier giebt es für die Arbeit und für ihren Erfolg gar keinen gemeinsamen Maßstab; die Art wie der Grad der Wirkung sind hier weder im Voraus zu bestimmen, noch auch selbst später zu ermitteln. Darum muß auch der erste, nächste, selbständige, der allein zuverlässige Werth jeder Aeußerung in ihr selbst, in ihrer Wahrheit, in ihrer Kraft, in ihrem Adel und ihrer Würde, in der Stärke der Gesinnung, die sie ausdrückt, in der Macht der Ueberzeugung die sie darlegt, in der Schärfe des Gedankens den sie entwickelt, gesucht werden. Unmittelbarer Zweck des Schriftstellers kann nur das sein, auf Gesinnungen und Ueberzeugungen weckend und kräftigend einzuwirken, in die Masse geistigen Lebens ein die Gährung förderndes Element zu bringen, zu dem Gehalte und der Ausbildung des allgemeinen Bewußtseins beizutragen; practische Erfolge mögen dann, mit Hülfe höherer, unberechenbarer Einwirkungen, aus der Fülle des allgemeinen Denkens und Empfindens erblühen! In solcher Vermittelung aber verschwindet die Wirksamkeit des Einzelnen völlig, und von Verdienst, von Erfolg kann nicht mehr die Rede sein. Auch kann der Schriftsteller

leicht mit den Ueberzeugungen, auf die er zu wirken hatte, ſo ſehr in eins verſchmolzen ſein, daß Urſache und Wirkung nicht mehr unterſchieden, daß nicht mehr ermittelt werden kann, ob er nur das treue Organ in ſeiner Zeit lebender Geſinnungen geweſen iſt, oder ob er zugleich durch ſelbſtgeſchaffene Gedanken darauf eingewirkt hat. Ich geſtehe Dir, daß ich mich meiſt mit dem erſteren Ruhme begnügt habe: worin natürlich der Anſpruch auf das Verdienſt einer ſelbſtändigen, perſönlichen Einwirkung ein weiteres Gegengewicht fand. So habe ich denn auf eine ſichtbare, nachweisliche Frucht meiner Arbeiten nie gehofft, und wenn das träge Fortſchreiten der Sache der Rechtsgleichheit mich, wie uns Alle, innig betrübt, ſo miſcht ſich kein perſönliches Motiv dieſem Schmerze bei, ſo finde ich mich dadurch als Schriftſteller keineswegs entmuthigt und zum Schweigen verurtheilt.

Wohl aber iſt es jene Anſicht von dem Wirken des Schriftſtellers, welche, eben weil ſie den einzigen ſicheren Werth der Rede in ihr ſelbſt ſucht, auch dieſen Werth ſorgſamer abwägt und ihm leichter mißtraut, als es der Fall ſein wird, ſo lange man einen unmittelbaren, thatſächlichen Erfolg von dem öffentlichen Worte hofft. Jene Anſicht lehrt uns, gern zu ſchweigen, ſo oft wir unſerer Rede nicht den Gehalt eines eigenthümlichen — wenn auch nicht eigenen, doch aus der Tiefe des Zeitbewußtſeins geſchöpften — Gedankens geben zu können glauben, oder ſo oft es uns ſcheint, als habe ein Anderer ſchon das Geeignete, das Nöthige, das Wahre über irgend einen Vorfall der Gegenwart geſagt. Wir finden uns auf dieſe Weiſe der — übrigens ſehr lobenswerthen — Haſt überhoben, mit welcher Die, die ihren Worten einen unmittelbaren Einfluß auf die

Ereigniſſe zutrauen, es für eine Gewiſſensſache halten, alles Geſchehende ſofort zu beſprechen. Ich ſelbſt habe im Anfange meiner Thätigkeit, wie Du weißt, mehr als jetzt, zu dieſen Letzteren gehört, und Du wirſt vielleicht argwöhnen, daß an der veränderten Anſicht neben der Erfahrung auch — mir unbewußt — die Ermüdung einigen Antheil habe, die mit dem Gewirre meiſt unerfreulicher Thatſachen nicht Schritt zu halten vermochte. Möglich, daß Du Recht hätteſt! Jedenfalls wünſchte ich nicht, daß meine Stimmung die allgemeine würde. Doch das iſt nicht zu beſorgen. Es wird nie an rüſtigen Streitern fehlen, die in jedem Augenblick, bei jedem Anlaß über die Kraft ihrer Feder verfügen. Ich aber muß es jetzt vorziehen zu ſchweigen, ſo lange ich nicht glaube, meiner Rede den Geiſt neuer, belebender Gedanken einhauchen zu können. Es bleibt mir dabei eine ſchwache Hoffnung, daß inzwiſchen vielleicht die alten, längſt ausgeſprochenen Gedanken einigen weiteren Grund in den Gemüthern gewinnen werden.

Zu den Gründen des Zweifels an der practiſchen Wirkſamkeit ſchriftſtelleriſcher Bemühungen gehört — in beſonderer Beziehung auf den fraglichen Gegenſtand — vor Allem eine Einwendung, die ich zu oft, auch von Wohlwollenden, gehört habe, um gleichgültig dagegen zu ſein: daß nämlich meine und andere Schriften ähnlicher Art doch meiſt nur von den Betheiligten, von den Juden, dagegen von Denen, auf deren Geſinnung ſie vorzugsweiſe wirken ſollten, von den Chriſten, wenig oder gar nicht geleſen würden: ein Uebelſtand, gegen welchen ich im Bereiche meiner Kräfte nie ein Mittel habe ausfindig machen können. Auch dieſen Einwand werde ich freilich nie beachten, wenn es mir ſcheint, als könne Etwas geſagt werden, wovon

es ſeines inneren Werthes wegen gut und wünſchenswerth ſei, daß es geſagt werde, möge es nun zuerſt zu den Gemüthern noch ſo Weniger den Weg finden, und ſich noch ſo langſam und mühſelig zu den Geſinnungen der Mehrzahl die Bahn brechen. Noch weniger Rückſicht verdient er da, wo es ſich um die Abwehr ſchändlicher Verleumdungen, um die Rettung der Ehre einer Religionspartei gegen elende Beleidigungen handelt. Hier iſt es Pflicht, dem Lügner das Brandmal der Lüge öffentlich auf die Stirn zu drücken, und da es keinen höheren Grad der Oeffentlichkeit giebt als durch die Preſſe, ſo müſſen wir, nachdem wir jener Pflicht genügt haben, uns darüber tröſten, wenn unſere Gegner, das Brandmal ignorirend, in der Lüge ungeſtört fortfahren. Aber, abgeſehen von dieſem zwiefachen Moment, kann ich nicht leugnen, daß mir jener Einwand einen guten Theil der unbefangenen Luſt an meiner Schriftſtellerei verdorben und meinen Trieb zu ihr, der ſeiner Natur nach eher ſtarker Impulſe bedurft hätte, weſentlich gedämpft hat, ſo daß ich gern geſchwiegen habe, wo nicht eine Pflicht der Ehre drängte, oder anregende Gedanken ein Recht auf Veröffentlichung zu haben ſchienen. Ich fand mich abermals veranlaßt, es um ſo genauer mit dem innern Werthe von Aeußerungen zu nehmen, denen man jede Wirkſamkeit nach außen, als ſolchen die gar nicht an ihre eigentliche Adreſſe gelangten, leicht abſprechen konnte.

Ich will Dir auch nicht verhehlen, daß ich mich manchmal des Gefühls nicht erwehren kann, als ob der Boden, in welchem gerade meine Beſtrebungen ihrer Art und Weiſe nach wurzelten, mir ein wenig unter den Füßen gewichen wäre, ſo daß für den Augenblick die Bemühungen Anderer, zur Herbei-

führung practiſcher Erfolge namentlich, geeigneter ſein möchten. Auch das iſt eine Befürchtung, die allein mich, nicht die Sache angeht. Was iſt für eine Sache, die den Jahrhunderten angehört, eine Verrechnung um ein halbes oder ganzes Jahrzehend? was für ſie ein augenblicklicher Stillſtand oder Rückſchritt, der, in den Zeitverhältniſſen begründet, in der nächſten Minute durch eine glückliche Umwandlung aufgehoben werden und dem regſten Fortſchritt Platz machen kann? Aber der Einzelne, der an die frohen Hoffnungen eines beſtimmten geſchichtlichen Augenblicks ſeine Thätigkeit geknüpft hat, der kann dieſelbe leicht von dem Wirbelwinde der Reaction gefaßt und von dem Felde des Wirkens weit weg geſchleudert ſehen. Ich kann und mag nicht leugnen, daß ich mich in den Hoffnungen, die ich vor ſieben Jahren bei dem Beginne meiner Beſtrebungen auf raſchere politiſche Entwickelungen Deutſchlands überhaupt, und in Folge davon auch für unſere Frage, in Gemeinſchaft mit vielen Guten des Vaterlandes hegte, getäuſcht habe; und ich weiß nicht, ob nicht in Form und Richtung meines Strebens Manches zu innig mit jener Täuſchung verwachſen war, um, nachdem ich dieſe erkannt, in ganz unveränderter Weiſe fortfahren zu können. Du verſtehſt mich hier ohne weitere Ausführung. Du weißt auch, daß ich von dem Vergangenen nichts bereue, weder die Hoffnungen, die ja nur ein enger Augenblick täuſcht, und denen die Zukunft gewiß Wort hält, noch die Art des Strebens, die, fruchtbringend oder nicht, für mich die einzig mögliche war und ſtets bleiben wird. Wohl aber glaubte ich, ſobald es mir ſchien, als ob meine Richtung dem Strome des Augenblicks entgegen ſei, eine Zeitlang ſchweigen zu müſſen, damit ich, ohne der Geſinnung etwas zu vergeben, doch der Gefahr entginge, viel-

leicht andere, dem Moment angemessenere Bestrebungen zu stören, oder einer Sache, die der Feinde fürwahr schon genug hat, neue, übermächtige Feindschaften ohne Nutzen zuzuziehen.

Uebrigens ist mir in der That durch gewisse Vorgänge der letzten Jahre manche scharfe Waffe, deren ich mich mit Vorliebe in dem Streite für das gleiche Recht bediente, abgestumpft und untauglich gemacht worden. Der letzte Grund meiner Argumente ruhte immer auf einem vorausgesetzten Gefühl für Recht und Ehre, auf welches ich, als auf eine gemeinsam anerkannte Grundlage, sichere Folgerungen bauen zu können meinte. Wenn ich dargethan hätte, daß die dem Anspruch auf Gleichheit vor dem Gesetze entgegengestellten Motive, alles täuschenden Scheines entkleidet, aus niedriger, neidischer, schmutziger Gesinnung entsprössen und auf unrechtliche Gewalt hinausgingen, so glaubte ich der Gesetzgebung gegenüber meine Sache gewonnen zu haben. Manche Vorfälle der neueren Zeit — z. B. die berühmten Debatten der ersten Kammer des Königreichs Sachsen über die Frage, ob die Juden Schneider, Buchhändler und Advocaten sollten werden dürfen, — haben mich jedoch eines Anderen belehrt. Ich habe mich überzeugt, daß man, ohne sich mit der Bestreitung der obigen Vordersätze gerade viel Mühe zu geben, doch deren Folgen ablehnen kann. Ich habe gesehen, daß Motive, von denen ich sonst annahm, daß man sich ihrer unter allen Umständen schämen werde, zur Behauptung des Rechts der Stärkeren doch noch gut genug sind. Worauf aber soll man fußen in dem Streite für eine Sache, der keinerlei äußere Gewalt zu Gebote steht, wenn sich bei den Gegnern die Macht sittlicher Momente als unwirksam bewährt hat? Der Gemeinheit die Larve heuchlerischer Vorwände

abzureißen, das hat die Kraft der Wahrheit vermocht, und dieſer Sieg wird ihr nie fehlen; will aber jene in der eigenen, unverhüllten Geſtalt auftreten und das Feld des Unrechts gewaltſam behaupten, ſo läuft die Bekämpfung derſelben mit moraliſchen Waffen Gefahr, lächerlich zu werden. — Von der anderen Seite hat es bei keiner der legislativen Verhandlungen, welche die letzten Jahre über unſere Frage gebracht haben, an einer ehrenwerthen, mehr oder minder ſtarken, zuweilen nur um wenige Stimmen der Mehrheit nachſtehenden Minorität gefehlt, welche die Grundſätze der Ehre, der Gerechtigkeit, der wahren, lauteren Religioſität klar erkannt, treu angewendet, mit Kraft und Wärme verfochten; auch die gegenüberſtehenden Geſinnungen in ihrer Blöße darzuſtellen nicht unterlaſſen hat. So iſt denn in der That die Frage von den künſtlichen Nebeln verwirrter Begriffe, die man früher darüber verbreitet hatte, ſo ziemlich befreit, die verſchiedenen Meinungen ſind ſich ſelbſt und den Andersdenkenden klarer geworden; ſo daß der Sieg jetzt weniger von der Aufhellung der Ueberzeugungen, als von der Zahl und Stärke der Anhänger der verſchiedenen, ſcharf geſonderten Meinungen abhängt.

Wenn ich nun Deiner halb tadelnden, halb aufmunternden Frage, ſo weit es ſich dabei um erneuerte, anhaltende Thätigkeit zum Zwecke bürgerlicher Fortſchritte handelt, mit einigen Gründen, deren Geltung theilweiſe noch fortdauert, begegnet bin: ſo mag ich weder ähnliche Gründe ſuchen, noch wüßte ich ſie zu finden in Betreff der Saite, die der Schluß Deines Briefes anſchlägt und deren Ton in den Tiefen meiner Seele nachhallt. Ich bin mit Allem einverſtanden, was Du mir, fern von jeder Rückſicht auf die politiſche Frage, vorhältſt. Ich bin

mit Dir durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es in allen, ganz beſonders aber gerade in ſchlimmen Zeiten Pflicht iſt, mit all' unſerer Kraft die Geſinnungen, den Charakter, das Bewußtſein Derer, auf die wir Einfluß üben können, zu ſtärken, ſo wie durch energiſche Abwehr mannichfacher Gehäſſigkeiten ihren erbitternden ſowohl als ihren niederdrückenden Einfluß auf die Gemüther abzuwehren. Wohl ſtehen dieſe ſittlichen Beſtrebungen höher als das Ringen nach dem äußeren Recht; und je länger, je hartnäckiger dieſes verſagt wird, deſto mehr thut es Noth, die Unrecht Leidenden zu kräftigen durch die Einſicht in den ſittlichen Werth der Sache, in die Bedeutung der Ideen, für die ſie leiden. Wahrheit und Ehre müſſen in jedem Augenblick behauptet und vertheidigt werden, auch wo für das Recht nichts zu gewinnen iſt. Hier gilt keine der obigen Bedenklichkeiten, hier keine Entſchuldigung, als die der Unfähigkeit; und ſelbſt die ungewiſſe Kraft an dem Erfolge zu verſuchen, mag hier als Pflicht erſcheinen. So will ich denn in dieſem Sinne die hervorſtechendſten unter den Erſcheinungen muſtern, die uns ſeit mehreren Jahren — meiſt in unerfreulicher Weiſe — berührt haben, und will meine Betrachtungen darüber, unbekümmert um jede andere Rückſicht, als um die der Wahrheit, Deiner Wahrheitsliebe und Deinem Gefühle vorlegen, die dann auch darüber entſcheiden mögen, ob Einiges davon der Mittheilung an das Publicum werth ſei.

Dein

F. K.

Zweiter Brief.

Februar 1838.

Du biſt geneigt, lieber Freund, die Pauſe, die ich in meinen literariſchen Bemühungen für die Sache der rechtlichen Gleichſtellung habe eintreten laſſen, mit den angegebenen Gründen zu entſchuldigen; aber Du klagſt mich um ſo lebhafter an, daß ich den ganz neuen und unerhörten Gehäſſigkeiten nicht entgegengetreten bin, die in den letzten Jahren, wie giftige Pilze, dem Boden ſchriftſtelleriſcher Zänkereien entſproſſen ſind. Hier kann ich freilich nur für eine getäuſchte Hoffnung und für einen erklärlichen Widerwillen Deine Nachſicht anſprechen. Ich habe es mit Vielen lange für unmöglich gehalten, daß dem reichen Stoff des Haſſes und des blinden Vorurtheils, den vergangene Jahrhunderte aufgehäuft und dem unſrigen in Geſetzen und Geſinnungen zum Erdulden oder zum Ueberwinden hinterlaſſen haben, in der Gegenwart ein neuer Zuwachs zu Theil werden könne. Indem wir den alten Haß und ſeine finſteren Erzeugniſſe, ſeine argen Verleumdungen bekämpften, gaben wir uns der Hoffnung hin, daß ſeine ſchaffende Kraft zum mindeſten erſchöpft ſei, daß das vielköpfige Ungeheuer aus dem Blute der erlegten Glieder neue zu erzeugen nicht mehr vermöge. Wenn auch hier und da die zur Wuth geſteigerte Leidenſchaft Einzelner das religiöſe Moment als eine Waffe zur Befriedigung tödtlicher perſönlicher Feindſeligkeiten aufraffte, ſo glaubten wir doch nicht, daß ein ſolches verworfenes Treiben über die Gränzen des Pfuhles von Haß und Wuth, dem es entſproſſen, hinaus Boden gewinnen könne. Ein kurzer, energiſcher Widerſpruch, an dem es nie gefehlt hat, ſchien der Wahrheit zu genügen;

zu einem regelmäßigen Kampfe, wie er gegen die alten, gleichsam chroniſchen Gehäſſigkeiten geführt wurde, mochten wir uns nicht entſchließen; wir meinten, die Lüge werde ſich einmal in ihrer eignen unreinen Glut verzehren oder doch mit der Leidenſchaftlichkeit, der ſie entſproſſen war, verfliegen. Wir müſſen leider bekennen, daß wir die Macht der Lüge ein wenig zu gering angeſchlagen haben; das Uebel hat mehr, als wir ahnen konnten, Wurzel gefaßt; das Unwahrſte iſt ſo oft wiederholt, in ſo mannichfache Wendungen und Formen gekleidet worden, daß mancher Redliche, der einen ſolchen Grad ſchamloſer Beharrlichkeit in der Lüge nicht begreifen mag, an die völlige Grundloſigkeit gewiſſer Beſchuldigungen kaum mehr glauben kann. Es muß ernſthaft darauf geſonnen werden, dem Verderben Einhalt zu thun. Vor fünfzig Jahren war es in unſerm Vaterlande die Literatur, die dem in Trennung, Haß und Vorurtheil verſunkenen Leben von ihrem erhabenen Standpunct herab die helfende Hand bot; die Idee der Humanität ſtrebte durch die Organe Leſſing's, Herder's und ihrer Jünger die Menſchen zu ſich emporzuziehen. Jetzt thut es Noth, das in mancher Rückſicht fortgeſchrittene und gehobene Leben gegen die Einflüſſe des Haſſes zu ſchirmen, die es von der Seite einer von mannichfachen Elementen der Bosheit geſchwängerten Literatur her bedrohen.

Eine Schwierigkeit, die leicht einigen Widerwillen, eine gewiſſe Unluſt, den neuen Streit aufzunehmen und ernſthaft durchzuführen, erzeugen konnte, liegt hier eben darin, daß die zu vertheidigende Sache eine allzugute, die zu bekämpfende Lüge meiſt eine allzuoffenbare, allzuleicht niederzuſchlagende iſt. Du biſt vielleicht auf den erſten Blick befremdet über dieſe Be-

ſchwerde eigener Art, doch wirſt Du mir bei näherer Erwägung wohl beiſtimmen. Im Leben freilich, vor Gericht z. B. oder im perſönlichen Streit der Ehre, da mag es ſehr gut ſein, wenn man dem Gegner mit der ſchlichten Anrede „Du lügſt“ begegnen und ihn damit vernichten kann. Aber ein literariſcher Streit iſt weſentlich anderer Natur; er muß, welches auch ſein nächſter, beſonderer Zweck ſein möge, — und wäre auch dieſer nur auf die Ueberführung eines Verleumders gerichtet — dennoch, wenn er des Bodens auf dem, des Publicums vor dem er geführt wird, würdig ſein will, ſtets zugleich eines weiteren, höheren Zwecks eingedenk ſein, des Zweckes geiſtiger Anregung durch Gedanken und Empfindungen. Da aber der Act der Zerſtörung nackter, baarer Unwahrheit keinen Anlaß zur Erörterung poſitiver, belebender Wahrheiten bietet, ſo muß die Aufgabe veredelt, erhöht, über den Standpunct der Gegner, ihrer Lügen und ihrer Leidenſchaften hinausgehoben werden, um eine würdige Behandlung zu geſtatten. Hiedurch aber gewinnt die Polemik leicht die Farbe der Conceſſion; wir ſcheinen leicht einen zu großen Werth auf die Behauptungen, die wir beſtreiten, zu legen, ihnen einen gewiſſen Grad von Wahrheit zuzuerkennen, indem wir uns nicht mit dem einfachen Lügenſtrafen — dem Einzigen, was unſere Gegner in den meiſten Fällen verdienten — begnügen, ſondern in weitere Ausführungen eingehen. Dieſe doppelte Gefahr der ſcheinbaren Ueberſchätzung des Gegners und ſeiner Angriffe von der einen, der Trivialität von der andern Seite iſt es, welche unſere Stellung in dieſem Streite bedroht. Sie darf uns jedoch nicht abhalten, der Wahrheit zu dienen, und wir können ihr vielleicht begegnen, indem wir es möglichſt deutlich machen, daß den Verleumdern von unſern

Worten nichts gilt als der Vorwurf der Lüge, während die Ueberzeugungen, die wir aussprechen, und für welche wir Gehör und Theilnahme suchen, sich an das Publicum wenden, vor welchem wir uns schämen müßten, mit einer bloßen, noch so wohl begründeten, Injurienklage aufzutreten.

Wenn ich nun diese Motive meiner bisherigen Unthätigkeit einräume, so muß ich mich gegen ein anderes, auf das Du hindeutest, entschieden verwahren. Du fragst, ob ich etwa darum die traurigen Erscheinungen der neuesten literarischen Judenverfolgung unbeachtet gelassen, weil sie offenbar nicht aus einer fanatischen Gesinnung entsprungen sind, vielmehr fast ohne Ausnahme in einer leidenschaftlichen Stimmung ihren Grund hatten, die sich des Judenhasses als eines Mittels für ihre Zwecke, als einer Waffe, um *christliche* Gegner zu verwunden und sie verhaßt zu machen, bediente. Mit dieser Thatsache hat es seine volle Richtigkeit; aber nach der Art, wie ich sie deute, bin ich sehr weit entfernt von der Meinung, als wenn es darum weniger unsere Sache wäre, jene Gehässigkeiten zu bekämpfen. Wohl ist es wahr, daß wir hier Manchem begegnen, den wir sowohl von Fanatismus, als von der gewöhnlichen Engherzigkeit, die sich dem Unterdrückten aus Furcht vor seiner natürlichen Kraftentwicklung entgegensetzt, freisprechen müssen, Manchem sogar, der sich für die bürgerliche Gleichstellung der Juden erklärt hat. Wenn wir daher glaubten, uns allein gegen solche Feindseligkeiten zur Wehr setzen zu müssen, die uns persönlich treffen, und die dem Hasse gegen *uns* entsprießen, so könnten wir uns allenfalls dabei beruhigen, daß hier Motiv und Object der Gehässigkeit anderwärts zu suchen seien. Allein diese Auffassung wäre ebenso irrig wie kleinlich. Ich wenigstens halte eben das

für den eigenthümlichen Charakter jenes Elements, das ſich als Judenhaß heutzutage vor unſern Augen bewegt, daß es ein Haß iſt ohne beſtimmten Inhalt, ich möchte ſagen, ohne rechten Gegenſtand, eine Abstraction des Haſſes, ein Fanatismus, der ſeinen einſtigen religiöſen Gehalt überlebt hat, ein ausgebrannter Krater einſt glühender Leidenſchaften, ein todtes Meer voll Gift und Haß, aus dem Jeder ſchöpft, bald in ſinnloſer Wuth, bald in ſchlauer Berechnung, wenn er ſich an einem Feinde rächen, ihm ein Weh zufügen will; eine fertige Form des Haſſes, mit einem Arſenal vorräthiger Schmähungen ausgerüſtet, in welche Jeder die eigene Bosheit beliebig kleidet. Man könnte verſucht werden, in der Sinnverwirrung, in dem lügneriſchen Treiben, in der ſühnungsloſen Gehäſſigkeit, die auf dieſe Weiſe in den Kreiſen der Haſſenden ſelber verderblich wühlen, eine ſtrafende Vergeltung für die alte, an Schuldloſen verübte Unbill zu erblicken, wenn nicht Dieſe wieder am empfindlichſten dabei litten. Man gedenkt freilich Derer kaum, die man in ihrem tiefſten Innern verletzt, in ihren heiligſten Gefühlen verwundet, ohne daß ſie die mindeſte Schuld trügen an dem erregten Zorn, man wirft gleichſam ihre Religion und Moral, gleich als wären es todte, empfindungsloſe Maſſen, ſeinen Feinden an den Kopf; und wenn die Gemißbrauchten, die durch beiläufige Schmähung ihrer Sitte und ihres Glaubens Empörten, einen Schrei der Entrüſtung ausſtoßen, ſo iſt man wohl gar höchlichſt verwundert, daß ſich Die beſchweren, die man doch gar nicht zu treffen die Abſicht gehabt, deren Namen und Daſein man vielmehr nur zu Pulver und Kugeln hat verbrauchen wollen, um ſeinen wahren Feinden eine volle, tödtliche Ladung zuzuſenden.

Findeſt Du meine Erklärung der fraglichen Erſcheinungen gezwungen, ſo ſuche doch eine natürliche Löſung des Räthſels, daß in neueſter Zeit der Judenhaß ſich ohne allen Anlaß oder unter den geſuchteſten Anknüpfungspuncten in die entlegenſten Streitfragen gemiſcht hat, daß er ſeltner gegen die wirklichen Juden, als gegen chriſtliche Gegner die man zuvor in Juden verwandelte, als Waffe iſt gebraucht worden; ja daß kaum irgend ein Streit mit Heftigkeit, mit Leidenſchaft geführt wird, ohne daß man zu jener Waffe griffe. Ich will Dir hier nur vorläufig und beiſpielsweiſe von vielen Aeußerungen eine anführen, die, durch ihre Uebertreibung hervorſtechend, zur Bezeichnung des ganzen Treibens dienen mag, die übrigens mehr ergötzlich als ärgerlich, mehr geeignet iſt, Heiterkeit als Zorn zu erregen. Als vor einiger Zeit der Kampf um die Behauptung des hannöverſchen Staatsgrundgeſetzes lebhafter zu entbrennen begann, während die Freunde aller Unterdrückung ihn ſchon erſtickt wähnten, bemerkte, wie Du Dich erinnern wirſt, das Berliner politiſche Wochenblatt, das Staatsgrundgeſetz werde nur noch von liberalen Juden vertheidigt. Sehen wir bei dieſem Vorwurf von der Geſinnung, die ihn eingegeben, und von ſeiner Wahrhaftigkeit ab, und blicken allein auf den Inhalt, ſo haben wir keinen Grund, uns darüber zu beklagen. Freilich, wenn Juden die einzigen Vertheidiger des Rechts in dieſer Sache geweſen wären, ſo würde das ſehr zu bedauern ſein, zwar nicht der Juden, aber der Chriſten Deutſchlands wegen. Aber der Mann, der jene Angabe niederſchrieb, wußte ſo gut wie wir, daß ſie erlogen iſt, daß Juden weder die einzigen, noch die einflußreichſten Vertheidiger des Grundgeſetzes ſind, unter deſſen kräftigſten Vorkämpfern ſich vielmehr einige Männer befinden,

die leider gegen die Juden und ihr Recht nichts weniger als freundlich gesinnt sind, vielmehr auf diesem einen Puncte mit den Grundsätzen des politischen Wochenblatts in wunderbarer Weise sympathisiren. Er wußte recht gut, daß sich unter den zahlreichen Streitern in jener bedeutungsvollen Frage höchstens ein oder der andere Journalist jüdischen Glaubens befunden hat. Aber dieser winzige Anlaß mußte benutzt werden, um, wie es in hundert Fällen auf ähnliche Weise versucht worden, den Judenhaß gegen die Vertheidiger eines tödtlich gehaßten Rechts aufzuregen und auf die Sache und ihre Vertreter den erregten Haß zurückfallen zu lassen. Wollte Gott übrigens, daß dieselbe verworfene Absicht nie schlimmere Lügen und Verleumdungen erzeugt hätte.

Wir sind auf diese Weise die stellvertretenden Opfer eines jeden Hasses, die auserseheuen Märtyrer dieser feindseligen Leidenschaft, die ihren stärksten Ausdruck im Judenhasse findet. Durch eine „fürchterliche Sympathie, die in des Uebels Reiche herrscht," sind alle Bosheiten und Gehässigkeiten der verschiedensten Art dabei betheiligt, den Funken dieses Hasses in den Gemüthern des hohen und niedern Pöbels glimmend zu erhalten, weil er ihnen allen einmal Dienste leisten kann. Wir unsrerseits wollen darin den Beruf erkennen, dem Hasse und dem Unrecht in allen ihren Gestalten und Richtungen entgegenzutreten, da sie in jeder eine uns feindliche Wendung zu nehmen nur allzugeneigt sind.

Es ist eine höchst traurige Erfahrung, wie das sittliche Gefühl durch die Gewohnheit des Schlechten in solchem Grade abgestumpft wird, daß nur Wenige die ganze Verworfenheit jenes Treibens empfinden, das statt des einzelnen mit Recht

oder Unrecht gehaßten Gegners die Religion der er angehört, die Geſammtheit ihrer Bekenner mit giftigen Schmähungen verfolgt. Ich will einmal von dem Moment der Lüge, der ſchamloſen Erfindung von Thatſachen ganz abſehen, ich will es vergeſſen, daß man faſt immer erſt chriſtliche Gegner in Juden zu verwandeln genöthigt geweſen iſt; ich will die wenigen Ausnahmsfälle in's Auge faſſen, wo man wirklich einen jüdiſchen Schriftſteller gegen ſich hatte und mit dieſem über irgend einen Punct der Politik oder der Literatur, über irgend eine der Religion durchaus fern liegende Frage im Streit war. Nur ſelten haben ſich unter ſolchen Umſtänden die Gegner mit der Perſon und dem Werke des Schriftſtellers begnügt, der ja ihrer Kritik mit jedem Gedanken, mit jeder Wendung, mit jedem Worte zu Gebote ſtand, und den ſie nach Belieben kritiſch abſchlachten konnten, ohne ein anderes Gebot als das der Liebe, ohne Recht, Ehre, Sitte zu verletzen. In der Regel mußte die an dem Vergehen des Schriftſtellers völlig unſchuldige Religion, die Geſammtheit der Glaubensgenoſſen, der er zu ihrem Leidweſen angehörte, für ihn büßen; gegen ſie wurden die ſchärfſten Pfeile gerichtet; der Schuldige ſelbſt kam meiſt verhältnißmäßig gelinder davon. Man kehre einmal die Rollen um, und Jeder wird die Niederträchtigkeit und den Wahnſinn eines ſolchen Verfahrens begreifen. Tauſend und abermals tauſend Mal haben Schriftſteller, die ihrer Abkunft und ihrem äußeren Bekenntniß nach Chriſten waren, gegen Scham und Sitte geſündigt, haben Heiliges verſpottet und Edles gehöhnt. Man hat ſie als Abtrünnige ihres hehren Glaubens gezüchtigt; man hat ihnen das Chriſtenthum als das Hohe, Göttliche, das ſie verleugnet und beleidigt, vorgehalten. Aber für einen hirnverrückten Läſterer,

für weit frevelhafter noch als jene Sünder ſelbſt, würde man Den erklärt haben, der ihre Sünden dem Chriſtenthum, das ſie geboren, hätte aufbürden, der dieſen Glauben damit hätte ſchmähen wollen, daß er jene Frevel und die Geſinnung, in der ſie wurzeln, „chriſtliche“ nennte, daß er von „chriſtlicher“ Unzucht, „chriſtlicher“ Gemeinheit, „chriſtlichem“ Laſter redete. Eben dieſe unerhörte Schändlichkeit aber hat man ſich fortwährend — ohne allen Anlaß, als der eigenen, blinden Wuth — gegen das Judenthum zu Schulden kommen laſſen. Wenn wirklich der Uebermuth der Mehrzahl ſolche Abſcheulichkeiten natürlich findet, wenn er das ſittliche und religiöſe Gefühl ſo ſehr erſchlaffen läßt, daß er das Schlechte, das Gottloſe eines Treibens nicht mehr erkennt, welches die Idee aller Gottesverehrung in der fremden Religion befleckt; wenn unſere Schwäche, wenn die Gewohnheit, unter jeder Rohheit, jeder Fühlloſigkeit zu leiden, wenn dieſe allein es ſind, die uns das Niedrige, das Verwerfliche ſo tief empfinden laſſen, das wir weder zurückgeben mögen noch dürften, wenn wir es möchten: dann wollen wir darin wenigſtens einen hohen Troſt für unſere Schwäche einer rohen Uebermacht gegenüber finden!

Es wird mir ſchwer, einen Ausdruck zu finden, der die ganze Kraft des Unwillens wiedergäbe, den ich über jene Art der literariſchen Kriegführung empfinde. Sie erinnert mich oft an jene halb geſchichtlichen, halb fabelhaften Ueberlieferungen aus den Zeiten finſterer Rohheit, die uns Beiſpiele melden von einer furchtbaren Rachſucht, der das Leben des Feindes nicht genügt, die nicht befriedigt wird, wenn ſie den unauslöſchlichen Durſt nicht an dem grauen Haupte des Vaters, an dem Leben des Kindes, an der Ehre der Tochter ihres Feindes ſtillt. Heilig

wie das graue Haupt des Vaters, theuer wie das Leben des Kindes, unverletzlich wie die Ehre der Tochter ist jedem fühlenden Menschen die Würde seines Glaubens, die Ehre seiner religiösen Genossenschaft. Tausend Mal lieber wird er sich selbst durch die schärfsten Pfeile seiner Gegner getroffen fühlen, als jene durch die Geschosse eines Hasses, den er auf sich geladen, verwundet sehen. Jeder Ehrenmann muß darauf gefaßt sein, für jedes öffentlich gesprochene Wort mit seiner Person, mit seinem Rufe als Schriftsteller, als Mensch und als Mann, in jeder Art und Weise einzustehen. Daß man sich aber für die Vergehen, die er sich zu Schulden kommen läßt, für die Leidenschaften, die er aufregt, an seinen Glauben und an dessen Bekenner halte, das ist ein Act der Ehrlosigkeit, den er nicht voraussetzen konnte. Aber das ist freilich wahr, daß diese Waffen sicher treffen, daß ihre Streiche unfehlbar schmerzen, daß sie das Herz Dessen, gegen den sie geführt werden, wenn es ein fühlendes ist, so gewiß, wie die Ehre Dessen, der sie führt, verwunden. Es ist auch ganz gleichgültig, wer diese Waffen schwingt, wer diese Geschosse absendet; es sind Freikugeln, in der unheimlichen Nacht uralter Vorurtheile, unter dem Schutze des bösen Feindes des Menschengeschlechtes, des Hasses, gegossen, mit denen der erbärmlichste Schütze, wenn er nur ehrlos genug ist, sie zu gebrauchen, das Gefühl des Gegners so sicher trifft, wie der fähigste: darum sollte sich aber auch kein redlicher, kein ehrenhafter Kämpfer, der im Gefühle seiner Kraft, unter dem Schutze Gottes und der Wahrheit, das Schwerdt des Wortes führt, ihrer bedienen. Und am empfindlichsten werden solche Angriffe jeder Zeit dem Besten und dem Schuldlosesten sein. Mag es dem vollendeten Spötter, dem jedes religiöse Gefühl fremd ge-

worden, gleichgültig ſein, ob die auf ihn gerichteten Giftpfeile des Haſſes einen ihm freilich nicht heiligen Glauben, eine ihm nicht ehrwürdige Geſammtheit verletzen; mag es ihm ſogar für einen ergötzlichen Spaß gelten, daß eine Religion, der er entweder nie angehört oder die er längſt abgeworfen hat, ſeiner Bruſt als Schild dienen und die Streiche ſeiner durch ihre Leidenſchaft verblendeten Gegner ſtatt ſeiner auffangen muß: das iſt gewiß, daß Jeder, der noch warm, ja der nur menſchlich für ſeinen Glauben fühlt, über Angriffe ſolcher Art ein tieferes Wehe empfinden wird, als wenn man ihn perſönlich zur ſtrengſten Rechenſchaft zöge. Aber man züchtigt auf ſolche Weiſe nicht ſein Vergehen, ſeine Schwäche, ſondern man verwundet ſeine edelſten Empfindungen und die von Tauſenden Schuldloſer zugleich.

Und wenn Du nun vollends erwägſt, daß ein Verfahren, das, ſelbſt auf wahre Thatſachen angewendet, das verwerflichſte ſein würde, unzählige Male auf erlogene Vorausſetzungen iſt gegründet worden, ſo wirſt Du nicht daran zweifeln, daß ich Deine ſtaunende Entrüſtung über eine ſo hartnäckige Bosheit theile.

Dein

G. R.

Dritter Brief.

März 1838.

Während ich die Quellen der Bosheit aufſuchen und ſie in ihrem Fortgange verfolgen wollte, lieber Freund, iſt mir das

wie das graue Haupt des Vaters, theuer wie das Leben des Kindes, unverletzlich wie die Ehre der Tochter ist jedem fühlenden Menschen die Würde seines Glaubens, die Ehre seiner religiösen Genossenschaft. Tausend Mal lieber wird er sich selbst durch die schärfsten Pfeile seiner Gegner getroffen fühlen, als jene durch die Geschosse eines Hasses, den er auf sich geladen, verwundet sehen. Jeder Ehrenmann muß darauf gefaßt sein, für jedes öffentlich gesprochene Wort mit seiner Person, mit seinem Rufe als Schriftsteller, als Mensch und als Mann, in jeder Art und Weise einzustehen. Daß man sich aber für die Vergehen, die er sich zu Schulden kommen läßt, für die Leidenschaften, die er aufregt, an seinen Glauben und an dessen Bekenner halte, das ist ein Act der Ehrlosigkeit, den er nicht voraussetzen konnte. Aber das ist freilich wahr, daß diese Waffen sicher treffen, daß ihre Streiche unfehlbar schmerzen, daß sie das Herz Dessen, gegen den sie geführt werden, wenn es ein fühlendes ist, so gewiß, wie die Ehre Dessen, der sie führt, verwunden. Es ist auch ganz gleichgültig, wer diese Waffen schwingt, wer diese Geschosse absendet; es sind Freikugeln, in der unheimlichen Nacht uralter Vorurtheile, unter dem Schutze des bösen Feindes des Menschengeschlechtes, des Hasses, gegossen, mit denen der erbärmlichste Schütze, wenn er nur ehrlos genug ist, sie zu gebrauchen, das Gefühl des Gegners so sicher trifft, wie der fähigste: darum sollte sich aber auch kein redlicher, kein ehrenhafter Kämpfer, der im Gefühle seiner Kraft, unter dem Schutze Gottes und der Wahrheit, das Schwerdt des Wortes führt, ihrer bedienen. Und am empfindlichsten werden solche Angriffe jeder Zeit dem Besten und dem Schuldlosesten sein. Mag es dem vollendeten Spötter, dem jedes religiöse Gefühl fremd ge-

worden, gleichgültig ſein, ob die auf ihn gerichteten Giftpfeile des Haſſes einen ihm freilich nicht heiligen Glauben, eine ihm nicht ehrwürdige Geſammtheit verletzen; mag es ihm ſogar für einen ergötzlichen Spaß gelten, daß eine Religion, der er entweder nie angehört oder die er längſt abgeworfen hat, ſeiner Bruſt als Schild dienen und die Streiche ſeiner durch ihre Leidenſchaft verblendeten Gegner ſtatt ſeiner auffangen muß: das iſt gewiß, daß Jeder, der noch warm, ja der nur menſchlich für ſeinen Glauben fühlt, über Angriffe ſolcher Art ein tieferes Wehe empfinden wird, als wenn man ihn perſönlich zur ſtrengſten Rechenſchaft zöge. Aber man züchtigt auf ſolche Weiſe nicht ſein Vergehen, ſeine Schwäche, ſondern man verwundet ſeine edelſten Empfindungen und die von Tauſenden Schuldloſer zugleich.

Und wenn Du nun vollends erwägſt, daß ein Verfahren, das, ſelbſt auf wahre Thatſachen angewendet, das verwerflichſte ſein würde, unzählige Male auf erlogene Vorausſetzungen iſt gegründet worden, ſo wirſt Du nicht daran zweifeln, daß ich Deine ſtaunende Entrüſtung über eine ſo hartnäckige Bosheit theile.

Dein

G. K.

Dritter Brief.

März 1838.

Während ich die Quellen der Bosheit aufſuchen und ſie in ihrem Fortgange verfolgen wollte, lieber Freund, iſt mir das

neueſte Erzeugniß derſelben zu Geſicht gekommen, das ſich mit den älteren in jeder Hinſicht meſſen kann und noch Einiges an Gleißnerei, erheucheltem Wohlwollen und treuloſem Rathgeben vor ihnen voraus hat, die es um ſo mehr zur Pflicht machen, dem Verfaſſer die tiefe Verachtung, die uns ſeine feindſelige Pfiffigkeit einflößt, zu zeigen. Ich meine die Epiſode von Judenhaß, die Herr Guſtav Pfizer ſeinem Aufſatze über Heine's Schriften und Tendenz, in dem kürzlich erſchienenen erſten Hefte der deutſchen Vierteljahrsſchrift, auf übliche Weiſe einzuflechten nicht unterlaſſen hat. Es koſtete Mühe, auf dieſem Felde noch originell zu ſein und ſeine Vorgänger in irgend etwas zu übertreffen; es iſt aber wirklich Herrn Pfizer in gewiſſer Weiſe gelungen. So viel berechnete Tücke mit ſo viel ſchamloſer Lüge gepaart; ſo viel künſtlich bereitetes Gift der Verleumdung mit einer harmloſen Miene der Ueberzeugung und des Bedauerns heimlich beigebracht, habe ich ſelbſt auf dieſem Gebiete — und das will viel ſagen — noch nicht beiſammen geſehen. Es thut mir herzlich leid, einem ſolchen boshaften Anfall gerade hier zu begegnen, in einer Zeitſchrift, die unter günſtigen Auſpicien beginnt und in ihrem erſten Bande ſchon manche ſchätzenswerthe Arbeit giebt; in einem Aufſatze, welcher, wenn er auch eine gewiſſe gereizte Stimmung verräth, doch des Wahren und der Beherzigung Werthen mancherlei enthält; bei einem Schriftſteller endlich, deſſen poetiſches Talent mir ſtets der Theilnahme würdig ſchien, von dem ich es bedaure, daß er — ich glaube, faſt ohne Schuld — in einen Pfuhl unſauberer literariſcher Gehäſſigkeiten hineingerathen iſt, wo man, ein nachläſſig hingeworfenes Wort Goethe's von der Erde aufraffend und gegen ihn benutzend, ſeinem dichteriſchen Streben mannichfach

Unrecht gethan hat. Ich ſehe jetzt leider, daß auch er nicht unbefleckt aus dieſem Pfuhle hervorgegangen iſt. Ich erkenne an ihm von Neuem, wie das anſteckende Gift des Haſſes in den Gemüthern, die es ergreift, die Gefühle für Gerechtigkeit, Wahrheit und Ehre ertödtet. Ich denke, Herr Pfizer kann ſich über die häufig einſeitigen und parteiiſchen Angriffe auf ſeinen Dichterruf tröſten, die freilich ſeinen Gegnern oder Rivalen reichlich und in gleicher Münze ſind vergolten worden. Hier aber gilt es ſeinen Charakter und ſeine Ehre; ich will es abwarten, welchen Grad von Empfindlichkeit er von dieſer Seite zeigen wird. Daß und warum ich mich berechtigt fühle, den der Sache geltenden Streit mit Herrn Pfizer zugleich als einen für mich perſönlichen aufzufaſſen und durchzufechten, wirſt Du alsbald wahrnehmen,

Unſer Verfaſſer kann nicht umhin, ehe er von ſeinem Widerwillen gegen Heine den Uebergang zu den Juden findet, ſich ſelbſt allerlei Bedenken gegen dieſes Verfahren vorzuhalten, die in der That allzunahe liegen, um ſie zu umgehen, die er aber zu erledigen ſich weiter nicht bemüht, ſich auch eben ſo wenig dadurch abhalten läßt, zu der, wie es ſcheint, unentbehrlichen Waffe zu greifen, die ihn vielmehr nur beſtimmen, den Bosheiten, die er ſich vorgeſetzt, die raffinirteſte, unerhörteſte, lügenhafteſte aller Wendungen zu geben. Er weiſt auf ein frivoles Gleichniß hin, mit welchem Heine jede Beziehung zum Judenthume ablehne; er hält es für glaublich, daß Heine eben ſo wenig Luſt an den Sittengeſetzen des Moſaismus, als an denen des Chriſtenthums habe; er gibt zu, daß derſelbe ſo wenig ein normaler Jude, als ein guter Chriſt ſei; er erklärt es für zweifelhaft, ob Heine ein Emiſſär des Judenthums

sei, „oder ob er einen Groll gegen seine Stammgenossen befriedigen wolle, indem er, dem doch der Name des Juden noch anhaftet, es arglistig darauf angelegt, durch seine Lästerungen und Blasphemien den Zorn der Christen gegen die Juden aufs Neue zu reizen und dem Mißtrauen und Widerwillen, die mehr und mehr verschwinden sollten, absichtlich Nahrung, der Erbitterung und Feindseligkeit neuen Vorwand zu geben?" — Zur Beseitigung dieser mit Sorgfalt ausgeführten Vermuthung wird kein Wort gesagt, sie bleibt vielmehr als eine Wahrscheinlichkeit, mindestens als eine Möglichkeit, stehen. Wenn sie das aber wirklich ist, und wenn Herrn Pfizer seine eigene Ansichten für mehr als für bloße Phrasen gelten, mit denen man das Papier füllt, und die man dann, um den inneren Zusammenhang unbekümmert, ihrem Schicksale überläßt: wie mag er sich denn der Gefahr aussetzen, dem schwer Beschuldigten zur Erreichung eines tückischen Zweckes behülflich zu sein, indem er eben die Gehässigkeiten, die Jener beabsichtigte, auf eine schuldlose Religionspartei häuft? Sein blinder Eifer läßt hier den Verfasser übersehen, daß seine eigenen Schmähungen in Widerstreit mit einander gerathen.

Statt also jenen Verdacht wegen der Absichten Heine's zu widerlegen oder davon abzulassen, die Juden als dessen Verbündete anzufeinden, fährt Herr Pfizer mit einer wahrhaft ergötzlichen Wendung fort. „Wir wollen — sagt er — der Veranlassung, ein noli me tangere dennoch zu berühren, nicht aus dem Wege gehen." Ist Herr Pfizer so glücklich gewesen, die literarische Polemik der letzten zehn Jahre zu verschlafen, daß er im Ernste glauben kann, er sei der Erste oder einer der Ersten, der einen zarten Punct berühre oder doch den sonst

mit großer Schonung behandelten ernſthaft auffaſſe? Sollte er wirklich nicht wiſſen, daß von Menzel an bis auf den armſeligſten Stümper der Kritik kaum irgendwo einer gegen Börne, gegen Heine (die Recenſion von Ruge in den Halliſchen Jahrbüchern macht hier wohl die einzige Ausnahme), ja gegen eine Anzahl von Schriftſtellern, die ſämmtlich von chriſtlicher Abkunft, geſchrieben hat, ohne das Judenthum in die Sache zu miſchen, ja ſelten ohne es zum Hauptgegenſtand der Schimpfreden zu machen? Hat er es nicht mit angeſehen, daß jenes noli me tangere einer Religion von ganzen Horden von Recenſenten in den Koth ihrer Leidenſchaften iſt geſchleift worden? Mag Herr Pfizer welches Verdienſt er wolle ſeinem hochherzigen Ausfall gegen die Juden beilegen: daß er ihm das der Neuheit zuſchreiben will, iſt doch gar zu albern. Oder ſoll jener Ausdruck die übergroße Empfindlichkeit der Angegriffenen rügen? Ich räume gern ein, daß die Juden ſich in neueren Zeiten gegen die Bosheiten und Verleumdungen, mit denen man ſie überhäuft, nach beſten Kräften wehren, daß ſie für ihre Ehre wie für die Erwerbung bürgerlicher Rechte lebhaft ſtreiten. Doch haben ſie den einen Zweck des Kampfes bisher ſo wenig wie den anderen erreicht, ſie ſind noch immer die Zielſcheibe mancher giftigen Schmähung, deren Urheber ſich für die Verachtung der edler Denkenden mit gewiſſen niedrigen Sympathien tröſten, auf die ſie vorerſt noch zählen können. Aber auf dem hier in Frage ſtehenden Puncte vollends haben ſich die Juden bisher im Verhältniß zu den zahlloſen Angriffen ſo wenig zur Wehr geſetzt, daß man ihnen hier eher den Vormurf der Unempfindlichkeit machen könnte, wenn ſie nicht eben in der Abſcheulichkeit der Angriffe, in der gutmüthig angenommenen

Unmöglichkeit, daß eine ſo freche Lüge ſo weit um ſich greifen könne, eine Entſchuldigung fänden. Auf Das, was hier im Sinn der Vertheidigung geſchehen iſt, komme ich zurück. Hätte jeder neue Ausfall, jede Wiederholung der alten Verleumdung bekämpft werden ſollen, ſo hätte man eine Zeitlang wöchentlich ein Paar Bogen voll ſchreiben müſſen. Kurz, die Geduld jenes noli me tangere iſt gerade auf dieſem Puncte auf die unerhörteſte Weiſe gereizt, auf's Aeußerſte getrieben und am Ende freilich erſchöpft worden; eine weiter getriebene Nachſicht würde in der That eine ſträfliche ſein.

Her Pfizer fährt fort: „Die Juden ſtreben, nachdem die ſchändlichen Bedrückungen und Verfolgungen aufgehört, mehr und mehr aller Orten nach bürgerlicher Gleichſtellung mit den Chriſten, und haben in vielen Staaten Ausſicht auf Erfüllung ihrer Wünſche. Das iſt billig und vernünftig;" dieſe Zuſtimmung hätte Anſpruch auf unſeren Dank, in ſo fern derſelbe anders, als durch Preisgebung unſerer Ehre, entrichtet werden könnte. Wenn aber Herr Pfizer — oder ſonſt irgend Jemand, wie es in der That manchmal den Anſchein hat, — glauben ſollte, die Protection, die er unſeren bürgerlichen Beſtrebungen huldreich angedeihen laſſe, berechtige ihn im mindeſten, im Uebrigen mit uns weniger Umſtände zu machen und ſeinen Uebermuth an uns auszulaſſen, oder ſie werde uns irgend zur Schonung ſtimmen, wo es die Wahrung der Ehre gilt, ſo würde er ſich gewaltig irren. Fort mit aller bürgerlichen Gleichſtellung, wenn ſie durch das kleinſte Opfer der Ehre erkauft werden ſoll! Die Ehre iſt der Geiſt und die Seele des Rechts; der Kampf um das gleiche Recht iſt in ſeinem Weſen nichts anderes als der Kampf um die gleiche äußere Anerkennung der

unverletzlich gleichen inneren Ehre. Wer Recht um Ehre eintauſchte, würde den Inhalt um die Form, den Kern um die Schale hingeben.

Es ſcheint jedoch wirklich, daß Herr Pfizer in dem Compliment, welches er im Vorbeigehen der Emancipation macht, eine Gewiſſensſtärkung findet; denn von nun an hat er den Bund mit der Lüge unwiderruflich geſchloſſen. Die nächſten Worte lauten: „aber Billigkeit und Vernunft ſollten auch den Juden gebieten, in dieſem Zeitpunct am wenigſten durch Polemik gegen chriſtliche Inſtitutionen, durch Spott und Blasphemie auf das, was für heilig gilt, die ruhige Unparteilichkeit und den Gerechtigkeitsſinn der Chriſten auf eine allzuharte Probe zu ſtellen; denn wie nahe liegt es zu ſagen: ſo verſtehen und anticipiren die Juden die vollkommene Freiheit!“ — Hier bin ich leider auf einen der Puncte gekommen, wo keine andere Form der Bekämpfung mehr möglich iſt, als die des brandmarkenden Vorwurfs der baaren, frechen Lüge. Nicht ein einziger Jude, der die ſittlichen und rechtlichen Intereſſen ſeiner Glaubensgenoſſen vertreten hat, oder der auch nur das mindeſte Gefühl für dieſelbe hegte und an den Tag legte, ja kein einziger, der nicht vorher durch die Losſagung von der religiöſen Gemeinſchaft des Judenthums die moraliſchen Forderungen ſeiner Stellung innerhalb deſſelben abgeſchüttelt hätte, hat je ein Wort des Spottes über chriſtliche Vorſtellungen oder Gebräuche laut werden laſſen. Und zwar iſt das nicht allein in dem Gefühle der ungeheuren Unſchicklichkeit unterblieben, die darin liegen, und von der unvermeidlicher Weiſe ein Theil auf die Geſammtheit zurückfallen würde; es mußte vielmehr ſchon darum unterbleiben, weil der ernſte, ſtreng ſittliche Charakter aller wahrhaft gemein-

ſamen Beſtrebungen der Juden, wie einer jeden Religionspartei, jede Frivolität der Geſinnung nothwendig ausſchließt; weil jedes Gemüth, das ſich dieſen Beſtrebungen aufrichtig widmet, auch an ihrem ſittlichen Ernſte theilnimmt; weil der Spott über religiöſe Dinge Dem unmöglich iſt, deſſen Herz noch eine Spur des Unmuthes empfindet, welchen Keinem mehr als dem Juden der endloſe gemeine Spott über ſein religiöſes Leben verurſacht hat, in welchem die ekelhafteſte Frivolität nur durch die blindeſte Gehäſſigkeit überwogen wurde und gegen ſie zurücktrat. Nicht einmal der Verſuch, dieſem elenden Spotte Gleiches mit Gleichem zu vergelten, iſt je von einem Vertreter der Sache der Juden gemacht worden; alle haben ſich mit ernſter Zurückweiſung, mit der Darlegung der Schlechtigkeit eines ſolchen Verfahrens begnügt. — Wenn wirklich eine Aeußerung, den angeführten Schlußworten ähnlich, bei den Debatten über die Rechtsfrage von einem Unbefangenen, der nicht die Abſicht zu täuſchen hatte, wäre gemacht worden, ſo könnte ſie nur die Folge eben jener frechen Hartnäckigkeit der Lüge geweſen ſein, von der wir hier einen neuen Beleg ſehen, die ohne Anſtand Thatſachen erfand und verdrehte, Leute zu Juden machte, die es nicht mehr, oder auch die es nie waren, und der es allerdings durch einen unglaublichen Grad von Unverſchämtheit einen Augenblick gelungen war, bei einem Theil des Publicums Glauben für ihre Erdichtungen zu finden.

Herr Pfizer hat in dem Vorhergehenden bereits den Höhepunct der Lüge, aber noch nicht den der Bosheit erreicht. Ehe er dieſen erklimmt, ſieht er ſich noch einmal um, und macht ſich die Einwendung, Heine ſei ja kein Jude mehr, er ſei äußerlich übergetreten, er erlaube ſich auch gelegentlich einen Spaß

gegen seine Stammgenossen, und es werden deren ein Paar zur Probe angeführt. Es sind aber nicht allein solche gelegentliche Späße, in denen sich Heine's Stimmung gegen das Judenthum ausdrückt, sondern er hat seinen Widerwillen gegen dasselbe mehrfach weit ausdrücklicher und ausführlicher an den Tag gelegt. Um nun diese letzte Einwendung zu umgehen, und trotz ihrer um jeden Preis dem Hasse Genüge zu thun, wird in dem Folgenden ein Gipfel der Verleumdung erstiegen, durch welchen Herr Pfizer sich über seine zahlreichen Nebenbuhler auf diesem Felde siegreich erhebt. Die Worte des Nachsatzes lauten: „so hat deßwegen doch ein Theil von ihnen, und besonders diejenigen, die am lautesten die Emancipation fordern, nicht aufgehört, Heine insgeheim als den Ihrigen zu betrachten; während sie seine Unbesonnenheiten, oder welchen mildtadelnden Namen sie wählen mögen, mit Worten schelten, applaudiren sie mit Geberden seinen Lästerreden, und die Christen müßten sehr taub und dumm sein, wenn sie aus dem Gezischel und Geflüster nicht merken sollten, daß jene stolz sind auf den Bundesgenossen Heine." — Wie glücklich wäre ich, einen ehrlichen Gegner zu haben, mit dem ich streiten könnte, wie unter Schriftstellern gestritten werden sollte, wie es der Würde der Literatur geziemt. Hätte Herr Pfizer, als er jene vergifteten Zeilen niederschrieb, eine Ahnung von den Erfordernissen der Ehre gehabt, so hätte er Namen und Schriften als Belege angeführt, damit eine Vertheidigung, eine Widerlegung möglich gewesen wäre. Vielleicht holt er das Versäumte nach, und ich will dann herzlich froh sein, dem Streite einen Inhalt geben, Gedanken prüfen, Meinungen deuten und vergleichen, kurz mit geistigen Waffen kämpfen zu können. Jetzt aber, bei diesen

Beleidigungen ohne Gegenſtand, bei dieſen feigen Streichen in's Dunkel geführt, jetzt, wo ich vergebens nach irgend einer Arbeit eines einzigen jüdiſchen Schriftſtellers, eines einzigen Förderers der Emancipation mich umſehe, welche möglicher Weiſe von jenen ausgeſuchten Bosheiten könnte getroffen werden, und welche ich dagegen in Schutz zu nehmen hätte, — jetzt bleibt mir nichts übrig, als die Erklärung, daß jene Stelle ſo viel giftige und ſchändliche Lügen, wie Worte, enthält und daß ſie mir ein Gefühl der Verachtung gegen ihren Urheber einflößt, für welche die Sprache mir keinen Ausdruck bietet. Ein Recht dieſes Gefühl auszuſprechen, oder eine Pflicht es zu thun, liegt, abgeſehen von der guten und gerechten Sache, die Herr Pfizer beflecken will, noch für mich perſönlich darin, daß ich ſeinen Ausfall eher noch auf meinen ſchriftſtelleriſchen Charakter, als auf irgend einen andern beziehen könnte. Ich bin gewohnt, für denjenigen unter meinen deutſchen Glaubensgenoſſen zu gelten, der die Emancipation am Lauteſten gefordert hat. Ich hoffe, Du findeſt keine Anmaßung darin, daß ich das ſo offen ausſpreche. Es iſt ja ein ſchmales und trauriges Verdienſt, laut gefordert zu haben, ſo lange der Forderung noch ſo erſtaunlich wenig iſt gewährt worden. Auch nehme ich ja kein anderes Vorrecht in Anſpruch, als das unerfreuliche, die Spitze einer Verleumdung auf mich zu ziehen und ihren Urheber zu züchtigen. Dazu kommt, daß gerade ich mich ſchon früher gelegentlich über Heine geäußert habe, wo es die Zurückweiſung ähnlicher boshafter Lügen galt. Nun geſtehe ich Dir freilich, daß ich nicht glaube, daß Herr Pfizer von meinen Arbeiten über die Frage der Gleichſtellung viel Kunde erlangt hat, alle ſeine Aeußerungen zeigen vielmehr, daß ihm die Art, wie dieſe Frage ſeit zehn Jahren

behandelt worden, völlig fremd ist. Ich bin weit entfernt, ihm das an und für sich zu verübeln; ich muthe Keinem, dem sein Beruf nicht die Verpflichtung auflegt, sich über jene Frage eine Meinung zu bilden, zu, daß er sich mit ihr befasse; ich weiß, daß es Gegenstände genug giebt, mit denen sich zu beschäftigen angenehmer und belehrender ist. Aber es ist schändlich, es streitet gegen Gewissen und Ehre, einen Zweig der Literatur, den man nicht kennt, zu verleumden, und Lästerungen auszustoßen, den Samen von Verdächtigungen auszustreuen, zu denen auch nicht ein einziger lauter oder leiser Vertheidiger der Emancipation den geringsten Anlaß gegeben hat. Auch ist Herr Pfizer in diesem Theil seiner Lüge wirklich originell; oder wenn ihn Einer über den Ton und Inhalt der fraglichen Vertheidigungsschriften belogen hätte, so könnte es nur in vertraulicher mündlicher Unterredung geschehen sein; denn öffentlich hat noch Keiner gewagt, jenen einen ähnlichen Vorwurf zu machen. Selbst Diejenigen, die es in der Schmähung der Juden bei Gelegenheit der Bekämpfung literarischer Richtungen am Weitesten getrieben haben — immer ohne den Namen eines einzigen Juden nennen zu können — haben entweder die Vertheidiger der Emancipation und den von ihnen erhobenen Widerspruch gegen jene Schmähungen völlig ignorirt, oder haben sogar, wie Menzel z. B. an einer Stelle wenigstens (Literaturblatt von 1837 Nro. 93) gethan hat, diesen ausdrücklich eine ganz verschiedene Stellung und Classe angewiesen.

Herr Pfizer ist noch nicht fertig, und ich darf noch nicht ermüden, obgleich ich leider auch dem Folgenden nichts als dieselbe unerfreuliche Form des Widerspruchs entgegenzusetzen im Stande bin. „Man kann nicht verlangen, daß die Juden

mit unterwürfiger Demuth als eine Gnade erbitten ſollen, was ihnen zuzugeſtehen das vernünftige Recht gebietet; aber nur ſchaden kann es ihren Anſprüchen, wenn ſie, während der Geltendmachung ihres Rechts, mit den offenen Feinden des Chriſtenthums in vertrautem Verkehr ſtehen und ihre Freundſchaft mit denſelben trotzig und hochmüthig zur Schau tragen." Das iſt alles eitel Lug und Trug und ruchloſe Verleumdung; Keiner von uns ſteht in vertrautem Verkehr mit den Feinden des Chriſtenthums; Keiner hegt Freundſchaft für dieſelben, und Keiner hat ſich die ungeheure Thorheit und die noch größere Niedrigkeit zu Schulden kommen laſſen, eine ſolche Freundſchaft trotzig und hochmüthig — Herr Pfizer vergißt dabei, daß Alles noch ſo eben insgeheim, nur mit Geberden, ziſchelnd und flüſternd geſchehen iſt — „zur Schau zu tragen."

„Wahrlich," fährt er fort, „der Emancipation der Juden haben andere Bücher und andere Geſinnungen vorgearbeitet, als die Heine's, und die Juden könnten nichts beſſeres thun, als den läſternden Spötter zweier Religionen völlig verleugnen." Die erſte Hälfte dieſes Satzes iſt ein Eiland der Wahrheit, das ſich in eine Wüſte der Lüge verirrt hat; genauer entwickelt, reichte ſie allein hin, das ganze Lügengewebe zu zerſtören. Denn dieſe anderen Bücher und andere Geſinnungen ſind eben die der jüdiſchen ſo gut wie der chriſtlichen, hohe Achtung und Dank verdienenden Vertheidiger der Emancipation; beide haben im Weſentlichen gleiche Grundſätze, gleiche Geſinnungen entwickelt. Und doch ſind es gerade die Juden, welche die Emancipation fordern, die wir hier als Mitſchuldige Heine's geſchmäht ſehen! Der Verfaſſer entſchädigt ſich für die unwillig abgedrungene Wahrheit durch die zweite Hälfte des Satzes, die

an Feinheit der Tücke das Vorhergehende noch übertrifft. Wer sollte nicht glauben, ein anscheinend so guter Rath komme aus wohlmeinender Gesinnung und sei nöthig; die Juden hätten also hier wirklich etwas gut zu machen, eine frühere Anerkennung erfordere eine Verleugnung. Man kann diese Wendung als ein Muster schlauer Verleumdung betrachten. Herr Pfizer verfährt hier wie Einer, der einen Unschuldigen in den Verdacht des Diebstahls bringen wollte und ihm deshalb den freundschaftlichen Rath gäbe, er möge doch das Gestohlene zurückgeben, um der Gefahr der Strafe zu entgehen. Die Juden haben aber Heine nie anerkannt, sie haben sich nie anders als gleichgültig zu ihm verhalten; sie haben seine poetischen und stilistischen Talente nicht mehr als Andere bewundert; sie haben für seine Gesinnungen, für seine Spöttereien über jüdische und christliche Religionsvorstellungen nie Sympathie gehegt; sie haben ihn stets, wie er sie, verleugnet, wenn er ihnen aufgebürdet werden sollte; nie hat sich ein Jude, der als Solcher, der im Namen und Sinne seiner Glaubensgenossen über Heine redete, anders als zurückweisend, als jede Gemeinschaft ernst und offen ablehnend, über ihn geäußert. Herrn Pfizer's Rath würde deshalb der überflüssigste von der Welt sein, wenn er nicht den Zwecken tückischer Bosheit auf's Trefflichste diente.

Unser Verfasser wirft weiter die Frage auf, ob Heine nicht einzelne Züge von der Eigenthümlichkeit der Juden geerbt habe, die er in den üblichen Gemeinplätzen freundlichst durch die erlittenen Mißhandlungen entschuldigt, aber verschwinden zu sehen wünscht. Ehe wir noch seinen Rath über sittliche Entwickelung des Charakters verlangen, möge er besser, als es in dieser Ausführung geschieht, an den Tag legen, daß ihm selbst

eines der wesentlichsten Elemente eines sittlichen Charakters, Achtung vor der Wahrheit, inwohne. Als Beispiel von den Zügen jener Eigenthümlichkeit führt er den Witz und die Dreistigkeit an. Von dem Witz, der ja kein Vorwurf ist, ein anderes Mal. Was die Dreistigkeit betrifft, so bemerke ich, daß in der schlimmsten Art der Dreistigkeit, der im Lügen und Verleumden, kein Christ und kein Jude ein größeres Meisterstück zu Tage fördern kann, als wir hier eins vor Augen sehen.

Herr Pfizer geht zu der Besorgniß über „die gehässige Stimmung gegen die Juden werde dadurch genährt, ja wohl noch gesteigert werden, wenn die Genossen jener Nation auf dem ihnen eingeräumten Boden, statt sich friedlich anzubauen, Waffenplätze gründen und Wurfgeschosse aufführen." Auch hier mußte wieder bestimmter angegeben sein, worauf gezielt wird, wenn ein ehrlicher Angriff sollte mit Sicherheit erörtert und zurückgewiesen werden können. Wir, die wir das Recht und die Ehre unserer Glaubensgenossen mit Ernst vertheidigen, wir kämpfen auch, wir müssen auch Wurfgeschosse absenden; wir können es weder leugnen noch bereuen, daß wir lebhaft mit ungehemmter Aeußerung eines tiefen Unmuths oft gestritten haben. Aber unsere Streiche sind allein gegen Lüge und Verleumdung gerichtet, welche die Würde der Religion antasten, gegen die Gemeinheit, welche den Glauben zum Träger bürgerlicher Vortheile und Vorrechte mißbraucht, welche, indem sie den Eigennutz zu Glaubensbekenntnissen lockt, an dem Grunde aller religiösen und aller sittlichen Gesinnung wühlt und Leichtsinn und Gewissenlosigkeit fördert. Nie dagegen ist ein Wort aus unserer Feder gekommen, das den Glauben Anderer, das die religiösen Vorstellungen der Christen und was ihnen heilig und

ehrwürdig, verletzte. Ich fordre Hrn. Pfizer oder Jeden, der seine schlechte Sache zu führen übernehmen möchte, heraus, aus meinen Schriften oder aus denen irgend eines Andern unter Denen, die im Namen der Juden öffentlich geredet, die für ihr Recht und für ihre Ehre gestritten haben und von ihnen als Vorkämpfer anerkannt worden sind, auch nur ein Wort der Frivolität, geschweige denn der Bekämpfung und der Gehässigkeit gegen den christlichen Glauben herauszufinden.

Herr Pfizer schließt mit dem Wunsche, die Juden möchten den Schein meiden, mit einem Heine unter der Decke zu spielen, und sich überzeugen, daß das eingerissene Judaisiren in der Literatur mit dem es charakterisirenden, eigenthümlichen Beigeschmack und seiner polemisch-schielenden Verbissenheit wohl etwa Lorbeeren zerfressen, aber keine gewinnen kann." — Was das „unter der Decke" spielen betrifft, so ist das eben wieder eine der frechen Lügen, die man nicht bestreiten, die man nur brandmarken kann, weil ihnen jeder Schatten von Wahrheit, und weil der vagen, unehrlichen Verdächtigung jede nähere Bezeichnung eines Gegenstandes abgeht, den man dagegen vertheidigen könnte. Auch über das „Judaisiren" ist Herr Pfizer Erklärungen und bestimmte Angaben schuldig. Vorläufig sinne ich vergebens darauf, welche Classe von jüdischen Schriftstellern ich hier in Schutz nehmen soll. Ich fürchte sehr, Herr Pfizer hat hier ausschließlich die Arbeiten christlicher Schriftsteller im Auge, die der Haß in Juden verwandelt hat, um fertige Schimpfreden gegen sie zu haben. So viel ist gewiß, daß alle die Züge, die Herr Pfizer anführt, auf Alles eher passen, als auf diejenigen Zweige der Literatur, die man allein als jüdische betrachten kann, sowohl ihrem Inhalt nach, als weil

ſie von Juden, die ſich als Solche fühlen und geltend machen, bearbeitet werden. Der eine dieſer Zweige, jetzt der bei weitem überwiegende, gilt den inneren geiſtigen Intereſſen der Religion, der Bildung, des Fortſchritts, der andere der Behauptung von Recht und Ehre nach außen. Von dem erſteren hat die Kritik noch wenig Notiz genommen, und ich zweifle, daß Herr Pfizer irgend einige Kunde davon hat, von den gerügten übeln Eigenſchaften iſt aber ſicherlich darin nichts zu vermerken, ſondern ein ernſtes, offenes, gewiſſenhaftes Streben iſt darin vorherrſchend. Auf den anderen iſt man ſchon eher ein wenig aufmerkſam; Herr Pfizer ſcheint ihn jedoch bis jetzt nur aus lügenhaften Berichten zu kennen. Macht er ſpäter deſſen eigne Bekanntſchaft, ſo mag er mir und Denen, in deren Reihe ich ſtehe, Heftigkeit, Zorn und was er Aehnliches will, vorwerfen; aber das wird er einräumen müſſen, daß wir nicht ſchielen und nichts verbeißen, daß wir nicht ziſcheln und nicht flüſtern, ſondern allen unſeren Gegnern gerade in's Auge ſehen, feſt auf ſie zugehen, und ſie laut und gerade für ihre Lügen und alle ihre Erbärmlichkeit züchtigen.

Du wirſt wenig Freude an dieſem Brief haben; glaube mir, daß ich auch keine hatte, als ich ihn niederſchrieb. Darum verzeih und ſei überzeugt, daß ich gern auf eine andere, Dir und mir zuſagendere Weiſe ſtritte, wenn die Gegenſtände es geſtatteten.

Dein

G. K.

Vierter Brief.

Du giebſt die traurige Nothwendigkeit einer ſolchen Abwehr gegen einen ſolchen Angriff zu, lieber Freund, aber Du ermahnſt mich mit Recht, über dem Kampf mit der Verleumdung das Streben nach einem tieferen, unparteiiſchen Ergründen der Wahrheit, über der Vernichtung einer boshaften Lüge das Bedürfniß der Belehrung nicht zu vergeſſen, die vielleicht durch ein tieferes Eingehen auf verwandte Fragen, durch einen ernſt prüfenden Blick in die eigene Bruſt gewonnen werden könnte. Du forderſt mich in dieſem Sinne auf, das Verhältniß der Juden und ihres Strebens zu der Geiſtesrichtung und Stellung des Schriftſtellers, der ihnen aufgebürdet werden ſoll, ſelbſtändig, zu erörtern, und diejenigen literariſchen Thatſachen noch einmal zu muſtern, die allenfalls Anlaß zu einer Täuſchung in jener Hinſicht könnten gegeben haben. Du giebſt zu, daß der vorliegende niedrige Ausfall, mit ſeinen leeren, auf nichts geſtützten Gehäſſigkeiten, eine ſolche Unterſuchung nicht erfordere und nicht verdiene. Aber Du erinnerſt mich daran, daß man ſich ſelbſt mehr ſchuldig ſei als ſeinen Gegnern, und daß ich Dir verſprochen habe mich auf die Beſeitigung der Armſeligkeiten dieſer nicht zu beſchränken. Dagegen kann ich nichts einwenden. Ich will mit den Thatſachen anfangen, und von ihnen zu den allgemeineren Beziehungen fortſchreiten.

Ich bin hier genöthigt, der Zeitfolge wegen, mit mir ſelbſt zu beginnen, da ich, ſo viel ich weiß, der Erſte war, der, ſchon vor mehr als ſechs Jahren, ſich in ganz ähnlich abwehrender Weiſe wie jetzt im Sinne und Geiſte der Juden über Heine geäußert

hat. Es war in der Schrift „Börne und die Juden", die im Januar 1832 erſchienen iſt. Wie Du aus dem Titel ſiehſt, gehörte dieſe Streitſchrift in der Hauptſache der Erörterung über einen andern literariſchen Charakter an, und ich werde auf dieſen ihren Gegenſtand wohl ſpäter zurückkommen. Aber Du weißt, wie oft jene zwei Schriftſteller zuſammen genannt worden ſind, die kaum eine andere Beziehung zu einander haben, als daß ſie dem Haſſe die eine gleiche Seite ihrer zufälligen Abkunft darboten. Um bei Gelegenheit Börne's die Juden zu ſchmähen, war es bequem, Heine hineinzuziehen, wie es denn auch damals Sitte war, -- Saphir als den Dritten zu nennen. So war ich veranlaßt, mich beiläufig über Heine und über die Beziehungen der Juden zu ihm auszuſprechen. Die Nachträge zu den Reiſebildern waren damals das Letzte, was aus Heine's Feder in's Publicum gekommen war, ſeine gewiſſermaßen ſyſtematiſchen Erörterungen über oder gegen den Glauben, die Veröffentlichung ſeiner Anſichten über eine bevorſtehende neue Religion, über die Emancipation der Sinnlichkeit, fallen in eine ſpätere Zeit. Einige frivole und ziemlich geſchmackloſe Späße über den Muttergottes-Glauben waren es allein, die man ihm dazumal vorwarf; der Sturm, der ſich ſeitdem von ſo vielen Seiten gegen ihn erhoben, war noch lange nicht im Anzuge. Damals war ein unbefangenes Urtheil über ihn noch möglich, das, ich geſtehe es, ſchwer wird, wenn man fühlt, wie begierig jedes Wort harmloſer Anerkennung des Talents zu Gehäſſigkeiten nicht ſowohl gegen den Schreibenden ſelbſt, was er über ſich ergehen laſſen kann, als gegen den Juden in ihm werde ausgebeutet werden; wenn man von der andern Seite beſorgen muß, daß ein verwerfendes Urtheil einer Art von moraliſchem Zwang, einer

gewiſſen Scheu vor jenem Terrorismus der Verdächtigung zugeſchrieben werden dürfte. Indeſſen damals war das, wie geſagt, nicht in gleichem Grade des Fall. Die Verleumdung verſuchte ſich erſt in zerſtreuten Anfängen, und hatte noch nichts Gefährliches; ich konnte Heine, dem damals der Strom des kritiſchen Beifalls günſtig war, deſſen Angriffe auf die Religion auch erſt im Keimen waren, unbefangen loben oder tadeln. Nun hat aber kein Menſch, kein noch ſo übelwollender Beurtheiler meine damaligen Aeußerungen über Heine für eine offene oder verſteckte Apologie ſeiner antireligiöſen Tendenzen gehalten; kein Menſch hat herausgeleſen, daß ich als Jude ihn zu einem Glaubens- oder Bundes-Genoſſen mache, daß ich auf ihn ſtolz ſei, und was der tückiſchen Gehäſſigkeiten des Herrn Pfizer mehr ſind. Meine Erörterung beſchränkte ſich auf die Nachweiſung, daß Heine mit den Juden und die Juden mit ihm nichts zu ſchaffen haben; ihr Zweck war aber durchaus kein anderer, als jene völlige Verleugnung Heine's, die Herr Pfizer jetzt, nach ſechs Jahren, den Juden ſo wohlmeinend anräth. Abgeſehen von dieſer Abſicht, der ich als ein treues Organ der unermeßlichen Mehrheit meiner Glaubensgenoſſen Worte lieh, habe ich für Heine's ganze literariſche Perſönlichkeit überaus wenig Sympathie an den Tag gelegt, ſo daß meine Stimmung wohl zu den kühlſten gegen einen Schriftſteller gezählt werden kann, dem es ja an einer Anzahl warmer Lobredner — worunter reichlich hundert Chriſten auf einen Juden kommen — von ſeinem erſten Auftreten an nicht gefehlt hat. Lies jene Flugſchrift, und Du wirſt Dich davon überzeugen. Das einzige Wort des Lobes, das darin über Heine vorkommt, beſteht in Folgendem: nachdem ich, um das Gewebe unſinniger Bosheit,

welche Heine's literariſche Sünden dem Judenthum aufbürden wollte, zu zerſtören, beiſpielweiſe auf Clauren und auf den Ueberſetzer des Caſanova hingewieſen hatte, ſetzte ich hinzu, daß eine Zuſammenſtellung Heine's mit ſolchen Namen ein unverzeihliches Unrecht gegen ſeinen Geiſt, wie gegen ſeinen Charakter ſei: eine Behauptung, für welche ich die Verantwortlichkeit, zwar nicht als Jude, — denn als ſolchen geht mich dieſer ganze Zweig der Literatur nichts an — aber als Kritiker ſehr gern übernehme. Ja, ich glaube, daß ein Unparteiiſcher an jener Flugſchrift gerade das tadeln könnte, daß es ihr faſt ganz an dem Ausdruck der Theilnahme fehlt, auf welche das poetiſche Talent Heine's Anſpruch hat; worauf ich erwidern würde, daß die äſthetiſche Seite der Sache in jenem Streite ganz zurückſtand und es ſich allein um die moraliſche Richtung handelte. Eine Würdigung Heine's als Dichter lag mir nicht ob; auch fand ich mich ſchon damals nicht — und finde mich aus dem ſchon angedeuteten Grunde noch viel weniger jetzt — in der rechten Stimmung dazu. Das Urtheil über poetiſche Erzeugniſſe erfordert eine harmloſe, ungetrübte heitere Anſchauung, die ich nicht zu behaupten weiß, wenn ich in den Austauſch der Meinungen über Talent und Art eines Dichters giftige Schmähungen eines Glaubens, der mir ehrwürdig, einer Geſammtheit, die mir theuer iſt, eingeſchwärzt ſehe. Der Gefahr ſolcher Ausfälle gegenüber will ich mir lieber Verzagtheit als Unempfindlichkeit vorwerfen laſſen. So hoch ich die Dichtkunſt halte, ſo ſtehen mir doch die edelſten ſittlichen Intereſſen höher. Da mir indeſſen jene zu werth iſt, um mit getrübtem Blick, mit verſtimmten Gefühlen über ſie zu urtheilen, — aufgeregt durch Beziehungen, die ihr völlig fremd ſind und von denen

ſich mein Gemüth doch nicht zu befreien vermöchte, — ſo verzichte ich lieber auf ein äſthetiſches Urtheil, das ſchwerlich ein unbefangenes, vielleicht ein ungerechtes ſein würde.

Zwei andere Schriften, — die einzigen außer der meinigen, in welchen ſich jüdiſche Autoren veranlaßt fanden, ſich über Heine, über die Beziehungen der Juden zu ihm, zu ſeiner Richtung und zu dem, was man ſeine Schule zu nennen beliebt, auszuſprechen, — gehören der Polemik an, auf welche ihr Titel hindeutet. Es ſind „das junge Deutſchland und die Juden, von Dr. Weil" und „das Judenthum und die neueſte Literatur, von B. Auerbach" beide im Anfang des Jahres 36 erſchienen. Mit dem ganzen Verlauf des Lügengewebes, das dieſe beiden Schriften zu zerreißen hatten, werde ich mich ſpäter beſchäftigen. Der Charakter beider, welche neben den Anſichten der Verfaſſer auch die der Juden überhaupt über eine ganz neue und unerhörte Art der Verleumdung ausſprachen, iſt ganz genau derſelbe abwehrende, verleugnende, der früher in meiner Flugſchrift vorherrſchte, wie denn überhaupt Keiner, der mit Liebe zur Wahrheit und Sinn für Schicklichkeit jene Sache im Namen ſeiner Glaubensgenoſſen beſprach und nicht von dieſen ſeinerſeits völlig verleugnet werden wollte, ſich in einem anderen Sinne hätte äußern können. Die Wahrheit der Sachlage und die ernſte und edle Geſinnung der Verfaſſer begegneten ſich daher vollkommen. Ich muß hier wieder, um einen Theil von Herrn Pfizer's Ehre und ſeiner Wahrheitsliebe zu retten, annehmen, daß ihm auch dieſe Flugſchriften unbekannt geblieben ſind, daß er alſo von den Actenſtücken eines Hergangs, über den er die giftigſten Verleumdungen ausſtreut, nicht das Mindeſte kennt; denn wenn er ſie kennte, ſo würde in ſeinen Verun-

glimpfungen, in seinen tückischen Rathschlägen ein Grad von Unredlichkeit liegen, der nur dem verworfensten Charakter zugeschrieben werden könnte. -- Andere Aeußerungen von Juden -- oder gar von Solchen unter ihnen, „welche die Emancipation am lautesten fordern", über Heine, an welche ich die Pfizer'schen Bosheiten halten könnte, sind mir nicht bekannt, und ich zweifle sehr, daß Herr Pfizer irgend welche, die er bei seinen Schmähungen im Auge gehabt, wird angeben können.

Aber die angeführten Flugschriften gaben nicht allein dazu keinen Anlaß, sondern sie enthielten auch über das wirkliche Verhältniß Heine's zu den Juden und dem Judenthum treffende Andeutungen genug, welche die Wahrheit Jedem, der sie suchte, ja der ihr nicht gewaltsam sein Auge verschloß, zugänglich machten. So hat Dr. Weil Heine's offenbaren Widerwillen gegen das Judenthum scharf hervorgehoben, und daran die Bemerkung geknüpft, „Heine scheine in dem Christenthum nur die Tochter des Judenthums zu hassen, wie Voltaire umgekehrt in dem Judenthum die Mutter des Christenthums gehaßt habe." Es ist freilich nicht wohl mit Sicherheit zu sagen, ob nicht auch diese Sinnesart eine der vielen ergötzlichen Larven ist, die Heine in seinem beliebten Maskenspiel der Gesinnungen übereinandersetzt, so daß es am Ende nicht mehr möglich ist, sein wahres Gesicht unter allen den Larven deutlich zu erkennen. Wenn aber irgend eine Empfindung in seinen dieses Gebiet berührenden Aeußerungen klar wird, so ist es die der Abneigung gegen das Judenthum, über das er sich nicht etwa nur gelegentliche Scherze erlaubt, sondern das er mit Vorliebe verspottet. Er scheint den Satz jener unnatürlichen Mutter umzukehren und zu sagen: „Ich darf

es haſſen, es hat mich geboren." Er hat ſich an dem gefahrloſen Spott über das Judenthum erſt den Muth geſtählt zu ſeinen ſpäteren Angriffen auf das Chriſtenthum, die ihm freilich viel theurer zu ſtehen gekommen ſind. Das Bitterſte, was er dem Chriſtenthume zu ſagen weiß, iſt immer noch, daß es dem jüdiſchen Spiritualismus entſproſſen ſei; er rächt ſich gleichſam, indem er dem Chriſtenthum, wie ſeine Gegner ihm ſelbſt, ſeine jüdiſche Abſtammung vorwirft. — Auch hat ſchon Dr. Weil auf ein bekanntes Schreiben Heine's an eine Pariſer Zeitung hingewieſen, in dem er jede Beziehung zum Judenthum von ſich ſtößt, nie in einer Synagoge geweſen zu ſein verſichert u. ſ. w. Wenn auch der Ton dieſes Schreibens durch eine gewiſſe Gereiztheit und Verlegenheit, durch das gefliſſentliche Dunkel, in welchem der Punct der Abkunft gelaſſen wird, in den Augen Mancher etwas Lächerliches gehabt hat, ſo war Heine doch zu der Erklärung ihrem ganzen Inhalte nach vollkommen berechtigt: denn als Schriftſteller hat er nie mit einem Worte jüdiſche Geſinnung vertreten oder ausgeſprochen, und die rein zufällige, ſeiner literariſchen Wirkſamkeit fremde Thatſache ſeiner Abkunft gehörte im Grunde der Oeffentlichkeit nicht an. Auch lag in einer ſolchen Erklärung das größte Verdienſt, das ſich Heine um die Juden erwerben konnte, und ſie ſind ihm in der That für ſeinen guten Willen Dank ſchuldig.

Aber wenn ſelbſt nie ein Wort der Ablehnung und der Vertheidigung über dieſen beſonderen Punct wäre geſagt worden, wenn nichts vorläge, als die Schriften derjenigen Juden, die überhaupt für das Recht und die Würde ihrer Glaubensgenoſſen geſtritten haben, ſo wäre es doch unmöglich, daß Einer, in dem ein Funke von Liebe zur Wahrheit glimmte und der

von diesen Kämpfen einige Kenntniß gewonnen hätte, sie mit der Frivolität anderer — nicht jüdischer — Schriftsteller vermengte und nicht einsähe, daß eine Welt zwischen beiden liegt. Das ist es, was mich im Grunde der Seele empört, daß hier der sittliche Charakter eines Strebens, welches gerade in ihm seinen höchsten — ja für jetzt, bei gänzlich mangelndem politischen Erfolg, seinen einzigen — Werth findet, mit roher, lügnerischer Gehässigkeit befleckt und verleumdet wird. Ich und wir Alle besitzen keinen solchen Corporationsgeist, daß wir uns verletzt und zur Vertheidigung berufen fühlten, wenn einzelne jüdische Schriftsteller angegriffen würden: was uns vielmehr ganz gleichgültig wäre. Statt des Schriftstellers den Juden, statt seines Vergehens seine Religion und deren Bekenner zu schmähen, ist freilich eine Niedrigkeit, die wir verachten. Dieses Verfahren bei einem Schriftsteller anzuwenden, der gar kein Jude ist, ist zugleich ein ungeheurer Unsinn. Aber der Gipfel der Bosheit ist das, eben den edelsten Kern des gemeinsamen Lebens, die vereinigende und erhebende sittliche Idee in ihren Vertretern zu verleumden, wie es hier geschieht, indem man gerade die Kämpfer für Emancipation der Mitschuld mit einer frivolen, unsittlichen Richtung anklagt. Es ist nicht die beleidigte Würde eines besonderen Strebens allein, die ich hier retten will. Ich behaupte vielmehr, daß jedes wahrhaft gemeinsame Wirken, jedes Thun, das von dem tiefen Gefühle der geistigen Bedürfnisse einer Gesammtheit beseelt, ihrem Rechte und ihrer Ehre gewidmet ist, ein wesentlich und nothwendig ernstes und sittliches ist, das jeden Leichtsinn, jede Gemeinheit, jede Frivolität zurückstößt. Noch nie ist die Sache zumal einer religiösen Gesammtheit mit unsittlichen, gemeinen, frivolen Waffen geführt

worden. Wer ſeine Kräfte einem über die Verfolgung perſönlicher Zwecke hinausliegenden Streben geweiht hat, wer im Gefühle ſeines reinen Willens ſich als Vertreter einer Gemeinſchaft geltend macht, von der er anerkannt zu werden hofft oder es zu ſein ſich freut, der muß wenigſtens in der Sache, der er dient, ſittliche Haltung und Würde finden. Der Egoismus mag kalt, leichtfertig, ſpottend, frivol ſein; das Mitgefühl iſt warm und ernſt. Hier iſt der Punct, welcher uns, die Vertreter der Sache der Juden, ſo unendlich weit von Heine trennt, daß kaum in dem ganzen Gebiet der Literatur ſich ſtärkere Contraſte finden mögen, als er und wir. Es liegt der Punct in jener Selbſtſucht des Talents, die auch Herr Pfizer, wie viele Andere vor ihm, mit Recht an Heine gerügt hat. Seine glänzende Fähigkeit ſteht für ſich allein da und huldigt allein ſich ſelbſt; die Stoffe ſind ihm nur da, um ſeinen Witz, ſeine ſeltene Gewandtheit der Rede an ihnen zu üben; er dient nicht der Sache, die er behandelt, er will ſie nur ſeinem Talente dienſtbar machen, ſie zu deſſen Ruhm ausbeuten. Dem Talent mag eine ſolche Art eigen ſein, wo ihm nicht eine entſprechende Kraft der Geſinnung die Wage hält. Auf unſerer Seite dagegen iſt wenig Talent, aber mehr Geſinnung. Wir ſuchen nicht nach einem beliebigen Stoff, um reiche Fähigkeiten daran zu meſſen, ſondern es iſt die aus der Sache geſchöpfte Begeiſterung allein, die uns einige Fähigkeit leiht. Darum hat es uns auch in der Regel gerade an derjenigen Eigenſchaft gefehlt, welche Herr Pfizer als eine dem Juden eigenthümliche zu bezeichnen die Güte hat, an Witz nämlich. Die leichte, flatternde, ungebändigte Natur des Witzes verträgt ſich nicht wohl mit der unbedingten Hingebung an ſeinen Gegenſtand, mit dem unverrückten Streben

nach einem beſtimmten, ernſten Zweck. Der Witz will Laune und Willkür walten laſſen; er opfert nicht gern einen guten Einfall einer guten Sache; er will frei und feſſellos über ſeinem Gegenſtande ſchweben; es darf ihm auch nicht darauf ankommen, wenn einer ſeiner Pfeile einmal den eignen Schützling verwundet. Ohne dieſen Egoismus, ohne dieſen Uebermuth, ohne dieſe Luſt an der eignen, ungehemmten Kraftäußerung, die in keinem Zweck eine Schranke findet, giebt es keinen rechten Witz. Die leichtfertige Selbſtſucht iſt witzig, weil ſie nichts ſchont; der harmlos muntere Scherz, weil er fühlt daß ſeine heiteren Streiche nicht tief verletzen, und daß er die leichten Wunden, die er auf Befreundete geſchlagen, leicht heilen kann; der Zorn, weil er der augenblicklichen Befriedigung jede Rückſicht opfert; die Verzweiflung endlich, die, weil ſie Alles aufgegeben, an Allem irre geworden, nichts mehr zu hüten und zu ſchonen hat: aber das ernſte, beharrliche, ſeines höheren Zweckes bewußte Streben iſt nur ſehr ſelten witzig. Ein Witz, der einem beſtimmten Wollen dienſtbar iſt, der ein unverrücktes Ziel verfolgt, der ſich hütet, dieſe zu gefährden, gewinnt leicht ein ſteifes, verlegenes, verdrießliches Anſehen, und bleibt darum beſſer aus dem Spiele. Eine Stimmung, wie die unſere zumal, die gewohnt iſt, gehäſſiger Mißdeutung und liebloſer Anklage zu begegnen, die wir zwar nicht unſertwegen ſcheuen, aber doch der Sache wegen, der wir uns untergeordnet und die leider in den meiſten Fällen für uns leiden muß, ſtatt daß wir ihr zum Schilde dienen möchten — eine ſolche Stimmung iſt ſehr weit entfernt, eine zum Witz geeignete oder ihm förderliche zu ſein. Jeder aufmerkſame Beurtheiler wird auch finden, daß der Kampf für unſer Recht mit Kraft und mit Liebe, aber mit

ſehr wenig gelungenem Witz von uns geführt worden iſt. — In dem gerade entgegengeſetzten Fall iſt Heine. Ich bin überzeugt, daß er ein ganz Anderer geworden wäre, — oder richtiger vielleicht, daß er ein ganz Anderer hätte ſein müſſen, wenn ſein Gemüthsleben in irgend einem Zuſammenhang mit den Richtungen und Beſtrebungen der Juden ſtände. Die Rückſichtsloſigkeit, welche ſeinen Witz bezeichnet, wäre gehemmt geweſen; ich glaube, ſein Talent, das mehr als irgend eines der Ungebundenheit zu bedürfen ſcheint, würde darunter gelitten haben; aber gerade in jene Fehler, welche eben das Erzeugniß dieſer Ungebundenheit ſind, und welche eine gedankenloſe Bosheit dem Juden in ihm zuſchreiben will, wäre er dann gewiß nun und nimmermehr verfallen; wie denn in der That Keiner, in deſſen Empfindungen ein jüdiſches Element lebte, darin verfallen iſt. Ihm aber war das Judenthum nur in ſo fern etwas, als es ſeinem Spotte ein wenig näher lag und als er manchen Witz darüber zu Tage fördern konnte, zu dem einem Anderen der Stoff gefehlt haben würde: das war von jeher alle Beziehung, die zwiſchen ihm und dem Judenthume ſtattfand. — Wenn übrigens einzelnen Juden, ſo gut wie gar manchen Chriſten, ein ſpöttelndes Witzeln eigen iſt, ſo ſind es ſicherlich nicht die warmen und ernſten Vertreter der Sache ihrer Glaubensgenoſſen, die Herr Pfizer zu verleumden ſeinen Zwecken angemeſſen gefunden hat, ſondern es ſind Solche, die, des ernſten Ringens müde, den Enthuſiasmus gemeinnütziger Wirkſamkeit und perſönlicher Entſagung belächeln, aller Begeiſterung ihren kalten Hohn entgegenſetzen und ſich ſo vorbereiten, die Vortheile, welche die herrſchende Kirche bietet, ſo bald ſie ihrer bedürfen, für ihre Perſon zu erwerben. Dieſe

wenig zahlreichen Spötter sind mithin Gegner unserer Bestrebungen. Ihre Sinnesart hat bisher, so viel mir bekannt, in der Literatur keinen Ausdruck gefunden. Wollte man Heine etwa zu diesen in eine gewisse Beziehung setzen, so dürfen wir Beide mit gleicher Entschiedenheit zurückweisen, sowohl im Namen der Gesammtheit, als insbesondere in dem der hier angefeindeten Schriftsteller. Die, welche für Ernst und Wahrhaftigkeit der religiösen Gesinnung streiten, werden doch nicht für eine Geistesrichtung verantwortlich gemacht werden sollen, die sie mit aller Macht bekämpfen!

Ich bin hier einem Puncte nahe gekommen, dessen Berührung ihre Schwierigkeit hat, der aber besprochen werden muß, da man einmal die Frechheit gehabt hat, den Streitern für die Emancipation religiöse Frivolität vorzuwerfen, indem man sie mit Solchen vermengt, die das Judenthum verlassen haben und demnach bei jener Frage unbetheiligt sind. Ich zweifle, daß man in irgend einer andern Angelegenheit die Schamlosigkeit oder den Wahnsinn so weit getrieben hat, die Kämpfer für eine Sache statt ihrer Abtrünnigen büßen zu lassen. Wenn etwas den Streit für die Sache der Gewissensfreiheit, wie er in neuerer Zeit durch Juden geführt worden ist, von der blöden, befangenen, ängstlichen Weise unterscheidet, wie man ihn früher — freilich mit sehr rühmlichen Ausnahmen — zu führen gewohnt war, so ist es eben der Zug, daß die Frivolität des Religionswechsels, zu der das System einer privilegirten Confession unfehlbar verleitet, offen und kräftig bekämpft worden ist, nicht von einem dogmatischen, sondern von einem sittlichen Standpunct aus, in dem Geiste religiösen Ernstes, im Sinne der Lauterkeit und Innigkeit aller religiösen Empfindung, die durch jenes Treiben

in ihrer Quelle vergiftet wird, im Namen eines Grundſatzes alſo, der den aufrichtigen Bekennern eines jeden Glaubens, der Jedem, in deſſen Bruſt der Sinn für die höchſten Beziehungen der Menſchennatur nicht erſtorben iſt, heilig ſein muß. Aber wir wollten und durften freilich dieſe Polemik nie und nimmer gegen Perſonen, wir konnten ſie nur gegen eine Richtung wenden. Unſer jedem Fanatismus fremder Standpunct hatte nichts mehr gegen den Uebertritt einzuwenden, ſobald er das Werk der Ueberzeugung war; ob er das iſt, darüber ſteht keinem Menſchen, ſondern nur Dem, der die Herzen prüft, ein Urtheil zu; es wäre alſo eine Unſchicklichkeit der gröbſten Art, eine Verſündigung gegen die Gewiſſensfreiheit ſelbſt, die wir vertheidigen, geweſen, wenn wir Jemanden wegen ſeines Religionswechſels zur Rechenſchaft hätten ziehen wollen: wie es freilich zwiſchen Proteſtanten und Katholiken in hinlänglich bekannten Fällen geſchehen konnte. So entrüſtet wir jetzt ſind über den boshaften Unſinn, der uns die Frivolität eines Mannes zur Laſt legt, welcher unſere Glaubensgemeinſchaft längſt von ſich geworfen hat, ſo bereuen wir doch keineswegs, daß wir ſolchem Verfahren nicht etwa zuvorgekommen ſind, indem wir ſelbſt Jenen wegen ſeines Uebertritts öffentlich zur Rede geſtellt hätten; wir werden uns auch in Zukunft nie zu ſolchem Mißgriff verleiten laſſen. Aber die Frivolität ſelbſt, den Leichtſinn in Betreff religiöſer Bekenntniſſe, die nothwendig zur Erkaltung gegen das Heilige und am Ende zur Verſpottung desſelben führen, die Leichtfertigkeit, welche einen Glauben wegen bürgerlicher Vortheile, aus Eigennutz, Ehrgeiz oder Eitelkeit, wie ein Gewand, ablegt und anlegt — kurz, die ganze beklagenswerthe Sinnesart, wie ſie die obwaltenden Einrichtungen in Gemüthern erzeugen müſſen, denen

Ernſt oder Ausdauer, Wille oder Kraft zum Widerſtand fehlen — die haben wir mit aller Energie, die uns zu Gebote ſteht, bekämpft, und es erfordert eine gränzenloſe Unkenntniß der Sachlage, uns jetzt vorzuwerfen, daß wir mit Einem, der eben jene Sinnesart in ſeinem ganzen Weſen bethätigt, unter einer Decke ſpielen.

Hätte ſich Herr Pfizer mit dem bloßen Ignoriren dieſer Thatſachen begnügt, hätte er nicht mit beiſpielloſer Frechheit uns ausdrücklich eine Richtung vorgeworfen, die jedes Wort, das wir je öffentlich geredet, zurückweiſt, ſo wäre ich geneigt, ihn durch einen Umſtand zu entſchuldigen, der freilich uns nicht zur Laſt gelegt werden kann. Eine Folge der Verſchiedenheit zwiſchen Heine und uns in der Denkungsart von der einen und im Talent von der andern Seite war nämlich die, daß Heine mit ſeiner Frivolität, mit ſeinen pikanten Späßen, mit ſeinem glänzenden Witz und ſeiner gewandten Redegabe, bei allem tadelnden Unmuth Einzelner, doch die Aufmerkſamkeit und zum Theil die Gunſt des -- chriſtlichen -- Publicums in hohem Grade auf ſich gezogen hat; während wir mit unſerem Ernſt und unſerem wohlgemeinten Eifer außerhalb des Kreiſes unſerer Glaubensgenoſſen, innerhalb deſſen wir uns der Folgen unſerer Wirkſamkeit freuen können, gar wenig und nur von wenigen an allem Menſchlichen Theilnehmenden beachtet worden ſind. Das wäre traurig für uns, wenn wir nach literariſchem Ruhme geſtrebt hätten; ich will auch einräumen, daß es theilweiſe die Schuld unſerer mangelhaften Fähigkeiten ſein mag; aber eine Schuld des Charakters, der Geſinnung iſt es doch wahrhaftig nicht. Wäre hier eine Schuld ſolcher Art, ſo könnte ſie nur auf der Seite des Publicums ſein, das eben an dem frivolen

und geiſtreich Pikanten mehr Gefallen als an dem ſchlichten, geraden Ernſte findet. Unſere Glaubensgenoſſen freilich haben bei jeder Veranlaſſung uns, und nie und nimmermehr Heine, als ihre Vertreter bezeichnet, haben uns und nicht ihm ihre Achtung und Liebe bezeigt; das Publicum aber, das uns ſehr wenig, das aber Heine ſehr gut kennt, hat ſich — wenigſtens ein gedankenloſer Theil desſelben — durch ähnliche gewiſſenloſe Recenſenten, wie wir hier einen ſehen, hie und da verleiten laſſen, Heine, der es nie hat ſein wollen und ſein können, der nie iſt dafür erkannt worden, als den Repräſentanten des Judenthums anzuſehen, Heine, der nichts vertritt als ſich, ſein Talent und ſeinen Egoismus. Dieſer Thatſache gegenüber ringen wir vergebens nicht nach dem Ruhm, uns bemerklich zu machen, auf den wir gern verzichten, ſondern nach der traurigen Ehre, die Schmähungen, welche die Geſammtheit unſerer Glaubensgenoſſen, bald in Maſſe, bald unter der ihr angedichteten Firma eines oder des andern ihr gänzlich fremden Schriftſtellers treffen, auf unſer Haupt herabzuziehen, ſie auf die Prüfung unſerer Arbeiten zu lenken, wo wir zu jeglicher Erörterung und Vertheidigung bereit ſind. Aber umſonſt! Man ignorirt uns lieber, und fährt fort zu ſchimpfen und zu verleumden. Die Mauer, welche die Lanzen der Lüge gebildet haben, war bisher zu dicht, als daß wir der Wahrheit eine Gaſſe hätten öffnen können, indem wir jenen unſere Bruſt darboten. Vielleicht iſt es in dieſem Sinne gut, daß hier einmal Einer Miene macht, uns, „die die Emancipation am lauteſten fordern“ anzugreifen, freilich vorerſt ohne einen zu nennen; aber ſo viel Ehre traue ich Herrn Pfizer noch zu, daß er es nunmehr für Pflicht halten wird, die Schriftſteller und die

Aeußerungen, auf die er gezielt hat, beſtimmter zu bezeichnen. So gelingt es vielleicht doch noch, die Schmähungen auf beſtimmte Puncte zu fixiren, ſie dem ſchimpflichen Charakter vager, gegenſtandloſer Verdächtigung zu entziehen und der Erörterung einen ernſten Inhalt zu geben.

Uebrigens räume ich gern ein, daß die meiſten Juden bei allem Mangel an Sympathie mit Heine's Geſinnung, und obgleich ſie nie ein anderes als ein rein äſthetiſches Gefallen an ihm gefunden haben, doch über ſeine Ausfälle gegen das Judenthum und über ſeine Spöttereien gegen deſſen Bekenner nicht allzu ernſthaft entrüſtet waren, daß ſie ſogar in das Gelächter, das die Letzteren erregten, manchmal eingeſtimmt haben. Ich möchte dieſen Gleichmuth eher loben als tadeln, da er von Unbefangenheit zeugt. Vergleicht man ihn mit dem Zorn, den die Witzeleien desſelben Schriftſtellers über chriſtliche Glaubensvorſtellungen hie und da erregt haben, ſo iſt der Gegenſatz leicht erklärlich. Die Juden ſind eben an noch viel boshaftere Angriffe auf ihren Glauben und deſſen Urkunden zu ſehr gewöhnt, um nicht einigermaßen dagegen abgehärtet zu ſein, wenn ſie nicht einen allzugiftigen Charakter an ſich tragen, und um die ganze Empfindlichkeit Derer zu theilen, die ihren Glauben von allen Seiten mit Ehrfurcht umgeben zu ſehen gewohnt ſind. Es giebt keine Bosheit, die ſich nicht in neuerer Zeit an unſeren bibliſchen Schriften geübt hätte. Die Einen haben nicht genug Gemeinheit und Niedrigkeit der Motive hineinzutragen gewußt, und haben mit Begierde den Inhalt von Büchern, welche Jahrtauſende als heilig gegolten haben, verdreht, um daraus Schmähungen gegen die heutigen Juden zu ſchöpfen; Andere haben das ganze Syſtem für ein Gewebe von Lug und Trug

erklärt; wieder Andere, was wohl das Aeußerſte des Unſinns ſein dürfte, haben gar das Judenthum des Senſualismus beſchuldigt. Die an ſolche Ausfälle Gewöhnten konnten freilich durch die Angriffe Heine's in keinen ſehr heftigen Zorn verſetzt werden. Seine große Anklage gegen das Judenthum iſt die des Spiritualismus, den wir von ganzem Herzen als deſſen Weſen anerkennen. Wenn ihm dieſer Spiritualismus, in dem er die Quelle des Chriſtenthums ſucht, nicht gefällt, deſto ſchlimmer für ihn! Wir aber haben keinen Grund, uns deshalb gegen ihn zur Wehr zu ſetzen. Bei ſo vielen Feinden, die unſerem Glauben Falſches und Gehäſſiges unterſchieben, um ihn zu ſchmähen, können wir nicht allzu ergrimmt über den Einen ſein, der wenigſtens den Charakter desſelben richtig bezeichnet, wenn er auch, ſeiner perſönlichen Geſinnung nach, viel Bitterkeit darüber ausläßt. — Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den Spöttereien Heine's über die Perſönlichkeit der Juden. In den gewöhnlichen Zerrbildern, wie ſie der Haß — zumal in einigen beliebten dramatiſchen Producten — zum Beſten gegeben hat, wetteifert die Dummheit ihrer Schöpfer um den Vorrang mit deren Bosheit. Sie ſind etwa ſo entſtanden, daß man Alles was man an Gemeinheit zuſammenzutragen wußte, anhäufte, und das ſo gewonnene Bild durch Namen und Jargon als einen Juden zu erkennen gab. Solche Fratzen ohne einen Schatten von Wahrheit, Individualität, und daher auch ohne alle ächte Komik, verletzen nicht das moraliſche Gefühl, da ſie nicht treffen, aber das äſthetiſche; ſie erregen keine Empfindlichkeit, aber ſie erregen Ekel. Zu ſolchen Productionen freilich war Heine, wenn auch nicht zu wohlwollend, doch zu geiſtreich, wenn auch nicht zu viel Jude, doch zu viel

Dichter. Der leiſeſte Hauch von Poeſie, auch von komiſcher, verträgt ſich mit ſo ſtupider Bosheit nicht; dem bloßen Haß iſt die Muſe noch nie hold geweſen. Heine's jüdiſche Figuren dagegen — beſonders der gelungenſte ſeiner Charaktere, Hirſch Hyacinth — haben Züge von Wahrheit; wenn ſie auch parodiren, ſo parodiren ſie doch wirkliche Schwächen; wenn ſie auch bitter ſind, ſo treffen ſie doch. Es iſt hier wenigſtens von Heine einiger Geſchmack im Spotten zu lernen, und der iſt immer beſſer als Rohheit. Es iſt ganz gut, wenn man über einen geiſtreichen Spott lachen kann, wenn er einen auch ein wenig trifft, und es iſt wenigſtens ein Zeichen von Bildung, wenn man jenen Spott lieber hat, als den Gaſſenkoth, den die dumme Bosheit einem nachwirft, wenn er auch, ungeſchickt gezielt, weit vor ſeinem Ziele vorbeiſchießt.

Das iſt Alles, was ich Dir über die Stimmung der Juden in Betreff Heine's zu ſagen wüßte. Anerkennung ſeines Talents, Ergötzen an ſeinen Scherzen, wo ſie harmlos ſind, wenn ſie uns auch ſelbſt ein wenig verwunden, aber völliger Mangel an Sympathie mit ihm als Charakter, völlige Gleichgültigkeit gegen ſeine Richtung und Geſinnung, und nicht der mindeſte Schein, der je bei einem redlichen Manne die Täuſchung hätte veranlaſſen können, als wenn wir ihn wie den Unſern betrachteten: ſo war jene Stimmung beſchaffen gar manches Jahr, ehe Herr Pfizer uns ſeinen weiſen Rath angedeihen zu laſſen die Gewogenheit gehabt hat.

Dein

G. R.

Fünfter Brief.

Mai 1838.

Deine Antwort, lieber Freund, ruft mir eine Thatſache in's Gedächtniß, von der ich Dir einräumen muß, daß ich ſie vergeſſen hatte, und in der, wie Du meinſt, mein Gegner einen Beleg dafür könnte ſuchen wollen, daß die Juden Heine doch als einen der Ihrigen anerkannten, nämlich die Aufnahme ſeines Bildes nebſt Charakteriſtik in die „Gallerie ausgezeichneter Iſraeliten“ (3tes Heft, Stuttgart 1835): eine Einreihung, welche ihm ſelbſt einigen Verdruß mag verurſacht haben. Ich habe ſo eben die Hefte dieſer Sammlung wieder durchgeſehen, und muß lachen über Deine Beſorgniß. Fürwahr, wenn Herr Pfizer zu dieſer Schutzwaffe griffe, ſo wäre er zu bemitleiden; daß ſich ihm eine beſſere darbieten wird, bezweifle ich freilich. Bekanntlich ſteht dieſes Unternehmen in den drei erſten Heften zu den Juden in keiner anderen Beziehung, als daß es unter ihnen vorzugsweiſe auf Käufer gezählt hat; aber ſelbſt dieſe eine Beziehung ſcheint auf einer Verrechnung beruht zu haben. Im Uebrigen war es weder den Perſonen ſeiner Herausgeber, noch ſeinem Geiſte nach ein jüdiſches, und ſeine etwanigen Fehlgriffe können auf keine Weiſe den Juden zur Laſt gelegt werden. Die Herausgeber waren Herr Dr. Spazier und ein ehemaliger Polniſcher Landbote, Graf Breza: beide Chriſten, nicht allein ihrem Bekenntniß, ſondern auch ihrer Geburt nach. Die Haupt-Tendenz des Unternehmens war offenbar die einer Buchhändler-Speculation; im Uebrigen war die Geſinnung, die darin herrſchte, eine durchaus wohlmeinende; nur war die Arbeit der drei erſten Hefte eine ziemlich gedankenloſe. Um

den Beweis zu liefern, daß die jüdiſche Abkunft Talent und Verdienſt nicht ausſchließe, war ſo viel Mühe in der That nicht nöthig; wer das beſtreiten will, gegen den mag man ſich die Widerlegung erſparen. Auch giebt es jetzt wohl wenige Juden mehr, die an einer Nachweiſung der Art Gefallen fänden. Sollte alſo die Sammlung einen ernſthaften Sinn, einen geſchichtlichen Werth haben, ſo mußte ihr Mittelpunct in dem Zuſammenhang der dargeſtellten Charaktere und ihrer Wirkſamkeit mit den Schickſalen und Beſtrebungen der Juden geſucht werden, und das bloße, an ſich nichts ſagende Moment der Abkunft durfte nicht für die Aufnahme entſcheiden. Ich will damit nicht ſagen, daß jener richtigere Maßſtab gerade jeden ſpäterhin zum Chriſtenthum Uebergetretenen ausſchließen müßte, da ihm ja frühere Beziehungen eine Bedeutung für jüdiſche Verhältniſſe geben könnten. Immer aber mußte dieſe Bedeutung für dieſes Werk den Kern der Auffaſſung bilden. Eine ſolche Richtung geht aber einem Theile der Biographien gänzlich ab. So findet ſich in der von Hitzig, die dem Converſationslexikon entlehnt iſt, kein Wort, das an den Juden erinnert, mit Ausnahme der Notiz, daß ſein Vater ein Jude geweſen ſei. Aber dieſer treffliche, geiſt- und verdienſtvolle Mann gehörte auch durchaus nicht dahin, da er öffentlich immer als Bekenner des Chriſtenthums aufgetreten iſt und zu den Juden in keinen näheren Beziehungen, als Hunderte geborener Chriſten, ſteht. An ſeine Charakteriſtik hätte ſich etwa nur die Bemerkung knüpfen laſſen, daß man mindeſtens eben ſo wohl ſeinen Ernſt und ſeine Frömmigkeit, als die Frivolität irgend eines anderen Schriftſtellers der jüdiſchen Abkunft zuſchreiben könnte; aber auch an dieſe Nutzanwendung iſt nicht gedacht worden. — Die

Biographie von Gans iſt gleichfalls dem Converſationslexikon entnommen, und es iſt in ihr von dem Antheil, den er in früheren Jahren eine Zeit lang an den humanen Beſtrebungen der Juden genommen hat, gar nicht einmal die Rede; ſo daß auch dieſer Artikel als ein vollkommener Mißgriff erſcheint und zugleich beweiſt, wie leicht ſich die Herausgeber die Sache gemacht haben, da eine eigene gründlichere Arbeit dieſem Leben wohl eine der Sammlung entſprechende Seite hätte abgewinnen können. — Bei der Rahel hat man den Anknüpfungspunct auf eine ſehr abenteuerliche Weiſe geſucht, indem man ſie mit der Eſther in der Bibel, mit der gleichnamigen Geliebten des Königs Caſimir und mit Walter Scott's Rebecca zuſammengeſtellt. Man könnte ſie eben ſo gut mit der Nymphe Egeria, mit Aſpaſia oder Welleda vergleichen. — Bei Heine allein hat man ſich wirklich Mühe gegeben, ſeine Eigenthümlichkeit aus jüdiſchem Weſen abzuleiten; das gewonnene Reſultat aber iſt nicht allein dem jüdiſchen Standpunct der Beurtheilung gerade entgegengeſetzt, ſondern es iſt auch trivial, von der Oberfläche geſchöpft und ergiebt ſich bei näherer Betrachtung als unrichtig. Dieſe Hefte konnten mithin auf eine ernſte Bedeutung in keiner Weiſe Anſpruch machen; doch waren einige Artikel recht gut, und die Zuſammenſtellung der Charaktere des zweiten Hefts (König Rehabeam, Moſes Maimonides, Rabbi Jonathan Eibeſchütz, Criminalrath Hitzig und Profeſſor Gans) hat mich außerdem immer, wenn ich ſie von der ſcherzhaften Seite betrachtete, als eine komiſche Combination von Gegenſätzen ergötzt. — Erſt mit dem vierten Hefte iſt das Unternehmen in die Hände jüdiſcher Herausgeber gelangt, die ihm eine ernſtere Haltung zu geben begannen. Es ziemt mir wohl nicht, über

die beiden einzigen unter dieſer Redaction erſchienenen Hefte ein Urtheil auszuſprechen, das leicht parteiiſch erſcheinen könnte, da ein großer Theil des einen einem Aufſatze über meine eigenen Beſtrebungen gewidmet iſt, der mit ſo warmer Liebe, mit ſo ehrender Anerkennung, die ſtatt des dürftigen Erfolges nur ein aufrichtiges Wollen in's Auge faßt, geſchrieben iſt, daß ich mich dem Verfaſſer zum innigſten Danke verpflichtet fühle. Aber ſo viel iſt klar, daß die neuen Herausgeber, wenn ſie auch die Verfahrungsweiſe ihrer Vorgänger nicht geradezu von ſich weiſen mochten, doch die Nothwendigkeit, einen anderen Weg einzuſchlagen, gewürdigt haben; denn ſie erklären ſogar, es würden fortan nur ſolche Individuen in der Sammlung ihre Stelle finden, die den Glauben ihrer Väter bis an's Lebensende ſich bewahrt. Auch deutet die Vorrede hinlänglich an, daß das Anhäufen bekannter Namen nach dem bloßen, zufälligen Moment der Abkunft etwas Bedeutungsloſes ſei, daß es mithin auf die geiſtige Wirkſamkeit der Männer ankomme. Dieſe beiden Hefte ſind mithin allein auf jüdiſchem Boden gewachſen, und wenn es auch immerhin Unſinn bleibt, den etwanigen Mißgriff des Einzelnen einer Geſammtheit aufzubürden, ſo kann doch im Allgemeinen ein Zuſammenhang dieſer Hefte mit jüdiſchen Richtungen gern zugegeben werden. Aber das Ganze war im Zuſchnitt verdorben, und ſo ſcheinen denn die neuen Herausgeber bald die Luſt zur Fortſetzung verloren zu haben. Auch mag wohl die Theilnahme unſerer Glaubensgenoſſen geringer, als man erwartete, geweſen ſein, theils wegen der gerügten früheren Mißgriffe, theils vielleicht darum, weil die Mehrzahl der gebildeteren Juden — aus einer in ihrer Grundlage richtigen, aber in der Anwendung häufig mißverſtandenen und übertriebenen

Scheu vor Allem, was einer ſogenannten Iſolirung ähnlich ſieht — einer ſolchen Sammlung an ſich ſchon nicht gewogen ſein mochte.

Ich bin Dir jetzt noch die Begründung meines Urtheils über die in dem erwähnten Artikel entwickelte Anſicht von Heine und die angeblichen Beziehungen ſeiner Dichtungsweiſe zu jüdiſchem Weſen ſchuldig. Dieſe Anſicht iſt, ſo weit ſie Heine angeht, eine von aller Gehäſſigkeit entfernte und in ihrem gemäßigten Tadel, wie mir ſcheint, gegründete. So weit ſie die Juden und das geiſtige Band zwiſchen ihnen und der Heine'ſchen Poeſie angeht, iſt ſie auch eine wohlwollende, ja eine unter Vielen, die es gut meinen, verbreitete, aber nach meiner feſten Ueberzeugung dennoch eine ganz irrige, die ich aber nur, weil ſie irrig iſt, beſtreite, ohne daß ich es für ein großes Unheil hielte, wenn etwas Wahres an ihr wäre; die ich ſogar in früherer Zeit vor gründlicherem Nachdenken darüber ein wenig getheilt zu haben — freilich nur in einer einzigen Beziehung — nicht leugnen kann. Es thut mir wohl, hier einmal auf dem Boden einer Erörterung zu ſtehen, wo nur Irrthum, keine Lüge, ein unrichtiger Geſichtspunct, aber keine Bosheit vorherrſcht. Die Meinung, die ich zurückweiſe, ſtützt ſich auf die bekannten Züge mancher Gedichte Heine's, auf die eigenthümliche Vermiſchung von Luſt und Bitterkeit, von Schmerz und Hohn, von Poeſie und Trivialität, auf den Spott über die Empfindung, der gern, wie ein gellendes Lachen, den ſanften Ton der Empfindung ſelber unterbricht, auf die Spuren eines Mangels an innigem Glauben an den idealen Inhalt der Poeſie, an dauernder Richtung des Gemüthes auf das Erhabene, an harmoniſcher, das ganze Weſen durchdringender Liebe zum Schönen: kurz, auf die

meiſt unter dem Namen der Zerriſſenheit zuſammengefaßten Eigenſchaften, durch welche manche Dichtungen Heine's — denn andere ſind wieder frei von dieſen Flecken — den Einen pikant, den Anderen widerwärtig geworden ſind. Eben dieſe Züge war man ſehr geneigt auf Rechnung des jüdiſchen Moments in Heine zu ſchreiben. Man hat eben nicht viel unterſucht, verglichen und nachgedacht, um zu dieſem Reſultat zu gelangen, ſondern hat es ziemlich axiomartig, wie der allgemeinen Zuſtimmung gewiß, die auch meiſt nicht ausgeblieben iſt, hingeſtellt. Die es am beſten meinten, ſagten ungefähr: es ſei ja natürlich, daß die — wenn auch ſpäter verlaſſene — Stellung des Mitgliedes einer politiſch bedrückten, unter bürgerlichem Unrecht leidenden, von vielfacher Gehäſſigkeit betroffenen Geſammtheit, nebſt der Erinnerung an die grauſameren Verfolgungen der Vorzeit, — daß dieſe eine tiefe Verſtimmung, eine durch das ganze Leben nachwirkende Bitterkeit erzeugte, daß ein von ſolchen Eindrücken früh belaſtetes Gemüth nicht zu einer harmoniſchen Anſchauung des Lebens, zu einer reinen Auffaſſung des Schönen gelangen könne, daß vielmehr immer ein trüber Bodenſatz zurückbleibe, der ſich, ſelbſt unwillkürlich, im herben Widerſpruch, im höhnenden Zweifel, in der Luſt an der Verſpottung der Ideale Anderer auslaſſe, die ſich am Ende auch auf die Ideale der eigenen Bruſt zerſtörend werfe.

Sollte dieſe wohlfeile Annahme eines vor Augen liegenden Urſprungs des viel tieferer Quelle entſprießenden Uebels durch eine vollſtändige, poſitive Widerlegung beſeitigt, ſollten die wahren Urſachen dieſes modernen Zwieſpalts ergründet werden, — dieſes in die Poeſie ſelbſt hinübergetragenen Kampfes gegen die Poeſie, dieſes Irrewerdens am Idealen, das ſich in die Darſtellung

des Idealen selbst hineindrängt, — so müßte die Spur durch eine weite Strecke der Geschichte der neuern Poesie hindurch verfolgt werden. Bei den Dichtern verschiedener Völker müßten die verwandten, wenn auch sehr verschieden ausgeprägten Elemente aufgesucht, es müßten die zwischen Begeisterung und Verzweiflung schwankenden Züge der edlen Muse Byron's in's Auge gefaßt, es müßte das ironische Element der deutschen romantischen Schule erwogen, es müßte auch der Geist mancher Goethe'schen Dichtung (denke an den Inhalt des bedeutungsvollen Urtheils von Novalis über den Wilhelm Meister) erforscht, es müßten endlich ähnlich anklingende Töne bei gleichzeitigen Dichtern — auch bei solchen, in denen der wärmste Enthusiasmus für das Ideale unbestreitbar lebt, — berücksichtigt werden. Wer den Kreis dieser Forschungen gewissenhaft durchwandert hätte, würde wohl an den Wendungen dieser Gedichte Heine's darum nicht mehr Gefallen finden; aber er würde sich gewiß der armseligen Plattheit schämen, welche, ein gedankenloses Geklatsche an die Stelle der Kritik setzend, die Eigenthümlichkeit, in welcher sich weit verbreitete Elemente gerade bei diesem einen Dichter darstellen, auf Rechnung seiner Abkunft setzt.

Doch ich habe es hier mit der Frage von den Quellen und Verwandtschaften der poetischen Art Heine's, so weit dieselben der Literatur angehören, nicht zu thun. Mir liegt allein am Herzen, die Ueberzeugung darzulegen und klar zu machen, daß die Mängel, die man an ihm findet, gerade mit den Lebenskreisen, mit den Gemüths- und Geistesrichtungen, denen man sie so gern zuschreibt, nicht den mindesten organischen Zusammenhang haben, in ihnen nicht den kleinsten Anlaß finden. Die Frage, wie sie sich hier darstellt, ist durchaus keine literarische;

denn nicht in irgend einem Zweige jüdiſcher Literatur hat man die Quelle der Richtung, die wir zurückweiſen, geſucht; in dem Leben ſelbſt wollte man ſie entdeckt haben, und es gilt darum, den Kern dieſes Lebens vor einer höchſt verkehrten Auffaſſung zu ſchützen. Im Allgemeinen muß freilich zugegeben werden, daß ſich in der Poeſie einer Zeit, ſo fern ſie irgend einen Grad öffentlicher Theilnahme findet, meiſt eine gleichzeitige Stimmung oder Gefühlsweiſe abſpiegelt; nur wo dieſes Urbild in dem beſonderen Falle zu ſuchen, das iſt die Frage. Ich behaupte, daß gerade die Stimmung, welche ihr poetiſches Spiegelbild in der Dichtungsmanier, von der es ſich hier handelt, finden könnte, nirgends weniger Raum hat als innerhalb des Judenthums und der Beſtrebungen, die ſich mit lebendiger, thätiger Liebe an dasſelbe anſchließen und aus ihm hervorgehen. Jene Stimmung entſpringt nämlich meines Erachtens aus dem Mangel an einer feſten geiſtigen Richtung, an einem liebewarmen, den Sinn erfüllenden Streben nach einem idealen Ziele; ſie beſteht in einem unruhigen Schwanken zwiſchen Glauben und Irrewerden an dem höchſten Inhalt und Zweck des eigenen Wollens und Wünſchens, in einem Taumeln, das ſich dem Höheren wohl auf Augenblicke ſchwärmeriſch hingiebt, aber, ohne Ausdauer, um es feſtzuhalten, es bald wieder fahren läßt, und, in den Schooß der Sinnlichkeit oder dumpfer Gleichgültigkeit geflüchtet, durch Spott wider das Höhere, durch Hohn und Uebermuth den innern Vorwurf ob der eigenen Schlaffheit zu betäuben ſucht. Gerade dieſer Stimmung aber ſteht unſer geiſtiges Leben ſo fern als möglich; Alles, was den Kern unſeres Wollens und Strebens bildet, vereinigt ſich, um uns frei von ihr zu erhalten. Sehen wir auf Diejenigen unter uns, deren Gemüth mehr der

Vergangenheit zugewendet iſt, ſo werden wir leicht begreifen, daß Die nicht geneigt ſind, des Idealen zu ſpotten, die ſich in ein Leben verſenken, das Jahrtauſende lang durch eine Idee gehoben und getragen und über Drang und Verfolgung empor-gehalten worden. Jedoch iſt dieſe Gemüthsſtimmung im Ab-nehmen; ſie würde daher allein nicht mehr genügen, um alle Seelen vor dem Einfluſſe kalter, frivoler, erſchlaffender Zeit-richtungen zu bewahren. Aber um ſo mehr ſind ernſte, warme, beſeligende Hoffnungen, der Zukunft zugewendet, in den Herzen lebendig geworden. Jene unſichere und unbehagliche Stimmung aber, die wie ein krankhafter Hauch manche geiſtige Erſcheinungen unſerer Zeit durchweht, iſt nicht ein Erzeugniß der Entbehrung, ſondern des Ueberdruſſes, nicht der unerfüllt gebliebenen Hoff-nung, ſondern der Enttäuſchung über ihren Gegenſtand. Das Streben nach dem Vermißten, das uns in dem idealen Glanze unſerer Wünſche aus der Zukunft entgegenleuchtet, erhält die Herzen jung und warm; das äußerlich erreichte Ziel, wenn es hinter dem innern Sehnen zurückbleibt, wenn es den Glanz der Hoffnungen Lügen ſtraft, — das iſt es was abſpannt, altern macht und erkältet. Ein beſtimmtes Wollen, auf ein feſtes, klar erkanntes Ziel gerichtet, deſſen Bedeutung die An-ſtrengung aller Kräfte fordert, erhält den innern Sinn friſch und mit ſich ſelber einig; Schlaffheit des Willens, Mangel an Streben, Abweſenheit eines Zieles, Unklarheit über das zu erringende Gut, an deſſen Werth man irre geworden, — die machen welk und zerriſſen. Uns iſt der Geiſt der neuen Zeit die Erfüllung gerechter Anſprüche noch ſchuldig; und da dieſe keine überſpannten und überſchwenglichen, ſondern ganz einfache und natürliche ſind, ſo vertrauen wir auch feſt auf ihn, daß

er uns Wort halten werde, wenn wir ihm und uns nicht untreu werden. Die erhabenen Ideen der Duldung, der Gewiſſensfreiheit, der Humanität, die vor mehr als einem halben Jahrhundert durch die edelſten Geiſter Deutſchlands verkündet worden, werden heutzutage von Manchen ſchon wie abgenutzte Gemeinplätze angeſehen, weil, wie recht und billig und erfreulich, zu den anfangs einſamen Stimmen jener großen Geiſter eine zahlreiche Schaar kleiner Geiſter den Chor gebildet hat; und ich kenne manchen Publiciſten, der ſeit dreißig Jahren keinen tieferen Gedanken als den, daß jene Ideen ſeicht ſeien, gehabt hat. Aber im Leben iſt trotz dem im Sinne dieſer Ideen noch unendlich viel zu wirken und zu dienen und zu dulden übrig. Wem das Herz bei ihrem Klange noch höher ſchlägt, der braucht ſich keinen Augenblick nach einem Inhalte für ſein Streben umzuſehen, der hat nicht nöthig, weder, wie die Einen, ſich aus Bruchſtücken von Einrichtungen der Vorzeit ein abenteuerliches Ziel künſtlich zuſammenzuſetzen, noch, wie Andere es der Originalität ihres Geiſtes ſchuldig zu ſein glauben, über jede Schranke hinauszugehen und eine erträumte Umwälzung der Elemente der menſchlichen Geſellſchaft zu verkünden. Was uns angeht, ſo haben wir noch viel von der Verwirklichung jener einfachen, im Geiſte längſt klar angeſchauten Ideen zu erwarten, was durch keine Umwälzung, ſondern nur durch eine natürliche und vernunftgemäße Entwickelung bedingt iſt, und nur mit dem Rückſchritt und mit dem völligen Stillſtande ſich nicht verträgt. Es iſt da noch genug für uns zu thun, um manches Leben auszufüllen, genug, um nicht in ſchlaffen Ueberdruß oder in hohle Träumereien uns zu verlieren. Was vielen Millionen die Geburt verliehen, das Recht des freien Gebrauchs ihrer

Kräfte in den Bereichen des bürgerlichen Lebens ohne gewaltſame Hemmung, die freie Theilnahme an der Thätigkeit Aller, die frohe Mitwirkung an dem Getriebe des öffentlichen Lebens, wo es ein ſolches giebt, — das Alles erſcheint uns noch in dem Lichte eines hohen, idealen Zieles, das keine Raſt geſtattet. So unerfreulich dieſe Lage äußerlich für uns iſt, mit ſo gerechtem und ernſtem Unwillen gar Mancher von uns den Raub des Theuerſten empfindet was dem Manne durch menſchliche Willkür geraubt werden kann, den einer angemeſſenen Wirkſamkeit, ſo iſt doch für alle Die, welche den Kampf gegen das Unrecht aufnehmen und ihn als ihre Sache betrachten, innerlich eine genügende Entſchädigung vorhanden, und ſie beſitzen in ihm das trefflichſte Gegengift gegen die Anſteckung jener modernen Zerriſſenheit in ihren verſchiedenen Aeußerungen. Sieh Dich um in dem Kreiſe Derer, die unter mancher Entſagung ihr Leben den Geſammt-Beſtrebungen der Juden in unſeren Tagen widmen, ſei es lehrend und bildend nach innen, ſei es ſtreitend für das verſagte Recht nach außen, ſei es durch die Achtung gebietende Ausdauer, mit der ſie die ihren Leiſtungen gebührende Stellung entbehren oder erringen! Du wirſt bei ihnen einen ernſten aber heiteren, einen ſtrebenden aber in ſeinem Streben geiſtig befriedigten Sinn finden, eben ſo weit entfernt von der ſpöttelnden, blaſirten Frivolität der Einen, wie von den melancholiſchen Grimaſſen der Anderen: zwei Richtungen, oder beſſer Manieren, die beide mehrfach von gedankenloſen Kritikern den Juden aufgebürdet worden ſind, die übrigens beide, ſo verſchieden ſie ſich in ihren Aeußerungen ausnehmen, derſelben Quelle des Mangels an wahrem und thätigem Mitgefühl und an einer daraus fließenden feſten Lebensrichtung mir zu entſprießen

ſcheinen. Gerade die entgegengeſetzten Erſcheinungen wirſt Du in dem Kreiſe von Männern finden, die, zum Theil ſelbſt in den beſcheidenſten Wirkungskreiſen, im Sinne des Judenthums und für das geiſtige Wohl ſeiner Bekenner mit Wärme thätig ſind. Ich möchte Dir manchen jüdiſchen Dorfſchullehrer, den ich kenne, vorführen, der, mit dem dürftigſten Auskommen und in den engſten Verhältniſſen aller Art, von dem Bewußtſein erfüllt und gehoben wird, daß er warme, innige und zugleich geläuterte Religionsvorſtellungen, wie ſie das Mark des Judenthums bilden, unter der Jugend verbreiten helfe, daß er ſein Scherflein beitrage, um nach außen tauſendjährige Uebel des Haſſes und der Entfremdung zu bekämpfen und um der Zukunft freiere, glücklichere, gebildetere Menſchen zu erziehen; und der in dieſem Bewußtſein Begeiſterung für ſeinen ſchweren Beruf, für ſeine dürftige Stellung findet. Der Unbedeutendſte dieſer Claſſe, und wäre ſein Name und ſeine Wirkſamkeit nie über die Gränze ſeines Dorfes hinausgegangen, vertritt doch tauſend Mal mehr von jüdiſchem Weſen als Heine mit allem Glanze ſeines Witzes, oder als ein Joel Jacobi mit allem Prunk ſeiner Phraſen: um hier Einen von der weinerlichen Manier zu nennen, der ja eine Zeitlang jüdiſche Stoffe zu Gunſten pikanter Effecte ausgebeutet hat, der aber, von dem erſten Gewimmer ſeiner „Klagen" an bis zu ſeinem Uebertritt in den Schooß der katholiſchen Kirche, nicht mehr als eine Karrikatur jeder Richtung die er angenommen hat geweſen iſt, und in dem die tiefe, innere Unwahrheit von ſeinem erſten Auftreten an von Allen, die ſehen konnten, iſt erkannt worden.

Ich werde bei der Beſprechung einzelner Erſcheinungen noch auf manches hierher Gehörige zurückkommen müſſen. Ich

werde Dir zeigen, wie noch manche Art und Weiſe, die mit den Juden und ihrem Treiben nichts zu ſchaffen hat, die ſich ihrer höchſtens als eines neuen literariſchen Mittels, um abgeſtumpfte äſthetiſche Gaumen zu reizen, bedient und ſie zu dieſem Zweck in abenteuerliche Fratzen verwandelt hat, — wie ſo manches Schiefe und Verkehrte der Art, ſtatt es dem ſchlechten Geſchmack ſeiner Urheber zuzuſchreiben, den Juden iſt aufgebürdet worden. Hier iſt nur noch das letzte Wort der eben dargelegten Anſicht auszuſprechen, das zugleich einen Irrthum, den ich früher mit Anderen gehegt, zu berichtigen hat. Ich habe ehemals die Beſorgniß getheilt und ſie — am Schluß meiner bereits angeführten Flugſchrift „Börne und die Juden“ — angedeutet; daß der Kampf, nicht gerade gegen bürgerliches Unrecht, aber gegen unverdiente, ſtumpfe Gehäſſigkeit, möglicher Weiſe bei dem Mangel an heilender Gegenwirkung eine dauernde Bitterkeit, die auch ſchöneren Gefühlen eine trübe Beimiſchung liehe, zurücklaſſen könnte. Der Mann, an deſſen Namen ſich jene Aeußerung knüpfte, hat eine von Anderen in ſchlimmerer Abſicht gegebene ähnliche Deutung ſeiner Sinnesart kurz vor ſeinem Hinſcheiden auf die edelſte Weiſe zurückgewieſen. Mich ſelbſt hat ſeitdem eine glückliche innere Erfahrung und vielfache Wahrnehmung an Gleichgeſinnten von jener Beſorgniß vollkommen befreit. Ich habe mich überzeugt, daß der Kampf gegen eine beſtimmte Unbill der That oder der Geſinnung, wenn er ein offener, ausgeſprochener, rüſtiger iſt, weit entfernt, das Gemüth zu erbittern, es heilt und beruhigt; daß der Zorn, der hier rege wird, ein geſunder, kräftiger iſt, der die Bruſt hebt und reinigt. Was das Mark des Lebens vergällen und vergiften würde, das wäre ein verhaltener Grimm, der ſich hervorzutreten

ſcheute, eine Empfindlichkeit, die zu feig wäre, um die Schmach jämmerlicher Vorurtheile auf Die, die ſie hegen, zurückzuwälzen und die den Gram darüber wie einen geheimen Wurm am Herzen nagen ließe. Die ſchlaffe Duldung des Unrechts und des Haſſes tödtet, der Widerſtand belebt. Was aber heutzutage noch verderblicher in manchen Gemüthern wühlt, und wovon wir Gottlob! unberührt bleiben, das iſt eine vage, gegenſtandloſe Unzufriedenheit, die an Allem zerrt und mäkelt, der nichts recht genug iſt, um es mit Wärme zu lieben, und auch wieder nichts ſchlecht genug, um es mit Nachdruck und Aufopferung zu bekämpfen. Die wenigen Tropfen Bitterkeit, die unſerem Weſen beigemiſcht ſind, die haben ihre eng begränzte Richtung gegen Unrecht, Haß und Lüge, und gehen über dieſe feſten Schranken nicht hinaus. Wir haſſen nichts als den Haß; wir ringen mit Abſcheu nur gegen Lüge und Unrecht. Wir ſind gewohnt, im Gegenſatze zu dieſen feindlichen Mächten, jeden Funken von Recht, Liebe und Wahrheit, wo er auch glimme, nur um ſo wärmer zu fühlen und in unſer Gemüth aufzunehmen. Man hat uns in neuerer Zeit wieder mit vieler Herbheit den Vorwurf der Einſeitigkeit gemacht, gegen den ſich noch mancherlei einwenden ließe. Doch ich gebe es zu, wir ſind einſeitig; aber wir ſind es nur in Dem was wir haſſen; an Vielſeitigkeit in Dem was wir lieben, glauben wir Keinem nachzuſtehen. Der würde unſer Streben nicht begreifen und nicht ahnen, wenn er es auch zu theilen wähnte, dem die innige Theilnahme daran nicht zugleich das Mitgefühl für alles Menſchliche ſchärfte und erhöhte, weit entfernt, es abzuſtumpfen. Wenn uns der beſondere Kampf, den wir gegen Haß und Unrecht auszukämpfen haben, um ein Lächeln freudigen Antheils an dem Glücke Anderer,

um eine Thräne des Mitleids mit dem Leide eines menſchlichen Weſens, um ein jauchzendes Frohlocken über einen Fortſchritt menſchlichen Glückes, menſchlicher Bildung und Freiheit ärmer machte, wenn er nicht vielmehr unſere Sympathien für alles Gute, unſere Empfänglichkeit für alle Liebe nährte und anfeuerte, ſo würde all' unſer Ringen werthlos ſein. Aber ſo iſt es nicht. Die allgemeinſte Erfahrung lehrt, daß die Theilnahme an unſeren beſtimmten Beſtrebungen mit der an allem menſchlich Guten und Edlen in den Gemüthern unſerer Glaubensgenoſſen keineswegs in umgekehrtem Verhältniß ſteht, daß vielmehr die eine mit der anderen, in der Bruſt der Einzelnen wie in dem Geiſte der Geſammtheit, ſtets wächſt und fällt. So haben wir denn nicht zu befürchten, daß unſer Gemüth trübe und bitter werde. Ein weites Meer von Liebe ſteht unſeren Herzen offen, in dem der Haß, mit dem wir ringen, wie ein Tropfen verſchwindet.

Dein

G. K.

Sechster Brief.

Juni 1838.

Du verlangſt mit Recht, lieber Freund, daß ich den ganzen Zuſammenhang der literariſchen Thatſachen, an welche ſich der Pfizer'ſche Ausfall nur wie das letzte Glied einer traurigen Kette anſchließt, darlege, und, ſo zu ſagen, die geſchloſſene Schlachtordnung der Lüge — ſtatt ihrer einzelnen Freibeuter — angreife. Die Arbeit iſt unerfreulich, aber ſie iſt leider nothwendig; denn allerdings ſind die einzelnen, täglich wiederkehrenden

Gehässigkeiten der Art stumpfe Nachklänge eines doppelten, ungeheuren Geschreis, das zu zwei verschiedenen Zeiten aus einer Anzahl Kehlen zugleich der Welt in die Ohren schallte. In den beiden Feldzügen waren die Anführer, wie die Feinde, denen es galt, verschiedene; nur der Charakter der Lüge und der Schmähung Unschuldiger, sowie die Absicht dabei, — die waren unverändert dieselben. Du meinst, daß ich dem gefährlichsten Gegner, den ich auf diesem Wege unfehlbar antreffen muß, Wolfgang Menzel'n, ungern entgegen träte. Darin freilich hast Du nicht Unrecht, daß ich aus Scheu vor ihm den Hauptpunct, die eigentliche Festung der Lüge, mehr zu umgehen als anzugreifen geneigt wäre. Ich kann nicht leugnen, daß es mir weh thut, hier in derselben Person Dem zu begegnen, der bei einem früheren Anlaß mächtig dazu beigetragen hat, jene abscheuliche Art der Kriegführung im Keime zu ersticken, und der sich ihr später bei einem, wo möglich, noch ungerechteren Anlaß selbst bedient und Andere dazu ermuntert hat, so daß sie seitdem erst, eben durch seine Schuld, auf eine früher nie geahnte Höhe getrieben worden. Auch bin ich nicht gesonnen, den Dank zu verleugnen, den ich diesem Manne früher nicht allein im eigenen Namen, sondern im Namen der Gesammtheit meiner Glaubensgenossen schuldig geworden bin. Er hat die Sache der bürgerlichen Gleichstellung der Juden, als Schriftsteller und als Volksvertreter, und besonders in ersterer Eigenschaft mit seltener Wärme und Begeisterung vertheidigt. Ich kann und mag nicht verhehlen, daß mir und vielen Anderen seine Unterstützung in dieser Sache sehr werth gewesen ist; ich habe mich einst gern und freudig darauf berufen; ich gestehe auch, daß mir persönlich sein Lob meiner Leistungen für diese

Sache erfreulicher als je irgend ein kritiſches Lob geweſen iſt, weil es tiefer Ueberzeugung zu entſprießen und die gute Sache in ihrem Vertreter zu ehren ſchien. Wenn als das Motiv von dem damaligen Auftreten Menzel's ſpäter irgendwo angegeben worden iſt, er habe ſich dadurch populär machen wollen, ſo kann ich dieſer Meinung nicht beiſtimmen, und kann vielmehr nur eine an Abgeſchmacktheit ſtreifende Naivetät darin finden. So glänzend ſteht es mit der Freiſinnigkeit in Deutſchland noch nicht, daß die Vertretung der Sache einer unter vielfachem Vorurtheil leidenden Minderzahl als ein Mittel zur Popularität gelten könnte. Wenigſtens iſt dieſe von weit Mehreren auf dem entgegengeſetzten Wege erſtrebt worden. Diejenige Art von Achtung, die man durch die uneigennützige Vertheidigung des Rechts der Unterdrückten ſtets gewinnt, iſt aber etwas ſo Hohes, daß der Wunſch ſie zu verdienen an ſich ſchon zu den edelſten Motiven gehört. Und außer dieſem gibt es keines, das ihm ſeine ſchönen Aufſätze über jene Frage hätte eingeben können, als das der Ueberzeugung. Aber, ſo ſehr ich dieſes Verdienſt Menzel's ſeinem ganzen Werthe nach anerkenne, ſo glaubte ich doch nicht ihn zu ehren, ſondern mich zu entehren, wenn ich ihm den Dank dafür durch ein feiges Stillſchweigen, ſeinen jetzt ſeit mehreren Jahren unaufhörlich fortgeſetzten, eben ſo giftigen wie ungerechten Schmähungen gegenüber, zollen wollte. Schonte ich ihn um ſeines mir perſönlich ertheilten Lobes oder um der kleinlichen Beſorgniß willen, einen Fürſprecher in der Emancipationsfrage an ihm zu verlieren: ich würde in beiden Fällen die Verachtung aller Ehrenmänner verdienen. Was ich in meinem früheren Brief in Beziehung auf Herrn Pfizer's Höflichkeit gegen die Sache der Emancipation geſagt habe, gilt

in gleichem Grade von Menzel's wirklich bedeutender Unterstützung. Hinge von ihm statt eines einzelnen kritischen Organs die ganze literarische Beurtheilung der Mitwelt und der Nachwelt ab, oder hätte er uns selbst statt einer einzelnen, zu der Zeit da sie erscholl allerdings gewichtigen und dankenswerthen Stimme zu Gunsten des versagten Rechts, dieses Recht selbst in seinem ganzen Umfange zu bieten, so würde es nicht minder ein niedriges Verfahren sein, Rücksichten des Beifalls oder der Politik im Geringsten zu beobachten, wo es sich um Ehre und sittliche Würde, gegen welche Schriftstellerruhm und Bürgerrecht nichtige Dinge sind, handelt. Gerade, weil ich ihm meine Achtung öffentlich gezollt habe, weil ich ihn also nicht als einen der Beachtung unwürdigen Gegner übersehen darf, weil Stillschweigen, Anderen gegenüber vielleicht der Ausdruck der Verachtung, hier als Eingeständniß der Schwäche gedeutet werden dürfte, — gerade darum muß ich gegen ihn um so offener und entschiedener auftreten. Die Wahrheit möge richten zwischen ihm und mir!

Die erste der beiden Epochen, mit welchen ich hier zu thun habe, fällt in das Ende des Jahres 1831, nach der Erscheinung der beiden ersten Bände von Börne's Briefen aus Paris. Die Mehrzahl der Gegner, die damals gegen Börne auftraten, glaubte ihre Polemik durch eine starke Dosis Judenhaß würzen zu müssen, und nahm keinen Anstand, was ihr an diesem Schriftsteller mißfiel, zwar nicht auf Rechnung seiner Religion — denn diese war seit vielen Jahren die christliche — aber seiner Abkunft zu schreiben. Denjenigen, welche damals diesen Ton anstimmten, — denn von den Gegnern, die mit redlichen Waffen stritten, rede ich nicht — war man kaum im Stande,

den Gebrauch jener Waffe zu verübeln; denn es war ſchlechterdings die einzige, die ſie zu führen verſtanden. Wenn man weder Stil, noch Gedanken, noch edlere Empfindungen aufzubieten hat, was iſt natürlicher als daß man zu dem Allen zugänglichen Geheul eines alten Haſſes ſeine Zuflucht nimmt, mit welchem man auf einen gewiſſen Eindruck immer zählen kann; daß man die vorhandenen Sympathien der Gemeinheit benutzt, aus dem vorräthigen Schmutzhaufen der Vorurtheile und Gehäſſigkeiten eine Handvoll Koth aufgreift und ſie, unter dem Zujauchzen des gleichgeſtimmten Pöbels, auf ſeinen Gegner wirft? Das war damals der Stand der Sache: weshalb denn auch jene Ausfälle wenig Gefährliches hatten und bald verhallten, nachdem ſich alle ordentlichen Leute mit Ekel von ihnen abgewendet hatten. Wie ich ſchon angedeutet habe, war es zu jener Zeit Menzel, welcher jener verächtlichen Polemik vollends den Todesſtoß gab, ſie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit entblößte und zuletzt in der ihm eigenen derben Ausdrucksweiſe erklärte, man habe das literariſche Hep-Hep-Geſindel zur Thüre hinausgeworfen.

Gegen dieſe Gehäſſigkeiten nun war meine mehrerwähnte Flugſchrift gerichtet. Nach dem was ich ſo eben über die Unbedeutendheit der Angreifenden geſagt habe, mag es wohl der Entſchuldigung bedürfen, daß ich es damals der Mühe werth hielt, gegen einen der albernſten Ausfälle, und zwar zu dem alleinigen Zweck der Vertheidigung meiner Glaubensgenoſſen, das Wort zu ergreifen, und noch dazu mit größerer Heftigkeit, als ich es je in einem anderen Falle gethan: mit einer Heftigkeit, von der ich bekennen muß, daß ſie an einer Stelle die Gränzen des guten Geſchmacks überſchritten hat.

Es war eine Empfindung eigener Art, die mir jene Flugschrift eingab, die ihren Ton und ihre Haltung bestimmte. Es war damals das erste Mal, daß es mir so recht schwer auf's Herz fiel, wie die langjährige Gewohnheit eines mehr schmutzigen und stupiden als leidenschaftlichen Hasses manche Gemüther dermaßen abgestumpft hat, daß sie das tief Verletzende der abscheulichsten Schmähungen, wenn dieselben gegen die Masse der Juden gerichtet sind, kaum mehr empfinden, daß sie sich dieses Mittels, wie zum Spaß oder zu irgend einem fremden Zweck, ganz heiter bedienen, ohne das Ungeheure der Beleidigung, das Unermeßliche der moralischen Verantwortlichkeit, die ganze Schwere der Rechenschaft, welche die Ehre ihnen zu geben gebietet, nur im Entferntesten zu ahnen. Dieser Stumpfheit wollte ich entgegentreten, durch die schärfsten Reizmittel wollte ich versuchen, ob sie zu einem Gefühle der Ehre zu wecken sei. Hatte man von jener Seite, statt sich an die Person, die man bekämpfte, wie ein Ehrenmann zu halten, es sich leichter zu machen geglaubt, indem man eine Religionspartei beschimpfte, wähnend, Keiner werde die Schmähung, als ihm geltend, aufnehmen, so wollte ich umgekehrt die auf die Gesammtheit gerichteten Beschimpfungen auf eine Person zurückbeziehen, wollte mich gleichsam als Gewitterableiter für die Häupter der Gesammtheit darbieten, indem ich die gegen sie ausgestoßenen Schmähungen aufnahm und mit Beleidigungen erwiderte, zu denen der Angriff berechtigte, und für die ich Rechenschaft zu geben bereit war. Daß bei dieser Absicht und in dieser Stimmung die Gränzen des literarisch Schicklichen leicht überschritten werden konnten, ist nicht zu leugnen.

Was mein damaliges, schroff und einseitig verwerfendes Urtheil über das Buch selbst, an welches sich der ganze Streit anknüpfte, betrifft, so werde ich darauf, bei Gelegenheit neuerer Ausfälle auf die Juden, die sich wieder auf denselben Schriftsteller beziehen, zurückkommen. Ich bemerke hier nur, daß Menzel, nachdem er selbst jene Briefe in einer Recension, von der ich einräume daß sie zu den schönsten gehört, warm vertheidigt und sehr hoch gestellt hatte, später mein Urtheil, als ein viel härteres, dem seinigen entgegenstellte, dessen Redlichkeit anerkannte, ihm aber bedeutende, schon gedachte Milderungen beifügte. (Literaturblatt von 1832, Nro. 52 bei Gelegenheit der Recension über den 8ten Theil der Börne'schen Schriften.)

Ueber die näher hierher gehörigen, beiläufigen Beziehungen jener Flugschrift auf Heine habe ich mich bereits ausgesprochen. Ich beabsichtigte hier eben jene vollständige und unbedingte Zurückweisung, jene Verleugnung einer erlogenen Geistesverwandtschaft, die jetzt lediglich, da dieselbe Lüge stets und in immer giftigerer Form wiederkehrt, wiederholt werden mußten, da sie nicht verstärkt werden können. Auf diesem einen Puncte hatte ich auch damals Menzel zu bekämpfen; denn er, der zu jener Zeit Heine's Talenten das glänzendste Lob spendete, aber seine jedem besseren Geschmack widerwärtigen Späße über Gegenstände religiöser Verehrung mit ernstem Unwillen rügte, hatte hiebei auch damals das schwere Unrecht begangen, statt des Spötters, der sein Talent mißbrauchte, und, um pikant zu sein, Gefühle verletzte, die gerechten Anspruch auf Schonung haben, — den vermeintlichen Juden anzugreifen. Dieser Theil meiner Erörterung wendete sich daher direct gegen Menzel,

dem ich ſein ſchreiendes Unrecht ernſt und offen vorhielt, während ich übrigens ſeinen kritiſchen Fähigkeiten und Leiſtungen volle Gerechtigkeit widerfahren ließ. — Als nun Menzel aus dieſer Flugſchrift mein, wenn auch von dem ſeinigen abweichendes Urtheil über Börne in ſehr wohlwollender Weiſe anführte, ohne des gegen ihn ſelbſt gerichteten Tadels, der ihm doch nicht entgangen ſein konnte, dabei zu erwähnen, gab ich der Hoffnung Raum, daß es mir gelungen ſei, den Einzigen, den ich unter Denen, die einen ähnlichen Ton angeſtimmt hatten, achtete, von der großen Ungerechtigkeit dieſer Art, den Streit zu führen, zu überzeugen. Es ſchien mir, als ſei er zu der einfachen, dem unverdorbenen Sinn von ſelbſt ſich darbietenden Ueberzeugung gelangt, daß es ein ſchlechtes Mittel zur Bekämpfung literariſcher Verwerflichkeiten ſei, gegen eine an der Begehung derſelben völlig unſchuldige, ja ſogar noch härter als jede andere darunter leidende Religionspartei neuen Haß anzuregen. Die Verachtung vollends, welche Menzel ſelbſt um eben jene Zeit gegen Diejenigen an den Tag legte, die ſich jenes elenden Mittels der Polemik bedienten, mußte mich in meiner Anſicht über ihn beſtärken. Erſt nach drei Jahren nahm ich ungern wahr, daß ich mich geirrt, oder ſeine Sinnesart ſich in der Zwiſchenzeit wieder verändert hatte.

In eben dieſer Zwiſchenzeit hatten die Anfechtungen der angegebenen Art gänzlich nachgelaſſen, und die Literatur ſchien überhaupt die Elemente eines unwürdigen Haſſes, unedler gegen eine religiöſe Genoſſenſchaft gerichteter Schmähung ausſcheiden zu wollen. Das nach Menzel's Ausſpruch zur Thür hinausgeworfene Hep-Hep-Geſindel wagte während dieſes Zeitraums nicht, zur Hinterthür wieder hinein zu ſchlüpfen. Er ſelbſt,

der die Niederträchtigkeit der Art und Weise, wie man jene Waffe gebraucht hatte, in jenem Ausdruck so entschieden brandmarkte, schien damit natürlich auf den Gebrauch derselben verzichtet zu haben, und damit mochte wohl auch Anderen der Muth dazu benommen sein. In demselben Zeitraum hatte auch die Erörterung über die bürgerliche Unterdrückung und Gleichstellung der Juden eine würdigere Wendung genommen, und ich mache Menzel'n das Verdienst nicht streitig, daß er dazu durch seine kräftige Behandlung der Sache (S. Literaturblatt von 1833 Nr. 120. 121.) viel beigetragen hat. — Gegen Ende des Jahres 1835 aber sind jene Ausfälle mit neuem Ungestüm losgebrochen und sind seitdem mit schamloser Hartnäckigkeit, ohne daß man auf den bestimmtesten Widerspruch irgend eine Rücksicht genommen hätte, bis auf den heutigen Tag fortgesetzt worden. Erwägt man, welche Veranlassung diese neue, alle früheren an toller Wuth übertreffende Einmischung des Judenhasses in die Literatur gehabt hat, so muß man nicht minder mit Staunen als mit Entrüstung wahrnehmen, wie die frechste Lüge, wie eine rein aus der Luft gegriffene Verleumdung sich so lange in der Literatur hat behaupten können.

Der eigentliche Gegenstand des Streites, dem man eine den Juden feindliche Richtung zu geben für gut befunden hat, waren vier Schriftsteller*, die man weit seltener bei ihren eigenen Namen benannt und jeden nach seinen Vorzügen und Fehlern beurtheilt, als man sie unter allerlei Gattungsnamen, am meisten unter dem des „jungen Deutschland" bezeichnet hat. Von diesen Vieren ist nun aber bekannter Maßen nicht nur kein einziger ein Jude, sondern auch kein einziger jüdischer Abkunft verdächtig; alle sind aus unverfälschtem christlich-

* Gutzkow, Laube, Mundt, Wienbarg. A. d. H.

germaniſchem Blut. Und dennoch hat man toller noch als es je früher geſchehen, die Juden und immer wieder die Juden für ſie verantwortlich gemacht. Eröffnet wurde der Reigen durch Menzel mit einer dem Anſchein nach mehr bedauernden als anklagenden Anfrage, was ſich denn die Juden von dieſem neuen literariſchen Treiben für die Frage ihrer Emancipation für Vortheile verſprächen, da man bereits allgemein die Ungebührlichkeiten der fraglichen Schriftſteller dem Judaismus zur Laſt lege u. ſ. w. (Literaturblatt von 1835. Nr. 110.) Das war eine gute Art, eine bodenloſe Verleumdung, die man noch nicht ſo geradezu auf ſich nehmen mochte, unter die Leute zu bringen, dadurch daß man ſie, als bereits vorhanden, einem unbeſtimmten Publicum zuſchrieb. Alle Juden, die dieſe ſinnloſe Anfrage laſen, hatten eine Empfindung, wie ſie etwa in früheren Jahrhunderten ihre Vorfahren gehabt haben mögen, wenn man ihnen zumuthete, ſich über eingetretenen Mißwachs oder Peſt, über die Unfruchtbarkeit einer Königin und dergleichen Uebel mehr, an denen man ihnen die Schuld beizumeſſen pflegte, zu verantworten. Es erfolgten kurze Erwiderungen in mehreren Zeitungen, die darauf hinausgingen, daß die Juden mit dem „jungen Deutſchland" ſo viel zu ſchaffen hätten, wie mit dem Mann im Mond oder mit dem Kaiſer von China, daß unter den angeſchuldigten Schriftſtellern ja kein einziger Jude ſei, daß ſie mit den Juden in keinem Verkehr ſtänden, daß dieſe ihre Schriften weder mehr läſen noch mehr begünſtigten oder bewunderten, als es chriſtliche Landsleute thäten: kurz, daß man den Verſtand verloren haben müßte, um zwiſchen den in Rede ſtehenden literariſchen Sünden und den Juden und ihrer Emancipation irgend einen Zuſammenhang ſehen zu wollen.

Dieſer Widerſpruch wurde nicht beachtet; der Impuls war einmal gegeben; das Hep=Hep=Geſchrei ſchien abermals ein paſſendes Feldgeſchrei zu ſein; der Judenhaß mußte, es koſte was es wolle, bei der Sache betheiligt werden, und da die Leute zum Unglück keine Juden waren, ſo mußten ſie dazu gemacht werden. Man griff nach allem Möglichen, um vorerſt Beziehungen zwiſchen den angefeindeten Schriftſtellern und den Juden herauszubringen. Die Nothbehelfe, deren man ſich dazu bediente, ſind ſo beſchaffen, daß man über manche derſelben lachen könnte, wenn man nicht über das ganze ſchändliche Lügenſpiel und den dabei beabſichtigten Betrug ernſthaft entrüſtet ſein müßte. Hier einige Proben davon: Der eine Schriftſteller hat neben der Charakteriſtik Armand Carrel's, des Doktor Francia und des Sultan Mahmud auch die des Herrn von Rothſchild geſchrieben; er hat auch einmal einen jüdiſchen Charakter zum Gegenſtande einer ſeiner Novellen gemacht, insgeſammt „aber bedienen ſie ſich gern des Ausdrucks Philiſter" in der bekannten Bedeutung, welche zuerſt die Studenten und nach ihnen auch viele andere Leute dem Worte gegeben haben. Dieſe letzte Redeweiſe zumal, — die freilich, wenn ſie als Kriterium anerkannt würde, hinreichend wäre, um zahlloſe gute Chriſten Deutſchlands in den Verdacht des Judenthums zu bringen — ſpielt eine wichtige Rolle. Sie iſt für den ungenannten Verfaſſer des „Votums über das junge Deutſchland", der ſich auf dieſer Entwicklungsſtufe der Lüge das meiſte Verdienſt erworben hat, ein Moment von der höchſten Bedeutung; denn ſie muß ihm ganz allein zum Uebergange dienen, um auf das „Volk Gottes" zu kommen, das ja in der Bibel bekanntlich die Philiſter bekämpft. Es wird Dir ſchwer

werden, an einen solchen Gipfel des Unsinns zu glauben; aber es ist wörtlich so. Von diesem glänzenden Anknüpfungspunct aus, mit Hülfe von allerlei Thatsachen, von denen ich die stärksten oben angeführt habe, gelangte man vorerst zu dem Resultat, daß jene Schriftsteller „Wahlverwandtschaften und Sympathien" mit den Juden hätten. Aus solchen Bestandtheilen ward nun allmählich die magische Formel zusammengesetzt, durch die man dann Jeden, mit dem man die Metamorphose vorzunehmen ein Interesse hatte, augenblicklich in einen Juden zu verwandeln im Stande war. Natürlich benutzte man dabei auch die Beziehung, in welche man die verschrieenen Autoren zu Heine zu bringen suchte. Früher war man — wie Herr Pfizer jetzt wieder gethan hat — der Einwendung, daß Heine ja längst kein Jude mehr sei und mit dem Judenthum und dessen Bekennern nichts zu thun habe, mit der frechen Lüge begegnet, daß er unter den Juden vorzugsweise Anhänger, Verehrer, Schüler gefunden habe. Nun aber, da die angeblichen Schüler, die übrigens selbst zum Theil die Meisterschaft nicht wollten gelten lassen, ausschließlich Christen waren, da man also, wenn man einen Funken von Rechtsgefühl und Wahrheitsliebe übrig hatte, zu der Erkenntniß kommen mußte, daß nun der letzte Schatten eines Vorwandes, um die Juden in die Sache hineinzuziehen, weggefallen, — nun verdoppelt man das Maß der Lüge und der Verleumdung in demselben Verhältniß, in welchem jeder Anlaß dazu verschwunden ist.

Ganz des Uebrigen würdig war das Gewicht, das hie und da auf den Umstand gelegt wurde, daß das Buch, an welches sich der Angriff unmittelbar knüpfte, bei einem angehenden Verleger erschienen war, von dem man in Erfahrung gebracht

hatte, daß er ein Jude sei. Hunderte von schändlichen, unsittlichen Büchern haben, nachdem sie von christlichen Schriftstellern verfaßt waren, auch christliche Verleger gefunden; es ist Keinem eingefallen, das Christenthum, die christliche Glaubensgenossenschaft deshalb anzuklagen; wer so verfahren wäre, den hätte man für's Tollhaus reif erklärt. Nun aber da einmal ein christlicher Schriftsteller für ein unsittliches Buch einen jüdischen Verleger gefunden hat, — wo also, wenn man so unsinnig verfahren wollte, den Antheil der Zurechnung, welcher auf den Verfasser und den Verleger eines Buches kommt, unter die Religionen Beider vertheilen, ein unendlich kleiner Theil der Schuld auf das Judenthum, ein sehr großer auf das Christenthum fallen würde, nun ergreift man den winzigen Anlaß begierig, um eine Fülle von Haß über das Judenthum auszuschütten. In wie weit überhaupt den Verleger eine moralische Verantwortlichkeit für seine Verlagsartikel treffe, ist eine Frage, über die man bei dem redlichsten Willen verschiedener Meinung sein kann. Mit welchem verachtenden Hohn Lessing einen Gegner abgefertigt hat, der den Verleger eines Buches als solchen in den Streit über das Buch einzumischen vorgab, wird Dir bekannt sein. Aber die Stelle paßt so gut hierher, daß ich mich nicht enthalten kann, sie abzuschreiben. (Anti-Goeze, 10ter Beitrag, in der Note; Bd. 25, S. 208 — 209 in der Karlsruher Ausgabe der sämmtlichen Werke*) Der Angeredete ist ein Anonymus im Reichspostreuter, der „Seelensorger" Herr Pastor Goeze. „Zweitens hat euch dieser liebe Herr Seelensorger weiß gemacht, daß er sich an den bösen Nikolai bloß als an den Verleger der allgemeinen Bibliothek

* Bd. 10. S. 216 der Ausgabe von Maltzahn.

zu halten pflege. Seht, das hat er euch wohl weiß machen können; aber wem er es sonst weiß machen wird, der ist der zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der Freiwilligen Beiträge mich an euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, sich einige von euren alten Hemden befunden: was würdet ihr sagen? Und doch ist wahrlich eines dem anderen nicht sehr aus dem Wege. Denn eben so wenig ihr wißt, was man mit eueren alten Hemden macht: eben so wenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf sein weißes Papier drucken läßt; und er ist das eben so wenig verbunden zu wissen, als ihr jenes. Habt ihr denn auch nie gehört, daß euer Herr Seelensorger noch bei viel mehreren Verlegern eben so übel zu Gaste gewesen ist, als bei Nikolai? Warum hat er sich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nikolai?" u. s. w. — So weit Lessing. Ich will indessen den Mann der reinsten Wahrheitsforschung, den Feind jedes Autoritätsglaubens nicht mißbrauchen, indem ich ihn selbst zu einer Autorität, der man blind folgen solle, stemple. Ich will gern zugeben, daß ein anderes edleres Verhältniß des Verlegers zu dem Schriftsteller, wo jener nur Dem was er im Ganzen billigt seinen Namen leiht, wenigstens möglich wäre. Dagegen wird mir Jedermann einräumen, daß es heutzutage, wie zu allen Zeiten, jedenfalls zu den Seltenheiten gehört. Es ist bekannt, wie häufig Contracte zwischen Verlegern und Schriftstellern abgeschlossen werden, ehe der Erstere den Inhalt des Werkes kennt, das er übernimmt, ja ehe es geschrieben ist, auf den Ruf des Verfassers und den Titel des Buches hin. Wie nun, wenn auch der

fragliche Verleger mit Gutzkow über den Druck ſeines Romans contrahirt hätte, ohne von dem Inhalte deſſelben Kenntniß zu haben, wenn er in ihm dem vormaligen Schützlinge Menzel's vertraut hätte, deſſen frühere Arbeiten ja eben Menzel weit über ihren Werth erhoben und ſo am meiſten dazu beigetragen hatte, ihm ſchnell einigen Ruf zu verſchaffen, ſo daß die Verbindung mit ihm für einen Roman, und ſpäter für eine Zeitſchrift, einem beginnenden Geſchäft erſprießlich erſcheinen mußte? Daß dieſes wirklich der Hergang der Sache war, daß die Förderung einer frivolen oder antichriſtlichen Richtung ihm nicht im Traum eingefallen iſt, das hat der fragliche Verleger öffentlich erklärt, und ich ſelbſt bin aus guten Gründen davon überzeugt, ohne daß ich freilich im Stande wäre, den juriſtiſchen Beweis vor dem Publicum zu führen. Aber die Gegner ſind es, die, wenn ihr Verfahren nicht ein bübiſches ſein ſollte, irgend einen Grund — ich will gar nicht von einem Beweiſe reden — für die behauptete moraliſche Mitſchuld des Verlegers mußten anzuführen haben. Aber von Gründen, von Recht und Billigkeit, von Ueberzeugung war bei dem Allen nicht die Rede. Der Name eines Juden, den man in irgend einer noch ſo nichtigen Beziehung zu der Sache vorzufinden das Glück hatte, mußte — bei ſorgfältiger Vermeidung jeder näheren Prüfung — genügen, nicht um ſeine Perſon — denn an dieſer war ſehr wenig gelegen —, ſondern ſeine Confeſſion mit Haß und Gift zu überſchütten.

Nachdem nun auf ſolche Weiſe aus den elendeſten Materialien eine Brücke zwiſchen den literariſchen Tendenzen, die man bekämpfte, und dem Judenhaß war erbaut worden, war man klug genug, die Brücke, der gar wenig zu trauen war,

alsbald abzubrechen, und fortan, ohne je wieder auf die falſchen Vorausſetzungen und abſurden Schlüſſe, die zu dem erzielten Reſultate hatten führen müſſen, zurückzukommen, ſchlechtweg und ohne weitere Begründung, die Schriftſteller, die man bekämpfte, Juden und ihre Tendenzen jüdiſche zu nennen. Am weiteſten hierin ging der abermals ungenannte Verfaſſer der Flugſchrift „Die jeune Allemagne in Deutſchland", von dem ich noch heute zweifle, ob ſein Verſtand, wie man wohl Beiſpiele erlebt hat, das Opfer eigener und fremder Lüge geworden war, ſo daß es ſich bei ihm als eine fixe Idee nach Don-Quixote'ſcher Art feſtgeſetzt hatte, daß die Gegner, auf die er ſchalt, Juden, wie die des edlen Ritters von La Mancha nach deſſen Vorſtellung irrende Ritter, ſeien — eine milde Annahme, die wenigſtens den Charakter des Ungenannten retten würde —; oder ob er, ſeines Verſtandes mächtig und wiſſentlich Unwahres verkündend, zu den frechſten Lügnern gehört, die je die Literatur mit ihren Ergüſſen beſudelt haben. Der ſchwülſtige, närriſch emphatiſche Stil mancher Stellen leitet auf die erſte Vermuthung; die Schlauheit dagegen, mit der jede beſtimmtere Angabe, jede Nennung eines Namens, die zur Entlarvung des abſcheulichſten Truges hätten führen müſſen, vermieden, mit der Alles in einem trüben Nebel allgemeiner Redensarten und Bezeichnungen gehalten wird, hinter dem das betrogene Publicum lauter Juden zu ſehen glauben ſollte, — dieſer Zug deutet wiederum auf die ſelbſtbewußte Lüge, auf einen Menſchen, der bei Verſtand iſt und dem nichts fehlt, als Ehre und Gewiſſen. Was es nun geweſen ſein mag, Wahnſinn oder Berechnung, ſo viel iſt gewiß, daß das ſchändliche Treiben, das wir hier auf ſeinem Höhepuncte erblicken, einen Augenblick lang den Zweck

der groben Täuſchung, den einzigen, der es erreichen konnte und wollte, wirklich erreicht hat. Man ſchrie in jener Zeit ſo wiederholt und mit ſo vieler Emphaſe unter die Leute: „es ſind Juden, es ſind lauter Juden, die all das Unheil in der Literatur anrichten“, man richtete dieſes Geſchrei mit ſo unverſchämter Zuverſicht gegen die beſtimmten Schriftſteller, die damals als das „junge Deutſchland“ bezeichnet und verdammt wurden, daß ein Theil des Publicums, zu arglos, um an die Möglichkeit ſo unerhörter Frechheit in der Lüge zu glauben, wirklich auf Treu und Glauben annahm, jene Schriftſteller ſeien Juden, und daß dieſe Meinung einige Monate lang in Deutſchland ſehr verbreitet war. Der nicht unanſehnliche Theil des deutſchen Journalismus, der, völlig gedankenlos, jeden Eindruck ohne Widerſtand empfängt und fortpflanzt, trug zu jener Annahme nicht wenig bei durch einige Artikel, die ein Blatt dem anderen ohne Prüfung entlehnte, und in welchen von jener Vorausſetzung, wie von einer ausgemachten Thatſache, ausgegangen wurde. So ward dann jene Meinung nicht allein unter dem niedrigeren Leſepublicum, ſondern ſelbſt unter den Gebildetſten, einen Augenblick herrſchend. Du wirſt Dich ſelbſt aus manchen Zügen, die zu jener Zeit — es war der Anfang des Jahres 1836 — im Leben nicht minder als in der Literatur vorgekommen ſind, erinnern, wie verbreitet der Glaube war, den jene Lüge damals gefunden hatte, und noch bis in die neueſte Zeit herab findet man Nachklänge jenes Glaubens, wo man ſie am wenigſten erwarten ſollte.

Der eigentlich wohl bei dieſer Lüge beabſichtigte Zweck, ein weiteres Motiv des Haſſes gegen die Schriftſteller ſelbſt anzuregen, konnte indeſſen immer nur auf einen kurzen Augenblick

erreicht werden; denn ein einfacher Widerſpruch gegen die Thatſache mußte doch bald durchdringen; das ihnen angedichtete Judenthum konnte von Jenen mit einem Worte abgeſchüttelt und dem von dieſer Seite gegen ſie gerichteten Pöbelhaß leicht ausgewichen werden. Sie waren denn auch von den Streichen dieſer Waffe bald völlig unverſehrt aufgeſtanden und konnten mit Hohnlachen zuſehen, wie ihre Feinde an dem von ihnen längſt abgeworfenen Mantel mit blinder Wuth zu zerren fortfuhren und ſich die Zähne daran ſtumpf biſſen. Das Mittel, das ſie tödtlich hatte treffen ſollen, diente ihnen ſehr bald vielmehr zum Ableiter, indem es den Haß von ihnen hinweg auf einen völlig unſchuldigen Gegenſtand wendete. Eine ernſte, dauernde, gefährliche, wenn auch ſchwerlich beabſichtigte Folge hat jenes lügneriſche Treiben nur für die Juden gehabt. Denn lange noch nachdem die Feinde aus der Wolke des Judenthums, in die man ſie gehüllt hatte, ſiegreich entſchlüpft waren, hat man mit wahnſinniger Wuth unaufhörliche Streiche gegen die Wolke geführt. Unzählige Male hat man ſeitdem die Juden und das Judenthum mit allem Abſcheulichſten und Unſittlichſten, das der glühendſte und raffinirteſte Haß zu entdecken oder zu erfinden wußte, in Verbindung gebracht, und man hat ſo allerdings einen Triumph gefeiert, über den ſich die Hölle freuen mag, indem man dem Religionshaß ein ganz neues, bis dahin unerhörtes Element eingeimpft hat.

Hätten nun die Juden bei jener bedenklichen Wendung der Sache, bei jenem momentanen Sieg der handgreiflichſten Lüge, geſchwiegen, ſo würde das freilich in den Augen keines billigen Beurtheilers einen Grund der Verdächtigung abgeben können; höchſtens dürfte man darin ein vielleicht zu weit getriebenes

Vertrauen in die für ſich ſelbſt ſtreitende Macht der Wahrheit, eine Vernachläſſigung der erforderlichen Vertheidigungsmittel finden. Aber es kann von keinem Vorwurf der Art die Rede ſein; denn die Juden haben nicht geſchwiegen. Es erſchienen vielmehr damals die beiden oben erwähnten Flugſchriften von Weil und Auerbach, die in ruhiger, ernſter, kräftiger Weiſe gegen eine den Juden aufgebürdete Solidarität proteſtirten, mit aller Macht der Ueberzeugung die Geſinnungen ausſprachen, welche die Geſammtheit der Juden über jene unerwarteten Angriffe hegte, und allen jenen kecken Unwahrheiten und ſinnloſen Verleumdungen den begründetſten Widerſpruch entgegenſetzten. Dieſen Flugſchriften gegenüber tritt das unwürdige und unehrenhafte Verfahren Menzel's am grellſten hervor. Er war es allein geweſen, der den anonymen Niederträchtigkeiten des „Votums" und der „jeune Allemagne" durch die Auszüge in ſeinem Literaturblatt, in welche mit beſonderer Vorliebe jede Sylbe von Dem, was zu den Schmähungen gegen die Juden gehörte, aufgenommen ward, einige Aufmerkſamkeit zugewendet hatte. An ihn alſo, an ſein Ehrgefühl, an den Funken von Billigkeit und Wahrheitsliebe, den man noch in ihm glimmend wähnte, war der Widerſpruch vorzugsweiſe gerichtet. Selbſt in der Form deſſelben lag nichts, was ihm einen Vorwand hätte leihen können, keine Rückſicht darauf zu nehmen. War man auch damals ſchon, eben ſo wohl wie jetzt, weit entfernt, in ihm dem Vertheidiger der Emancipation den Hof zu machen und ihm deshalb Kränkungen und Unrecht hingehen zu laſſen, ſo bezeigte man doch ſeinen Verdienſten Achtung. In der ganzen, nichts als Gift und ſittlichen Mord athmenden Polemik jener Zeit waren dieſe Flugſchriften die einzigen, die eine völlig reine,

weder durch Frivolität noch durch blinden Haß beſchmutzte, vielmehr mit Gewalt in den Streit hineingezogene Sache vertraten, die daher auch nicht in den herrſchenden todtſchlägeriſchen Ton einſtimmten und ſich nicht zu ſcheuen brauchten, dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Die Ehre Menzel's, an die man gleichſam appellirt hatte, erforderte daher, daß er den hingeworfenen Handſchuh aufnahm, daß er die auf Unwahrheit gerichtete Anklage zurückwies, ihr gegenüber die Gründe ſeines Verfahrens, die Beweiſe der für lügenhaft erklärten Anſchuldigungen darlegte, oder daß er ſich der Wiederholung ähnlicher Schmähungen wenigſtens enthielte, wenn er auch nicht Wahrheitsliebe genug beſaß, ſie ausdrücklich zu widerrufen. Statt deſſen iſt ein aller Ehre und Sitte hohnſprechendes Verfahren geübt worden. Weder Menzel ſelbſt, noch einer ſeiner Schützlinge haben es je gewagt, jener Flugſchriften mit einem Worte zu erwähnen; ſie haben die brennende Schmach der Verleumdung, der Lüge auf ſich ruhen laſſen; denn eine Bekämpfung der reinen, ſchlichten Wahrheit war unmöglich, und um ihr Unrecht zu geſtehen, fehlte es ihnen an Redlichkeit. Aber ſich auf die ſchmutzigſte Weiſe durch ein verdoppeltes Maß der Lüge und der Verleumdung, durch Giftpfeile, von der fliehenden Feigheit verſendet, die dem Gegner nicht in's Angeſicht zu blicken wagt, zu rächen, -- das hat man ſehr gut verſtanden. Denn jetzt erſt hatte man wirklich etwas an den Juden zu rächen, nämlich die Lüge, die ſie ſiegreich vernichtet hatten. Vorher hatte man ſich ihrer nur als eines Mittels gegen Feinde bedient, mit denen ſie nichts zu ſchaffen haben; jetzt aber hatten ſie Partei genommen, zwar nicht im Allergeringſten für jene Feinde, aber für die Wahrheit und für ihre eigene Ehre; jetzt

hatte man also einen doppelten Haß zu befriedigen. Man wiederholte daher bald die längst als solche nachgewiesene Lüge von dem Judenthume gewisser Schriftsteller, bald gab man der Verleumdung eine so vage, umfassende, unbestimmte Form, daß eine so handgreifliche Widerlegung, wie in jenem Fall, freilich nicht möglich war. Was man Verwerfliches und Verhaßtes wahrnehmen oder erdichten mochte, — Zerstörendes und Vaterlandfeindliches im Gebiete der Politik, Unsittliches in dem der Moral oder der Aesthetik, Frivoles, dem Christenthum und allem Heiligen Feindliches in dem der Religion — das wurde „jüdisch" genannt, wurde den Juden oder „jüdischem Wesen, jüdischem Hasse, jüdischen Leidenschaften, jüdischer Frechheit" u. s. w. zugeschrieben. Man hat Mühe, zu glauben, daß literarische Nichtswürdigkeit, daß die freche Schamlosigkeit der Lüge eine solche Höhe erreichen können, wenn sich ergiebt, daß man in dem mehrjährigen Zeitraum, den diese zahllosen Schmähungen ausfüllten, auch nicht einen einzigen Juden aufgetrieben hat, mit welchem man jenes ehrlose Treiben auch nur zu beschönigen hätte versuchen können, daß man es immer mit Christen, in der unendlichen Mehrzahl der Fälle mit gebornen Christen zu thun gehabt hat. Vorangegangen ist fast bei jeder neuen Schmähung Menzel; aber er hat ein Paar Mal Nachbeter gefunden, die dann das Literaturblatt seinerseits als Gewährsmänner anzuführen nie versäumt hat. Er, der den Streit, aus welchem sich diese unglückselige Richtung entwickelte, im Namen der verletzten Sittlichkeit und Religion begonnen hat, scheint gänzlich vergessen zu haben, daß auch Wahrhaftigkeit, Enthaltung der Lüge und der Verleumdung, Schonung des guten Leumunds seiner Nebenmenschen, nach dem Gefühl aller Völker

und der Lehre aller Religionen ein Element der Sittlichkeit, einen wesentlichen Bestandtheil der Eigenschaften eines ehrlichen Mannes bilden, und daß die Bibel, aus der er einmal einem der ihm verhaßten Schriftsteller eine Anzahl kräftiger Kernsprüche vorgehalten hat, auch den Ausspruch thut, daß „ein Lügenmaul dem Herrn ein Gräuel ist." (Spr. Sal. 12. 22.)

Nach allen diesen Vorgängen wäre ich viel zu kühn, wenn ich erwartete, daß meine Bemühungen wirksamer als die meiner Vorgänger sein und dem Strom der Verleumdungen Einhalt thun werden. Man wird mich wohl auch ignoriren, und wird zu lügen und zu schimpfen fortfahren. Im günstigsten Fall werde ich die Genugthuung haben, mich auch von der Kritik, die sonst immer recht glimpflich mit mir verfahren ist, wüthend angefallen zu sehen. Vielleicht bedient man sich auch gegen mich des Mittels, in dem schon gegen manchen Anderen Großes geleistet worden, mich sagen zu lassen, was ich nie gesagt habe, und mich für Gesinnungen und Aeußerungen, die man mir angedichtet, mit Schmähungen zu überhäufen. Ich bin auf das Alles gefaßt und werde mich darüber weder wundern noch grämen. Ich bin getrost in dem Bewußtsein, daß man mir kein unwahres Wort wird nachweisen können. Ich glaube de Lüge den beharrlichsten Widerspruch im Namen der Wahrheit entgegenstellen und ihr das Brandmal ihrer Schande nochmals aufdrücken zu müssen. Das ist der einzige Zweck, den ich vor Augen habe, und den bin ich gewiß zu erreichen.

Dein

C. R.

Siebenter Brief.

Juli 1838.

Du meinſt, lieber Freund, ich hätte vielleicht den Verunglimpfungen der Tagesliteratur zu viel Werth beigelegt, ihnen einen bleibenderen Eindruck auf die Gemüther, als ſie ihn zu üben im Stande wären, zugeſchrieben. Du fragſt, ob denn nicht mit den Blättern und Flugſchriften, die ja ſo ſelten nach einem Jahre mehr Jemand lieſt, auch ihr gehäſſiger Inhalt verwehe und vergeſſen werde. Ich bin hierin anderer Meinung. Die Erzeugniſſe der periodiſchen Literatur haben ſelbſt freilich nur ein flüchtiges Daſein; aber von ihrem Inhalte, von den wahren oder falſchen Sätzen, die ihnen täglich zu wiederholen vergönnt iſt, geht, wie mir ſcheint, mehr und ſogar Bleibenderes in das allgemeine Bewußtſein, in die Vorſtellungen des Volkes über, als aus dem Inhalt von Büchern. Ich werde Dich noch auf manche Nachklänge der Schmähungen, die mein voriger Brief auf ihre erſten Quellen zurückgeführt hat, aufmerkſam zu machen haben. Du ſelbſt wirſt Dich daran erinnern, daß ſie ſogar in den Debatten der Ständeverſammlungen über die bürgerlichen Rechte der Juden ein williges Echo gefunden haben: wobei es ſehr bezeichnend iſt, daß in der erſten Kammer des Königreichs Sachſen die Eigenſchaften jener angeblich „jüdiſchen" Literatur im zünftigen Intereſſe der Buchhändler ſind geltend gemacht worden, um die Ausſchließung der Sächſiſchen Juden vom Buchhandel durchzuſetzen.

Zudem iſt die Vorausſetzung ſelbſt, von der Du ausgehſt, nicht ganz richtig. Die Verleumdungen, die ich bekämpfe, ſind ſehr bald über die Gränzen der Journale und Brochüren

hinausgegangen und haben in Büchern, auch in ſolchen, die einige Dauer erwarten dürfen, Platz gefunden. Um Dich davon zu überzeugen, will ich weitere Belege zu den Anklagen meines vorigen Briefes aus einem Buche ſchöpfen, in welchem ich ſie ſehr ungern antreffe, aus Menzel's deutſcher Literatur: aus einem Werke alſo, das ſich als das Reſultat langjähriger Studien und eines reifen Nachdenkens giebt, in welches alſo die Leidenſchaften des Augenblicks mit ihren gehäſſigen Entrichtungen um ſo weniger Eingang finden durften; das einen Ueberblick über den geſammten Reichthum deutſcher Bildung zu geben beſtimmt iſt und, wenn auch in manchen Puncten oberflächlich, doch in anderen werthvoll, auf dauernde Beachtung Anſpruch machen darf. Hat die Lüge in einem ſolchen Werke eine bleibende Stätte gefunden, ſo wirſt Du zugeben, daß es Noth thut, ihr einen bleibenden Widerſpruch, eine bleibende Abwehr, ſo weit wie möglich, entgegenzuſetzen.

Eine der ſchlagendſten Unwahrheiten, welche dieſes Buch entſtellt, findet ſich an einem Orte, wo ſie am wenigſten erwartet werden ſollte, wo ſie die Betheiligten am Empfindlichſten verwundet, und bei dem argloſen Leſer am meiſten Glauben zu finden geeignet iſt: an einer Stelle nämlich, wo der Verfaſſer der die Emancipation der Juden betreffenden Literatur erwähnt, wo er einige eigene, ſehr ſchöne Gedanken zu Gunſten dieſer Sache niederlegt und auch meinen literariſchen Beſtrebungen für dieſelbe ein höchſt ehrenvolles Lob zu Theil werden läßt. Wer ſollte nicht glauben, daß, wenn auf ſolche warme Fürſprache, dem Rechte der Juden gewidmet, ein bitterer Ausfall folgt, derſelbe durch die tiefe Ueberzeugung der Wahrheit dem widerſtrebenden Gefühl abgedrungen ſein müſſe? Wer möchte an

einen ſo ſeltſamen Widerſpruch glauben, daß Einer, der eine Religionspartei gegen ungerechten Druck vertheidigt, in demſelben Athemzuge die ungerechteſte Schmähung gegen ſie ausſtößt, daß er durch die Vertheidigung ihres verkannten Rechts gleichſam ſelbſt ein Recht ſie zu verleumden erworben zu haben glaubt? Und doch iſt es ſo. Ich überlaſſe Dir, die ganze, im Uebrigen vortreffliche Stelle (Die deutſche Literatur von Wolfgang Menzel, 2te Auflage. Stuttgart 1836, 2ter Band S. 210—11.) nachzuleſen, und führe hier nur den Schluß an, über den die ſtärkſte Beſchwerde geführt werden muß. Er lautet: „doch iſt der Zorn Börne's, ſind die Nadelſtiche Heine's der Judenſache nicht günſtig, weil ſie die kleinen Antipathien nähren, und weil ſich unter ihrer Aegide eine Brut gemeiner Judenjungen ausbildet, die Alles, was den Chriſten und Deutſchen heilig iſt, mit offenem Hohn beſchmutzen.“ Ueber das Verhältniß Heine's zu den Juden habe ich mich ausgeſprochen; auf Börne komme ich zurück. Hier habe ich es nur mit dem Schlußſatz, „mit der Brut gemeiner Judenjungen, die u. ſ. w.“ zu thun, als mit einer Aeußerung, welche zu den ſchändlichſten Lügen gehört, die je geſagt worden ſind. Will der Verfaſſer dieſen entehrenden Vorwurf abweiſen, ſo nenne er dem Publicum die „Judenjungen“, die er im Sinne gehabt. In dem ganzen Streit, der der Veröffentlichung dieſer Stelle voranging, — ſie iſt von 1836 — hatten aller Haß und alle Wuth, die aufgeboten worden, nicht allein keinen einzigen Juden namhaft zu machen gewußt, ſondern auch keinen einzigen aus dem Judenthume ausgetretenen Chriſten, mit Ausnahme von Börne und Heine ſelbſt. Nun traue ich Menzel'n ſo viel Logik und Zuſammenhang der Gedanken zu, daß er nicht dieſe

beiden Schriftſteller ſelbſt als eine Brut, die unter ihrer Aegide ſteht, hat können bezeichnen wollen. Innerhalb des Gebiets der Literatur müſſen die „Judenjungen“ aber doch zu ſuchen ſein; denn es iſt von „offenem Hohn“ die Rede, und wir befinden uns ja ohnehin auf dem Boden einer Darſtellung der Literatur. Wollte ſich etwa Menzel zur Beſchönigung ſeiner Lüge aus dieſem Gebiete auf das des Lebens flüchten, deſſen weite Ausdehnung einen ſo ſcharf beſtimmten Gegenbeweis freilich nicht zuläßt, ſo würde er der Verleumdung hintendrein einen neuen, eben ſo lügenhaften, aber noch viel verwerflicheren Charakter geben. Als er die Stelle niederſchrieb, kann er an ſo etwas nicht wohl gedacht haben. An was er aber wirklich gedacht hat, das brauchen wir nicht weit zu ſuchen. Was konnte im Jahr 1836 von dem argloſen, ſchlecht unterrichteten Leſer unter den „gemeinen Judenjungen“ anders verſtanden werden, als die Schriftſteller des ſogenannten jungen Deutſchlands? Denn eben damals ſtand die Lüge von dem Judenthum dieſer noch in ziemlicher Blüthe und fand noch viel Glauben. Was konnte alſo Anderes der Zweck der namenloſen Schmähung ſein, als jene Täuſchung zu verſtärken und ihr kümmerliches Daſein ſo lange wie möglich zu friſten? Was ſoll aber noch für Trug und Unwahrhaftigkeit, für Mangel an Gewiſſen und Redlichkeit gelten, wenn nicht ein ſolches Verfahren?

Um die Möglichkeit, daß jene von der Vertheidigung der Moral ausgehende Polemik eine ſo unmoraliſche Richtung hat nehmen können, einzuſehen, und die Erſcheinung einigermaßen zu erklären, muß man ſich eines Zuges erinnern, der jene Kriegführung auszeichnete, und der, ſo wenig empfehlenswerth er ſcheint, doch ſchon in andere Streitigkeiten übergegangen iſt.

Er besteht darin, daß man seine Gegner so unendlich tief herabsetzt, daß man nicht allein die Sünden und Vergehungen züchtigt, die man ihnen „mit dem Buche in der Hand“ beweisen kann, und die der strafenden Schärfe der Kritik von Rechtswegen verfallen sind, sondern ihre ganze Persönlichkeit mit allen sittlichen und geistigen Eigenschaften mit solchen Massen von Schmutz überhäuft, daß es nachher der Anstand zu verbieten scheint, sie noch bei Namen zu nennen und sich mit ihrer wirklichen Person im Geringsten mehr zu befassen. So kommt in Menzel's deutscher Literatur kaum einmal flüchtig der Name eines der Schriftsteller vor, denen der Sturm von 1835 gegolten hatte. Auch das Literaturblatt hat die späteren Arbeiten derselben nicht besprochen, obgleich sie sehr rüstig fortschreiben und von ihren Erzeugnissen Mancherlei bald zu tadeln, bald zu loben ist. Gutzkow z. B., dem die Hauptschlacht geliefert worden, hat die Tendenz, die ihm damals so übel bekam, verlassen, und hat seitdem Manches geschrieben, was jedenfalls nach dem Urtheil Unparteiischer über seinen von Menzel so hoch gepriesenen Arbeiten der früheren Periode vor dem Kampfe steht. Ich habe nichts dagegen, wenn Menzel hierüber anderer Meinung ist; ich räume ihm ein, daß er davon weit mehr versteht als ich. Daß er sich aber selbst nicht im Stande fühlt, seine Meinung auszusprechen und zu motiviren, in einem andern Ton als in dem der blinden Wuth von seinem Gegner zu sprechen; daß seine Kritik, so weit sie gegen einen bestimmten Autor gerichtet ist, einer Biene gleicht, die ihren Stachel in der Wunde zurücklässt, der sie dadurch freilich einen gefährlichen Charakter verleiht, aber auch selbst daran stirbt, — das ist jedenfalls ein auffallender Umstand, den ich hervorheben muß,

da ich ihm einen großen Theil der Schuld an dem niedrigen Verfahren, das ich anklage, beimesse. Da man nemlich mit den Individuen, die man in Schmutz begraben hat, nicht mehr mit Ehren kämpfen zu können meint und sie verachtend zu ignoriren scheinen will, da aber die fortglühende Wuth doch einen Gegenstand braucht, an dem sie sich auslassen könne, so bedarf man irgend eines Gliedermanns, einer Abstraction, einer zum Schimpfwort gestempelten Bezeichnung, an der man bei jeder Gelegenheit seinen Zorn kühle. Man gewinnt dabei zugleich einen Vortheil, ähnlich dem, den sich Nero gewünscht hat, indem man allen seinen Feinden einen Kopf giebt, um ihn mit einem Streiche abschlagen zu können. Das „junge Deutschland" — ein Name, auf den man einen Augenblick freilich sehr viel Haß zu laden gewußt hatte, — war doch auf die Länge nicht recht zu jenem Gebrauch geeignet; denn in dem Klang der Worte, in den beiden Begriffen, aus denen das Schimpfwort zusammengesetzt ist, Jugend und Deutschland, liegt gar nichts Gehässiges, sondern nur Wohlthuendes. Der glückliche Gedanke, den Namen in's Französische zu übersetzen, hat keinen rechten Eingang gefunden. So wurde man denn mit sich einig, die Juden, das Jüdische, das Judenthum zur Bezeichnung zu wählen, wobei man den großen Vortheil hatte, durch den Klang der Worte die Sympathie alter Gehässigkeiten aufzuregen, und in der Absicht, die Schriftsteller, die man sich zu nennen scheute, zu beschimpfen, schimpfte man auf die Juden. Aus einer solchen, halb berechnend boshaften, halb bis an die Grenze der Sinnverwirrung streifenden, leidenschaftlichen Stimmung allein dürften die Menzel'schen „gemeinen Judenjungen" zu erklären sein. Das höchste Ziel,

das man auf dieſem Wege vielleicht erreichen könnte, würde das ſein, einen Theil des leſenden Publicums in Deutſchland auf die Culturſtufe des Spaniſchen Pöbels zurückzuführen, dem man, um ſeinen Haß gegen irgend eine Partei aufzuregen, von ſeinen Pfaffen vorſchreien läßt: es ſind Ketzer, es ſind Juden! Der Pöbel glaubt das auf's Wort; denn er hat in ſeinem Leben keinen wirklichen Juden geſehen, faßt aber alles Abſcheuliche unter dieſem Gattungsnamen zuſammen. Auf ähnliche Weiſe möchte es vielleicht gelingen, unter den leſenden Deutſchen eine Pöbelmaſſe zu bilden, die, mit Dem was wirkliche Juden in verſchiedenen Zweigen der Literatur zu leiſten verſucht haben völlig unbekannt, im Allgemeinen alles Unſittliche, Unpatriotiſche, Mißfällige, was die deutſche Literatur erzeugt, blindlings auf Rechnung der Juden ſchreibt. — Wie ſehr dieſes niedrige Treiben die Würde der Kritik befleckt, wie es eine denkende Erörterung, einen gründlichen Streit, deſſen Reſultat ein Gewinn an Wahrheit ſein könnte, unmöglich macht, leuchtet ein. Ich will einmal annehmen, ſo wenig ich auch auf eine ſolche Spur zu kommen vermag, Menzel hätte bei ſeinen „Judenjungen" irgend einen mir unbekannten jungen jüdiſchen Schriftſteller im Sinne gehabt: warum hat er ihn nicht, wie es die Ehre bei ſo harter Schmähung gebot, beim Namen genannt? Es würde auch dann immer, wie nicht genug wiederholt werden kann, höchſt verwerflich bleiben, die Religion des Schuldigen ſtatt ſeines Vergehens, ſeine Glaubensgenoſſenſchaft ſtatt ſeines Buches anzufeinden. Aber ich würde dann im Stande ſein, dem Angriff mit Gründen zu begegnen; ich würde zu ermitteln ſuchen, wie ſich der Angeklagte zu uns und unſerm Streben, zu Allem was wir als Juden Gemeinſames haben, verhält; es würde mir

ſchwerlich mißlingen, den Punct anzugeben, wo ſein Weſen dem unſern fremd wird, ja ſich ihm feindlich gegenüberſtellt. Wenn keine Religion es ſich kann gefallen laſſen, daß man ihr die Frevel ihrer einzelnen, äußerlichen Bekenner aufbürde, daß man die Sünden und die Sünder in ihrer Mitte nach ihrem Namen benennt, ſo hat die jüdiſche — die einzige, gegen die man ſich ein ſolches Verfahren zu üben je erdreiſtet hat, — noch einen beſonderen Grund, es abzulehnen. Vergeſſe man doch nicht, daß ſeit einem halben Jahrhundert den Juden unaufhörlich von außen her, bald in guter, bald in gehäſſiger Abſicht, aber faſt immer ohne tiefere Einſicht, geprebigt worden iſt, es gebe kein anderes Heil für ſie, als alles Jüdiſche in ſich mit Stumpf und Stiel auszurotten und es mit dem ringsumher allgemein Gültigen zu vertauſchen. Dieſe Lehre hat lange unter uns den lebhafteſten Anklang gefunden und iſt von einem Theile der Gebildeten manchmal auf ſehr ſchroffe Weiſe in Ausübung gebracht worden; man kann ſagen, daß faſt eine ganze Generation ſich unter ihrem entſchiedenen Einfluß gebildet hat. Erſt in neuerer Zeit iſt eine Reaction gegen dieſe einſeitige Richtung bemerkbar geworden: eine Reaction, die heilſam iſt, ſo lange ſie in ihren Gränzen bleibt und ſich vor Uebertreibungen hütet. Sie ſoll nicht verwerfen, aber ſichten; ſie ſoll die Empfänglichkeit für irgend einen Keim des Guten, wo er auch ſprießen möge, nicht ſchwächen, aber ſie ſoll uns lehren, das Dargebotene nicht ohne Prüfung anzunehmen und eben ſo wenig das Gute, das dem eigenen Boden entſproſſen iſt, ohne Prüfung zu verdammen. In der langen Zeit aber, da die oben bezeichnete Lehre unter den nach Bildung Strebenden die allein herrſchende war, — wäre es da ſo ſehr zu verwundern, wenn Einer oder der Andere

in seinem Lerneifer auch einmal bei einer schlechten Zeitrichtung in die Schule gerathen wäre, wenn Einer, um das endlos geschmähte „Jüdische" recht sicher abzustreifen, es einmal mit dem allerentgegengesetztesten Wesen hätte versuchen wollen? So viel ist gewiß, daß es keinen schrofferen Gegensatz giebt zu allen Sitten und Gewohnheiten des jüdischen Lebens, zu allen Eindrücken jüdischer Erziehung, zu allen Erinnerungen jüdischer Geschichte, zu dem ganzen sittlichen Inhalte des jüdischen Wesens, als eben jene verwerflichen Grundsätze, die, wie mir scheint, theilweise wirklich gepredigt, theilweise aber auch den mehrerwähnten christlichen Schriftstellern, um sie zu verderben, sind angedichtet worden. Hätte hier eine Berührung Statt gefunden, so könnte sie unmöglich eine andere als die der Extreme, so könnte sie nur das Erzeugniß einer traurigen Uebereilung sein, die sich aus der alten, allerdings in manchen Puncten tadelnswerthen und unerfreulichen in eine absolut entgegengesetzte, unendlich viel schlimmere Einseitigkeit geflüchtet hat. Diese Nachweisung würde ich für einzelne Fälle geben, wenn man wirkliche Juden zu nennen im Stande gewesen wäre; aber bisher ist sie überflüssig und würde nur ein Streit mit leeren Schatten sein; denn ich habe es nach allen Seiten hin mit der Unwahrheit zu thun, und Menzel's „gemeine Judenjungen" sind lauter Christen.

Eine andere Stelle desselben Buches (4ter Band S. 344.), die freilich keine so wilde Schmähung, aber doch eine gehässige Unwahrheit enthält die demselben Truggewebe angehört, ist die, wo unter Denjenigen, bei denen die mehrerwähnten Schriftsteller „in Deutschland großen Beifall gefunden, einige Juden, die ohnehin ihren Heine längst vergöttern," in die erste Reihe

gestellt werden. Um den Sinn dieses Ausspruchs zu würdigen, muß man nicht außer Acht lassen, daß Menzel mit allen Aeußerungen dieser Art nicht eine ästhetische Richtung, sondern eine unsittliche bezeichnen will. Er sagt freilich: bei einigen Juden; aber, da er keine nennt — weil er keine zu nennen wei.ß —, da die Unbestimmtheit der Angabe dem ausgedrückten Verdacht die größte Allgemeinheit giebt, da doch offenbar der Grund des Beifalls darin, daß Die, die ihn zollten, Juden seien, gesucht werden soll, so wird das Verletzende so wenig wie die Unwahrheit durch das „einige" aufgehoben. Ja, ich finde gerade diese Aeußerung um so verdammlicher, weil sie wirklich den Anschein hat, als sollte sie über die Gränze der Literatur hinausgehen und sich auf einen Kreis bloßer, harmloser Leser erstrecken. Der angeschuldigte Schriftsteller oder Kritiker kann sich zur Wehre setzen, kann seinen Ankläger widerlegen, kann ihn Lügen strafen: aber das bloß lesende, empfangende Publicum — ich möchte sagen, der weibliche Theil der literarischen Menschheit, der dem Kampfe fern bleibt, aber die Preise zu vertheilen hat, — ist als solches vollkommen wehrlos, und darum scheinen mir auch Anstand und Ehre dessen Beschimpfung zu verbieten. Ich habe übrigens nach dem bereits Gesagten hier nichts hinzuzufügen, weder zum Schutz der lesenden noch der schreibenden Juden, weder in Beziehung auf Heine noch auf das „junge Deutschland". Weder der Eine, noch das Andere hat je besonderen Beifall oder gar Anklang für seine socialen Lehren unter den Juden gefunden. Wir begegnen hier in den wechselnden Formen immer wieder derselben nackten Unwahrheit, die ich bereits zur Genüge charakterisirt habe. Wenn es Narren gegeben hat, die ihr Gefallen an dem aller-

dings ausgezeichneten poetiſchen Talente Heine's auf eine Weiſe übertrieben haben, daß ſie den ſpottenden Vorwurf der Vergötterung verdienten, ſo iſt das ſchlimm für ſie: aber es fehlt jeder Schatten einer Nachweiſung, daß ſolche Narren gerade unter den Juden zu ſuchen ſeien. Sollte hier wirklich das bloße äſthetiſche, vielleicht zu weit getriebene Gefallen an Heine's Dichtungen verdächtigt werden, ſo hätte doch gerade Menzel bedenken ſollen, wie viel er in früheren Zeiten ſelbſt zum Ruhm der Heine'ſchen Muſe beigetragen hat. Es iſt gewiß, daß nebſt vielen Chriſten auch manche Juden — zu denen ich mich ſelbſt zählen muß — ihr Urtheil über „ihren" Heine unter dem Einfluß eben desſelben Kritikers ausgebildet haben, der ſich jetzt in der böswilligſten Deutung des dem Talente eines Dichters gezollten Beifalls gefällt. Allerdings hat Menzel nie unterlaſſen, indem er Heine's Genius pries, auch ſeine Schwächen, ſeine frivolen Späße namentlich, ſcharf zu tadeln. Aber wer hat es denn daran fehlen laſſen? Herr Pfizer ſelbſt giebt ja zu, daß die jüdiſchen Schriftſteller, die freilich nur in ſeiner Phantaſie exiſtiren, Heine's „Unbeſonnenheiten mit Worten ſchelten" und nur „mit Geberden applaudiren" u. ſ. w. Wie glücklich würde ſich Herr Pfizer ſchätzen, wenn er zur Beſchönigung ſolcher ausgeſuchten Bosheiten Stellen, wie etwa folgende, als aus der Feder eines Kritikers, der zufällig ein Jude wäre, gefloſſen nachweiſen könnte. In derſelben Recenſion z. B., welche Heine's unwürdige Madonnenſpäße in ſchärfſter Weiſe rügt, (Literaturblatt von 1831 Nr. 79 und 80.) iſt auch von ſeinem und Börne's „edlem Unwillen über die Ekelhaftigkeiten im lieben Vaterlande" die Rede. „In der That" heißt es weiterhin

„iſt das Moraliſiren eine elende Kunſt gegenüber einem frei-
geborenen Sonnenkinde, einem durch ſich ſelbſt leuchtenden, aus
ſich ſchöpfenden, nur in ſich ſelbſt Regel und Geſetz erkennenden
Originalgeiſt.“ In einer ſpäteren Recenſion über einen der
Wichte, die vier Jahre früher als Menzel den Judenhaß als
ein kritiſches Mittel gebraucht haben (Literaturblatt von 1833
Nr. 5. Die beurtheilte Flugſchrift heißt: Neueſte Wanderungen,
Umtriebe und Abenteuer des Ewigen Juden unter dem Namen
Börne, Heine, Saphir und Anderer, von Cruciger.)
heißt es: „Der Titel zeigt ſchon, daß der Verfaſſer ein faber
„Patron iſt, einer von der edlen Straßenjugend, die gleich
„hinter herläuft, wenn die löbliche Polizei etwa einen Fang
„gemacht hat. Wenn Geiſter wie Börne und Heine auch
„fehlen, ſo iſt doch ſo viel Adel in ihnen, ſo viel vom heiligen
„Dichterfeuer, das durch die Jahrhunderte leuchtet, und in
„ihren Fehlern ſelbſt ſo viel vom Geiſt der Zeit, daß ſelbſt der
„edelſte Richter, wenn ſie vor ihm erſcheinen, aufſtehen wird,
„um ihrem Genius zu huldigen. Das Hep Hep rufende
„literariſche Lumpengeſindel wirft man aber billig vor die Thür
„hinaus.“ Sollte Menzel noch nie, wenn ihm eine Aeußerung
der Art aus früherer Zeit wieder vor die Augen gekommen iſt,
ſich die Frage geſtellt haben, durch welche Merkmale er ſich denn
eigentlich gegenwärtig von dem Geſindel, das er damals ſo derb
züchtigte, unterſcheidet? So wie er jetzt über Börne und
Heine denkt, haben Jene ſchon damals über ſie gedacht; die-
ſelben Waffen, deren er ſich jetzt gegen ſie bedient, haben Jene
damals ſchon zur Hand genommen, ohne ſie jedoch mit ſolcher
Hartnäckigkeit und Ausdauer, wie er es gegenwärtig thut, zu
gebrauchen. Daß er mehr Geiſt hat als jenes „Geſindel“, gebe

ich von ganzem Herzen zu. Aber was er ihnen in so scharfer Weise vorwarf, sollte doch nicht bloß Mangel an Geist, sondern Mangel an Ehrgefühl und edlerer Gesinnung sein. Der Geistreichere aber, dem bessere Waffen zu Gebote stehen, sollte sich so elender Mittel ja um so weniger bedienen. Oder ist, was damals verächtlich, jetzt ehrenvoll, was damals niedrig war, jetzt edel geworden?

Es scheint übrigens wirklich, als wenn das Andenken an die früher der Gabe des Dichters dargebrachte Huldigung Menzel'n, wenigstens einen Augenblick, abgehalten hätte, sich der unedlen Waffe des Judenhasses gegen Heine selbst zu bedienen, auch nachdem er es bereits nicht mehr verschmähte, sie, wo nicht der Schatten eines Anlasses dazu vorlag, auf die giftigste Weise zu gebrauchen. Nachdem er aus dem „Votum" und der „jeune Allemagne" allen den Schmutz und alle die Lügen, welche die Juden in diesen Streit hineinzuziehen bezweckten, billigend angeführt hatte, recensirte er einige Monate später (Literaturblatt von 1836, Nro. 30 und 31) den zweiten Band von Heine's Salon, also eben dasjenige seiner Bücher, in welchem die am meisten getadelten Meinungen vorzugsweise gelehrt werden. In dieser ganzen Recension hat er es nicht über sich gewinnen können, Heine sein längst abgeschütteltes Judenthum vorzuwerfen; eine bessere, leider sehr bald wieder verhallte Stimme muß ihm hier wohl zugeflüstert haben, daß jener Umstand zu der bekämpften Richtung in keiner Beziehung stehe, und daß es des Kritikers unwürdig sei, ihn zur bloßen Befriedigung einer niedrigen Gehässigkeit auszubeuten. Es ist seltsam genug, daß diese direct gegen Heine gerichtete Recension die einzige aus jener Zeit ist, in welcher kein Wort vor-

kommt, gegen das ich als Jude Beſchwerde führen könnte: ein Beweis mehr dafür, wie wenig es irgend ein in der Sache liegender Grund, eine Ueberzeugung, ja auch nur ein eingewurzelter Irrthum iſt, was die Einmiſchung der Juden in dieſe Polemik veranlaßt hat, ſondern allein das Bedürfniß, ein Element des Haſſes mehr gegen ſeine Todfeinde aufzubieten, wenn es auch auf Koſten von Wahrheit und Ehre geſchehe. Hier, wo Menzel die Quellen der Richtung, die er verwirft, mit Beſonnenheit aufſucht, wo er ſich nicht mit dem bloßen Schmähen und Verdammen begnügt, findet er ſie in ganz anderen Regionen als im Judenthum. „Heine," heißt es hier, „iſt in eine Bewegung der Geiſter fortgeriſſen worden, deren Anfangspunct wir zunächſt in Lord Byron ſuchen müſſen. Ich nenne dieſen edlen Namen, um von vorn herein anzuerkennen, daß jene Bewegung, wenn ſie auch tief in den Schlamm der Gemeinheit geführt hat, doch auch die beſſeren Naturen ergreifen konnte und ergriffen hat." Und weiter: „Heine iſt der Einzige, der die Sage (von dem bevorſtehenden Untergange des Chriſtenthums) rein von der poetiſchen Seite genommen und ſich als Dichter in ſie verliebt hat. Ich ſpreche ihn aus innerer Ueberzeugung frei von jeder anderen An- oder Abſicht. Wie arg er auch in frivoler Luſt gegen das Heiligſte ſich vermeſſen hat, das Alles war nur die Conſequenz ſeiner Fiction" u. ſ. w. Hätte Menzel immer auf dieſe Weiſe gekämpft, ſo würde ſeine Polemik ſicherlich an Würde und Wahrhaftigkeit ſehr gewonnen, und ich meinerſeits würde nicht den geringſten Streit mit ihm haben. Bedenkt man nun aber, daß die Beziehung, in welche man das „junge Deutſchland" zu dem längſt zum Chriſtenthum übergetretenen Heine gebracht hat,

den einzigen, armſelig dünnen Faden hat bilden müſſen, vermittelſt deſſen man über die Polemik gegen Schriftſteller, in deren Blut und Geiſt kein Tropfen Judenthum iſt, eine unerhörte Fülle von Judenhaß ausgegoſſen hat: wie ſoll man ſich dann bei Menzel, der, wie man ſieht, einer ſinnigeren Auffaſſung fähig iſt, die „Laſterrepublik des neu etablirten jüdiſchen Hauſes Heine und Comp.“ (Literaturblatt von 1836, No. 37), die „gemeinen Judenjungen“ und die zahlloſen Gehäſſigkeiten ähnlicher Art erklären, die ohne Nennung eines Namens auf die Juden und immer wieder auf die Juden gehäuft werden? Welch' eine befremdliche Sinnesverwirrung muß einer Feindſeligkeit zum Grunde liegen, die in demſelben Maße immer wüthender, immer giftiger wird, je weiter ſie ſich von dem letzten, leiſeſten Anklange der Wahrheit, ja ſelbſt einer möglichen Selbſttäuſchung entfernt!

Ich gebe gern zu, daß ſich bei Menzel mitunter lichte Augenblicke finden, in denen ihn eine genauere Betrachtung der Sachlage der Wahrheit näher zu bringen ſcheint. Aber bald ſchließt er wieder gewaltſam die Augen vor ihr zu und zieht ſich um ſo feſter in einen Wald ſinnloſer Schmähungen zurück. So beginnt er eine Reihe von Recenſionen über Schriften, welche jüdiſche Gegenſtände behandeln, (Literaturblatt von 1837, Nro. 93 — 97.) und die er meiſt wohlwollend beurtheilt, mit einer Eintheilung in vier Claſſen, welche die frommgeſinnten Juden, die ſich in die Vergangenheit ihres Volks verſenken, demnächſt die Advocaten der Emancipation, dann die Beförderer der Aufklärung, und endlich die „Exjuden“ begreift, „die ihr Judenthum abgeſchüttelt, aber deshalb das Chriſtenthum nicht angenommen haben, die an gar nichts mehr glauben, als an

die Macht des Geldes und den Genuß der Sinne, und deren Mißgeschick es ist, alle Fehler des Judenthums ohne eine Tugend desselben behalten zu haben." Von den drei ersten Classen wird recht viel Gutes, nur von der letzten alles mögliche Schlimme gesagt. So wie sie hier bezeichnet wird, berührt uns dieses Schlimme nicht, und wir haben so wenig Grund als Lust uns ihrer anzunehmen. Wenn aber das Eigenthümliche dieser einzigen verwerflichen Classe gerade darin besteht, daß sie keine Juden mehr sind, warum denn an tausend giftgeschwängerten Stellen seiner Kritik sie und immer wieder sie und mit ihnen jeden Christen, gegen den man die schwersten sittlichen Anklagen vorzubringen hat, als Juden bezeichnen, ohne daß der näheren Angabe, wie es mit ihrem Judenthum beschaffen, dabei gedacht worden? Kann es dem harmlosen, unkundigen Leser einfallen, daß hier immer nur von Juden die Rede ist, die keine Juden sind? Muß sich nicht vielmehr in seinem Gemüthe der beklagenswerthe Wahn festsetzen, alle die schweren Sünden und schlechten Richtungen, die man auf solche Weise bekämpft, ständen mit dem Judenthum, mit jüdischem Leben und Wesen in enger Verbindung? In der Recension selbst, die mit jener Classification beginnt, kommen die wüthendsten Schmähungen vor, deren Objecte nicht mehr als „Exjuden" sondern als Juden bezeichnet werden. In einer Note z. B. stellt sich der Recensent Herrn Dr. Paulus gegenüber, und fragt ob „es besser ist, der großen Mehrheit achtungswürdiger Juden durch Verwendung für ihre bürgerliche Emancipation zu dienen, und dagegen Heine's neue literarische Judenschule und ihre freche Unsittlichkeit schonungslos zu verdammen, wie wir gethan haben — oder: jener Mehrheit achtungswürdiger

Juden durch Verhinderung ihrer Emancipation zu ſchaden, die Unterdrückung und bürgerliche Ehrloſigkeit einer unſchuldigen Menſchenclaſſe zu verewigen, und dann doch mit den jungen Antichriſten unter der Decke zu ſpielen und ihren frechſten Parteigänger in Schutz zu nehmen, wie Herr Paulus gethan hat?" Das klingt Alles ſehr ſchön, und ſo weit Menzel hier ſein Verdienſt um die Emancipationsfrage geltend macht, ſtimme ich ihm gern bei. Aber ich frage meinerſeits, ob es gut, ob es redlich iſt, hier, wo der Zuſammenhang über die Perſonen, auf die gezielt wird, keinen Zweifel läßt, von einer „Judenſchule" zu reden, da wo der angebliche Meiſter ein „Erjude" und die geſchmähten Schüler lauter Chriſten ſind. Ich frage, ob nicht die Stelle in ihrer ganzen Faſſung wieder darauf berechnet iſt, die alte, baare Lüge von dem Judenthum des jungen Deutſchlands zu bekräftigen und namentlich glauben zu machen, daß der „Parteigänger", den Paulus in Schutz genommen, ein Jude, oder doch ein „Erjude" ſei: denn ohne dieſe Annahme hat ja der Gegenſatz gar keinen Sinn. Aber Menzel weiß es ſo gut, wie es Paulus ſelbſt wußte, daß es kein Jude war, für den dieſer aufgetreten iſt. Daß ſeinem Auftreten die Abſicht zu Grunde gelegen, eine unſittliche Richtung in Schutz zu nehmen, das glaube ich nicht, und das glaubt kein Unparteiiſcher; dieſe Gerechtigkeit laſſe ich auch dem erbitterten Feinde meiner Glaubensgenoſſen und ihres Rechts gern widerfahren. Es iſt für die Stellung der Juden in dieſer Streitſache recht bezeichnend, daß eben jenes Sendſchreiben an Gutzkow, auf welches hier angeſpielt wird, und das allgemein Herrn Dr. Paulus zugeſchrieben wurde, gleich mit einer Aeußerung beginnt, die ganz den Geiſtesſtempel des angeblichen

Verfaſſers trägt, und die der Juden-Malice deſſelben auf eine, wie es beabſichtigt zu ſein ſcheint, witzige Weiſe Luft machen ſoll. Die genannte Flugſchrift fängt nämlich mit den Worten an: „Haben Sie denn keinen umſichtigen Advocaten finden können, meinetwegen einen jüdiſchen oder aus den jetzt iſraelitiſch gewordenen Juden Einen, der u. ſ. w.“ Du wirſt freilich fragen erſtlich, wo da der Witz, und zweitens, wo der Sinn ſteckt. Das frage ich auch, denn bisher habe ich beide nicht zu finden vermocht, zumal da die Zeit, wo die Juden ihrem geſchichtlichen Namen allerlei umgehende Bezeichnungen vorzogen, damals ſchon längſt vorüber war. Aber das thut nichts zur Sache; wenn Du nur die Manier des Herrn Dr. Paulus beſſer kennteſt, ſo würdeſt Du auch merken, daß eine ſolche Wendung bei ihm einen malitiöſen Witz bedeuten ſoll.

Weiterhin bemerkt Menzel, er müſſe bei ſeiner Wirkſamkeit für die bürgerlichen Anſprüche der Juden „ein doppeltes Recht haben, jene ausgearteten Juden, die auf die Verhöhnung des Chriſtenthums, der Sitte und des deutſchen Vaterlandes förmlich ſpeculirt haben, derb zurechtzuweiſen.“ Ganz gewiß. Aber doch nicht das Recht, Lügen zu verbreiten, nicht das Recht, „ausgeartete“ Chriſten, denen all das Erwähnte Schuld gegeben werden ſoll, in Juden zu verwandeln, in der Abſicht, ſie durch das Judenthum verhaßt zu machen, aber mit dem einzigen Erfolg, daß das Judenthum durch ſie verhaßt wird. Dann folgt eine Stelle, die mit dem Schein des Bedauerns, aber dabei mit ausgeſuchter Gehäſſigkeit auf den Schaden aufmerkſam macht, welchen Heine's und Anderer Spöttereien wider das Chriſtenthum den Juden und ihrer Emancipation in der Geſinnung vieler Chriſten zufügen. Das fällt genau

mit einem Theile des Pfizer'ſchen Ausfalls zuſammen; ich kann mich daher auf das ſchon Geſagte beziehen. Ich bin überzeugt, daß auch nicht ein kleiner Theil des chriſtlichen Publicums die unerhörte Ungerechtigkeit begangen haben würde, die Frivolität Heine's neben der zahlreicher geborner Chriſten dem Judenthume zuzuſchreiben, wenn nicht zuerſt das „Geſindel" von 1831, ſpäter Menzel und die von ihm treulich excerpirten Brochürenſchreiber es ihren Abſichten angemeſſen gefunden hätten, dem öffentlichen Unwillen mit aller Gewalt gerade dieſe Richtung zu geben. Das Uebel alſo, das er hier zu bedauern ſcheint, hat er zum großen Theile ſelbſt geſchaffen. Mit der Emancipation vollends hat Heine's Stellung gar nichts zu thun, und es würde noch mehr lächerlich als beklagenswerth ſein, wenn ſein Auftreten jener Sache irgend einen Anhänger entzogen hätte, wenn irgend Jemand, um ihn zu ſtrafen, den Juden bürgerliche Rechte vorenthalten wollte. So wenig Menzel von Heine's chriſtlichem Glauben auch halten möge, ſo iſt doch eine ſolche geringe Doſis Chriſtenthum vollkommen hinlänglich, um den einzelnen Betheiligten von der ganzen, ſchweren Laſt des Unrechts zu befreien und ihn aller der ſo manches bürgerliche Daſein vernichtenden Ausſchließungsgeſetze zu überheben. Heine und die mit ihm Gleichgeſinnten können lachen über das den Juden verſagte Recht und über das mühſame Ringen darnach, das ihre Sinnesart ihnen entbehrlich gemacht hat. Sind ſie vollendete Egoiſten, ſo könnte es ihnen nur ſpaßhaft erſcheinen, wenn man, um ſich an ihnen zu rächen, mit einem Rechte geizen wollte, das ſie ſich auf die wohlfeilſte Weiſe längſt zu erwerben gewußt haben. Wollte man aus ſolchen Erſcheinungen durchaus einen Schluß auf die Eman-

cipationsfrage ziehen, so könnte es vernünftiger Weise nur der sein, wie wenig der Religion förderlich ein System sei, das allein den Gewissenhaften ausschließt, und an dem Erwerb der Rechte, die es diesem entzieht, den frivolen, gleichgültigen Spötter nicht hindern kann.

In derselben Reihe von Recensionen kommt Menzel weiter auf ein sehr harmloses Buch von einem Herrn Delitzsch zu sprechen, das von der neu-hebräischen Poesie handelt; der Verfasser ist ein großer Freund der hebräischen Dichtungen des Mittelalters, und bedauert, es im Gegensatze zu diesen, daß die neueste hebräische Poesie seit Wessely eine so moderne, occidentalische Weise angenommen habe. Seinen Tadel darüber drückt er mit den Worten aus, „in der neuen jüdischen Wessely'schen Poesie spiegelten sich nicht palästinische Alhennen, Alraunen und Saronslilien, sondern ächt deutsche Primeln, Schlüssel- und Dotterblumen." Hiezu bemerkt Menzel: „daß es doch die Juden nicht lassen können, das deutsche Wesen zu bespötteln, wo sie es irgend thun zu können glauben. Die deutsche Poesie ist ein Land, in dem nicht bloß Matthisson'sche Primeln und Voss'sche Dotterblumen wachsen." Diese letzte Behauptung wird kein Mensch bestreiten, Herr Delitzsch selbst so wenig wie ein Anderer. Aber jeder Unbefangene wird einsehen, daß es bei jener Aeußerung auch nicht im Geringsten auf die Bespöttelung deutschen Wesens, auf die enorme Albernheit, der deutschen Poesie den Vorwurf der Armuth oder der Plattheit zu machen, abgesehen war, sondern ganz allein auf einen Tadel der hebräischen Dichter der Wessely'schen Schule. Um den Grundgedanken dieses Tadels bildlich auszudrücken, werden einige sehr erotisch klingende Pflanzennamen, als Repräsentanten orientalischen Lebens, anderen, an die sich Vorstellungen occiden-

taliſch-deutſcher Ländlichkeit knüpfen, entgegen geſtellt, um anzudeuten, nach welcher Art von Muſtern Jene ſich gebildet hätten, ohne aber im Geringſten ſagen zu wollen, daß die deutſche Poeſie keine erhabenere Muſter darbiete. — Indeſſen das Alles gilt nur der Vorausſetzung Menzel's; in der Wirklichkeit verhält ſich die Sache noch anders. Menzel hat ein eigenes Unglück mit ſeinen Juden, ſelbſt da, wo er, wie es hier der Fall zu ſein ſcheint, in gutem Glauben iſt. Herr Delitzſch iſt eben ſo wenig ein Jude, wie alle die Menzel'ſchen Juden; er iſt es nicht und iſt es nie geweſen. Er iſt vielmehr ein rechtgläubiger, proteſtantiſcher Theolog, deſſen Liebhaberei für die neu-hebräiſche Literatur lediglich eine gelehrte iſt, die höchſtens durch einige Sympathie mit dem mittelalterlich-bigotten Ideenkreiſe, in dem ſich dieſelbe bis auf die letzte Periode bewegt hat, erwärmt wird; denn das aufgeklärte Judenthum iſt Herrn Delitzſch ein Gräuel, und die Weſſely'ſche Schule wird großentheils darum ſo unglimpflich behandelt, weil ſie zu jenem in einiger Beziehung ſteht. Herr Delitzſch hat ſpäter eine eigene Schrift herausgegeben, um den Verdacht, in welchen ſeine jüdiſchen Studien ſeine Orthodoxie bringen könnten, zurückzuweiſen, und hat darin eine wahrhaft fanatiſche Geſinnung gegen das Judenthum, in ſo weit es die Entſtehung des Chriſtenthums überlebt hat, beſonders aber gegen die neueren, aufhellenden Beſtrebungen innerhalb deſſelben, an den Tag gelegt. In wie weit aus jenem erſten, durch Menzel angezeigten Buche ſelbſt erhellt, daß der Verfaſſer ein Chriſt ſei, kann ich in dieſem Augenblick, da ich das Buch nicht zur Hand habe, nicht beurtheilen; gewiß iſt jedoch, daß der Umſtand gründlichen Kritikern nicht entgangen iſt. (Nebenbei vergleiche die Recenſion

von Geiger in deſſen Zeitſchrift für jüdiſche Theologie, 3. Bd. 3. Heft, beſonders S. 383, auch 4. Bd. 3. Heft, S. 250 bis 257.) So wenig Sorgfalt wird aufgewendet, um ſich die Vorausſetzungen und Elemente zu jenen Verdammungsurtheilen zu bilden, die nachher in ihrer vagen Allgemeinheit einen ſo tief verletzenden Charakter an ſich tragen.

Wenn in derſelben Zuſammenſtellung Joel Jacobi als der Vertreter derjenigen Juden, „die ſich in die Vergangenheit ihres Volkes verſenken," geprieſen wird, ſo lohnt es nicht der Mühe, über dieſes — übrigens wohlgemeinte — Mißverſtändniß weiter zu ſtreiten. Ich glaube, wenn Menzel die Widerſprüche der Geſinnung, die in den „Klagen eines Juden" zu Tage liegen, genauer in's Auge faſſen, wenn er vollends die ſpäteren Schriften desſelben Verfaſſers damit vergleichen wollte, ſo würde er ſelbſt zugeben, daß bei dieſem Phraſendrechsler von wahrer Empfindung, von treuer Hingebung, von Verſenken in irgend einen Gegenſtand außer ſeinem eignen Ich nie hat die Rede ſein können.

Noch wird in dieſer Reihenfolge der Schriften eines Herrn Nork gedacht, der als ein jüdiſcher „Strauß" bezeichnet wird, welcher nachweiſen wolle, daß das Judenthum eine Fiction ſei. Ich kann über die Schriften dieſes Herrn Nork nicht urtheilen, da ich ſie nicht kenne, und nicht weiß, welcher Art von Kritik ſie angehören. Gegen die Art, wie ihrer hier erwähnt wird, habe ich nichts einzuwenden, da dieſes Mal nur der Verfaſſer, nicht die Geſammtheit der Juden, mit ſcharfem Tadel verantwortlich gemacht wird. Daß Jener ein Jude ſei, wird jedoch vorausgeſetzt. Ob das ſeine Richtigkeit hat, weiß ich nicht; es wird auch ſchwer zu ermitteln ſein, da der Name

„Nork“, wie ich höre, pseudonym sein soll. So viel ist gewiß, daß die kritisch auflösenden Untersuchungen über Ursprung, Alter und Zusammensetzung der Schriften des alten Testaments durchaus nicht auf jüdischem Boden gewachsen, sondern von Michaelis und Eichhorn an bis auf de Wette, Bohlen, Georges und Vatke durch christliche Gelehrte sind angestellt worden. Ich beabsichtige dabei weder ein Lob für die eine, noch einen Tadel wider die andere Seite; ich will nur eine Thatsache angeben, und bevorworten daß, wenn man etwa in jener Kritik überhaupt eine frivole Tendenz finden wollte, die Juden dabei völlig unbetheiligt sind. Uebrigens wird mir wohl Jeder, der im Geringsten auf Freiheit wissenschaftlicher Forschung hält, er sei Christ oder Jude, beistimmen, wenn ich die Hoffnung ausspreche, daß es nicht dahin kommen werde, daß man auch diese bisher noch mit ziemlicher Unbefangenheit behandelten Fragen vergifte, daß man die sittliche Würde, die innerlich fromme Gesinnung eines Menschen davon abhängig mache, welche Ansicht er sich über die äußere Entstehung der alttestamentarischen Schriften gebildet hat. Eine frivole oder gar gehässige Behandlung der biblischen Geschichte ist freilich etwas im höchsten Grade Verwerfliches und Inhumanes; aber mit einer solchen hat die eben so ernste wie freie und unparteiische wissenschaftliche Kritik nicht das Mindeste zu thun.

Ich verlasse jetzt Herrn Menzel, um Dir zwei hervorstechende Beispiele, eines von gedankenlosem Nachsprechen der böswilligen Erfindungen Anderer, ein zweites von eigenthümlich gestalteten Vorwürfen, die aber ebenfalls aus Unkenntniß hervorgehen, anzuführen. Da in beiden Fällen kein eigenes Uebelwollen, kein beabsichtigter Frevel gegen die Wahrheit zu Grunde

zu liegen ſcheint, ſo können ſie als Belege dafür gelten, wie verderblich die Lüge um ſich gegriffen hat, wie ſie von argloſen Gemüthern gläubig aufgenommen worden iſt. Das gilt beſonders von dem erſten der Beiſpiele, von einer Aeußerung des Herrn Gfrörer, der in einem einleitenden Aufſatze zu ſeiner „Geſchichte des Urchriſtenthums“ (Der Aufſatz wurde zuerſt in der Tübinger Zeitſchrift für Theologie, Jahrgang von 1838, 1. Heft, abgedruckt, dann in den erſten Band des Buches ſelbſt aufgenommen. Aus dieſem iſt dann die hier angegebene Stelle natürlich wiederum in die Kritik des Buches im Menzel'ſchen Literaturblatt (1839, Nr. 39) übergegangen) von der Stellung und den Ausſichten der gegenwärtigen Juden handelt. Die Erörterung iſt offenbar wohlgemeint, wenn auch Manches darin auf irrige Weiſe aufgefaßt zu ſein ſcheint; der ganze Zuſammenhang weiſt die Annahme, daß hier abſichtlich eine gehäſſige Unwahrheit verbreitet werden ſolle, zurück. Es iſt da von den aufklärenden Bemühungen junger jüdiſcher Gelehrten, insbeſondere Theologen, die Rede, und es heißt im Text: „Eine große geiſtige Gährung „hat ſich beſonders der jüngeren gelehrten Juden bemächtigt.“ Dazu fügt denn der Verfaſſer die folgende Note: „Ich meine „durchaus nicht das ſogenannte junge Deutſchland, das meiſt „aus dem Abſchaum der jüdiſchen Burſchenſchaft beſteht, ſondern „Männer von Verſtand und Gelehrſamkeit, die zum Theil ſchon „in Aemtern ſitzen und Achtung verdienen.“ — Was ſoll man dazu ſagen? Wie in aller Welt kommt das junge Deutſchland hierher? Welche Schriftſteller unter dieſem Namen verſtanden werden, kann Herrn Gfrörer nicht wohl unbekannt geblieben ſein; ob dieſe „meiſt“ Juden ſind, ja ob es auch nur einer unter ihnen iſt, würde er leicht haben erfahren können, wenn

ihm beliebt hätte, Erkundigungen darüber einzuziehen, ehe er die Note niederſchrieb. Statt deſſen hat er es vorgezogen, die durch das Literaturblatt verbreitete Lüge des Verfaſſers der jeune Allemagne in gutem Glauben anzunehmen. Aus eigener Erfindung hat er nur noch die „jüdiſche Burſchenſchaft“ hinzugethan. Was er darunter verſtanden, ob er dabei an die unter jenem Namen bekannte Studentenverbindung oder ob er überhaupt an irgend etwas gedacht hat, das mag Herr Gfrörer, wenn es ihm beliebt, ſelbſt erklären, da es für einen Anderen ein ſchweres und undankbares Geſchäft iſt, den Unſinn zu commentiren. Iſt auch Herr Gfrörer von unredlicher Abſicht gewiß freizuſprechen, ſo kann doch das blinde Nachbeten fremder Unwahrheit nimmermehr gut geheißen werden. Der Vorwurf der Selbſtentehrung, der auf dem gefliſſentlichen Verbreiter einer Lüge laſtet, trifft ihn nicht; wer aber die Gehäſſigkeiten Anderer ſo auf gutes Glück und ohne Prüfung nachſchreibt, giebt doch gewiſſermaßen ſeine Ehre dem Zufall preis, und das ſollte der nicht thun, der in ihr ſein höchſtes Gut erkennt. Es giebt hier nur ein Mittel vollſtändiger Ehrenrettung: das iſt der offene, ehrliche Widerruf nach erkanntem Irrthum. Es wäre zu verwundern, wenn Herr Gfrörer noch von keiner Seite auf die Falſchheit jener Angabe wäre aufmerkſam gemacht worden; noch mehr aber, wenn er es wurde und ſich doch zu keinem Widerruf veranlaßt fühlte. Wer ihn achtet, muß einen ſolchen noch jetzt von ihm erwarten und wünſchen. Die Sache freilich bedarf deſſen durchaus nicht; denn die Lüge wird doch Lüge bleiben, und wenn noch zehen Gfrörers ſie wiederholten und dabei beharrten; ſeine eigene Ehre iſt es ganz allein, die den Widerruf erfordert.

Der zweite Schriftsteller, mit dem ich es zu thun habe, handelt ausführlicher von hieher gehörigen Gegenständen. Es ist Herr Hermann Marggraff (Deutschlands jüngste Literatur- und Cultur-Epoche. Charakteristiken von Hermann Marggraff, S. 251—261.), ein Mann, der ebenfalls nicht gerade von böswilliger Gesinnung geleitet scheint und dem ich eine absichtliche Entstellung der Wahrheit nicht zutraue. Sein weitläufiges, in einzelnen Puncten selbst wohlmeinendes Gerede über die Juden und ihre Beziehungen zur Literatur hat nur den einen Grundfehler, daß es aus der vollständigsten Unkenntniß alles Dessen entspringt, was die Juden, ihre Stellung, Bestrebungen und Hoffnungen in Wirklichkeit angeht. Wenn Herr Marggraff von den Juden spricht, so denkt er vor Allem an Heine, dann noch allenfalls an Rahel, und höchstens an Börne, den er übrigens mit Achtung nennt. Das ist wieder das alte Uebel, über das ich bereits Klage geführt. Ich wollte Herrn Marggraff ohne langes Besinnen von Mendelssohn an bis auf die neueste Zeit herab hundert Namen der achtbarsten Juden nennen, von denen freilich die Literaturgeschichte nur Wenige einer Notiz würdigen wird, die aber in einer Geschichte der Juden und ihrer Bestrebungen eine würdige Stelle einnehmen werden, die in den weiteren oder engeren Kreisen ihrer Wirksamkeit mit dankbarer Ehrfurcht genannt werden, während von den drei angeführten Namen, da wo es sich von Juden und Judenthum handelt, nie die Rede ist und nie die Rede sein wird. Und doch ist es immer Heine und wieder Heine, an den die neueste Literatur ihre Betrachtungen über jüdische Angelegenheiten knüpft. Es zeigt sich hier immer von neuem, wie der blendende, geistreiche, wenn

auch noch so frivole Witz bei allem Zorn, den er erregt, doch die gespannteste Aufmerksamkeit auf sich zieht, während das ernste, humane Streben unbeachtet bleibt. Wir haben dagegen nichts und nehmen es z. B. Herrn Marggraff gar nicht übel, wenn er, wie aus jeder Zeile seines Geschwätzes hervorgeht, nicht das Geringste von den Arbeiten kennt, die sich auf das rege religiöse wie auf das bürgerliche Leben der Juden beziehen. Was wir tadeln, ist allein das, daß er mit so vieler Zuversicht über Dinge urtheilt, von denen er nichts weiß, denen er daher Erscheinungen unterschiebt, die ihm gerade bekannt sind, die aber eben mit jenen Dingen nichts zu schaffen haben: woraus denn natürlich die kläglichste Verwirrung entstehen muß. Wie mir scheint, liegt der Sache noch ein allgemeinerer Uebelstand zu Grunde, an dem die neueste Literatur leidet: ich meine das Herumdrehen in ihrem eigenen Kreis, das stete Hinblicken der Schriftsteller auf einander und auf ihre Recensenten, statt auf Welt und Leben, das kleinliche Beachten zünftig-literarischer statt der allgemeinen Interessen. Herr Marggraff z. B. beschäftigt sich gleich in der Vorrede auf eine peinliche Weise mit den Leuten, die ihn recensiren werden; man fühlt, daß er sich weit mehr in einer Wechselwirkung gereizter Empfindlichkeiten und Eitelkeiten mit anderen Literaten, als in einem regen Austausch geistiger Berührungen mit dem Publicum befindet. In diesem sich abschließenden Literaturkreise nun spielt natürlich ein Talent wie Heine eine große Rolle; es hat seine geordnete Schaar von Anhängern, wie von Gegnern; die eine Clique wirbt um seine Gunst, die andere sucht sich an ihm ihre Sporen zu verdienen; der Standpunct, den ein Schriftsteller, der seinen Weg erst zu machen hat, in der Beurtheilung Heine's einnimmt,

iſt daher für ihn ſelbſt und für ſeine Stellung ein wichtiger Umſtand und beſchäftigt ihn gar ſehr, wenn er gleich für das Publicum von der allergrößten Gleichgültigkeit iſt. Diejenigen Beſtrebungen dagegen, welche das Judenthum und ſeine Bekenner, ſo wie auch ſonſtige moraliſche Intereſſen des wirklichen Lebens angehen, ſtehen jenem Kreiſe eben aus dem Grunde fern, weil ihnen die Literatur nur Mittel und Organ, ihr Zweck aber die Wirkung auf das Leben iſt. Die ſich ſolchen Beſtrebungen widmen, die recenſiren wenig und werden wenig recenſirt; ſie gehören keinem der verſchiedenen literariſchen Verbande an; ſie geben ſich keine Mühe, gelobt, und machen ſich nichts daraus, getadelt zu werden, ſo weit Lob und Tadel nur ſie, nicht die Sache angehen, und ſo weit beide nur dem Boden der Kritik entſprießen und auf ihn beſchränkt bleiben, im Leben aber keine Wurzel haben und auf das Leben keinen Einfluß. Es iſt daher natürlich und kaum zu tadeln, wenn die Kritik häufig von ſolchen Beſtrebungen keine Notiz nimmt. Es würde mir nicht einfallen, Herrn Marggraff darüber einen Vorwurf zu machen, daß in ſeinen Schilderungen der neueſten Cultur- und Literatur-Epoche der Leiſtungen, die ſich auf jüdiſche Verhältniſſe beziehen, mit keiner Silbe gedacht wird. Das aber iſt im höchſten Grade verwerflich, daß er, während er von jenen Leiſtungen nichts weiß, ein breites Gerede über Juden an den Namen Heine's knüpft: eine Anknüpfung, die allein ſchon nothwendig einen ſchiefen Geſichtspunct für die Beurtheilung giebt, und auf den Leſer den Eindruck machen muß, als wenn die Tendenzen der Juden der Spur Heine's folgten oder doch in ihm einen Berührungspunct mit dem literariſchen Gebiete fänden; es kann

aber kaum etwas Falſcheres erſonnen werden, als eine jede dieſer beiden Vorſtellungen.

Du kannſt Dir leicht denken, daß die verkehrte Auffaſſung des Ganzen auch auf die einzelnen Ausführungen zurückwirken muß. Folgendes diene zum Belege. Herr Marggraff fragt unter Anderem im Ton des ſtrengen Vorwurfs, warum die Juden ihren Spott gegen das Chriſtenthum und deſſen Lehren richten, nicht gegen Talmud und Rabbinen, zur Aufklärung ihrer eigenen Glaubensgenoſſen. Dieſer Vorwurf wäre der gerechteſte von der Welt, wenn er nicht der unwahrſte wäre. Die vermeintlichen Juden, die ihren Spott gegen das Chriſtenthum richten, das ſind: erſtens Heine, zweitens Heine, und drittens Heine; denn Herr Marggraff gehört nicht zu Denen, die das „junge Deutſchland" unter die Juden verſetzen, wenn er gleich an dieſer Stelle genau Denen nachſpricht, die durch eben dieſes Rechenkunſtſtück aus dem Singular „Heine" den Plural der Juden herausgebracht haben. Dieſer eine Heine aber iſt kein Jude, hat es nie ſein wollen, hat ſich um die ſittlichen und bürgerlichen Intereſſen der Juden nie bekümmert, und es iſt abgeſchmackt, wo es nicht boshaft iſt, Das was man an ihm tadelt den Juden zuzurechnen. Noch ſchlimmer aber ſteht es mit der negativen Seite des Vorwurfs, mit Dem, was die Juden nicht gethan haben ſollen. Hier wird die Unkenntniß des Verfaſſers völlig lächerlich. Ich will es ihm nicht wünſchen, — da mir die Strafe ein wenig hart, wenn auch gerecht erſcheinen würde, — daß ihm zur Sühne für die Leichtfertigkeit ſeines Urtheils auferlegt werde, Alles zu leſen, was ſeit ſechszig Jahren von jüdiſchen Schriftſtellern gegen Talmud und Rabbinismus zur Aufklärung der Juden geſchrieben worden; denn ſo achtungs-

werth dieſe Literatur durchweg iſt, ſo gewährt ſie doch nicht gerade in allen ihren Theilen die unterhaltendſte Lectüre, der Maſſe nach aber iſt es genug, und Herr Marggraff würde lange daran zu leſen haben, auch würde er die Bekanntſchaft einzelner trefflicher Geiſter machen. Es iſt freilich nicht gerade vorzugsweiſe, wenn auch häufig, Spott mit dem hier gegen alte Vorurtheile gekämpft wird, ſondern es iſt mehr die ernſte Erörterung, die unbefangene und gründliche Kritik, die Hervorhebung des edlen, lebensvollen Kerns gegen die erſtarrte und erſtorbene Schale: Herr Marggraff wird doch hoffentlich auch dieſe Art des Streites gelten laſſen und nicht behaupten wollen, daß gegen Vorurtheile, die in den religiöſen Vorſtellungen der Juden ihren Sitz haben, der Spott die einzige zuläſſige Waffe ſei? Ich empfehle ihm vorläufig als eine Probe der tüchtigſten Art die vier Bände der Geiger'ſchen Zeitſchrift, die bis auf das letzte Heft des vierten Bandes bereits erſchienen waren, als Herr Marggraff jenen albernen Vorwurf niederſchrieb. Indeſſen Herr Marggraff erkennt doch eine Ausnahme, einen „vorurtheilsfreien Iſraeliten" an, den er allen anderen als Muſter empfiehlt, ein Buch, das, wie er meint, ein Jude der Aufklärung ſeiner Glaubensgenoſſen gewidmet hat. Es iſt D'Iſraeli und deſſen „Geiſt des Judenthums". Ich bedaure, daß es gerade mit dieſem Einen nicht ganz ſeine Richtigkeit hat; denn beide D'Iſraeli's, ſowohl der Vater, Verfaſſer der Curiosities of literature und des Spirit of Judaism, als der Sohn, Parlamentsmitglied und Verfaſſer mehrerer Romane, gehören der Anglicaniſchen Kirche an, wenn gleich ihr Name auf jüdiſche Abkunft deutet. Daß übrigens die Schrift D'Iſraeli's Herrn Marggraff und vielleicht noch manchen andern Literaten bekannt iſt,

die von dem ungleich Bedeutenderen, was jüdiſche Gelehrte Deutſchlands in ähnlicher Tendenz geleiſtet haben, nichts wiſſen, davon dürfte ſchwer ein anderer Grund anzugeben ſein, als daß jene Schrift den Vortheil hat, aus dem Engliſchen überſetzt zu ſein. Das Buch iſt recht gut geſchrieben und hat einige Ausführungen die nicht übel ſind; aber es enthält nicht eine einzige Idee, die nicht in Deutſchland längſt ſchon wiederholt wäre ausgeſprochen und entwickelt worden, keine, die nicht jedem einigermaßen gebildeten Juden Deutſchlands längſt geläufig und auch theilweiſe ſchon in die Maſſe eingedrungen wäre. Man würde eine ähnliche Erſcheinung in Deutſchland in unſerer Zeit für eine, wenn auch durch die Form entſprechende, doch dem Inhalte nach triviale und, an dem gegenwärtigen Stand der theologiſchen Wiſſenſchaft gemeſſen, untergeordnete halten. Das Buch gehört mehr einer Art von Bildung an, wie ſie in Deutſchland vor vierzig Jahren tonangebend war. Für England mag es Bedeutung haben, da jenen rationaliſtiſchen Elementen, die unter uns ſchon einen großen Theil ihres Werkes vollbracht haben, dort noch wenig Raum gegönnt iſt. Aber die deutſchen Juden brauchen ſich in der That für ihre aufklärende Tendenz ein ſolches Muſter nicht vorhalten zu laſſen noch überhaupt ihre Muſter ſo weit zu ſuchen. Sie rückſichtlich der freiſinnigen Behandlung religiöſer Gegenſtände auf D'Iſraeli zu verweiſen, erſcheint kaum weniger abgeſchmackt, als wenn man z. B. die deutſchen Gelehrten, um Anleitung zum Studium der ſpeculativen Philoſophie zu ſuchen, auf die Schriften Couſin's verweiſen wollte.

Herr Marggraff rügt denn auch an den Juden unter anderen Fehlern ihre „witzelnde Weiſe, Alles leicht zu nehmen

werth dieſe Literatur durchweg iſt, ſo gewährt ſie doch nicht gerade in allen ihren Theilen die unterhaltendſte Lectüre, der Maſſe nach aber iſt es genug, und Herr Marggraff würde lange daran zu leſen haben, auch würde er die Bekanntſchaft einzelner trefflicher Geiſter machen. Es iſt freilich nicht gerade vorzugsweiſe, wenn auch häufig, Spott mit dem hier gegen alte Vorurtheile gekämpft wird, ſondern es iſt mehr die ernſte Erörterung, die unbefangene und gründliche Kritik, die Hervorhebung des edlen, lebensvollen Kerns gegen die erſtarrte und erſtorbene Schale: Herr Marggraff wird doch hoffentlich auch dieſe Art des Streites gelten laſſen und nicht behaupten wollen, daß gegen Vorurtheile, die in den religiöſen Vorſtellungen der Juden ihren Sitz haben, der Spott die einzige zuläſſige Waffe ſei? Ich empfehle ihm vorläufig als eine Probe der tüchtigſten Art die vier Bände der Geiger'ſchen Zeitſchrift, die bis auf das letzte Heft des vierten Bandes bereits erſchienen waren, als Herr Marggraff jenen albernen Vorwurf niederſchrieb. Indeſſen Herr Marggraff erkennt doch eine Ausnahme, einen „vorurtheilsfreien Iſraeliten" an, den er allen anderen als Muſter empfiehlt, ein Buch, das, wie er meint, ein Jude der Aufklärung ſeiner Glaubensgenoſſen gewidmet hat. Es iſt D'Iſraeli und deſſen „Geiſt des Judenthums". Ich bedaure, daß es gerade mit dieſem Einen nicht ganz ſeine Richtigkeit hat; denn beide D'Iſraeli's, ſowohl der Vater, Verfaſſer der Curiosities of literature und des Spirit of Judaism, als der Sohn, Parlamentsmitglied und Verfaſſer mehrerer Romane, gehören der Anglicaniſchen Kirche an, wenn gleich ihr Name auf jüdiſche Abkunft deutet. Daß übrigens die Schrift D'Iſraeli's Herrn Marggraff und vielleicht noch manchen andern Literaten bekannt iſt,

die von dem ungleich Bedeutenderen, was jüdiſche Gelehrte Deutſchlands in ähnlicher Tendenz geleiſtet haben, nichts wiſſen, davon dürfte ſchwer ein anderer Grund anzugeben ſein, als daß jene Schrift den Vortheil hat, aus dem Engliſchen überſetzt zu ſein. Das Buch iſt recht gut geſchrieben und hat einige Ausführungen die nicht übel ſind; aber es enthält nicht eine einzige Idee, die nicht in Deutſchland längſt ſchon wiederholt wäre ausgeſprochen und entwickelt worden, keine, die nicht jedem einigermaßen gebildeten Juden Deutſchlands längſt geläufig und auch theilweiſe ſchon in die Maſſe eingedrungen wäre. Man würde eine ähnliche Erſcheinung in Deutſchland in unſerer Zeit für eine, wenn auch durch die Form entſprechende, doch dem Inhalte nach triviale und, an dem gegenwärtigen Stand der theologiſchen Wiſſenſchaft gemeſſen, untergeordnete halten. Das Buch gehört mehr einer Art von Bildung an, wie ſie in Deutſchland vor vierzig Jahren tonangebend war. Für England mag es Bedeutung haben, da jenen rationaliſtiſchen Elementen, die unter uns ſchon einen großen Theil ihres Werkes vollbracht haben, dort noch wenig Raum gegönnt iſt. Aber die deutſchen Juden brauchen ſich in der That für ihre aufklärende Tendenz ein ſolches Muſter nicht vorhalten zu laſſen noch überhaupt ihre Muſter ſo weit zu ſuchen. Sie rückſichtlich der freiſinnigen Behandlung religiöſer Gegenſtände auf D'Iſraeli zu verweiſen, erſcheint kaum weniger abgeſchmackt, als wenn man z. B. die deutſchen Gelehrten, um Anleitung zum Studium der ſpeculativen Philoſophie zu ſuchen, auf die Schriften Couſin's verweiſen wollte.

Herr Marggraff rügt denn auch an den Juden unter anderen Fehlern ihre „witzelnde Weiſe, Alles leicht zu nehmen

was bei den ernſthafteren Chriſten bisher für heilig, untrüglich und ehrenhaft gegolten hat.“ Das mag wieder wahr ſein von den Juden des Herrn Marggraff, nämlich von Heine; aber es iſt gelogen, wenn es ſich auf ſolche Juden beziehen ſoll, die dieſen Namen mit Bewußtſein führen und anerkennen, deren Herzen warm empfinden für den Fortſchritt, das Recht, die Ehre ihrer Glaubensgenoſſen. Wir nehmen es an Ernſt der Geſinnung mit jedem Chriſten auf; wir haben nie bewitzelt und leicht genommen, was ernſten Gemüthern für heilig, untrüglich und ehrenhaft gilt; wir weiſen eine ſolche Verleumdung mit tiefer Verachtung zurück. Herr Marggraff macht freilich eine Ausnahme von ſeiner Beſchuldigung; aber die müſſen wir gleichfalls ablehnen; denn ſie iſt eben ſo ſchief und gedankenlos wie alles Uebrige. „Ich ſpreche,“ ſagt er, „hier jedoch nicht von den Rabbinen und allen jenen ernſten und würdigen orientaliſchen Geſtalten des Judenthums, ſondern von den durch moderne Bildung modificirten Juden.“ Ein ſo gefaßter Gegenſatz konnte wiederum nur Einem in die Feder kommen, der die Verhältniſſe, über die er ſchwatzt, nie beobachtet und nie darüber nachgedacht, ſondern ſich nur von Hörenſagen confuſe Vorſtellungen darüber gebildet hat. Leute, denen das Element moderner Bildung fremd iſt, kommen, wo es ſich um Geiſtesrichtung und geiſtige Lebensäußerungen der deutſchen Juden handelt, gar nicht in Betracht. Wenn es noch Rabbinen giebt, die von jener Bildung unberührt geblieben, ſo iſt das eine beklagenswerthe Anomalie, die täglich abnimmt; ſolche Rabbinen ſtehen aber ganz außerhalb des Kreiſes geiſtigen Lebens und Strebens ihrer Glaubensgenoſſen; ſie werden durch ihren Mangel an Bildung weder ernſter noch würdiger, ſondern bloß un-

brauchbar und hie und da lächerlich. Alle diejenigen Juden aber, Rabbinen oder nicht, welche heutzutage in Deutschland das Judenthum mit Ernst und Würde in Schrift und Wort und Leben vertreten und auf dessen Entwickelung einwirken, — selbst diejenigen, die es im Sinne der extremsten Orthodoxie thun, nicht ausgenommen — haben sich moderne Bildung angeeignet. Wenn also ein Gegensatz zu dieser durch das „orientalische" soll angedeutet werden, so werden sie sich insgesammt ein solches Beiwort verbitten. In wie fern nun dieses Aneignen moderner Bildung eine Modification genannt werden könne, das ist eine Frage, über die sich streiten läßt. Nach meiner innigen Ueberzeugung ist die Modification, welche Juden und Judenthum durch das Verschmelzen mit moderner Bildung erfahren, durchaus keine wesentlichere, als die, welche Christen und Christenthum auf dieselbe Weise erfahren. Die christliche Religion hat, wenn auch einen neueren, doch eben so wenig einen modernen Ursprung wie die jüdische; doch hat sie sich mit moderner Bildung sehr wohl vertragen, ohne darum von ihrem Wesen etwas aufzugeben; denselben Lebensproceß hat jetzt auch das Judenthum durchgemacht. Indessen sind über diesen Punct Viele anderer Meinung, und ich darf ihn ohne weitere Untersuchung nicht als erwiesen annehmen. Das aber ist in allen Fällen so ungerecht wie unsinnig, die Juden in die traurige Alternative zwischen orientalisch-rabbinischer Beschränktheit und der allermodernsten, leeren und witzelnden Frivolität einzwängen zu wollen, während doch Alles, was ernst und würdig, lebenskräftig und strebend unter ihnen ist, sich auf dem unendlich weiten und reichen Felde zwischen diesen beiden hohlen und nichtigen Extremen bewegt. Herr Marggraff

vollends muß gar nicht wiſſen, was er will, und wenig auf den Zuſammenhang ſeiner eigenen Gedanken achten, wenn er erſt den Juden vorwirft, daß ſie nicht Spott genug auf Talmud und Rabbinen richten, und ihnen dann eben dieſe Rabbinen und ähnliche „ernſte und würdige orientaliſche Geſtalten“ als den einzig möglichen Gegenſatz vorführt zu der ſchlechteſten Geiſtesrichtung, auf die er nicht Schmähungen genug zu häufen weiß.

Nachdem Herr Marggraff nun manches Lobende über das Familienleben und den geſelligen Charakter der Juden geſagt, fügt er noch die wohlmeinende Bemerkung hinzu, die edleren und ehrlicheren Juden hätten mit banger Beſorgniß und mit Mißbilligung dem Treiben vieler ihrer literariſchen Landsleute zugeſehen, man habe dieſe als Leute betrachtet, die ſich nicht ſelten ihres Judenthums ſchämten, die ihre geiſtige Kraft nicht den Bedürfniſſen und der Aufklärung ihrer Nation widmeten, ſondern ſie ihrer eigenen Eitelkeit wuchern ließen u. dgl. m. — Was hier die „vielen“ betrifft, ſo iſt darunter wohl immer nur Heine zu verſtehen; denn von Börne und Rahel, die freilich — verkehrt genug — in demſelben Zuſammenhange beſprochen werden, denkt Herr Marggraff ſo ſchlimm gar nicht. Die einfältige Bezeichnung von „Landsleuten“ für „Glaubensgenoſſen“ — das ſoll es hier offenbar bedeuten —, die von der Erfindung der Herren Paulus und Streckfuß iſt, wird der Verfaſſer ſicherlich nie von einem Juden gehört haben, wenigſtens von keinem, der Deutſch verſteht und hinlänglich durch moderne Bildung modificirt iſt, um ungefähr zu wiſſen, welche Begriffe man mit den Worten ſeiner Mutterſprache verbindet. — Die Be-

merkung selbst hat viel Wahres, läßt aber doch Mißdeutungen zu. Wahr ist es, daß Juden in derselben Weise und aus denselben sittlichen und ästhetischen Gründen wie viele Christen, manche neue literarische Erscheinung von ihrem ersten Auftauchen an entschieden gemißbilligt haben; wahr auch, daß sie noch dazu durch die boshafte und lügnerische Weise, wie man gerade solche Erscheinungen wiederholt dem jüdischen Wesen Schuld gegeben hat, empört worden sind. Aber irrig wäre es, diese Mißbilligung als eine in einem bestimmten Augenblick aus Besorgniß eingetretene Reaction zu betrachten; irrig, zu glauben, die Juden hätten ihre Sache an und für sich, durch irgend eine wirkliche Beziehung zu dem angeschuldigten Treiben, auch ohne die Vermittelung einer gewissenlos verdrehenden Kritik, gefährdet geglaubt; irrig, anzunehmen, jene Mißbilligung sei aus irgend einer Befangenheit solcher Art, aus etwas Anderem, als aus freier unparteiischer Ueberzeugung entsprungen. Ganz besonders muß ich aber der „bangen Besorgniß", trotz aller auf diesem Gebiete geübten Bosheit, entschieden widersprechen. Wir wissen freilich, daß die Lüge nicht ohne Kraft ist, und wir haben es gerade bei diesen Vorgängen auf bittere Weise erfahren. Aber die Kraft der Wahrheit ist doch größer; sie wird mit der Hülfe Gottes und bei unverdrossener Ausdauer ihrer Streiter die Lüge zerschmettern, und bange Besorgniß vermag uns diese keinen Augenblick einzuflößen.

Dein

G. K.

Jüdiſche Briefe.

Zur Abwehr und zur Verſtändigung.

Zweites Heft.

1842.

Vorwort.

Ich habe dieſem zweiten Hefte nichts vorauszuſchicken, als meine Entſchuldigung über die verſpätete Erſcheinung deſſelben. Wenn ſeine Leſer gütig genug ſind, eine ſolche Entſchuldigung zu fordern, ſo werden ſie ſicher auch gütig genug ſein, ſie anzunehmen und es meiner Verſicherung zu glauben, daß unvermeidliche Störungen es mir unmöglich gemacht haben, den in der Vorrede zum erſten Heft angedeuteten Termin von einigen Monaten einzuhalten. Ich habe übrigens den Stoff, der für dieſes Heft beſtimmt war, da er über Erwarten anwuchs, in zwei vertheilen müſſen; es wird daher, ſobald es mir möglich iſt, die Arbeit zu beendigen, ein drittes Heft, welches den Kreis von Erörterungen, denen dieſe Briefe gewidmet ſind, abſchließt, erſcheinen.

Hamburg, den 5. Auguſt 1841.

Achter Brief.

Januar 1841.

Du forderſt mich auf, lieber Freund, unſere in Folge äußerer Störungen ſo lange Zeit unterbrochene Correſpondenz wieder aufzunehmen. Ich darf dieſe Mahnung wohl nur Deiner beſonderen Güte oder Deiner lebhaften Theilnahme an den beſprochenen Gegenſtänden zuſchreiben; denn ich kann nicht glauben, daß gerade Du an meinen früheren, ſeitdem einem größeren Kreiſe übergebenen Briefen den Mangel nicht ſollteſt entdeckt haben, den faſt alle Leſer, auch die wohlwollendſten, daran gerügt haben, und der doch eben Dich am nächſten anging. So freundlich der Inhalt meiner Briefe von gleichgeſtimmten Seelen iſt aufgenommen worden, eben ſo einmüthig beinahe war der Tadel über die verfehlte Form, und ich geſtehe Dir, daß ich dem Tadel nichts Erhebliches entgegenzuſetzen weiß. Die Briefe, die ich an Dich gerichtet habe, und die Deine Nachſicht auch eben als Briefe hat gelten laſſen, hat außer uns Beiden kein Menſch als ſolche anerkennen wollen; ein Jeder hat eher Abhandlungen, Reden, Philippiken, kurz Alles in der Welt eher darin ſehen wollen als Briefe. Ich kann dagegen, wie geſagt, nichts einwenden, und freue mich nur, daß Du die Sache etwas gelinder anſiehſt und Dir nicht ſolche Wechſelbälge von Briefen für die Zukunft verbitteſt, ſondern mich vielmehr ermunterſt, damit fortzufahren. Die Sache iſt wohl die, daß in meiner

Natur eben durchaus nichts Künſtleriſches, nicht einmal ſo viel, wie zur Abfaſſung eines ordentlichen Briefes gehört, liegt, daß ich der Herrſchaft des Stoffes, den ich behandle und den ich beherrſchen ſollte, ſo willenlos unterliege, daß ich über ihm die Form und meinen Freund, ſo hoch ich auch beide ſchätze, vergeſſe, und ſtatt der einen allein den Gegenſtand des Streites, ſtatt des andern gar meiſt meinen Gegner im Auge habe, und mit dem Unmuthe, den dieſer mir erregt, den Freund plage, den zum Vertrauten unſeres Kummers zu machen wohl die Freundſchaft berechtigt: ob aber unſeres Zornes, das iſt die Frage. Du ſiehſt, ich kenne meinen Fehler; daß ich aber, auch bei dem beſten Willen, im Stande ſein werde, ihn zu verbeſſern, bezweifle ich. Ich habe in dieſer Form einige Erleichterung gefunden bei der Beſprechung von Fragen, unter denen der Zuſammenhang ein leichter und lockerer iſt, die Uebergangspuncte meiſt im Gefühle liegen; ich kann aber nicht anders als mir die Freiheit vorbehalten, mich der Form ſtillſchweigend zu überheben, ſo oft ſie mich zu hemmen beginnt. Wenn Du, den die Vernachläſſigung am nächſten angeht, den Fehler ſo nachſichtig aufnimmſt, ſo wünſche ich, daß die Anſprüche der Form ſich an den beſcheidenen Anſprüchen der Freundſchaft, und die Güte etwaniger ſpäterer Leſer an der Güte des erſten und nächſten Leſers dieſer Briefe ein Beiſpiel nehmen mögen.

Nicht einſtimmen kann ich dagegen in einen andern Einwand, der mir gleichfalls von den wohlwollendſten Beurtheilern iſt gemacht worden, und deſſen ich gegen Dich um ſo mehr gedenken muß, als ihm vielleicht meine nächſten Briefe mehr noch als die früheren unterliegen werden. Er betrifft den Umſtand, daß ich meine Widerlegungen und Betrachtungen meiſt

an Aeußerungen, die inzwiſchen einige Jahre alt geworden, angeknüpft habe. Dieſer Einwand würde vollkommen gegründet ſein, wenn dieſe einzelnen Aeußerungen, die mir zum unmittelbarſten Gegenſtande gedient, das Eigentlichſte und Wichtigſte bei der Sache wären. Aber dieſer Meinung bin ich eben nicht. Ich habe nie geglaubt, daß eine einzelne Schmähredе von Herrn Pfizer oder von Herrn Menzel, oder von wem es ſonſt ſei, uns in der öffentlichen Meinung einen weſentlichen, ja nur einen merklichen Nachtheil, zu deſſen Verhütung ſofort entgegnend einzuſchreiten Pflicht ſei, zufügen könnten. Was wir bekämpfen müſſen, das iſt der Geiſt der Liebloſigkeit und mehr noch der Geiſt der Leichtfertigkeit und der Unwahrheit, von dem jene Gehäſſigkeiten nur einzelne Symptome ſind; es ſind die Elemente des Uebelwollens und des Vorurtheils, die gleichſam in der Atmoſphäre ſchweben, und von denen Mancher in ganz leidendem Verhalten ohne eine andere Schuld, als die der Gedankenloſigkeit, ergriffen wird und ſie weiter verbreiten hilft. Ich halte es demnach für gleichgültig, gegen welche einzelne Ausbrüche des Uebels wir unſere Waffen richten, wenn wir uns nur nicht gerade die ſchwächſten ausſuchen. Hätte ich mir ſeit einem Jahre beim Leſen von Journalen Excerpte machen wollen, ſo hätte ich alle meine alten Citate mit ganz neuen, blanken, faſt wörtlich gleichlautenden vertauſchen können; allein ich geſtehe, daß ich es nicht der Mühe werth gehalten habe. Daß literariſche Vergehungen in einem oder zwei Jahren verjähren, kann ich nicht zugeben; und Die, gegen die ich ſtreite, werden ſich am Wenigſten darauf berufen wollen, daß ihre Worte nach ſo langer Zeit keine Beachtung mehr verdienen. Auf irgend einen Werth können ja immer nur die poſitiven Ueberzeugungen Anſpruch

machen, deren Entwickelung ſich an den Streit knüpft, und für dieſe kommt es ja vollends auf das zufällige Datum der beſtrittenen Aeußerungen nicht an.

Ich habe dieſe Bemerkung um ſo mehr vorausſchicken müſſen, als Du ſelbſt mich dieſes Mal aufgefordert haſt, auf einen Streitgegenſtand, der ſchon ziemlich alt iſt, und den ich darum der Beſprechung doch keineswegs unwerth halte, zurückzukommen. Du willſt meine genauere Meinung über den Charakter der literariſchen Fehde kennen, die zu den Gehäſſigkeiten, über die ich Beſchwerde führe, Anlaß gegeben. Du fragſt, ob ich denn in ihrem ganzen Verlaufe nichts als die Einmiſchung der Juden mißbillige, und alles Uebrige, was in demſelben Zuſammenhange geſchehen, gut heiße; ob es denn möglich ſei, daß der eine durchgehende Zug von Unwahrheit und Bosheit ſich ſo feſt und ſo lange hätte behaupten können, wenn es ihm an allen verwandten Elementen gefehlt hätte; oder ob ich gar, ſo reizbar auf dem einen Puncte, gegen ſonſtige Verletzungen von Wahrheit und Billigkeit zu unempfindlich ſei, um ſie mit entſprechender Wärme zu rügen. Ich will Dir meine Erklärung und, was den letzten Punct angeht, meine Rechtfertigung nicht vorenthalten. Ich bekenne, daß ich in jener Fehde keine Seite, für welche ich eine poſitive, lebendige Theilnahme hätte empfinden können, zu finden vermocht habe, und daß weit mehr die unerhörte Art, *wie* ſie, als die flüchtigen Erſcheinungen, *um die* ſie geführt worden, meine — und wohl der Meiſten — Aufmerkſamkeit erregt hat. Ich glaube, daß Vielen noch die Form des Streites, ſeine giftige, mörderiſche Weiſe mit den dazwiſchen tretenden Verboten, welche ganze ſchriftſtelleriſche Exiſtenzen vernichten zu ſollen ſchienen, in unerfreulicher Er-

innerung geblieben ist, während nur wenige von den Gegenständen, um die es sich zunächst dabei handelte, einen bleibenden Eindruck sich bewahrt haben mögen. Von der einen Seite schien es nicht ein System, eine geschlossene Reihe bestimmter Ueberzeugungen, die sich hätten mit Absicht und ernstem Bewußtsein geltend machen wollen, und die mit energischer Abwehr zurückgewiesen wurden, es schien mehr Selbstgefälligkeit und Ruhmsucht zu sein, die durch die ungewohnte Keckheit gewisser, wenig durchdachter Aeußerungen oder Situationen Aufsehen hätten machen wollen. Auch der Erfolg spricht für diese Ansicht. Denn die Verfolgung, die immer Märtyrer schafft, wo sie sich gegen Ueberzeugungen, selbst gegen irrige, wendet, hat dieses Mal keine gefunden; sie fand nur nachgiebige Deutungen und Widerruf. Man würde sehr ungerecht sein, wenn man dieses Verfahren den Betheiligten verargen wollte, die auf eine bis dahin unbekannte Weise ihre ganze literarische Thätigkeit gefährdet sahen, und sich, so gut es eben ging, zu helfen suchten. Es war in der That nichts da, wofür sie ein Märtyrerthum hätten übernehmen mögen, wenn sie nicht etwa Märtyrer ihrer Eitelkeit werden wollten. So wenig wahre Theilnahme nun die angegriffene Richtung oder Manier erwecken konnte, so verbreitet war ein Gefühl des Unmuths und des Unbehagens über die Art und Haltung des Angriffs. Wenn Hr. Menzel im Ernste glaubt, daß Alle, welche dieses Gefühl getheilt, durch Sympathien für unsittliche Grundsätze bestimmt worden sind, so kann man über diese Täuschung nur lachen oder sie bemitleiden. Nicht die Heftigkeit des Anfalls war es übrigens, welche jene Verstimmung in den Gemüthern vieler Unbefangenen erzeugte; der Ausdruck warmer und tiefer Ueber-

zeugung, die ihr Theuerſtes und Heiligſtes verletzt fühlt, wird leicht heftig, und ein billiges Urtheil verzeiht das wohl der aufrichtigſten Empfindung, wenn der Zorn der Sache, nicht der Perſon, der Lüge, dem ſchlechten Streben, nicht dem Menſchen gilt. Aber auf Wen hätte nicht jener mörderiſche kritiſche Anfall den Eindruck gemacht, als wenn er eben ſowohl perſönlichem Haſſe wie inniger Ueberzeugung, eben ſowohl dem Wunſche der Vernichtung literariſcher Exiſtenzen als ſchädlicher Lehren entſproſſen wäre? Und doch mußte gerade hier jede Spur von Leidenſchaft, von Abneigung, jede Art perſönlicher Empfindung am Sorgfältigſten vermieden werden, hier, wo der Kampf einer vollſtändigen moraliſchen Vertilgung des Gegners galt, wo dem Beſiegten keine Rettung blieb und kein Ausweg, wo er unwiderruflich dem Abſchaum der Menſchheit beigezählt werden mußte. Eine Meinung, ein Recht, ein Ehrenpunct, mit Leidenſchaft verfochten, kann Theilnahme wecken; aber ein Todesurtheil, und wäre es das gerechteſte, mit Leidenſchaft gefällt oder vollzogen, muß Abſcheu erwecken. Das ritterliche Schwert des Kämpfers, dem Schwerte des Ebenbürtigen zugewendet, bei gleicher Freiheit und gleicher Gefahr, darf mit Eifer und Heftigkeit geſchwungen werden; das Auge darf leuchten in Kampfesmuth und in Siegesfreude; aber der Arm, der das Richtſchwert führt, muß der gefühlloſe Vollſtrecker eines kalten Urtheilsſpruches ſein; aber in dem Antlitz eines Scharfrichters muß der leiſeſte Ausdruck des Haſſes gegen ſein Opfer, das flüchtigſte Lächeln des Wohlgefallens bei dem Erliegen des Gerichteten Grauen und Ekel erregen. Eine ähnliche Empfindung war es, die Viele bei dem Erſcheinen jener Menzel'ſchen Recenſionen ergriff. Als einige der Angegriffenen Miene zum

Widerruf machten, da ſpottete Menzel ihrer Feigheit (Literaturblatt von 1836, Nr. 66): das durfte er allenfalls, wenn er auf menſchlichere Weiſe, wenn er nach ehrlichem Kriegsbrauch mit ihnen geſtritten hätte. Aber nachdem er im Namen der beleidigten Sitte alle vernichtenden Schmähungen und Flüche, die den moraliſchen Charakter treffen können, auf ſie gehäuft, nachdem er ihnen einen Grad von ruchloſer Verworfenheit beigelegt, vor der ſich jede Menſchenbruſt entſetzt, nachdem er ein von der höchſten bürgerlichen Gewalt ausgegangenes wirkliches literariſches Todesurtheil gebilligt hatte, durfte er nicht über den Rückzug ſpotten, ſo wenig wie der Richter des Verbrechers ſpotten darf, und wenn auch nur die Furcht vor Strafe und die Hoffnung auf Gnade ihm eine ſpäte Reue eingäben. War es ihm ganz allein um die Rettung der Sitte, um die Tilgung des Verbrechens zu thun — und nur unter dieſer Vorausſetzung läßt ſich eine Art der Streitführung, wie die ſeinige war, rechtfertigen — ſo mußte er ſich ſelbſt über das unwillig abgedrungene Bekenntniß, wie über einen Sieg der guten Sache freuen; die Sühne mußte die ernſte Strenge ſeines Urtheils in etwas mildern und ihm jedenfalls ein ganz anderes Gefühl als das des Hohnes einflößen. War hingegen etwas von menſchlicher Schwäche und Leidenſchaft, von perſönlichem Haſſe jener tödtlichen Strenge beigemiſcht: dann war freilich der Hohn über die zurückweichenden Gegner natürlich; aber dann war das ganze Verfahren von Anfang an ein tadelnswerthes. Selbſt der Krieg unter den Völkern hat ja ſein Recht, ſeinen Gebrauch, ſeine Schranken, die Sitte und Ehre zu überſchreiten verbieten; der Zweikampf hat ſein Geſetz, das er anerkennt, und wornach er des Gegners Ehre ſchonen muß. Will der literariſche

Streit auch nicht ſchonender ſein als Krieg und Zweikampf, ſo übertreffe er ſie mindeſtens nicht an Rohheit; ſo ſei er eingedenk, daß es auch auf dieſem Gebiet vergiftete Waffen giebt, die das Kriegsrecht wie die Ehre zu gebrauchen unterſagt, und daß man auch hier ſeinem Gegner ſo viel Ehre laſſen muß, um ihm noch, ohne ſich zu beflecken, gegenüber ſtehen zu können. Das geiſtige Schwert aber, das den Kämpfer und ſelbſt den Gegner ehrt, iſt das des Gedankens, der Forſchung, der Erörterung. Mag dieſes Schwert mit Heftigkeit, mit Leidenſchaft geführt werden, ſo gut wie das körperliche des für Recht und Ehre Streitenden: aber es verleugne doch ſeine geiſtige Natur nicht. Wir dürfen beleidigen Den, der durch Sünde wider Wahrheit, Recht und Sitte Züchtigung verdient hat; aber wir müſſen beweiſen, indem wir beleidigen; wir müſſen erörtern, indem wir ſchelten. Je ſchärfer der Vorwurf, deſto ſchärfer ſei der Gedanke; je ſtrenger die Verurtheilung, deſto beſonnener das Urtheil; je heftiger der Tadel, deſto gründlicher ſei er; je wärmer und erbitterter die Empfindung, deſto unausgeſetzter und unermüdlicher rechtfertige ſich die ſie beſeelende Ueberzeugung; je hitziger der Streit, deſto ideenreicher ſei er. Wir mögen einmal triumphiren im Gefühle der Gewißheit des Rechts und im Bewußtſein des Sieges; aber jede neue Einwendung finde uns ſtets bereit, erſchöpfend auf ſie einzugehen, ſie in ihrer ganzen Schärfe aufzufaſſen und ſie in ungeſchwächter Kraft und unverdrehter Geſtalt zu bekämpfen. Auch im Kampfe der Geiſter iſt es roh und feig, zu jubeln oder zu toben über den Leichnamen der erlegten Feinde, ſtatt uns gegen die lebendig wider uns aufſtehenden zu wenden. Das war das Abſtoßende, das Tadelnswerthe an einem großen Theile der literariſchen

Polemik Menzel's in den letzten Jahren, daß er getobt hat ohne zu erörtern, daß er, ſtatt mit Gründen, mit den wüthendſten Verdammungsurtheilen gekämpft hat, daß er die ſittlichen Ideen, die er vertheidigte, nicht ſorgſam prüfend als Maßſtab an die Erſcheinungen die er bekämpfte angelegt, ſondern was ihm eben beliebte, unter ſeine fertigen Kategorien der höchſten ſittlichen Abſcheulichkeit gebracht hat; daß er, ſo wie ſeine Leidenſchaft einmal eine gewiſſe Höhe erreicht hatte, nie wieder zur beſonnenen Unterſuchung, zur Prüfung der Einwendungen des Gegners zurückgekehrt iſt, daß er nie mehr geſtritten, ſondern immer nur verdammt hat. So iſt er dahin gelangt, jede Meinungsfrage, die nur von fern ein Streitgebiet berührte, auf welchem er ſich einmal erhitzt hatte, und wäre ſie auch von der Art, daß die Beſten und die Reinſten darüber verſchiedener Anſicht ſein können, in eine Frage des ſittlichen Charakters, in eine Frage um Tod und Leben in moraliſchem Sinn zu verwandeln, aus jedem Gegner einen ſchlechten Menſchen, aus jedem Irrthum oder aus jedem von dem ſeinigen abweichenden Urtheil eine verabſcheuungswerthe Sünde zu machen. Die Grundſätze, für die er kämpfte, ſind immer gute geweſen, aber die Art, wie er dieſe Grundſätze auf die einzelnen Erſcheinungen anwendete, war ohne Wahrheit, ohne Billigkeit, ohne Ueberlegung, war oft durch Haß und Leidenſchaft beſtimmt. Und alle Die, welche mit den Grundſätzen einverſtanden nur das Verhältniß der Erſcheinungen zu denſelben anders und milder beurtheilten, die wurden als Anwälte der Schlechtigkeit und Unſittlichkeit geſchmäht, mochten ſie auch in anderen Fällen dieſelben Grundſätze wiederum mit viel größerer Strenge, als Menzel es für gut befunden, angewendet haben. So wurde denn auf jedem Gebiet, das

jene mörderiſche Kritik berührte, der freie, edle, geiſtig fördernde Streit der Anſichten aufgehoben, und es blieb nur ein Wetteifer im Verdammen und Verdächtigen übrig. Mit dem Wohlwollen und der Billigkeit ſchien auch die Geiſteskraft verſchwunden; es war als hätte ein verzehrender Gifthauch der Leidenſchaft alle edlen Blüthen des Geiſtes hingerafft; die Tages-Literatur drohte eine Wüſte zu werden, ausgetrocknet von der ſengenden Hitze eines moraliſchen Fluches, unerfriſcht von den labenden Bächen des Gedankens, und der Wanderer konnte verſchmachten, ehe ihn ein Trunk aus der klaren Quelle eines lauteren, unparteiiſchen Urtheils erquickte. Und doch handelte es ſich gerade um Anſichten und Urtheile, theils auf dem äſthetiſchen, theils auf dem politiſchen Gebiet, in welchen, bei aller Einſtimmung in den höchſten ſittlichen Grundſätzen eine Abweichung ſehr wohl möglich war, nicht allein bei verſchiedenen Beurtheilern, ſondern auch bei demſelben in verſchiedenen Momenten und Stimmungen. Ich habe in meinem vorigen Briefe einige Stellen aus früheren Kritiken Menzel's angeführt, ich werde dasſelbe vielleicht noch bei anderen Anläſſen thun müſſen. Glaube ja nicht, daß ich hiebei die nichtige, übelwollende Abſicht hege, die Wahrhaftigkeit des Schriftſtellers oder die Conſequenz ſeines Denkens zu verdächtigen. Weit entfernt, auf dieſem Puncte die Freiheit des Urtheils beſchränken zu wollen, möchte ich ſie vielmehr erweitert ſehen. Kämen wir doch zu der Unbefangenheit und Wahrheitsliebe, daß Jeder gern den erkannten Irrthum bekennte und ſich des Fortſchrittes an Einſicht freute! Die Erreichung dieſes ſchönen Zieles ſollte eher erleichtert werden als erſchwert durch den oft ungerechten Vorwurf des Wankelmuths. Aber die große Lehre, die wir aus ſolchem Wechſel des

Urtheils bei einem und demſelben Manne ziehen ſollen — eine Lehre, die gerade Menzel mehr als irgend Einer zu beherzigen Grund hätte — iſt die, wie verſchieden ſich ſo manche Dinge ſelbſt dem Aufrichtigen in verſchiedener Stimmung, auf verſchiedenem Standpuncte zeigen, und wie verkehrt es deshalb iſt, aus einer Verſchiedenheit der Meinung, aus der abweichenden Beurtheilung eines Menſchen, eines Schriftſtellers, eines Verhältniſſes, aus den widerſprechenden Reſultaten, welche die Anwendung ſelbſt gleicher ſittlicher Grundſätze auf dieſelben Thatſachen dennoch nur allzuleicht ergiebt, einen tiefen, unverſöhnlichen Zwieſpalt, einen moraliſchen Vertilgungskrieg zu machen. Einen Autor mit ſeinen früheren Meinungen und Urtheilen widerlegen wollen, das wäre eine kleinliche, bedeutungsloſe, perſönliche Art der Polemik, da jeder Autor vollkommen berechtigt iſt, Meinung und Urtheil zu ändern und zumal zu läutern. Wenn aber Einer einſt mit tiefſter Verachtung von ſich gewieſen, wenn er als ehrlos geſchmäht hat, was er jetzt gut heißt und ſelber ausübt, wenn er gehoben und geprieſen hat, was er jetzt, ſelbſt in weit mäßigerer Weiſe ausgeſprochen, nicht beſtreitet und widerlegt, ſondern blind verdammt und ſittlich verdächtigt: ſo ſollte er mindeſtens einſehen, daß er dieſen Verdammungsurtheilen ſchon im Voraus den Stachel genommen hat, ja daß dieſer ſich gegen ihn ſelber kehrt. Meinung und Urtheil darf man ändern; aber was an ihnen dem Wechſel unterliegt, das darf die höchſten ſittlichen Grundſätze, die Grundlage alles Menſchenwerthes nicht berühren, das muß den innerſten Kern der Geſinnung, das Ewige und Unabänderliche unangetaſtet laſſen. Darum hüte man ſich aber auch ſorgfältig, dieſes Höchſte für betheiligt und für gefährdet

zu erklären, da wo es sich noch um Fragen handelt, bei denen der Meinung, dem Irrthum ihre Freiheit zu lassen ist, und bei denen wir für ein unverbrüchliches Verharren bei der eigenen Ansicht nicht einstehen können.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit einem anderen, viel bedeutsameren Moment der Polemik: ich meine, mit der Berufung auf die Aussprüche großer Männer, die unsere Zeit als ihre Lehrer und ihre Muster verehrt. Nicht als Orakel sollen solche Aussprüche gelten, denen unser Urtheil müsse unterworfen werden; nur Gründe, nicht Ansehen sollen für die Wahrheit entscheiden. Aber diese Aussprüche sollen, wenn sie der eigenen Meinung entgegentreten, uns zur Besonnenheit, zur Mäßigung, zur ernsten Prüfung und bescheidenen Begränzung unserer Ansichten leiten; sie sollen uns warnen, daß wir nicht anklagen und verurtheilen, statt zu widerlegen. Die Geister der großen Abgeschiedenen sollen zwischen unsere Streitigkeiten treten, nicht zu entscheiden, aber zu beruhigen und zu läutern, nicht unser Urtheil zu fesseln, aber unsere Leidenschaften, nicht unsere kämpfenden Meinungen zu versöhnen, — das muß der Wahrheit überlassen bleiben — aber unsere Gemüther, die der Haß zu vergiften droht. Nicht als Bürgen für die Wahrheit sollen wir die Ansichten großer Männer annehmen, sondern nur als Bürgen für den Irrthum oder für das, was uns als Irrthum erscheint; sie sollen uns zu der Erkenntniß bringen, daß eine von der unsrigen scharf abweichende Meinung eine aufrichtige und reine sein, daß sie auf edlem, sittlichem Grunde ruhen könne. In diesem Sinne ist es wohl vergönnt, die Streitenden unserer Tage auf die Ueberzeugungen großer Geister einer früheren Zeit zu verweisen.

Wie Menzel auf dem politiſchen und wie er auf dem religiöſen Gebiete die Geſinnungen verdammt und den Charakter verdächtigt hat, ſtatt die Anſichten zu beſtreiten, wie er dabei nicht ſelten an dem Einen — je nach ſeiner Stimmung und Leidenſchaft — bis zur Hölle verdammt hat, was er an den Anderen entſchuldigt hatte, davon ein anderes Mal: hier will ich mich auf einzelne Züge ſeiner äſthetiſch-moraliſchen Polemik beſchränken. Bekanntlich hat Menzel, der in neuerer Zeit einen Theil der gleichzeitigen Literatur mit ſo ungeheurer Gehäſſigkeit der gefliſſentlichen Verführung zur Unſittlichkeit angeklagt und leider für gut befunden hat, in dieſe Anklage die dabei höchſt unſchuldige Sache des Judenthums zu verwickeln, — bekanntlich hat derſelbe früher den gerade entgegengeſetzten Fehler, die literariſche „Prüderie", wie er ſie nannte, die übertugendhafte, entſagende Empfindſamkeit mit dem bitterſten, höhnendſten Spotte verfolgt. Nun iſt es freilich an ſich löblich, die Mitte zwiſchen den Extremen zu behaupten, und ſie beide in ihren Uebertreibungen die Schärfe des unbefangenen Urtheils fühlen zu laſſen. Nur muß dann der Standpunct ein wirklich unparteiiſcher, billiger, vermittelnder ſein; nur darf man ſich nicht jedesmal in das eine der Extreme ſtellen, um das andere zu bekämpfen, nicht in ſeiner rechten Mitte die Uebertreibung der äußerſten Anſichten noch überbieten. Von den extremen Meinungen iſt man gewohnt, Mäßigung und Unparteilichkeit gar nicht zu erwarten; es verſteht ſich bei ihnen, daß ſie von der einen Seite Alles verdammen, von der anderen Alles gut heißen; man weiß, weſſen man ſich zu ihnen zu verſehen hat: Gränzbeſtimmungen ſind nicht ihre Sache, da ſie keine Gränze kennen als die äußerſte, die keiner Feſtſtellung bedarf, da nichts

jenſeits liegt. An Den aber, welcher von einem mittleren Standpuncte aus nach beiden Seiten ſeine Angriffe richtet, muß man die doppelte Forderung ſtellen, daß er die Gränzlinie, die er behauptet, genau bezeichne und ſie, wo ſie verrückt oder beſtritten worden, durch ſorgfältige Begriffsbeſtimmungen vertheidige oder wiederherſtelle, und daß er Diejenigen, welche dieſelbe rechte Mitte etwas mehr nach der einen oder der anderen Seite hin zu erblicken glauben, oder welche gar nur von den Erſcheinungen, die ſich in dem weiten Raume bewegen, einige anders beurtheilen und unterordnen, als er — daß er dieſe belehre, überzeuge, aber nicht verdamme. Von dem Allen hat Menzel gerade das Gegentheil gethan; er hat wirklich ſeine rechte Mitte in einer Weiſe verfochten, welche die Härte, die Unbilligkeit und Leidenſchaftlichkeit beider Extreme abwechſelnd überbietet. Die ſchwierige Frage namentlich, wo im Gebiete der Poeſie die Gränze des ſittlich Erlaubten iſt, und wo ihre Ueberſchreitung beginnt, hat er viel weniger durch ſorgfältige Unterſuchungen als durch Machtſprüche gelöſt, die er, wenn ſie angegriffen worden, früher durch beißenden Witz, ſpäter durch Verdammungen und Gehäſſigkeiten unterſtützte. Und doch iſt gerade dieſes ein Punct, wo die Redlichſten und Reinſten, die in der Wirklichkeit des Lebens nie über den ſittlichen Charakter einer Handlung uneinig ſein würden, in ihren Meinungen, ſowohl was die Principien ſelbſt als was ihre Anwendung auf einzelne Erſcheinungen angeht, weit auseinandergehen. Menzel z. B. findet in vielen Dichtungen Goethe's die Forderungen der Zucht und Sitte verletzt, während er Wieland von demſelben Vorwurf vollkommen freiſpricht und in ihm nichts als natürlichen, leichten Sinn und Scherz erblickt. (S. beſonders

die deutſche Literatur, Thl. III. S. 267 — 276.) Diejenigen, die über Wieland ſtrenger urtheilen, werden als „neu-alt-deutſche Nazarener und Seufzerer", als „mittelalterliche Affen", auch in einem dieſem ſonſt ſo keuſchen Kritiker ganz eigenthümlichen Geſchmack als „prüde Hämlinge der Jetztzeit" bezeichnet, die den guten Wieland mit „hängendem Maule und blinzenden Augen und gefalteten Händen verläſtern." Welche gehäſſige moraliſche Anklagen Menzel von der anderen Seite gegen die Verehrer Goethe's erhoben hat, iſt ja bekannt genug. Nun ſind Viele, denen ich, ohne auf meine Anſicht irgend Werth zu legen, beizuſtimmen geneigt bin, hierüber ganz anderer Meinung. Sie finden, ohne darum einer gehäſſigen und unduldſamen Anſicht gegen den liebenswürdigen Wieland Raum geben zu wollen, doch, daß einige ſeiner Dichtungen von dem Vorwurfe, daß ſie in der Erregung lüſterner Empfindungen einen Reiz ſuchen, weniger freizuſprechen ſind als manche angefochtene Goethe'ſche Schöpfung; ſie ſehen mehr wahre Natur und Naivetät in den getadelten Scenen bei Goethe als in den in Schutz genommenen bei Wieland. Iſt nun aber etwa dieſe Meinungsverſchiedenheit eine Frage der Sittlichkeit? Sind Die, welche anders als Menzel über Goethe und Wieland denken, darum ſittlicher, oder ſind ſie darum weniger ſittlich als er? Hat nicht die Verſchiedenheit des Urtheils ihren Grund allein in der äſthetiſchen Auffaſſung? Ich kann gerade hier Menzel'n einen Gewährsmann anführen, den er wenigſtens als ſittliche Autorität nicht wird zurückweiſen wollen; denn es iſt kein Geringerer als Schiller, der im Laufe einer eben dieſer Frage gewidmeten, ſorgfältigen, vortrefflichen Unterſuchung den Römiſchen und den Deutſchen Properz, alſo

Goethe und namentlich ſeine Elegien von jedem Vorwurfe dieſer Art freiſpricht, nicht aber den Römiſchen und den Deutſchen Ovid, den Verfaſſer der Muſarion, alſo Wieland. (Die Stelle findet ſich in der Abhandlung über naive und ſentimentaliſche Dichtung im 12. Band der neueſten Ausgabe von Schiller's Werken, S. 233 und 234, beſonders in der Note.) Es wird hier mit inniger Hochachtung und Zuneigung über Wieland geurtheilt; es wird der Tadel ſelbſt theilweiſe in die ſchonende Form des Zweifels gehüllt, und mit einer Beſcheidenheit, vor der man die Augen niederſchlagen muß, wenn man bedenkt, daß Schiller der Redende iſt, und wenn man ſich dabei der Art und Weiſe der Kritiker unſerer Tage erinnert, wird der Wunſch geäußert, über die Frage, um die es ſich handelt, ein verſtändiges Urtheil zu hören. Bei allem dem aber iſt es dennoch ein Tadel, und ein ernſthafter, wenn auch kein harter Tadel, der über Wieland verhängt wird; denn ſeine „verführeriſchen Gemälde" werden, wie die eines Crebillon, Voltaire und Anderer „einer Entſchuldigung durchaus für unfähig" gehalten. In derſelben Abhandlung wird vorher ſchon (S. 226) Goethe als der Dichter bezeichnet, „in welchem die Natur getreuer und reiner als in irgend einem anderen wirkt"; wie es denn überhaupt, wenn man die verſchiedenen, bekannt gewordenen Aeußerungen Schiller's über Goethe zuſammenhält, nicht wohl bezweifelt werden kann, daß er die Freiſprechung, die hier ausdrücklich nur den Elegien zu Theil wird, auch auf andere, von der moraliſchen Seite angefochtene Dichtungen Goethe's unbedenklich übertragen haben würde. Dagegen beurtheilt Schiller wiederum u. A. (S. 229) den durch Menzel (a. a. O. S. 282) äußerſt milde behandelten

Thümmel ziemlich ſtrenge, indem er ſagt, daß es ſeinem Roman (Reiſen nach dem mittäglichen Frankreich) „an äſthetiſcher Würde fehle", und daß er „dem Ideale gegenüber beinahe verächtlich" werde. Nun kann durchaus nicht verlangt werden, daß Menzel ſeine Meinung vor dieſer, wenn auch geiſtig und ſittlich noch ſo hohen, doch immer nicht unfehlbaren Autorität zurückziehe. Was aber von ihm verlangt werden kann, iſt das, daß er nicht allein in dieſem Fall, ſondern in zahlreichen verwandten Fällen, wo ihm eben kein Schiller, aber auch mancher ehrliche Mann gegenüber ſteht, die Gewiſſenhaftigkeit, die ſittliche Lauterkeit der abweichenden Urtheile anerkenne. Menzel wird es bei einiger ruhiger Ueberlegung ſchwerlich in Abrede ſtellen, daß dieſelbe Verſchiedenartigkeit des an dichteriſche Schöpfungen gelegten äſthetiſch-ſittlichen Maßſtabs, die hier ſo abweichende Urtheile erzeugt, auch noch auf vielen anderen Puncten, wo er mit einer an Wuth gränzenden Gehäſſigkeit bald angeklagt, bald Anklagen zurückgewieſen hat, hier eine ſtrengere, dort eine mildere Auffaſſung als die ſeinige zu Wege bringen müſſe, ohne daß in dem einen wie in dem anderen Fall der ſittliche Charakter der Urtheilenden bei dem milderen Urtheil im Geringſten in Frage käme. Einige dieſer Gegenſätze mögen zum Beiſpiele dienen. Menzel zeigt ſich ſehr gelinde in der Beurtheilung der komiſchen Ehebrüche und ähnlicher Dinge in den Erzählungen Langbein's und Anderer aus der alten Schule (S. d. d. Lit. Thl. 4, S. 80—83 oder Literaturblatt von 1835 No. 76), welche ſtrengeren Richtern, oder beſſer ſolchen, die von einem verſchiedenen Prinzip ausgehen, für höchſt tadelnswerth gelten und für ſo verführeriſch, wie es das Talent der Verfaſſer eben zuließ. Auch das unſittliche

Element der alt-franzöſiſchen Schule iſt derſelbe geneigt, durch die Grazie, die es begleitet, wenigſtens zu entſchuldigen. Dagegen findet er in der neu-franzöſiſchen Romantik nichts als Laſter und freche Unſittlichkeit. Ohne in Abrede zu ſtellen, daß manche Erzeugniſſe derſelben von dieſem Vorwurf mit Recht betroffen werden, bin ich doch geneigt, den genialſten, — oder die genialſte — unter den Schriftſtellern dieſer Schule wider das Verdammungsurtheil theilweiſe in Schutz zu nehmen. Du kannſt denken, daß ich von George Sand rede, und wirſt auch wiſſen, daß es gerade dieſe iſt, die das Literaturblatt ſeit Jahren mit beſonderer Vorliebe und mit einer Rohheit ſchmäht, welche meines Erachtens ſchon die Höhe des Talents, der Zauber dichteriſcher Anmuth, der liebliche Reiz der Sprache, die viele ihrer Dichtungen ſchmücken, in etwas hätte mildern ſollen. Ich brauche übrigens nicht lange zu ſuchen, um auch auf dieſem Puncte, ſo wenig es da auch erwartet werden ſollte, einen äußeren Anlaß für mich zu finden, dieſen Fehdehandſchuh aufzunehmen. Eine der hieher gehörigen Recenſionen des Literaturblatts (1840 No. 31) beginnt nämlich mit den Worten: „Nachdem Mad. Dudevant beim jungen Frankreich, Deutſchland und Paläſtina den größten Ruhm, ja die Vergötterung erlangt hat". Da haben wir's: „Beim jungen Paläſtina". Alſo die Juden ſollen zu den Verehrern der Mad. Dudevant gehören. Der naiven, ſo oft vergeblich gethanen Frage nach dem thatſächlichen Grunde ſolcher Behauptungen bin ich müde geworden, da es nun einmal feſtſteht, daß, wo eine Gehäſſigkeit ſoll befriedigt werden, die Juden unentbehrlich ſind. Ich will mich indeſſen hierdurch nicht abſchrecken laſſen, auf die Gefahr hin, daß ein ganzes junges Paläſtina aus mir gemacht und die

alte Schändlichkeit wiederholt wird, für die persönliche Meinung des Einzelnen seine Religion und ihre Bekenner verantwortlich zu machen, offen zu gestehen, daß meine ästhetische Ansicht von den Romanen G. Sand's sich die Freiheit nimmt, eine andere als die des Herrn Menzel zu sein. Ich will meine Bemerkungen darüber zunächst an den weiteren Inhalt derselben Recension, deren erbaulichen Eingang ich eben mitgetheilt habe, knüpfen. „Ihre Romane strotzen von schmutzigen Verbrechen und Unzucht, und wenn sie sich aus dem Pfuhl des niedrigsten Lasters bis zum Philosophiren erheben, so geschieht es nur, um die Religion zu lästern und vor der Moral die freche Geberde des Mephistopheles zu machen. Aber ist ihre ganze Erscheinung wohl irgend so liebenswürdig, daß man sie entschuldigen könnte, wie die La Vallière und die Magdalenetten alle — —? Nein, in den Lastern der Mad. Dudevant ist nichts von jener alt-französischen Grazie, nichts von Amors Scherzen, nichts von schalkhaft lächelnder Sinnlichkeit, nichts von jungem, durch Schönheit unwiderstehlich um Verzeihung bittendem Leichtsinn, nichts von liebkosendem den Ernst anmuthsvoll wegtändelndem Witze, nichts von all den lieblich verführerischen Masken, wohinter das alte Frankreich seine Laster verbarg. Bei Mad. Dudevant ist alles offene, freche Prostitution, die Wollust tritt mit finsterer Miene am Arm des Verbrechens einher, und fordert kaltblütig die Tugend heraus. Deshalb bezeichnet die Bewunderung, die man ihr zollt, nur die tiefe Stufe, auf die das sittliche und das ästhetische Urtheil in unserer Zeit herabgesunken ist."

Betrachtet man den Gedankengang dieses harten Verdammungsurtheils über G. Sand und über den ihr gezollten

Beifall genauer, so ergiebt sich, daß die moralische Verurtheilung auf der ästhetischen beruht und durch sie bedingt wird. Es wird ja zugegeben, daß die Schönheit die Strenge des Urtheils über das Unsittliche mildern, daß Liebenswürdigkeit zur Entschuldigung selbst des Lasters uns in etwas geneigt machen dürfe. Nur darum, weil der Kritiker in diesen Romanen so gar nichts Schönes, gar nichts Liebenswürdiges findet, stellt er ihre Bewunderer auf eine so tiefe Stufe des sittlichen wie des ästhetischen Urtheils. Gegen die Schlußfolge ist nichts einzuwenden. Wer da Befriedigung findet, wo der Stoff ein unsittlicher, ein rein sinnlicher ist, und wo keine erhebende und verklärende Schönheit der Form mit dem Stoffe versöhnt, mit dessen sittlichem Urtheil muß es allerdings eben so dürftig wie mit seinem ästhetischen beschaffen sein. Allein das steht ja gar nicht in Frage und wird von Keinem, mit dem es der Mühe werth ist zu streiten, geleugnet. Alle Meinungs-Verschiedenheit bezieht sich ja eben lediglich auf die Vorfragen, erstens, ob die fraglichen Productionen denn wirklich so ohne alle Milderung und Entschuldigung unsittlich sind, wie behauptet wird, zweitens, falls man hierin übereinstimmt, ob denn gar nichts von Kunst, von Geist, von Schönheit in ihnen sei, was die herbe Strenge des Urtheils ein wenig entwaffnen, was ihr einige Milde, ein wenig Gnade und Verzeihung abgewinnen, was den ernsten Stirnfalten ein leichtes Lächeln des Wohlgefallens und der Nachsicht entlocken könnte. Hat man einmal eingeräumt, daß Schönheit ein Milderungsgrund sein dürfte, daß eine Begnadigung des tadelnswerthen Inhalts ob der Anmuth der Form statthaft sei, so sollte man auch so billig sein anzuerkennen, daß die Vorfrage zur Würdigung des moralischen Urtheils über ein

Kunſtwerk eine äſthetiſche iſt, und daß, wenn Einer darum gelinder über eine Dichtung urtheilt, weil er ihr — ſei es auch aus reinem Irrthum — hohe Vorzüge von Seiten der Schönheit zuſchreibt, darum immer doch nur ſein äſthetiſches, nicht aber ſein moraliſches Urtheil als verwerflich erſcheint.

Da ich mich auf dieſem Gebiete, wenn auch von der moraliſchen Seite vollkommen ſicher, doch von der äſthetiſchen Seite ziemlich unſicher fühle und daher gern auf fremde Meinungen berufe, ſo erlaube mir, daß ich unter vielen Urtheilen, die hierher gehören, wenigſtens eines anführe, das ich, ohne den Urheber zu kennen, für ein bedeutendes halte, und das einen für die hier beſprochene Frage intereſſanten und lehrreichen Gegenſatz zu dem Urtheil Menzel's bildet. Ich rede von einem ſehr gut geſchriebenen Aufſatz über G. Sand, der aus dem Morgenblatt in die Augsburger allgemeine Zeitung vom 1. Februar 1840 übergegangen iſt. Der Verfaſſer urtheilt über die früheren Schriften G. Sand's in ſittlicher Hinſicht ganz eben ſo ſtrenge wie Menzel; nur daß er auf die ſittliche Umwandlung, die ſich in ihren ſpäteren Schriften kund thue, und die er dem Einfluſſe von Chateaubriand und De Lamennais zuſchreibt, großen Werth legt, während Menzel von dieſer Umwandlung durchaus nichts wiſſen will. Aber nichts deſto weniger findet er in eben jenen früheren Schriften, in Betreff deren er bedauert, „daß ein ſo ſchönes Talent ſich im Schmutze wälzen möge," doch „ein ſeltenes, herrliches Talent"; er erkennt „die mächtige Inſpiration, das tiefe glühende Gefühl, das ihr Gott verlieh," an. „Allerdings", heißt es weiter, „iſt Form und Sprache darin ſehr reizend, ich „möchte ſagen berauſchend, Bilder auf Bilder drängen ſich

„darin mit jugendlicher Schöpfungsluſt, die ganze äußere „Natur ſpiegelt ſich darin mit entzückender Wahrheit und „Fülle; alle wilde Leidenſchaft iſt mit hinreißender Farbe „und Gluth gemalt, und manchmal dringen aus dieſen zarten „Melodien kühne und furchtbare Accorde hervor; ſie erinnern „an manche düſtere Worte Dante's". -- Das klingt denn nun freilich bei aller ſittlichen Strenge ganz anders, als wenn nach Menzel Alles nur „offene, freche Proſtitution" iſt. Von der moraliſchen Seite iſt hier das Urtheil noch ſtrenger als bei Menzel; denn obgleich die höchſten künſtleriſchen Vorzüge anerkannt werden, ſollen ſie doch als Entſchuldigungsgründe für das Verwerfliche nicht gelten dürfen. Vor einem ſolchen Maßſtabe würde ſicher auch die Liebenswürdigkeit der Lavalliere und der anderen Magdalenetten, die Anmuth der alt-franzöſiſchen Laſter und ſelbſt die Anklänge der Lüſternheit bei Wieland keine Gnade gefunden haben; dann iſt es conſequent, auch dem hohen Talente G. Sand's keine angedeihen zu laſſen. Aber Menzel ſollte doch aus Beiſpielen dieſer Art erkennen, wie bei gleicher, ja bei höherer ſittlicher Strenge des Urtheils, wie die ſeinige iſt, doch von Seiten der Kunſt, des Talents und der Schönheit bewundert und geprieſen werden kann, was nach ſeiner Meinung nur bei den auf der tiefſten Stufe des ſittlichen und äſthetiſchen Urtheils Stehenden Bewunderung finden kann.

Was nun zuvörderſt die rein äſthetiſche Frage betrifft, inſofern man dieſe als eine Vorfrage, welche die moraliſche theilweiſe bedinge, will gelten laſſen, ſo iſt es ſchwer, wenn nicht in die allergenaueſten Unterſuchungen ſoll eingegangen

werden, hier anders zu verfahren, als daß man ſich auf den Geſchmack Derer berufe, die jene Romane kennen. Daß Menzel ſelbſt den hohen Zauber der Sprache, die unnachahmliche Anmuth und Feinheit des Ausdrucks, in welchen dieſe Schriftſtellerin den höchſten claſſiſchen Muſtern ihrer Literatur fürwahr nicht nachſteht, ſo ganz und gar nicht empfindet, das erſcheint in der That unbegreiflich, man müßte denn annehmen, daß er ſie nie anders als in den Ueberſetzungen, die er recenſirt, geleſen hat: in welchem Falle ihm denn freilich von dieſer Seite auch kein Urtheil zuſteht. Hätte er ſich auch nur an dieſen Schönheiten, für die ihm doch wahrlich ſonſt der Sinn nicht abgeht, erfreut, ſo würde es ihm doch wohl ſchwer geworden ſein, ſeinen Tadel in die von ihm gewählten rauhen Formen zu kleiden und mit Ausdrücken, wie die „Laſterromane", die „berüchtigte Liederlichkeit" der Mad. D. u. ſ. w. ſo gar freigebig zu ſein. Auch in Betreff der Erfindung, der Situationen, mehr aber noch der Schilderung von Gemüthsſtimmungen und Leidenſchaften, der tiefen und feinen pſychologiſchen Auffaſſung ſcheinen mir dieſe Romane zu den allervorzüglichſten zu gehören. Der Uebergang zu der moraliſchen Frage liegt hier ſehr nahe. Ich finde das geiſtige Element in dieſen Dichtungen ſo vorherrſchend und überwiegend, Form und Behandlung des Stoffes in allen Theilen ſo durchdringend, ich finde eine ſo reiche Fülle von Gedanken und Empfindungen darin, daß ich, welches auch die Natur der Stoffe ſei, einen auf die Sinnlichkeit wirkenden Eindruck bei einem einigermaßen gebildeten Leſer für unmöglich halte. In demſelben Grade wie ich hier mehr Geiſt, mehr Tiefe, mehr Wahrheit und mehr Schönheit zu entdecken glaube, wie in den moraliſch tadelnswerthen Productionen der alt-

französischen Schule und in den deutschen, die diesen Mustern nachgebildet sind, in demselben Grade finde ich sie auch weit, weit weniger verführerisch. Ich glaube, daß nur ein verderbter oder ein völlig roher Mensch, — und beide werden diese Bücher schwerlich suchen — zur Sinnlichkeit angeregt werden kann durch Dichtungen, wie Rousseau's neue Heloise oder die ihr meines Erachtens in Manchem sehr nahe kommenden Romane G. Sand's; durch die Schilderung der ungeheuren, tragischen Gewalt der Leidenschaft mit ihrem augenblicklichen Rausch und ihrem endlosen Weh, mit ihrer dämonischen Macht und dem sicheren, unwiederbringlichen Untergange ihrer blinden Opfer. Hier ist nicht die „Wollust und der Teufel dazu" gemalt, „um den Frommen zugleich und den Kindern der Welt zu gefallen," sondern hier ist der Teufel in die Wollust selber hineingemalt; hier sind Beide eins in unauflöslicher Verbindung; hier ist mitten in der allerdings mit den glühendsten Farben gemalten Leidenschaft der Sinne und der Phantasie der nagende Wurm der Reue, der Keim des unausbleiblichen Verderbens deutlich sichtbar, über welche jene in Schutz genommenen, scherzhaften Darstellungen der Sünde leicht hinweglächeln und hinwegtändeln. Es kommt hier nun freilich zum Theil auf die Ermittelung des Thatbestandes der angefochtenen Romane, auf die Beschaffenheit des corpus delicti an, und es ist seltsam genug, wie selbst hier, wo es sich doch nur darum handelt, zu sehen und zu lesen, um die Grundlage des Urtheils zu gewinnen, die Auffassung eine so verschiedene sein kann. Eine der härtesten, oft wiederholten Anklagen Menzel's gegen G. Sand ist die, daß bei ihr das Laster immer siege. „Ihr ist" — so lautet eine Aeußerung dieser Art (Literaturblatt von 1836, Nr. 73, bei Gelegenheit

einer Recenſion über Victor Hugo) „jede Tugend nur eine „Dummheit, die ihre Strafe nach ſich zieht, das Laſter allein „iſt ihr das Natürliche, Schöne, das nach Verdienſt reuſſirt „und triumphirt.“ Wenn das ſo wäre, das wäre freilich fürchterlich, und keine Höllenſtrafe der Kritik wäre dann ſtreng genug wider die Schriftſtellerin und ihre Verehrer. Aber ich glaube eben, daß es nicht ſo iſt, und muß zur Rechtfertigung meiner Meinung nothwendig in einige Details eingehen über diejenigen von den fraglichen Romanen, die mir bekannt ſind. In Indiana, ſo viel ich weiß, dem früheſten derſelben, wird die Heldin, an den Rand des tiefſten Verderbens gebracht durch einen ruchloſen, übrigens mit meiſterhafter, abſchreckender Treue charakteriſirten Verführer und durch ihre ſtrafbare, thörichte Leidenſchaft, am Schluſſe gerettet durch die erbarmende, ausdauernde Liebe eines idealiſch reinen und edlen Charakters; es läßt ſich gegen die Kataſtrophe vom Geſichtspuncte der Kunſt aus mancherlei einwenden, aber den Triumph des Laſters vermag ich nicht darin zu erkennen. — In Leone Leoni, vielleicht dem kraſſeſten unter den Producten der Verfaſſerin, wird ungefähr dasſelbe Thema noch auf eine höhere Spitze getrieben, blinde, wahnſinnige Leidenſchaft, die ihr eben ſo unglückliches wie ſchuldiges Opfer mit ehernen Banden an einen Verbrecher feſſelt. Wir ſehen das Opfer aus dem tiefen Verderben, in das es ſchon verſunken war, ſich noch zum letzten Male einen Augenblick erheben; der jähe, eigenthümliche Schluß des Romans entrückt es dann unſern Augen, und wir ahnen ſein letztes Verſinken in den rettungsloſen Abgrund. Von Uebertreibung iſt dieſer Roman ſchwerlich frei zu ſprechen; aber den Triumph des Laſters finde ich nicht darin, man müßte denn Elend und Wahnſinn

für Triumphe halten. – In Valentine geht das ſchuldige Paar, deſſen Schuld fürwahr nicht ohne Milderungsgründe iſt, in dem erſten Augenblicke wo es Hoffnung hat, ſeiner Neigung froh zu werden, zu Grunde, ſo daß hier den allerſtrengſten Forderungen der poetiſchen Gerechtigkeit vollkommen Genüge geſchieht. — In Jacques iſt freilich die Reſignation der Tugend in der Perſon des Ehemanns, wenn auch theilweiſe begründet durch einen hypochondriſchen Charakter, durch krankhafte Schonung wider fremde Schwächen, durch Reue über ein ohne echten Einklang der Seelen geſchloſſenes Bündniß, doch immer ſehr zu tadeln. Weſſen Phantaſie aber da, wo der Vorhang dieſes Romans durch den angedeuteten Selbſtmord des Helden vor unſeren Augen fällt, ſich den Triumph, das Glück, den Lebens- und Liebesgenuß des ſchuldigen Paares ausmalt, der hat allein ſeine Phantaſie anzuklagen, nicht den Roman, den er nicht verſtanden hat, und deſſen Anlage weit mehr auf dauernde Reue, auf ein verlorenes Leben hindeutet. Jedenfalls könnte hier der Triumph des Laſters nur in der, nach meiner Ueberzeugung, unbegründeten Einbildung des Leſers ſeinen Sitz haben. — In André geht ein reiner und edler weiblicher Charakter bloß deshalb zu Grunde, weil er das Unglück gehabt hat, durch die Liebe eines ſchwächeren Mannes gewonnen zu werden; man kann in der That hier der Verfaſſerin nichts weniger vorwerfen, als daß ſie den Schwächen ihrer Helden, auch den verzeihlichſten, ein allzumildes Loos bereite. — Selbſt in Lelia, einem allerdings auch nach meiner Anſicht verwerflichen, ſeiner äſthetiſchen wie ſeiner moraliſchen Aufgabe nach verfehlten Product, das allein durch die Schönheit der Sprache lesbar iſt, kann nicht vom Triumphiren des Laſters die Rede ſein; denn die ſophiſtiſche

Heldin und der klägliche Held gehen beide jämmerlich zu Grunde. — Von den anderen, namentlich ſpäteren, von der moraliſchen Seite ganz unangefochtenen Werken der Verfaſſerin brauche ich hier nicht zu reden. Es kommt nun freilich darauf an, wer von uns Beiden nicht zu leſen verſteht, ob der Kritiker, von dem jene gränzenloſen Schmähungen dieſer Dichterin ausgegangen ſind, oder ich, der ich ſie milder beurtheile. Möglich, daß ich der Irrende bin; aber wie dem auch ſei, darüber bin ich jedenfalls ſehr ruhig, daß der Irrthum nur ein Irrthum des Verſtandes nicht des Herzens, des Kunſturtheils, nicht des moraliſchen Urtheils iſt. Schwieriger als dieſe Frage des Thatbeſtandes iſt eine andere, die mehr ein Princip angeht. Ein Vorwurf, der den hier in Rede ſtehenden Romanen und anderen Productionen der neueren Zeit wiederholt auch von gemäßigteren Tadlern iſt gemacht worden, und der jedenfalls der ernſteſten Erwägung werth iſt, iſt der, daß ſie die Bekämpfung heiliger Einrichtungen der Geſellſchaft, namentlich der heiligſten unter ihnen, der Ehe, ſich zur Aufgabe ſetzen. Ueber dieſen Punct wäre mir ein gründliches, unparteiiſches Urtheil eines Einſichtsvolleren ſehr wünſchenswerth; allein ich kenne bisher kein ſolches. Erlaube mir daher, daß ich einſtweilen, ſtets gerne bereit, mich eines Beſſeren belehren zu laſſen, eine mildere Anſicht über den fraglichen Zug der modernen Romantik, beſonders bei G. Sand, vertheidigend darlege. Die bürgerliche Geſellſchaft in ihrer ſittlichen Nothwendigkeit, in der Unantaſtbarkeit ihrer Inſtitutionen, erſcheint hier als die ewige Schranke, als die gewaltige, unwiderſtehliche Macht, gegen welche die Leidenſchaft des Helden vergeblich ankämpft; ſie bedeutet die allgemeine, unerſchütterliche Ordnung der Dinge,

an welcher ſich der Ungeſtüm des Widerſtandes bricht, und an deren eherner Härte Die rettungslos zerſchellen, die ſie umſtoßen, die ſich der Herrſchaft ihres Geſetzes entziehen wollen. Sie iſt in dem modernen Roman Das, was das Fatum in der Tragödie der Alten. Wie hier der Kampf des Helden gegen das Schickſal, ſein Ungeſtüm und ſein Untergang in dieſem Kampfe die Aufgabe des Dichters iſt, ſo iſt es dort der blinde, vergebliche Kampf der Leidenſchaft wider die bürgerliche Ordnung und ihr Geſetz, und der Untergang in dieſem Kampfe. So wenig man nun von der antiken Tragödie ſagen kann, daß ſie gegen die Idee des Schickſals gerichtet iſt, mag ſie auch noch ſo ſehr unſere Theilnahme für den ringenden Helden zu gewinnen ſtreben, eben ſo wenig ſollte man billiger Weiſe von dieſer Art der modernen Romantik ſagen, daß ſie gegen die bürgerliche Ordnung, gegen die Ehe gerichtet iſt, wenn ſie auch allerdings für den ohnmächtigen Kampf wider dieſelbe, für die meiſtentheils ſchuldigen Opfer der eigenen Leidenſchaft in hohem Grade unſer Intereſſe in Anſpruch nimmt. Man ſollte nicht vergeſſen, daß auch die edelſten Dichter der neueren Zeit, wenn auch nicht in den höchſten und vollendetſten ihrer Productionen, dieſen Kampf wider die Schranken der bürgerlichen Ordnung zum Gegenſtande ihrer Darſtellungen gemacht haben. Ich will hier nur an Schiller's Räuber erinnern. Ich verlange nicht, daß man einer hohen Autorität wegen die Mängel dieſer Arbeit verkenne, daß man ſie den ſpäteren, reinſten und erhabenſten Schöpfungen eines göttlichen Genius gleichſtelle; ich bin es zufrieden, daß man ſie als ein Werk des ungeſtümen Feuers der Jugend entſchuldige; aber wenn Einer tiefe Verworfenheit, ſittliche Niedrigkeit, von der man nicht auferſteht,

die keine Jugend und kein Genius sühnt, darin finden wollte, dann würden gewiß die Herzen aller begeisterten Verehrer des großen vaterländischen Dichters über solche Lästerung empört sein, und tausend entrüstete Stimmen würden sich dawider erheben; auch Menzel würde sicher nicht zurück bleiben, dessen tiefe Verehrung vor der Schiller'schen Muse ja zu den schönsten Zügen seiner Kritik gehört. Und doch, wenn man die Darstellung des wilden verderblichen Ringens gegen die Heiligkeit der bürgerlichen Ordnung, wie der neuere Roman sie giebt, als eine absolut unsittliche verwirft, und nichts Anderes als eine zerstörende Tendenz darin erkennt, so sehe ich nicht ein, warum man nicht, ganz mit demselben Maßstabe messend, in den Räubern einen Angriff auf die Gesetze zum Schutz des Eigenthums, eine Apologie des Raubes und der Plünderung erblicken soll, wie es denn ja wirklich ehrliche Leute gegeben hat, die die Sache ungefähr so angesehen haben. Wenn man aber, ohne in dieses alberne Extrem zu verfallen, doch in der fraglichen Dichtung, wie überhaupt in der poetischen Richtung der Zeit, in deren Boden sie wurzelt, wirklich einen gewissen Geist des Widerstrebens gegen die bürgerliche Ordnung finden, wenn man behaupten wollte, daß dem zum tragischen Stoffe auserseheuen Kampfe wider dieselbe allerdings ein verwandter Ton im Gemüthe des Dichters entspricht, eine erregbare Saite sympathetisch anklingt, wer möchte auch dann so blind verwerfen und verdammen, statt zu erläutern und zu entschuldigen, wo es sich freilich um eine jugendliche Verirrung, aber doch um die des erhabensten Geistes, der die vaterländische Poesie verherrlicht hat, handelt? Ich glaube, es ist nicht schwer, jene eigenthümliche Gemüthsstimmung, oder wenn Du willst, Ver-

ſtimmung, der dieſe Dichtung entſproſſen, bis zu ihrer Quelle zu verfolgen. Weil die bürgerliche Ordnung der damaligen Zeit ſo manches dem natürlichen, ewigen Rechte, der Freiheit, der Menſchenwürde und dem Menſchenadel Widerſprechende in ſich trug, glaubte die edle, aber regelloſe Phantaſie des Dichters das Freie, das Natürliche, das Edle außerhalb der bürgerlichen Ordnung, außerhalb der Geſellſchaft und ihrer Geſetze, inmitten der durch ſie Verſtoßenen und Geächteten ſuchen zu dürfen. Das war ein Fehlgriff, ein Irrthum, welche die fortſchreitende Bildung des Dichters ſehr bald als ſolche erkannt und ſich von ihnen befreit hat; aber es war kein Verbrechen. Ich nehme eine ähnliche Entſchuldigung für G. Sand und für die Romane, die den Kampf wider den heiligen Mittelpunct unſeres ſocialen Lebens, wider die Ehe, ſchildern, in Anſpruch. So wie dort, kann man auch hier das Unglück haben, in einſeitiger Betrachtung allein die Schattenſeite in's Auge zu faſſen, und kann durch die Uebertreibung der Mängel des Beſtehenden zu einem falſchen und täuſchenden, aber darum nicht verbrecheriſchen Extrem der poetiſchen Phantaſie getrieben werden. Weil Ehen exiſtiren können, die, durch bloße Convenienz geknüpft, des wahrhaft bindenden und heiligenden Moments, des innigſten Einklangs der Gemüther, der Liebe ermangeln, ſo wird hier die wahre, innige, freie Empfindung vorzugsweiſe außerhalb der Ehe, wie dort das freie, edle, männliche Bewußtſein außerhalb der Schranken des Geſetzes und der bürgerlichen Ordnung geſucht. Daß Beide im Kampfe mit dem Unabänderlichen und Unerſchütterlichen untergehen, das iſt ein Opfer, das die Poeſie eben ſowohl wie die Moral fordert, und wodurch ſie, ohne der Moral eine gefliſſentliche Conceſſion zu machen, vielmehr aus

eigener innerer Nothwendigkeit deren Herrſchaft anerkennt: denn jeder Dichter wird fühlen, daß allein der Untergang in ſolchen Fällen ſeinen Helden die Theilnahme erhalten kann, die der Sieg ihnen unwiederbringlich entziehen würde. Das ſcheint mir überhaupt unzweifelhaft, daß dieſe ganze Auffaſſungsweiſe nicht allein eine politiſch und moraliſch falſche, ſondern auch eine in poetiſcher Hinſicht untergeordnete iſt, über die jeder rechte Dichter früher oder ſpäter hinauskommen muß. In Beziehung auf die Wirklichkeit des Lebens braucht es wohl nicht geſagt zu werden, daß die Lebensaufgabe Derer, welche ſich durch Mängel in den bürgerlichen Einrichtungen verletzt fühlen, die iſt, nach Veredlung derſelben, nach der Entwickelung des bei ihnen ruhenden höheren, freieren, geiſtigen Moments zu ſtreben, nicht aber in ohnmächtigem Trotze ſich aus aller bürgerlichen Ordnung heraus zu verſetzen und ihre nothwendigen, ſittlichen Elemente ſelbſt zu verleugnen. Aber auch auf dem Gebiete der Dichtung muß eine reinere und wahrhaftere Anſchauung ſiegen. Gleich wie eine höhere religiöſe Anſicht, von welcher auch die Poeſie durchdrungen worden, an die Stelle des blinden Schickſals der Alten eine weiſe Weltordnung, eine liebende Vorſehung geſetzt hat, ſo hat das Bewußtſein und mit ihm die Poeſie jenes eherne Fatum der bürgerlichen Ordnung, wie es der regelloſen Leidenſchaft erſcheint, jene feſſelnde Nothwendigkeit der Ehe zumal, durch die Gedanken des freien Gehorſams und der Liebe zu beſeelen, und der wilde Kampf löſt ſich auf in Verſöhnung, Vertrauen und willige Hingebung. Gewiß iſt dieſe Auffaſſung keine minder poetiſche, weil ſie eine ſittlich höhere iſt. Aber die Berechtigung der Poeſie, die äſthetiſche wie die moraliſche, ja ihr Bedürfniß, das Moment des Kampfes

in ihren Bereich aufzunehmen und eben durch den Kampf zum Frieden und zur Ergebung hinzuleiten, müſſen nichts deſtoweniger behauptet werden.

Ich habe mich unvermerkt viel weiter, als ich es wollte, in das äſthetiſche Gebiet hineingewagt, auf welchem ich mich als einen ſehr ſchwachen Dilettanten fühle und mich mit einem Koryphäen der Kritik wie Menzel ſicherlich in keinen Streit einlaſſen würde, falls es ſich bloß um eine äſthetiſche Frage dabei handelte. Aber wenn aus dem abweichenden, vielleicht irrigen Urtheil über poetiſche Schöpfungen ein Verbrechen gemacht, wenn ſtatt der kritiſchen Anſicht der Charakter verdammt wird, wenn es ſich alſo um Sitte und Ehre handelt, dann muß jeder ehrliche Mann, ſo gut es eben gehen will, ein Kritiker werden und ſich gegen ſolchen äſthetiſchen Terrorismus zur Wehr ſetzen, etwa wie in den Zeiten des politiſchen Terrorismus jeder friedliche Bürger, der ſonſt nichts von Politik verſteht, ein Politiker wird, weil es ſich leicht um ſeinen Kopf dabei handeln kann. Solchem Schreckensſyſtem gegenüber die Unabhängigkeit des Urtheils zu behaupten, iſt jedenfalls keine unwürdige Aufgabe; denn wenn es ſich noch um tauſend Mal Unbedeutenderes als um ein Paar Romane handelte, ſo darf ſich doch das Urtheil, auch über das Geringfügigſte, nicht durch Verdammungen und Verdächtigungen erſchüttern laſſen.

Ich will Dir ſchließlich nur noch denſelben Wechſel zwiſchen Strenge und Milde, auf den ich Dich eben aufmerkſam gemacht habe, in Beziehung auf den beſonderen Punct, von dem ich ausgegangen bin, nachweiſen. — Als Heine in dem Nachtrage zu den Reiſebildern ſeine, wenn gleich durch einen Angriff niedriger Art hervorgerufene, dennoch empörende Polemik gegen

Platen veröffentlichte, da wendeten ſich die Gemüther Vieler, die ſein Talent geliebt und bewundert hatten, von ihm ab; da fühlten Manche die tiefe Gemeinheit der Geſinnung, in die Heine jetzt in ſeinem Buch über Börne zur Betrübniß aller ſeiner Freunde und zum Jubel aller ſeiner Feinde rettungslos verſunken iſt. Menzel aber, ohne jene Polemik gut zu heißen, fuhr fort, milder über Heine zu urtheilen. Als derſelbe in dem erſten Bande des Salons die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski ſchrieb, da iſt Vielen gar Manches in dieſen Memoiren etwas widerwärtig und ſchmutzig vorgekommen, ſo daß ſie wünſchten, Heine's Talent wäre nie in dieſe Manier verfallen. Menzel dagegen ſpendete dieſem Product großes Lob, ſtellte es mit den Erzeugniſſen von Cervantes und Smollett zuſammen, pries es im Gegenſatze des „ſentimentalen, prüden, frommthuenden Ernſtes unſerer Romane", und ermunterte Heine, in dieſer Manier fortzufahren (Literaturblatt von 1834 Nr. 71). Iſt es nun irgend einem vernünftigen Menſchen unter Denen, die damals ſo viel ſtrenger als Menzel urtheilten, eingefallen, deshalb ſeinen ſittlichen Charakter anzuklagen und aus einer äſthetiſchen Meinungsverſchiedenheit eine moraliſche Verworfenheit zu machen? Oder wenn Menzel ſeiner eigenen Polemik, z. B. gegen A. W. Schlegel, Anſpielungen beigemiſcht hat, die nach der ſtrengen Anſicht Mancher die Gränzen literariſcher Zucht und Sitte überſchritten, hätte darum Einer, deſſen keuſchere Feder ſich eine ähnliche Unziemlichkeit nie hat zu Schulden kommen laſſen, die Ueberſchreitung der ſchmalen Gränze des Anſtandes, das von dem ſeinigen abweichende Schicklichkeitsgefühl als eine ſittliche Abſcheulichkeit verdammen dürfen? Und wenn nun, als kurz nach den hier

angedeuteten Vorgängen jene unerhörte Verfolgung gegen einige junge Schriftsteller ausbrach, manche Männer von der strengsten, tadellosesten Sitte im eigenen Leben und in der eigenen literarischen Wirksamkeit jene geschmähten Producte milder beurtheilten, wenn sie in denselben mehr oder weniger Unreifes, Abgeschmacktes, ästhetisch Werthloses, nicht aber jene empörende Verworfenheit, jene grauenhafte Niederträchtigkeit erblickten, die ihnen Schuld gegeben ward, war irgend Jemand berechtigt, statt das Urtheil und seine Gründe zu bekämpfen, den Beurtheiler nicht des Irrthums, sondern der Beförderung der Unsittlichkeit, wie es durch Menzel geschehen, anzuklagen? Und wenn eben jene ungewöhnliche, erstaunliche Art der Verfolgung manche Ehrenmänner zur Milde gegen die Verfolgten gestimmt hat, so hat Menzel freilich dieses Motiv für verkehrt und unzulässig erklärt: doch ich will dem Ehrgefühl der deutschen Nation gern über diesen Punct die Entscheidung überlassen.

In allen Dingen aber wollen wir darnach streben, dem Urtheil seine gefährdete Unabhängigkeit zu behaupten, dem Streit der Ansichten seine zum Theil eingebüßte geistige Würde wieder zu gewinnen. Der Ueberzeugung wollen wir Ueberzeugung, den Gründen Gründe entgegensetzen; werden wir des Irrthums überführt, so wollen wir gern der Wahrheit die Ehre geben, und wollen unsere Meinungen ja nicht für unfehlbar halten. Aber der Verdammung und Verdächtigung seines Wollens und Strebens, seiner sittlichen Absicht und Gesinnung halte Jeder, den ein sicheres, sittliches Bewußtsein trägt und hebt, den Schild der wohlverdienten Verachtung entgegen.

Dein

G. K.

Neunter Brief.

Februar 1841.

Du machſt mich darauf aufmerkſam, lieber Freund, daß ſo manche Kritiker, über deren Aeußerungen wir uns beſchweren müſſen — und unter ihnen namentlich Menzel — gegen einzelne jüdiſche Schriftſteller in ihren Urtheilen gerecht, ja wohlwollend ſind, während ſie ſich darin gefallen, die Geſammtheit der Juden zu kränken. Ich kann mich nicht entſchließen, ſolchen Kritikern hiefür dankbar zu ſein, zumal da ſie ſelbſt das dem Einzelnen gezollte Lob oft zur Schmähung einer unbeſtimmten Menge benutzen. Ich wünſchte von ganzem Herzen, die Herren beobachteten das entgegengeſetzte Verfahren. Sie mögen uns Einzelne tadeln und ſchelten, ſo viel ſie wollen; wir können uns vertheidigen, und es kann ein ehrlicher Kampf zwiſchen uns gekämpft werden, in dem Wahrheit und Kraft den Sieg verleihen. Aber das wollen ſie eben nicht; ſie werfen die Geſchoſſe ihrer Verleumdungen lieber unter die Maſſe, weil ſie wehrlos, weil ihr eine einleuchtende, durchgreifende Rechtfertigung kaum möglich iſt, ſo daß man ziemlich ſicher ſein kann, daß an ihr von der Verdächtigung immer etwas hängen bleibt. Iſt es nun gleich meine Abſicht, der Streitfrage dieſen vagen Charakter zu entziehen und ſie auf das Feld beſtimmter Thatſachen und Perſönlichkeiten hinüberzuführen, ſo würde ich es doch für ſehr kleinlich und meinem Zwecke nicht entſprechend halten, wollte ich in dieſem Sinne jeden Antheil muſtern, den irgend ein obſcurer Schriftſteller, der zufällig Jude iſt oder zu ſein aufgehört hat, an der Literatur unſerer Tage genommen hat. Ich verzichte ſehr gern auf die Vortheile, die

auf dieſem Wege für die Discuſſion zu gewinnen wären. Ich könnte z. B. Menzel'n, der den Namen eines getauften Juden, welchen er unter ſeinen Gegnern auftreiben kann, mit ſolcher Zärtlichkeit hegt und mit ſolcher Zähheit ausbeutet, nachweiſen, daß zwei Recenſenten ſeines Literaturblattes, die in früherer Zeit ſeinen Eifer gegen die franzöſiſche Dramatik und Romantik, gegen V. Hugo und G. Sand, getheilt haben, gerade in derſelben Art wie Heine Juden ſind, d. h. nicht mehr ſind. Ich könnte Denen, die in die Polemik gegen Börne eine ſolche Fülle von Gehäſſigkeit gegen die Juden hineingetragen haben, bemerklich machen, daß zwei der Gegner, mit denen ſich Börne in den ſpäteren Bänden der Briefe zu ſchaffen macht, abermals gerade in der Art Juden ſind wie Börne ſelbſt. Ich kann die vier Namen nennen, wenn es gefordert wird; aber ich thäte es ungern; denn ich kann es nicht billigen, daß man an Schriftſtellern Eigenſchaften und Lebensverhältniſſe hervorhebe, die ſie als Schriftſteller nie geltend gemacht haben. Auch bewieſe ſolche Anführung freilich viel für die Erbärmlichkeit unſerer Gegner, die denſelben Umſtand, wo er ihrer Gehäſſigkeit dienen konnte, auf die niedrigſte Weiſe benutzt haben, aber ſie würde nicht das Geringſte für die Sache bedeuten. Das iſt das Eigenthümliche in dieſem Streite, daß wir uns ſorgfältig hüten müſſen, uns nicht der Waffen unſerer Gegner zu bedienen, ſo trefflich ſie uns auch gegen ſie zu Statten kämen, uns nicht auf einen Boden mit ihnen zu ſtellen. „Antworte dem Thoren nicht nach ſeiner Thorheit, damit du ihm nicht gleich werdeſt.“ — Dieſes weiſen Spruches müſſen wir oft eingedenk ſein.

Wohl aber kann es ersprießlich und fruchtbringend werden, solche literarische Charaktere in's Auge zu fassen, die ihr Judenthum in ihrem geistigen Wirken nie verleugnet, sondern es dem Freunde wie dem Feinde offen dargeboten haben. Hier sind lebendige Beziehungen zu unseren Bestrebungen zu finden, über welche sich zu verständigen wünschenswerth ist. Hier ist auch die Berichtigung irriger Urtheile über die Männer, und mehr noch über ihre Stellung zur Sache, von Werth, es knüpft sich da meist Allgemeines an das Besondere, und nur seiner Beziehungen zum Allgemeinen wegen soll ja hier das Besondere besprochen werden. Einer dieser Charaktere und gewiß der edelsten einer ist Michael Beer, der Dichter des Paria und des Struensee, und ich reihe Das, was ich in Beziehung auf ihn auf dem Herzen habe, wieder am Besten an eine kurze Recension Menzel's (Literaturblatt von 1836 Nr. 60) an, die Wahres und Irriges in enger Verbindung enthält. Die wohlwollende Beurtheilung hebt mehr das edle Streben, die schöne Gesinnung des Mannes hervor, denen seine günstige äußere Stellung mit ungetheilter Hingebung sich zu widmen ihm gestattete, als sein Talent: eine Auffassung, die mir eine ganz richtige zu sein scheint. An Seitenhieben auf andere Juden fehlt es, wie Du denken kannst, auch nicht. Die Stellen der Recension, die ich besonders im Auge habe, lauten wie folgt: „Die Blüthe von Beer's Poesie scheint uns der Paria. „In edler Einfachheit ist hier der Kampf des heiligsten und „schönsten Menschenrechts mit der Macht unvernünftiger Vor„urtheile dargestellt. Uns dünkt, diese anspruchslose Einfachheit „sei weit siegreicher, als die tollgewordene Prosa voll Gift und „Galle, in der einige seiner Glaubensgenossen sich in Bekämpfung

„ähnlicher Vorurtheile ergossen haben." — — „Ein edles Be„streben, eine durchaus reine und hohe Tendenz findet man „überall in seinen Werken, und viele der schönsten Gefühle und „Gedanken, wie sie dem wahren Dichter ziemen."

Statt der übelwollenden Entgegenstellung von der tollgewordenen Prosa hätte hier vielleicht ein Billigerer die Nutzanwendung gemacht, daß doch in Michael Beer und seinem poetischen Streben unendlich mehr Beziehung zu dem geistigen Leben und Wollen der Juden enthalten sei, als in der Richtung jener Schriftsteller, die man eben damals, vermittelst der Herbeiziehung eines einzigen „Exjuden", zu so ungeheuren Schmähungen gegen die Juden ausgebeutet hat. Statt dessen wird Gelegenheit genommen, den jüdischen Schriftstellern ihre Hitze vorzuwerfen. Ich wünsche, der Recensent hätte die Schriftsteller genauer bezeichnet, an die er gedacht hat; dann ließe sich gründlicher über die Sache reden; denn, wie die Dinge stehen, ist es sehr schwer zu ermitteln, wer denn eigentlich gemeint ist, wenn von Juden die Rede ist. Hat er an Börne gedacht, so hat er Unrecht gehabt, ihn als Michael Beer's Glaubensgenossen zu bezeichnen. Er kann aber auch z. B. an mich gedacht haben, dann ist ihm kein moralischer Vorwurf zu machen, und wir haben dann nur über eine Meinungsfrage zu streiten. Es spricht hier sogar für Menzel, daß er denselben Vorwurf mir mit Nennung meines Namens vorher schon gemacht hatte, aber freilich in viel milderer, schonenderer Weise. Es war in einer Recension über meine Beurtheilung der Badischen Ständeversammlung von 1833 (Literaturblatt von 1835 Nr. 78 und 79). Die Recension war voll der wärmsten Zustimmung zu meinen Ansichten, schloß aber mit der Bemerkung:

„Die Sprache des Verfaſſers wird am Schluß ſo ſchonungslos, „daß ich fürchte, er werde nicht überzeugen, ſondern nur er„bittern," und mit Ermahnung an die Badiſche Kammer: „ſie „möge nicht ſowohl auf den Zorn und Unmuth des Klagenden „als auf ſein Recht, nicht auf die Ungerechtigkeit ſeiner Sprache, „ſondern auch auf die Gerechtigkeit ſeiner Sache ſehen u. ſ. w." Zwiſchen dieſem würdig und mäßig gehaltenen Tadel bis zu der „tollgewordenen Proſa voll Gift und Galle" iſt ein ziemlich weiter Abſtand, der um ſo weniger zu erklären wäre, als ich in der Zwiſchenzeit zwiſchen den beiden Aeußerungen nicht eine Zeile hatte drucken laſſen. Es iſt alſo doch nicht wahrſcheinlich, daß ich gemeint bin. Indeſſen will ich gern die Deutung annehmen, die für den Verfaſſer die günſtigſte iſt und die nur von meiner Seite der Rechtfertigung bedarf, die mir jedenfalls gegen die Recenſion von 1835 obliegt. Warum Menzel an meiner Schrift über die Badiſchen Verhandlungen ihre Heftigkeit gerügt hat, während er wider meine Flugſchrift gegen Paulus oder wider die durch den Streit über die Briefe Börne's veranlaßte, obgleich beide weit heftiger in ihren Aeußerungen waren, den gleichen Tadel nicht ausgeſprochen, ſondern ſie ohne Ausnahme gebilligt hat — ob vielleicht darum, weil in dieſen beiden Fällen meine Abneigungen mit den ſeinigen ſympathiſirten — laſſe ich dahingeſtellt; ich erwähne es auch nur, um zu zeigen, wie leicht man dieſe Dinge in verſchiedener Stimmung ganz verſchieden anſieht. Im Uebrigen geſtehe ich, daß ich das Lob der Sanftmuth nicht verdiene, und will mich auch nicht rühmen, die Gränze, welche in dieſer Hinſicht der Schriftſteller nicht überſchreiten ſollte, in der Hitze des Streites immer ganz genau eingehalten zu haben. Gegen den oben erwähnten

milderen Ausdruck des Tadels würde ich mich vielleicht nicht ganz vertheidigen können, aber die „tollgewordene Prosa voll Gift und Galle", die brauche ich mir nicht gefallen zu lassen. Einem Vorwurf der Art aus Menzel's Munde könnte man auch das Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? und den weisen Spruch vom Balken im eigenen und dem Splitter im fremden Auge mit allem Recht entgegensetzen. Sollen wir etwa von ihm, von Menzel, von seiner Polemik, Mäßigung und Milde lernen? Sollen wir uns ein Beispiel nehmen an der schonenden Weise, wie er z. B. gegen Johannes Müller, gegen Göthe gestritten hat? Sollen wir Anstand und Urbanität im Wortkampfe von Dem lernen, der sich gegen den todten Müllner eines Ausdrucks bedient hat, dessen widrige Rohheit mehr an die Sprachweise eines Hébert und Chaumette erinnert als irgend etwas bei denjenigen Schriftstellern, die er so gern und wiederholt durch die Zusammenstellung mit jenem Namen besudelt und verhaßt gemacht hat? Ich räume gern ein, daß Menzel in den meisten Fällen wenigstens geglaubt hat, sich für Wahrheit, Freiheit, Vaterland, Sittlichkeit zu ereifern, und daß einem solchen Eifer viel zu Gute zu halten, selbst wenn er sich in der Beurtheilung einzelner Erscheinungen irren sollte. Aber auch wir sind von der Ueberzeugung durchdrungen, für die höchsten Ideen, für die edelsten sittlichen Güter zu kämpfen. Wir streiten nicht bloß gegen ein Unrecht, dem unser bürgerliches Dasein zum Raube wird, nicht bloß für ein Princip der Wahrheit und der geistigen Freiheit, dem wir die schwersten Opfer bringen, sondern auch gegen Haß und Verleumdung für die Ehre des väterlichen Glaubens, für die Reinheit der durch ruchlose Schmähungen gelästerten, angestammten Sitte. Wir

dürfen also auch Entschuldigung ansprechen, wenn es einmal überwallt, wenn das empörte Gefühl uns einmal über die rechte Gränze hinausreißt. Zu einem wissentlichen Unrecht, zu einer Unredlichkeit hat uns der Zorn nie verleitet. Keiner hat uns je mit Fug vorwerfen können, daß wir für seine literarischen Sünden seine Person haben büßen lassen. Nie haben wir Einem die Worte verdreht, nie haben wir Jemanden Meinungen und Gesinnungen untergeschoben, die er nicht hatte; wir sind immer Silbe für Silbe mit der sorglichsten Genauigkeit den Ansprüchen unserer Gegner gefolgt, unsere derbsten Züchtigungen haben nie etwas Anderes getroffen als das lügnerische, das kränkende Wort. So weit unser Thun! Es wäre zu wünschen, daß Alle, die auf irgend einem Puncte an der literarischen Polemik unserer Tage Theil genommen, mit gleich gutem Gewissen Dasselbe von sich sagen könnten. Wie es im Herzen aussieht, von welcher Art die Gesinnung ist, die dem heftigen Worte zu Grunde liegt, darüber kann Der allein urtheilen, der Herz und Nieren prüft. Ich kann vor Gott die Versicherung geben, daß ich nie gegen irgend einen meiner Gegner einen persönlichen Haß im Gemüth empfunden habe, daß sich meine Leidenschaft nie über die Sache hinaus auf die Person erstreckt hat, daß ich nie gewünscht habe, einen Ruf zu beflecken, eine literarische Wirksamkeit zu hemmen, daß ich den am heftigsten bekämpften Gegner lieben würde von dem Augenblicke an, wo er sich durch ein offenes Bekenntniß des Irrthums, durch den Widerruf schwerer Kränkungen einer Gesammtheit meine und aller Ehrenmänner Achtung wieder verdiente. Darum bekümmert mich denn der Vorwurf leidenschaftlicher Hitze nicht allzusehr, wenn ich auch keineswegs sagen kann, daß ich ihn gar nicht zu verdienen glaube.

Einen ähnlichen Seitenhieb knüpft Menzel (die deutsche Literatur Bd. 1. S. 269) an die Würdigung des Edelsten und Weisesten unter den Juden der letzten Jahrhunderte an. „Der „edle Jude Mendelssohn," sagt er, „Lessings Freund „war einer der feinsten und weisesten Moralphilosophen und „Erfahrungsseelenlehrer, würdig, das Vorbild zum Nathan „gewesen zu sein. Möchten sich ihn seine modernen Glaubens„genossen zum Muster nehmen! Auch er litt durch die Rohheit „der Christen, aber er vertheidigte sich nur durch einen einzigen „heiteren Scherz. Als er zu Friedrich dem Großen ge„rufen wurde, und der Kammerhusar ihn nicht einlassen wollte, „da er ihn nicht für den berühmten Philosophen, sondern für „einen gemeinen Juden hielt, sagte er: „nun ja, ich komme, „um zu schachern". Diese des Weisen würdige Mäßigung hat „ihm eine allgemeine Ehrfurcht erweckt, wie sie unsere hitzigen „Juden nicht erringen werden." Das ist ein Muster, das wir uns gerne gefallen lassen, und dem wir uns freilich an hoher Seelenruhe so wenig wie in irgend einer anderen Eigenschaft des Geistes oder des Gemüths zu vergleichen wagen. An Mendelssohn könnten sich außer den hitzigen Juden noch gar manche andere hitzige Leute ein Beispiel nehmen. Ich habe die Gründe, die, auch ganz abgesehen von der verschiedenen Würdigkeit der Personen, bei den Kindern unserer Zeit jene hohe Ruhe nicht leicht aufkommen lassen, an einem anderen Orte (Ueber Lessings Denkmal S. 5 bis 10*) darzulegen versucht. Hier will ich nur bemerken, daß die Schilderung, die Menzel von jener Mendelssohn'schen Ruhe giebt, etwas

* Oben S. 6 bis 22.

gar zu matt ausgefallen ist. Ich weiß nicht, aus welcher Quelle die angeführte Anekdote geschöpft ist. Wenn sie gegründet ist, so muß ich gestehen, daß mir jene Antwort nicht eben zu den bedeutendsten, selbst unter den scherzhaften Aeußerungen Mendelssohns zu gehören scheint, und daß sie gerade zu der allgemeinen Ehrfurcht, die seinem Charakter gezollt ward, beigetragen habe, wird Menzel doch wohl nicht im Ernste behaupten wollen. Das Mißverständniß eines Kammerhusaren würde am Ende wohl auch einen „unserer hitzigen Juden" nicht eben sehr erhitzt haben. Soll aber die Angabe, daß sich Mendelssohn „nur durch einen einzigen heiteren Scherz" vertheidigt habe, nicht bloß auf seine Beziehungen zu besagtem Kammerhusaren, sondern auf sein gesammtes Leben und Wirken sich beziehen, so ist die Uebertreibung für eine Literaturgeschichte etwas stark. Eine so vollständige Lammsnatur, wie er es hätte sein müssen, um allen Rohheiten seiner Zeit, auch wenn sie nicht von Husaren herrührten, nichts als jenen einen Scherz entgegenzusetzen, ist Mendelssohn bei aller Seelenruhe wahrhaftig nicht gewesen. Wer seine warme Vorrede zu der Uebersetzung von Manasse ben Israels Rettung der Juden, seine Bemerkungen gegen Michaelis's Recension von Lessing's Lustspiel „die Juden," seine Zurückweisung Lavater's und eines Herrn Kölbele in Frankfurt a. M., der den bei aller Befangenheit weichen und wohlmeinenden Lavater in's Pöbelhafte übersetzte, gelesen hat, Der wird finden, daß die Darstellung von Mendelssohn's Milde in obiger Skizze ein wenig in's Karrikirte streift.

Ich muß jetzt noch einmal zu Michael Beer zurückkehren und zu der zwischen seiner „edlen Einfachheit" und unserm

Ungestüm gezogenen Parallele auch die Kehrseite in's Auge fassen. Die Manen des trefflichen, leider so früh dahin geschiedenen Mannes werden mir nicht zürnen, wenn ich in der reinsten Absicht und mit der wärmsten Verehrung vor einem guten und schönen Charakter auch einer leichten Schwäche werde erwähnen müssen, die weniger ihm als seiner Generation, den Einflüssen und Umgebungen seiner Jugend zur Last fällt, und wenn ich dagegen einen Vorzug hervorhebe, den unsere Zeit mit ihrer vielgetadelten, unverhaltenen Heftigkeit vor jener Periode, in welcher er seine erste Bildung empfing, voraus hat. Die flüchtigen persönlichen Berührungen, die ich mit Michael Beer gehabt habe, haben die Ueberzeugung in mir bestätigt, die der Geist seiner Dichtungen wecken mußte, und die Alle, die ihn je kannten, getheilt haben, daß er, so wie für alles höhere Menschliche, so auch für die Sache seiner Glaubensgenossen warm und tief in der Stille seines Herzens empfunden hat, daß er das bürgerliche Unrecht, so wenig es auch ihn, der frei und unabhängig meist im Auslande lebte, persönlich berührte, lebhaft gefühlt hat, daß er durch die Vorurtheile und Gehässigkeiten, die er in seinem Vaterlande noch walten sah, auf's Schmerzlichste verletzt wurde und der aufgehenden Sonne einer besseren Zeit sehnsuchtsvoll entgegensah. Allein es ist bezeichnend für die Gefühlsweise und die Einflüsse der Zeit, der er angehörte, daß er diese ihm so nahe liegenden Empfindungen erst auf Indischen Boden hat verpflanzen müssen, um sie laut werden zu lassen, daß er den Juden unter dem Paria verbergen zu müssen geglaubt hat; was, wenn es auch der poetischen Schönheit zu Gute gekommen wäre, doch wohl der Wahrheit einigen Abbruch gethan hat. Ich räume von Herzen gern ein,

daß der Paria viel ſchöner iſt als Alles, was wir Anderen je in ſchlichter Proſa gegen Religionshaß und Kaſten-Unterdrückung geſchrieben haben; nur das Lob der größeren Einfachheit, die Menzel wiederholt hervorhebt, iſt gerade das Einzige, das ich jener Behandlungsart nicht vorzugsweiſe zuſprechen möchte. Schön mag es ſein, die heißen, drängenden Fragen der Gegenwart in das Gebiet der Phantaſie hinüberzuſpielen oder in eine weite Ferne, die für den Leſer oder Zuſchauer kaum ein anderes Gebiet als das der Phantaſie bedeutet. Aber einfacher iſt es doch wohl, ein Ding bei ſeinem rechten Namen zu nennen, das Uebel da zu bekämpfen, wo es ſeinen Sitz hat, ein Europäiſches Unrecht in Europa, nicht auf dem Umweg über Indien: ich glaube, das würde mir der edle Verſtorbene ſelbſt willig eingeräumt haben. Es möchte ſelbſt in äſthetiſcher Beziehung noch der Unterſuchung bedürfen, ob nicht in jener begeiſterten und liebenswürdigen Dichtung gerade die poetiſche Wahrheit und Einfachheit doch ein wenig gelitten hat unter der ſteten Beziehung auf eine Empfindung und ein Verhältniß, die der Dichter zugleich ausdrücken und verhüllen wollte, ob nicht die ſchlichte Natürlichkeit der Charaktere und Situationen eben dadurch ein wenig verrückt wird, daß durch den Indiſchen Paria allzuſehr der Jude unſerer Tage durchſchimmert. Die Poeſie ſoll das Allgemeine durch das Beſondere, die Idee durch das Ereigniß darſtellen und anſchaulich machen; aber ein Beſonderes durch ein anderes Beſondere ausdrücken oder durchblicken laſſen zu wollen, iſt weniger ihre Aufgabe und möchte eher in den Bereich des Witzes, der Parodie gehören. Dies nur beiläufig. In der Hauptſache habe ich es nicht mit einer Frage der Aeſthetik, ſondern der Gemüthsſtimmung zu thun.

Ich glaube, daß dem geistreichen und redlichen Michael Beer bei aller Innigkeit des Gefühls, bei aller warmen Liebe zu der heiligen Sache des Menschenrechts und der Gewissensfreiheit doch etwas gefehlt hat, das wir zornigen, wir „tollgewordenen" Prosaiker vielleicht besitzen, und das wir gegen die hohen Vorzüge, die wir seiner Muse gern und freudig einräumen, als ein kleines Gegengewicht in die andere Wagschale legen möchten. Ich bin der Meinung, es wäre wohlthätig für den zartfühlenden, aber auch bis zur Schwäche reizbaren Michael Beer gewesen, wenn er ein wenig von unserem gesunden, frischen Zorn in seinem Blute gehabt hätte; es würde ihm manchen nutzlosen, nagenden Schmerz erspart, würde ihn in kräftigerer Stimmung — und wer weiß, ob nicht am Leben — erhalten haben. Ich muß hier auf Thatsachen in dem äußeren und inneren Leben des Dichters hindeuten, die ich mich scheuen würde zu berühren, wenn sie nicht schon anderwärts längst wären öffentlich besprochen worden, (s. Lewald's Panorama von München, 1r Thl. S. 76—79) und in den Schilderungen aufrichtiger Freunde des Verstorbenen leider! ihre Bestätigung fänden. Die Lehre, die ich daraus ziehen, der Gegensatz, den ich dazu geltend machen will, liegen freilich nicht ganz auf der Oberfläche und werden nur Dem völlig verständlich sein, dessen Seele ähnlichen Empfindungen nicht fremd ist. Anderen werde ich sie vielleicht durch die Vergleichung mit einem verwandten Ereigniß näher führen. Du erinnerst Dich gewiß der traurigen Geschichte von dem jungen Manne aus den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, der zum Modell des Werther gesessen hat, um dessen frühen Tod so viele Herzen getrauert haben, und von dem man nicht zu ermitteln vermochte, ob sein Selbstmord mehr das Werk des

Liebesgrams oder die Folge einer Kränkung gewesen, die ihm in einer Gesellschaft hochmüthiger Junker widerfahren war. Ich habe es hier nur mit dem letzteren Motiv zu thun. Denke Dir an die Stelle jenes unglücklichen jungen Mannes einen Bürgerlichen, der, ein Menschenalter später, in dem Bewußtsein freien, durch sich selbst bestimmten Menschenwerthes zum Manne herangewachsen. Ein Solcher würde, unbefangeneren Blickes, wohl den beschränkten Charakter eines solchen Kreises schon von fern wahrgenommen, er würde die dumpfe Luft eines sich abschließenden Gebiets beim ersten Eintritt empfunden und ihm den Rücken gekehrt haben. Hätte ihn aber ein lästiger Zufall in solche saubere Gesellschaft gebracht und ihn die Aeußerungen eines dummen Stolzes empfinden lassen, er hätte Verachtung mit Verachtung, Beleidigung mit Beleidigung erwidert, und sein innerstes, heiligstes Leben, das Gefühl seiner Mannesehre, das Bewußtsein seiner Menschenwürde wären durch die Aeußerungen jener aufgeblähten Gemeinheit eben so wenig wie durch die Schmähungen eines Pöbelhaufens verletzt worden. Er wäre vielleicht sehr derb und zornig geworden gegen jenes vornehme Gesindel; aber kein nagender Wurm hätte an seinem Herzen gezehrt, kein geheimer Gram hätte seine Seele vergiftet; kein Keim des Trübsinns und des Selbstmords wäre in das aufgewühlte Erdreich eines schönen und edlen Lebens gelegt worden. Setze an die Stelle des Bürgerlichen den Juden, an die der adligen Gesellschaft die christliche, an die Stelle eines einzelnen Ereignisses die Stellung eines ganzen Lebens, und Du wirst ein ziemlich treues Bild von dem Gegensatze haben, den ich bezeichnen wollte. Auch die Gesellschaft, in welcher Michael Beer gekränkt worden, war eine sehr vornehme;

aber ſie hat nicht den Bürgerlichen, — den hätte wohl in unſeren Tagen der Dichter ausgeglichen, — ſondern den Juden in ihm gekränkt. Zum Selbſtmord freilich haben ſie ihn nicht getrieben; daß aber eine in vornehmen Kreiſen erfahrene Zurückſetzung die letzten Tage ſeines Lebens verbittert, daß ſie in ſeine allzureizbare Stimmung den Keim zu der tödtlichen Krankheit gelegt hat, die einem Leben, das, von ſeltenen Gaben des Genies wie des Zufalls begünſtigt, zu den ſchönſten und glücklichſten gehören ſollte, ein ſo frühes Ende brachte, — das iſt leider nur allzuwahrſcheinlich. Er, den ſeine durch die reichſten Mittel unterſtützte Wohlthätigkeit zu einem Gegenſtande ſegnender Verehrung machte in den Kreiſen vieler Dürftigen, dem ſein Talent und der Adel ſeines Charakters innige Liebe erwerben mußte in jedem harmloſen und anſpruchsloſen, gebildeten Kreiſe: er war nicht frei von der Schwäche, den Umgang der Vornehmen aufzuſuchen; er glaubte in den höchſten Kreiſen, weil er ſie für die edelſten hielt, die Freiheit von jedem confeſſionellen Vorurtheil zu finden, die er ſonſt in ſeinem Vaterlande vergebens ſuchte; er hat die arge Täuſchung ſchwer büßen müſſen! Hätte er die rechte Geſinnung gehabt, wie ſie der Bürger dem Adel, der Jude dem Chriſten, kurz, wie ſie Jeder Dem gegenüber, der ihm mit hochmüthiger Mißachtung begegnen zu können meint, hegen und ausdrücken ſoll, ſo hätte er ſolche Kreiſe nie geſucht, hätte Geiſt und Gemüth in Fülle in äußerlich niedriger geſtellten gefunden, hätte den Vornehmen, wenn er einmal in Berührung mit ihnen gerathen, bei der erſten Spur von Dünkel und Vorurtheil den Rücken gekehrt, hätte vielleicht einen augenblicklichen Zorn über die hochmüthige Thorheit empfunden: aber ſein Herzblut wäre ſicherlich nicht

davon vergällt worden. So wie der junge Jeruſalem ſeiner Zeit wohl das letzte Opfer bürgerlicher Empfindlichkeit gegen adliges Vorurtheil und adlige Geringſchätzung geweſen iſt, ſo hoffe ich, daß Michael Beer in gleicher Weiſe das letzte Opfer jüdiſcher Empfindlichkeit gegen chriſtliches Vorurtheil und chriſtliche Geringſchätzung geweſen ſein wird. Friede ſei mit der Aſche Beider! Wir, die Kinder der Gegenwart, Plebejer oder Juden, wir leiden nicht mehr unter dem Hochmuthe, wenn wir auch noch unter dem Drucke litten, wir können bürgerlich unterdrückt, aber nicht ſittlich gedemüthigt werden. Wir nehmen politiſche Gleichheit in Anſpruch: aber die geiſtige haben wir uns errungen. Wir haben das Verwerfliche, das Niedrige des uns entgegenſtehenden Uebermuthes, des uns feindlichen Standes- oder Glaubens-Vorurtheils erkannt; darum zürnen wir wider dieſelben, darum ringen wir mit ihnen. Scheltet nur unſeren Zorn und unſeren Kampf; ſie ſind es doch, die uns innerlich ſtark und geſund erhalten; in ihnen iſt das heilende Gegengift wider die vergiftenden Einflüſſe des Haſſes und des Hochmuths, wider den ſittlichen Tod der Demüthigung und des ſteten Gefühles der Kränkung. Das iſt die wahre, hohe, geiſtige Bedeutung des demokratiſchen Princips unſerer Tage, daß jeder unterdrückte Stand, jede der Geburt oder des Glaubens wegen zurückgeſetzte Claſſe in dem Kerne ihres Bewußtſeins, in dem Gefühle ihrer Menſchenwürde die Kraft des ſittlichen Widerſtandes finde und den Sieg der geiſtigen Befreiung vor der bürgerlichen feiere. In ſo fern haben wir, auf denen nicht das Gewicht eines einzelnen privilegirten Standes, ſondern das der großen bevorzugten Mehrheit der bürgerlichen Geſellſchaft drückend laſtete, wir, die wir von der Demokratie,

wo sie als Partei auftritt, oft genug verschmäht und mißhandelt werden, doch die äußerste, letzte und schwerste Anwendung des demokratischen Princips in dessen edelster Bedeutung an uns durchzuführen.

Denn von dieser einen Seite freilich ist mein Gleichniß mangelhaft, das muß ich einräumen. Dem Bürgerstande mußte es unendlich viel leichter werden, sich von dem moralischen Uebergewichte des Adels geistig zu befreien, jede Spur peinlicher Unterordnung in seinem Gemüthe zu verwischen und zu aller der Unbefangenheit zu gelangen, die das sichere Gefühl freier und gleicher Menschenwürde allein zu geben vermag, als uns das Alles der christlichen Mehrheit gegenüber werden kann. Dort brauchte nur der erste Gedanke der Freiheit zu erwachen, und das Werk der geistigen Befreiung war bald vollbracht. Es brauchte dem Bürgerstande nur das Eine zu voller Klarheit gebracht zu werden, was er denn eigentlich sei, wie er alle wesentlichen Bestandtheile der bürgerlichen Gesellschaft in sich schließe, und er konnte leicht mit einem einzigen frischen Athemzuge den drückenden Alp eines alten Wahnes von seinem freigewordenen Bewußtsein abwälzen. So wie es nur Tag geworden um ihn, sah er alle wirkliche Kraft und allen wahrhaften Reichthum des Staatslebens auf seiner Seite, und nur ein erblassender, ohnmächtiger Schatten stand ihm gegenüber. Das weckende Zauberwort der Wahrheit: „Was ist der dritte Stand?", das die politische Revolution begonnen, hat jene geistige vollendet. Ganz anders ist es mit uns. Wir sind ein schwaches Häuflein, und eine ungeheure Macht steht uns entgegen. Dennoch ist die Aufgabe dieselbe, dennoch ihre Lösung unerläßlich; nur ist sie weit, weit schwerer; nur erfordert sie größere Anstrengung

und Kraft des Charakters; darum ſollte man um ſo nachſichtiger ſein, wenn Die, die daran mit ihrer beſten Kraft arbeiten, einmal ein wenig ungeſtüm dabei werden. Trotz allem Vorurtheil, trotz allem Uebelwollen, trotz aller dünkelhaften Geringſchätzung, das reine Bild freier Menſchlichkeit in uns zu entwickeln und zu bewahren, in welchem keinerlei Spur anzutreffen von der traurigen Einwirkung jener ſchlimmen Dämonen — denn jede ſolche Einwirkung, wie ſie auch geſtaltet ſei, iſt vom Uebel — das iſt die Aufgabe, die ſich ein Jeder von uns zu ſetzen hat. Menzel hat einmal in Beziehung auf uns folgende Phraſen ausgeſprochen, die Gottlob! nichts als ſinnloſe Gemeinplätze ſind, die aber entſetzlich wären, wenn ſie Wahres enthalten könnten. „Jeder Jude von Ehrgefühl muß den Fluch „ſeines Stammes ſchwer empfinden, und wenn nicht jeder zu „der hohen Weisheit und inneren Ruhe eines Nathan und „Mendelsſohn gelangt, wenn das Gefühl, ſich um der bloßen „Geburt willen verachtet zu ſehen, herzfreſſenden giftigen Haß „erzeugt, wie es bei Börne der Fall war, oder jene buben„hafte Erfrechung, mit der Heine die deutſche Literatur be„fleckt hat, ſo darf man ſich nicht darüber wundern. Es iſt „nicht unnatürlich. Dieſelbe Urſache bringt hier nur verſchiedene „Wirkungen hervor. Die Verachtung muß in edeln Gemüthern „eine Reſignation erzeugen, die ſie fähig macht zu wahrhaft „heiligen Erhebungen; in gemeinen, niedrigen Naturen aber „muß ſie zu Extravaganzen führen, wie wir ſie in der von „Heine vorgeſchlagenen Emancipation des Fleiſches, Ver„höhnung aller Moral und Abſchaffung jeder geiſtigen Religion „haben kennen lernen. Wo man dem Menſchen ſein Menſchen„recht nicht gönnen will, wird er ſich dem Engel nähern oder

„der Beſtie." — Was in dieſen Worten die Literatur angeht, darüber habe ich genug geſagt, mit Ausnahme des auf Börne Bezüglichen, deſſen Beſprechung mir noch obliegt; ich habe es hier nur mit Dem zu thun, was das Leben, was uns Alle angeht. Daß das Obige in einer Recenſion über Joel Jacobi geſagt wird, und daß es dieſer iſt, der in die Nähe der Engel verſetzt wird, macht die Sache freilich komiſch und kann Denen zum Troſte dienen, denen eine Stelle in der Nähe der Beſtien angewieſen wird. Aber der Unſinn hat eine ſo ernſte Seite, daß man die komiſche leicht vergißt. Soll der „Fluch eines Stammes" hier etwas Wirkliches, Geſchichtliches, Religiöſes bedeuten, ſo erwidere ich, daß dieſe Vorſtellung eine gräuliche, Gott und die Menſchheit ſchändende iſt, die der Wahnſinn erfunden und der finſtere Aberglaube durch die Jahrhunderte getragen hat, die aber eine beſſere Zeit längſt mit den Hexenproceſſen und Ketzergerichten aus ihrem Schooße verbannt glaubte. Findet ſich noch irgendwo eine ähnliche Anſicht, giebt es noch alberne Fanatiker, welche von Zeit zu Zeit die Chriſtenheit erinnern, ihres Berufes eines Fluchvollſtreckers an Iſrael eingedenk zu ſein, ſo kann ich darin nur eine Schmach erblicken für Die, die ſich zu ſolcher Lehre bekennen. Aber unſer Gemüth berührt das Alles ſo wenig, wie die Träume eines Wahnwitzigen das Gemüth des Geſunden berühren. Wenn der Pöbel mancher Gegenden Frankreichs noch an die Macht der Hexen glaubt, und nicht ſelten dadurch Morde veranlaßt werden; wenn ein Theil des Spaniſchen Pöbels die Ketzergerichte hoch leben läßt, wenn der Pöbel Syriens ſammt einigen Verworfenen in einem Winkel Deutſchlands das Schandmährchen vom Chriſtenblut bei der jüdiſchen Oſterfeier in unſere Zeit hinübergetragen

haben, wenn im letzten Fall — nach dem amtlichen Zeugniß der Behörden (S. die amtliche Bekanntmachung des Staatsprocurators vom 31. März 1840, aus der Aachener Zeitung vom 22. in die Zeitung des Judenthums von 1840 No. 16, auch in Loewenstein's Damascia S. 312—315 übergegangen) — jenes Schandmährchen zu dem teufliſchen Plan einer falſcheu Anklage, zu der man Kinder als Werkzeuge gebraucht hat, ausgeſponnen worden: ſo ſind dieſe Erſcheinungen höchſt beklagenswerth für die Ehre unſeres Jahrhunderts, ſo zeigen ſie, daß unſere Zeit, und zwar ſelbſt im Occident, ſich ihrer prahleriſchen Bildung nicht überheben und den Kampf gegen tiefe Rohheit und Barbarei noch nicht als beendet betrachten ſoll; ſo lehren ſie, daß der Pöbel aller Religionen noch ſehr der Erziehung und Lehre bedarf; ſo giebt zumal der zuletzt angedeutete Fall einen noch viel traurigeren Beleg einer Schauder erregenden ſittlichen Verdorbenheit; ſo ſollten dieſe Erſcheinungen wie ein brennender Stachel des Vorwurfs auf die Gemüther Derer wirken, die dem Volke Erziehung und Lehre ſchuldig ſind, und ihm noch ſo wenig gegeben haben, ja es in manchen Vorurtheilen beſtärken, anſtatt es zu belehren. Aber das Bewußtſein der unſchuldigen Gegenſtände, der Opfer des Pöbelwahns, können jene geſpenſtiſchen Erſcheinungen nicht trüben. In Damaskus und auf Rhodus konnten unſchuldige Juden beraubt, gefoltert und gemordet werden; eine Thräne des Mitleids ſei ihrem Andenken gewidmet, eine Thräne dankbarer Verehrung Denen, die zu ihrer Hülfe hingeeilt ſind und gerettet haben, wo Rettung noch möglich war! Aber die Schmach des Vorgefallenen fällt allein auf die Henker; und eben ſo fällt auch in Kreiſen, die ſich gebildete nennen, die Schmach jenes Fluches

ganz allein auf die Häupter Derer, die ihn lehren. Oder ſoll mit dem „Fluche“ nichts Anderes gemeint ſein als die Verachtung, ſoll derſelbe nichts Wirkliches, nichts Geſchichtliches bedeuten, ſondern eben nur die gehäſſige Stimmung, von der wir betroffen werden, ſo kann ich Herrn Menzel die Verſicherung geben, daß dieſe „Verachtung um der bloßen Geburt willen“ in dem Herzen eines jeden Juden, in dem irgend etwas von Ehrgefühl und Selbſtbewußtſein lebt, heutzutage nichts von allem dem erzeugt, weder Erhebung noch giftigen Haß, weder Reſignation noch Extravaganzen, ſondern nichts, gar nichts als eben Verachtung, als Ekel, tiefen Ekel über die Gemeinheit und über die Dummheit, die ihre Beſtandtheile bilden. Das Menſchenrecht kann uns die Niedrigkeit mißgönnen, kann die Gewalt uns vorenthalten; aber an Menſchenwürde, an männlichem Bewußtſein, an reiner, ungetrübter, menſchlicher Bildung ſollen ſie uns kein Haarbreit rauben. Wir, „die hitzigen Juden“ unſerer Tage, wir vermeſſen uns nicht, „zu der hohen Weisheit und inneren Ruhe eines Nathan oder Mendelsſohn zu gelangen,“ wir verſpüren in unſerer Natur eben ſo wenig von Annäherung zum Engel als zur Beſtie. Wir zählen uns gern — eben auch nach dem Vorbilde des weiſen Nathan — zum „Mittelgut, das überall in Menge gedeihet“. Gerade die ſchöne wohnliche Mitte des Menſchlichen, aus der man uns verdrängen will, ſind wir geſonnen, feſt und unerſchütterlich zu behaupten; auf dem Gebiete des Menſchlichen, wo menſchliche Liebe und menſchliches Streben wohnen, wo menſchliche Schwäche und menſchlicher Irrthum Verzeihung finden, wo aber gegen das Unmenſchliche und gegen die Lüge ſtets zum Kampfe gerüſtet wird, da wollen wir Hütten bauen,

von da ſoll uns keine Verleumdung und keine Verachtung verſcheuchen!

Dein

G. K.

Zehnter Brief.

März 1841.

Die Betrachtungen, l. F., mit denen mein voriger Brief ſchloß, haben noch lange in meinem Herzen nachgeklungen, und ich kann noch nicht davon ablaſſen, ohne den Gegenſtand noch weiter in ſeine Tiefen zu verfolgen. Ich kenne keine Frage, die mir wichtiger wäre als dieſe, die oft ſo gefühllos und gedankenlos angeregt und ſelbſt von Wohlwollenden ſo oberflächlich und leichtfertig behandelt wird, und die doch für uns eine Frage des moraliſchen Seins oder Nichtſeins iſt. Es handelt ſich hier in der That um nichts Geringeres als darum, ob wir in uns das göttliche Menſchenebenbild bewahren und ausbilden oder unſere Seelengeſtalt durch giftige Einflüſſe verkrüppeln laſſen wollen. Verachtung! ein entſetzliches Wort, geeignet, wenn es in ſeiner ganzen, grauenhaften Bedeutung empfunden wird, das rollende Blut in den Adern zum Erſtarren zu bringen, den freien, aufwärts gerichteten Blick des Menſchen zur Erde niederzubeugen, die ganze Kraft des Mannes, gleich einer centnerſchweren, erdrückenden Laſt zuſammenſinken zu laſſen! Die, die ſo leichtfertig mit dem Worte um ſich werfen, die es ohne Umſtände auf ganze Claſſen anwenden, es auf die

Geburt beziehen, — die beweiſen nur, daß ſie es nie begriffen haben und nie begreifen konnten, weil das wahre Gefühl der Ehre, dem jenes Wort wie ein verkündetes und vollzogenes Todesurtheil klingen mußte, ihrer Seele fremd iſt. Die Verachtung, die das Ehrgefühl der Ehrloſigkeit, der bewährte Muth der Feigheit, das edle Selbſtbewußtſein der Niedrigkeit der Geſinnung bezeigt, hat eine vernichtende Macht, gegen die der Verachtete das Antlitz nicht zu erheben vermag; ſie iſt das Meduſenhaupt an der Bruſt der Göttin, vor deſſen Anblick das warme Leben zu Stein erſtarrt. Der leeren Prahlerei des Uebermuths aber, dem feigen Hohne der durch ihre Menge geſchirmten Mehrzahl, der kläglichen Dummheit, welche ihre Geringſchätzung wie ihre Achtung an Namen und Abkunft knüpft, — der werfen wir die Phraſe der Verachtung verdienterer Weiſe, als ſie uns zugeworfen worden, zurück, ohne daß ſie uns die Haut zu ritzen im Stande wäre. Neulich erzählte mir Jemand, der aus Nordamerika kam, die thätigen Gegner der Sclaverei, die ehrenwerthen Kämpfer wider jenen empörenden Farbenhochmuth, wider jenen ſchwarzen, ſchändenden Fleck in der Freiheitsſonne jenes Landes, ſeien dort „ſehr verachtet“. Die Aeußerung hätte mich getröſtet über die „Verachtung“ der Juden in Deutſchland, wenn ich noch des Troſtes darüber bedurft hätte. Auch dieſe hat manchmal ihre Orgien gefeiert durch feige Mißhandlungen nach Art der Lynchgebräuche, durch die man in Amerika bekanntlich die Feinde der Sclaverei zu ſchrecken, auch wohl verächtlich zu machen geſucht hat; in beiden Fällen iſt freilich Sitte und Ehre verletzt worden, aber fürwahr nicht die der Beleidigten. Wollte man ſolcher „Verachtung“, die ſich das Princip der Ehre, von dem ſie ausgeht,

willkürlich und im Widerſpruch mit jedem höheren Bewußtſein, ſelber ſchafft, irgend eine Bedeutung zugeſtehen, ſo könnten ſich am Ende die Schelme verbinden, um die ehrlichen Leute zu verachten. — Wer da glaubt, daß das bürgerliche Unrecht, das uns zugefügt wird, unſer Selbſtgefühl niederbeugen, unſere innere Ehre kränken könnte, der irrt vollkommen; Solches vermag keine rohe Uebermacht; nur die eigene Schuld und die eigene Niedrigkeit würde es vermögen. Daß man uns der edelſten Vortheile des bürgerlichen Lebens beraubt, uns die meiſten Zweige gemeinnütziger und äußerlich ehrenvoller Thätigkeit verſperrt, das darf und muß uns betrüben; denn unter allen irdiſchen Gütern iſt es die Frucht der freien Thätigkeit, auf die der Menſch den erſten unvertilgbarſten Anſpruch hat, und deren Verluſt er am ſchwerſten verſchmerzt. Aber betrüben wird auch der Verluſt, den z. B. ein Räuber uns zufügt, wenn er auch bloß ein viel minder werthvolles Beſitzthum trifft. Ich weiß wohl, daß die Dinge, die ich hier zuſammenſtelle, die allerentgegengeſetzteſten ſind vom Standpuncte des poſitiven, des bürgerlichen Rechts; denn eben die Schranke des Geſetzes, das in dem einen Fall durch ein Verbrechen verletzt wird, hält man ja in dem andern Fall unſeren Anſprüchen entgegen. Ich erkenne dieſen Unterſchied an in der Sphäre des formellen Rechts, welcher er angehört. Aber in der höheren, freieren Sphäre, wo es ſich um natürliches Recht, um Menſchenwürde, um Ehrgefühl, um Geſinnung handelt, da ſchwindet dieſer Unterſchied. So wenig wie wir uns moraliſch verletzt fühlen durch den Haß, welchen der Räuber gegen unſeren Beſitz, durch die Verachtung, welche er gegen unſer Eigenthumsrecht an den Tag legt, eben ſo wenig fühlen wir uns moraliſch erniedrigt durch den Haß,

der unſerer Thätigkeit, durch die Verachtung, welche unſeren natürlichen Rechten gezollt wird. Ob das Element der Selbſtſucht, welches gern Jeden von den eigenen Vortheilen ausſchließt, den es auszuſchließen die Macht hat, im Geſetze ſeinen Sitz behaupten ſolle — und das allein bedeutet ja die Emancipationsfrage praktiſch in unſeren Tagen —, das geht unſer Recht und unſere höchſten und edelſten Intereſſen, aber was die Ehre betrifft, ſo geht es nur die der Geſetzgebung an. Daß ſich an das Princip der Selbſtſucht, das in den Geſetzen waltet, viel Neid, viel Gehäſſigkeit und ſchmutzige Furcht vor jeder Aeußerung einer bis dahin gewaltſam gebundenen Kraft anſchließt und aus ihm tägliche Nahrung ſaugt, das iſt freilich ſehr wahr und ſehr beklagenswerth. Darum eben iſt die Frage des Rechts in unſeren Tagen von ſo hoher Wichtigkeit, von ſo erhabener Bedeutung, weil es an ihrer Erledigung liegt, auch die ſittlichen Verhältniſſe veredelnd umzugeſtalten, moraliſche Uebel zu heilen, die, allein gehalten und getragen durch das geltende Unrecht, nach dem ohne Ausnahme übereinſtimmenden Zeugniß der Erfahrung mit der Ueberwindung dieſes Unrechts bald bis auf die letzte Spur verſchwinden. Wie Schwärme Ungeziefers, die in dem aufgehäuften Schmutz des Unrechts der Jahrhunderte niſten und ſich nähren, verſchwinden ſie, ſobald der Ort geſäubert wird und die friſche Luft der Freiheit und des Rechts in die dumpfen Räume bringt!

Vorläufig freilich müſſen wir jene Stimmungen nehmen wie ſie ſind, ſie klar zu erkennen und eben durch dieſe Erkenntniß unſere Seele von jedem ſchädlichen Einfluſſe derſelben frei zu erhalten ſuchen. Die Mittel hiezu ſind in unſeren Tagen weſentlich andere, als ſie es in früheren Tagen waren. Es

gab Zeiten, wo der Religionshaß bei allen Schrecken ſeines blinden Eifers doch Charakter, Geſinnung, Uneigennützigkeit in ſich trug. Damals nun ſtand Fanatismus dem Fanatismus, Glaubensſtolz dem Glaubensſtolze — wenn auch der leidende dem verfolgenden — gegenüber; es war ihre Kraft, es war der eiſerne Widerſtand, zu welchem ſie begeiſtern, die das Gemüth aufrecht erhielten, die den Sinn in ſeiner Beſchränktheit vor feigem Verſinken bewahrten. Dieſer ſtarke Panzer, der die Bruſt mit dreifachem Erz umgab, iſt gefallen, aber ſtatt ſeiner iſt der des ſelbſtbewußten Menſchenwerthes für alle Zeiten angethan worden. Es wäre traurig für die Menſchheit, wenn dieſer hohe Gedanke dem platten und gemeinen Haß unſerer Tage gegenüber Das nicht vermöchte, was der befangene Glaubenshochmuth einem gewaltigen Fanatismus gegenüber vermocht hat. Das iſt die Bedeutung, Das die Aufgabe unſeres heutigen Kampfes, daß wir ohne eine andere Waffe als die der Humanität, ohne einen andern Stolz als den der Menſchenwürde, allem verjährten Vorurtheil, allem Uebelwollen zu begegnen haben. Dieſe Waffe, dieſer Stolz allein müſſen unſer Gemüth frei und rein erhalten, ſowohl von Haß und dauernder Bitterkeit als von Gedrücktheit und ſteter Empfindlichkeit; denn Beide trüben die lautere Stimmung der Seele, beide umwölken den Blick, der ungetrübt und unbefangen hinſchauen ſoll auf die Menſchen, ihr Thun und ihren Sinn, das Gute würdigend, das Schlechte verachtend, die fremde Würde achtend, für die eigene Achtung fordernd. Muß dieſer Blick oft genug in den Erſcheinungen, die ſich ihm aufdrängen, dem Schlimmen und dem Niedrigen begegnen, ſo wird er um ſo mehr erfreut und geſtärkt durch das Schauſpiel des Beſſeren, das Gottlob! auch nicht zu den

Seltenheiten gehört. Aber vor Allem muß klar geſehen, muß jede Täuſchung vermieden werden. Man muß jenen Geſpenſtern ſcharf in's Auge ſehen: das iſt immer das beſte Mittel, ſie zu bannen und den Schrecken vor ihnen zu vertreiben. Ich habe jenen „Haß", jene „Verachtung" ſeit lange mit Sorgfalt beobachtet und erforſcht, habe ſie in ihren verſchiedenartigſten Aeußerungen faſt eben ſo emſig aufgeſucht, wie Andere ſie zu vermeiden pflegen. Nun denn, ich habe mich immer mehr in der einen Ueberzeugung beſtärkt, daß es nichts Haſſenswertheres giebt als jenen „Haß", nichts Verächtlicheres als jene „Verachtung". Die niedrigſten Triebe der menſchlichen Natur ſind es, die ſich auf dieſen Punct geworfen haben, und ſich hier unter der Aegide religiöſen oder bürgerlichen Hochmuths, unter dem Schutze der geſetzlichen Unterdrückung und Ausſchließung, ziemlich offen und ſchamlos an den Tag legen. Nicht ein religiöſes Motiv, dem ſelbſt in ſeiner Verirrung und Ausartung meiſt noch etwas Edleres inwohnt, iſt es, das uns feindlich entgegenſteht. Diejenigen, die uns aus Fanatismus haſſen, ſind heutzutage zu zählen und ſind nicht immer die ſchlimmſten unter unſeren Gegnern; wer ſich im Leben umgeſehen hat, weiß, daß die größere Summe der Gehäſſigkeit bei Solchen zu finden, deren Anſicht eine gegen den poſitiven Glauben mehr oder weniger gleichgültige iſt, und die von der Religion wenig mehr als den Haß übrig behalten haben; mit den Feinden dieſes Schlages haben wir es heutzutage hauptſächlich zu thun, von ihnen rede ich hier. Ich könnte Achtung haben vor einer glühenden Leidenſchaft, wenn ich ſie auch beklagen und bekämpfen müßte, die eines Opfers, eines Wagniſſes, eines Acts der Selbſtverleugnung, der Uneigennützigkeit fähig wäre. Aber nur

Ekel erregen kann mir ein Haß, der sich nur blicken läßt, wo ein Vortheil zu gewinnen, oder doch sicher keiner zu verlieren ist; ein feiger Uebermuth, der nur die gefahrloseste Befriedigung sucht. Ich habe zahlreiche Judenfeinde gekannt, die, wo es sich von Ausschließung, von Beharren in dem alten Unrecht, auch von hochmüthigem Fernhalten solcher geselligen Berührungen, die keinen Nutzen versprachen, handelte, gern mit ihrem Hasse und mit ihrer Verachtung prunkten, unter denen aber Keiner war, der nicht jedem Juden die freundlichste, ehrerbietigste Außenseite gezeigt hätte, wo es galt, den winzigsten Vortheil durch ihn zu erlangen. Ich habe Zünfte und Corporationen gekannt, von deren Gliedern die Mehrzahl zu vereinter Abwehr gerüstet war, wenn es galt, einem Juden den Zugang zu angemessener Thätigkeit in ihrer Mitte zu versperren; es war aber Keiner unter dieser Mehrzahl, der es an bittender Höflichkeit, an Versicherungen der toleranteſten Gesinnung hätte fehlen lassen, wenn ihm daran lag, das Vertrauen eines Juden für irgend eine einträgliche Beziehung zu gewinnen. Ich habe Viele gekannt, die froh waren, wenn sie dem Talent und dem Wissen eines armen Juden ein Hinderniß in den Weg legen, ein Mittel mehr zum Fortkommen und zur nützlichen Thätigkeit rauben konnten, die aber dem reichen Juden sehr gern ihre Freundschaft und Ergebenheit bezeigten. Und das Schlimmste bei Allem ist, daß ein durch die Gewohnheit des Schlechten abgestumpftes sittliches Gefühl das Schimpfliche jener Gegensätze gar nicht mehr empfindet, sie als etwas ganz Natürliches betrachtet. — Und bei jenen ekelhaften Ausbrüchen des Pöbelhasses, wie sie in unseren Tagen noch vorkommen konnten, wo auf die Nachsicht Derer gezählt werden konnte, die Gesetz und Ordnung

ſchützen ſollten, was waltete da Anderes als die niedrigſte Feigheit, die ihren ſchmählichen Uebermuth übt an den wehrloſen Einzelnen, die der Mißhandlung durch eine überlegene Menge ſchutzlos preisgegeben ſind? — Und die literariſchen Feindſeligkeiten, gewähren ſie ein würdigeres Schauſpiel? Hat je Einer von Denen, die ſich in giftigen Schmähungen gegen eine religiöſe Gemeinſchaft gefielen, wenn dieſe Schmähungen von unſerer Seite aufgenommen und auf das Haupt ihres Urhebers zurückgeworfen worden, ſeine Ehre, ſei es durch Widerruf, ſei es durch Beweisführung, durch Beibringung der geforderten Belege, oder durch ein anderes, des Mannes würdiges Mittel zu retten geſucht? — Ich mag dieſe widrigen Bilder nicht weiter verfolgen. Ich frage bloß, wie denn die Wahrnehmung ſolcher Erbärmlichkeiten ein einigermaßen kräftiges, ein nicht an ſich ſchon ganz verweichlichtes Gemüth niederbeugen, wie ſie in ihm ein anderes Gefühl als das des Widerwillens erzeugen können? Ich wenigſtens kann verſichern, daß ich, ſeitdem ich erwachſen bin, ſeitdem ich über Menſchen und Charaktere einigermaßen zu denken und ſie zu beobachten angefangen habe, nie ein anderes Gefühl darüber empfunden habe, und Daſſelbe wirſt Du und werden viele unſerer Glaubensgenoſſen von ſich ſagen können. Die einzigen etwas trüben Erinnerungen, die Manche von uns in dieſer Hinſicht in der Seele tragen, rühren aus dem Knabenalter her, wo wir manche Gehäſſigkeiten chriſtlicher Genoſſen, aus einer rohen häuslichen Umgebung gedankenlos eingeſogen und gefühllos wiedergegeben, wenn auch kräftig genug abzuwehren, doch nicht genügend zu begreifen wußten, um gleichgültig dagegen ſein zu können. Das iſt auch in der That der bei weitem ernſthafteſte Punct dieſer ganzen Frage;

hier thut allerdings Umſicht Noth, damit das zarte Alter der Kinder vor den Einflüſſen des Haſſes behütet werde, damit nicht durch die von einer leider oft ſehr weit gehenden knabenhaften Bosheit erlittenen Mißhandlungen Keime des Trübſinns und der Schwäche oder der Gehäſſigkeit in die jugendlichen Gemüther gelegt werden. Ein gutes Gegenmittel wird hier, wo die Ausbildung des Bewußtſeins und des moraliſchen Muthes noch nicht ausreichen kann, vorerſt eine frühe, tüchtige Ausbildung des Körpers und des im Gefühle phyſiſcher Kraft beruhenden Muthes ſein, die ſchon dem Knaben leicht den nöthigen Reſpect verſchaffen. Es kann daher in den Schulen wie in der häuslichen Erziehung nicht genug auf Uebungen körperlicher Kraft und Gewandtheit gehalten werden. Das Gefühl der Kraft, vor Allem der moraliſchen, und in deren Ermangelung der phyſiſchen, macht ſicher, heiter und gutmüthig, das der Schwäche befangen, trübe und reizbar. Den Erwachſenen aber müſſen vor Allem Selbſtgefühl und eine reife Lebensanſicht, außerdem gegen ehrenhafte Gegner der Grundſatz der Ehre, gegen ehrloſe das Geſetz ſchützen.

Das aber räume ich nun freilich ein, daß, wenn dieſe traurige Nachtſeite, die ich eben in all ihren düſteren Zügen geſchildert, das ganze Bild enthielte, wenn ſie alle unſere Beziehungen zu andersglaubenden Mitmenſchen umfaßte, daß dann unſer Gemüth dadurch, wenn auch nicht gebeugt, doch erbittert, doch von dem Gifte der Menſchenverachtung ergriffen werden könnte. Aber Gott ſei Dank! dem iſt nicht ſo; denn die Lichtſeite iſt weit, weit überwiegend für Den, der ſie zu finden und zu ſchätzen weiß. Wo die Gränze des Schmutzes, der Selbſtſucht, der Gemeinheit iſt, da iſt auch die Gränze

jenes „Haſſes“, jener „Verachtung“, jenes „Fluches“; wo die Herrſchaft einer edleren Geſinnung unter den Menſchen beginnt, da blühen auch für uns ihre Blüthen, da reifen auch für uns ihre Früchte, da wohnen Achtung, Liebe und unbefangenes Urtheil auch für uns. Selbſt in den durch die bürgerliche Zurückſetzung getrübten und verwirrten Verhältniſſen fehlt es nirgends an edleren Naturen, die das ſittlich Verwerfliche einer an den Glauben geknüpften Rechtsentziehung empfinden, die ſich ihrer ſchämen und ſie, wo ſie können, bekämpfen. Wo nur die geſetzgebende Gewalt ſo organiſirt iſt, daß andere Elemente als die der zünftigen Selbſtſucht in ihr zur Vertretung und zum Ausſpruch gelangen, da hat ſich eine Schaar biederer Männer gefunden, die, ſelbſt den Reihen der bevorzugten Mehrzahl angehörend, für das Recht der unterdrückten Minderzahl mit Eifer und mit Liebe, ſo wie mit unparteiiſcher Anerkennung der Perſonen, geſtritten haben. Mögen nun dieſe Männer den Sieg errungen haben durch Einſtimmigkeit und durch den Geiſt des Rechts und der Volksfreiheit, in dem ihr Streben wurzelte und der es krönte, wie in Kurheſſen; mögen ſie noch in dem langſam fortſchreitenden Werke begriffen ſein, wie in Würtemberg; mögen ſie vergeblich gegen eine übelwollende Mehrheit gekämpft haben, wie in Baden; mag ihre Stimme verhallt ſein und ihr flüchtiges, edles Wirken einer fürchterlichen Reaction Platz gemacht haben, wie in Baiern; mag der hochherzige, einige Wille der Vertreter eines ſtrebenden Volkes den Widerſtand eines unerſchütterlichen Stabilitäts-Princips bisher zu überwinden nicht vermocht haben, wie in Ungarn: immerhin, ob ſiegend oder unterliegend, ſind ſolche Erſcheinungen tröſtend und erhebend, ſind ſie leuchtende Zeugen für den Geiſt

und die Ehre unſerer Zeit, und es wäre Blindheit und Undankbarkeit, immer nur von Haß und Vorurtheil zu reden, wo ſo viel warmer und uneigennütziger Eifer, ſo viel edle Theilnahme an dem Recht der Unterdrückten — wenn auch meiſt politiſch erfolglos, wie in ſo mancher anderen Frage, bei der es ſich um Recht, Freiheit, Ehre handelte — iſt bewährt worden. Nachdem wir bei den beſten Männern und bei den beſten Beſtrebungen der Zeit ſo viel Sympathie für unſere gute Sache gefunden, können wir wohl politiſch leiden, können ſogar, ſtatt der erſehnten Fortſchritte, Rückſchritte erfahren; in einen moraliſchen Widerſtreit mit unſerer Zeit, dieſe in einem weiteren Geſichtspunct und in ihren beſſeren Richtungen aufgefaßt, werden wir jedoch nie gerathen.

Aber hauptſächlich haben wir den Gegenſatz zu jenen widrigen Bildern, der unſerer Seele Noth thut, in ſolchen Gebieten zu ſuchen, wohin der Einfluß des bürgerlichen Unrechts nicht gelangt, auf den reinen Höhen menſchlicher Beziehungen, welche die vergiftete Atmoſphäre des politiſchen Druckes nicht erreicht. Hier prüfe Jeder unbefangen die eigenen Erfahrungen, vergleiche ſie mit denen Anderer, und bilde ſich daraus ſeine Anſicht. Ich, der ich durch das geſetzliche Unrecht in bürgerlicher Hinſicht ſo viel wie Einer gelitten habe, kann verſichern, daß ich hingegen an den höheren Gütern des Lebens — als da ſind Achtung, Liebe, Vertrauen — nie das Allergeringſte durch den Glauben, dem ich angehöre, eingebüßt habe. Ich muſtere vergebens den ganzen Bereich meiner Erinnerungen, den ganzen weiten Kreis der Eindrücke des Jünglings und des Mannes: ich entſinne mich nicht, daß ich in einem einzigen Falle die Liebe oder die Achtung eines Menſchen, an deſſen

Liebe und Achtung mir hätte gelegen ſein können, entbehrt hätte, weil ich Jude bin. Ich bekenne ſogar, daß ich dieſem Umſtande gerade von dieſer Seite in einer Hinſicht Dank ſchuldig zu ſein glaube; denn während er mich edleren Naturen in keiner Art entfremdete, hat er mir oft die Gemeinheit fern gehalten, deren gewöhnlicher Begleiter das Vorurtheil iſt. Wir können uns nur zu freier und höher geſtimmten Gemüthern hingezogen fühlen, weil wir nur bei ſolchen auf die Unbefangenheit zählen können, die uns Noth thut, wo wir uns nähern, wo wir uns hingeben ſollen; die Plattheit und die Beſchränktheit laſſen uns Uebelwollen und Hochmuth ahnen, die uns nicht kränken, aber eine wohlthätige Scheidewand zwiſchen uns und zwiſchen jenen bilden. Was unſer Verhältniß zu der vorzugsweiſe ſo genannten Geſellſchaft anlangt, ſo beruht ja dieſe keineswegs auf rein menſchlichen Beziehungen; ſie iſt, nach den Unterſchieden des Standes, des Ranges, des Vermögens geſondert und von ihnen durchaus abhängig; es iſt daher natürlich, daß ſie es auch von dem Unterſchiede der Confeſſion iſt, ſo lange dieſe im äußeren Leben einen ſo gewichtigen Einfluß übt. Daß dem allem ſo iſt, das mag unerfreulich ſein für den Standpunct der Geſellſchaft, die ſich auch wohl mit dem Zunehmen ächt humaner Bildung von ſolchen Einflüſſen allmählich befreien wird; aber ſo lange es ſo iſt, können ſich nur Thoren darüber betrüben. Ernſterer Natur iſt hier allein die Erſcheinung, daß hie und da auch wohl einmal ein edleres, werthvolleres Band, ein inniges Verhältniß der Gemüther, das ſich unter freien Verhältniſſen, in denen die Macht der Perſönlichkeit ungehemmt waltet, bilden konnte, ſpäter durch die Einwirkung trennender bürger-

licher Stellungen erſchlafft oder zerriſſen wird. Aehnliches kommt nicht ſelten als Folge anderer äußerer Verſchiedenheiten, wie zwiſchen dem Bürgerlichen und dem Adligen, dem Sohne des Armen und des Reichen, vor, und kann daher auch zwiſchen dem Juden und dem Chriſten nicht in allen Fällen ausbleiben. Ueber ſolchen Verluſt mag der Freund trauern, aber der Mann kann ſich nicht verletzt fühlen durch einen Sieg, den die platte Alltäglichkeit des Lebens über reinere und edlere Empfindungen davon getragen. Beſſer in ſolchen Fällen der leidende als der ſchuldige Theil zu ſein. Uns ſei jeder Pulsſchlag der Liebe, der je in unſerem, oder für uns in des Freundes Herzen geſchlagen, werth und theuer, wir wollen jeden innigeren Einklang der Gemüther, jede freie, warme Jugendfreundſchaft hoch und heilig halten und ihre reine Flamme mit frommer Sorgfalt hüten. Haben wir dazu noch mit einiger Umſicht die Charaktere geprüft, mit denen wir Bündniſſe geſchloſſen, die auf die Dauer des Lebens Anſpruch machen dürfen, ſo ſind wir ziemlich ſicher vor ſolchem Verluſt. Träfe uns dennoch ein unverſchuldeter: nun ſo würden wir einen Augenblick trauern über „das Loos des Schönen auf der Erde", aber perſönlich würden wir uns kaum verwundet fühlen.

Doch es ſind nicht allein die freien Höhen des Lebens, auf die wir unſern Blick zu richten haben, ſondern jedes Lebensverhältniß, wohin nur die trennenden bürgerlichen und künſtlichen geſellſchaftlichen Einrichtungen ihren Einfluß nicht erſtrecken, bietet uns gleiche Erſcheinungen. Nicht die freie Liebe allein nähert die Menſchen, auch die Noth, das Bedürfniß thut es; jede Lage, in der der Menſch der Hülfe des Menſchen bedarf, vermag es. Nun denn, ich habe nie gefunden, daß der

Chriſt, ſelbſt der von dem gewöhnlichen Vorurtheil im Allgemeinen nicht befreite, wenn er des Rathes, der Hülfe, des Troſtes bedarf, zu dem Juden ſchwerer Vertrauen faßte, bei ihm auf minderes Mitgefühl zählte als bei dem Chriſten. Ein ſolches aus dem Herzen fließendes, in der ächten Wahrheit des Lebens ſich bewährendes Mißtrauen würde mich ſchmerzen, weil es auf eine tiefe, innere Spaltung der Gemüther deuten würde; während der bürgerliche und geſellſchaftliche Hochmuth, wie jeder andere Standesdünkel, mir nur lächerlich und verächtlich iſt. Aber ich habe jenes Mißtrauen nirgends, weder bei den roheſten Volksklaſſen noch bei den gebildeteren, wahrgenommen. Ich finde hierin zuerſt eine Bürgſchaft mehr für meine feſte, aus der reichſten Erfahrung geſchöpfte Ueberzeugung, daß in den Herzen ſelbſt der roheſten Juden menſchliches Mitgefühl, Theilnahme und Mitleid für den Nebenmenſchen ohne Unterſchied des Glaubens lebt, und daß die Ausnahmen hievon ſich bei ihnen ſeltener als die umgekehrte in den Gemüthern roher Chriſten findet. Ich ſehe ferner hierin den ſtärkſten Beleg dafür, daß jener vielbeſprochene Haß ein künſtlicher iſt, ein auf eine Abstraction, auf eine durch Politik, Geſetz, Herkommen geſchaffene Kategorie gerichteter, der die lebendigen, die wahrhaft menſchlichen Beziehungen der Individuen zu einander Gottlob! nie zu durchdringen vermocht hat. Welche Stellung im Leben hätte man nicht den Juden, ſo lange es galt, ein ausſchließendes Geſetz zu behaupten, aus den verſchiedenſten, abenteuerlichſten Gründen, unter denen ſich oft genug der behauptete Mangel des Vertrauens fand, ſtreitig gemacht! Und in welcher hätten ſie nicht, wenn nur erſt das Unrecht des Geſetzes überwunden worden, das Wohlwollen und Vertrauen auch ihrer chriſtlichen

Mitbürger in genügendem Maße erlangt! Und die Empfindungen der Zuneigung, des Vertrauens und des Mißtrauens können sich ja wesentlich und wahrhaft nur auf Persönlichkeiten beziehen, und werden nur durch eine Täuschung, durch eine Begriffsverwirrung auf Gesammtheiten übertragen. Gegen Druck und Unrecht mag eine unterdrückte, eine zurückgesetzte Classe in Gemeinschaft kämpfen, um Wohlwollen und Vertrauen kann nur der Einzelne werben, und da es dem Einzelnen unter uns nicht schwerer wird, sie zu gewinnen, als es dem Christen unter gleichen Verhältnissen wird, so kann uns dieses über das Uebelwollen, das die Gesammtheit, das den Namen trifft, trösten!

Die erfreulichsten Erscheinungen dieser Art aber bieten sich in solchen Fällen dar, wo beide Momente, ein höheres und ein irdisches, wo Liebe und Bedürfniß, ein geistiges Streben und die Nothwendigkeit der Hülfe Vieler, sich auf einem Puncte begegnen. Ich meine hier alle solche Bestrebungen, die nicht dem Eigennutz, nicht dem Bedürfniß des Einzelnen dienen, sondern höheren, gemeinnützigen, menschlichen Interessen, die aber zur Förderung ihrer Zwecke der Vereinigung der Kräfte, der thätigen Mitwirkung Vieler bedürfen. Ich wüßte kaum irgendwo in Deutschland ein menschliches Streben und Wirken der Art, sei es dem Rechte und der Freiheit, sei es der Erziehung und Veredlung, sei es dem Wohlthun und dem Gemeinwohl gewidmet, an dem nicht Juden mit Freude und Bereitwilligkeit durch Rath und That, Arbeit und Mittel mitwirkten, und bei dem nicht ihre Mitwirkung freundlich aufgenommen, ja wo sie nicht gesucht, und darauf gezählt wurde. Wir finden auch hier, daß das höhere Wollen und Streben vereinigt, was das niedrige getrennt hat. Darum kommt unserer Sache, so wie es kaum

irgend eine ſchlechte Leidenſchaft giebt, die ſich ihr nicht verderblich und feindlich zeigt, wiederum jedes edlere Bemühen zu Gute. Darum wollen wir fortfahren, an jedem Werke, das dem Wohle, dem höheren Intereſſe, dem Fortſchritte der Menſchheit gilt, an jedem Kampfe gegen Selbſtſucht und Gemeinheit thätigen, frohen Antheil zu nehmen, ungebeugt, unverdroſſen und geiſtig unverletzt.

Das wären nun, ſo weit meine Lebenskenntniß reicht, die dunklen und die hellen Seiten der Erfahrungen, denen wir begegnen und an denen ſich unſer Gemüth gleichſam zu bilden hat, den Einen ſich mit dankbarer Liebe hingebend, ſich an ihnen wärmend und nährend, des Einfluſſes der Anderen ſich mit Kraft und Ernſt erwehrend. Wir horchen begierig auf jeden Ton der Liebe, der ſtets Anklang und Erwiderung in unſerer Bruſt finden wird; wir lauſchen nicht minder auf jedes unbefangene Urtheil; ja wir beachten den Tadel gern, wenn er aus lauterer Quelle fließt; ſelbſt der übelwollende Tadel kann uns nützen, wenn er uns, die Einzelnen, die der Beſſerung bedürftigen, die nach Beſſerung ſtrebenden Menſchen trifft. Aber gegen „Haß und Verachtung," die unſeren Glauben, die unſere Abkunft treffen, ſind wir gewappnet mit ſtolzem Selbſtgefühl, das unſer Gemüthsleben vor ihrer leiſeſten Berührung ſchützt. Wo uns Vorurtheil ſtatt des Urtheils, Hochmuth und vorgefaßte Abneigung ſtatt der beſonnenen Prüfung entgegentritt, da müſſen wir vor Allem, ſo gut wie der Bürgerſtand dem Adel gegenüber, den Schwerpunct menſchlicher Würde in uns ſelbſt, in dem eigenen Bewußtſein, in dem eigenen Charakter ſuchen; erſt dann kann an Frieden und Ausgleichung mit Dem, was uns feindlich iſt, gedacht werden. Um Liebe mag man

betteln, wenn man erſt Achtung errungen hat; aber Achtung hat noch kein Menſch erbettelt, und die unentbehrliche Wurzel der zu erringenden Achtung iſt die Selbſtachtung. Die Zeit iſt Gottlob! vorüber, wo die gebildeteren Juden glaubten, für ihr Daſein als Juden Verzeihung und Vergeſſen erbitten zu müſſen, indem ſie es ſelbſt zu vergeſſen ſcheinen wollten: ein Irrthum, der dem Fortſchritt wahrer Ausſöhnung nicht wenig geſchadet hat. Nie wird ein Zwieſpalt der Art durch Vergeſſen, nie durch ein feiges Schmiegen und Kriechen von Seiten der Schwächeren enden; ein ſolches wird nur Verachtung auf Verachtung häufen. Wo Haß und Zwieſpalt iſt, da muß auch Kampf dagegen ſein, der bis zu Ende gekämpft werden muß; in rohen Zeiten war es ein phyſiſcher, in gebildeteren iſt es meiſt ein geiſtiger Kampf, aber nicht minder ein Kampf. Nur wer dem edlen, aber irrenden Feinde die offene Bruſt zugewendet, der wird ihm einſt als Freund die Hand drücken können: die Hand des Fliehenden, des ſich vor dem Haſſe Krümmenden hat noch kein Feind gefaßt. Das ſind die Ueberzeugungen, die unſeren Kämpfen, unſerem Zürnen zum Grunde liegen; ich habe die innerſte Seelenſtimmung, von der wir dazu getrieben werden, mit äußerſter Offenheit dargelegt: jedes edlere menſchliche Gefühl möge darüber richten! Dein

G. N.

Elfter Brief.

April 1841.

Meine letzten Briefe haben ſich von dem literariſchen Gebiete, von dem ich ausging, weit entfernt; ich hoffe aber, Du

schenkte, so müßte er wahrnehmen, daß in ihr wie auch schon in manchem früheren Gedichte der Verfasserin tausend Mal mehr Verwandtschaft mit jüdischem Wesen und Streben lebt, als in allen den literarischen Erscheinungen, in denen er Veranlassung gefunden hat, so viel Gehässiges über uns auszuschütten.

Auch andere Dichtungen, die wirklich Geschichte oder Gesinnung, Vergangenheit oder Gegenwart der Juden wiederspiegeln, die man demnach allerdings in die Beurtheilung ihrer Verhältnisse zu verflechten berechtigt wäre, hat die Kritik bisher wenig oder gar nicht beachtet. So die Gesänge Obadiah's von Steinheim, die ein erhabener Ausdruck jenes alten, innigen, in sich versunkenen, aber in seiner Einseitigkeit starken und bedeutenden jüdischen Lebens und Empfindens sind: einer Gemüthsrichtung, die, so viel auch eine philosophische Lebensansicht dagegen einzuwenden haben mag, doch der Dichtung einen reichen Stoff bietet, und in ihr verklärt, durch sie erhalten zu werden verdient, während sie nach den unabänderlichen Gesetzen menschlicher Entwickelung aus dem Leben mehr und mehr verschwindet. Nur muß sie, wie es hier geschehen, in ihrer naiven Wahrheit aufgefaßt, nicht, wie bei Joel Jacobi, mit den Fetzen aller erdenklichen Arten von Obscurantismus ausgeschmückt sein; die Dichtung muß einer aufrichtigen, gemüthlichen Anhänglichkeit an den Glauben, liebevollen, harmlosen Erinnerungen des Familienlebens entsprießen, nicht aber schlau darauf berechnet sein, einflußreichen Tendenzen des Rückschritts auf den verschiedensten Gebieten zu schmeicheln. — Zu den Dichtungen der ersteren Art gehören auch die „Stufengesänge" und einige andere Gedichte von Stein, die ihren Stoff theils in den geschichtlichen

innerungen, theils in den gegenwärtigen Anschauungen und Bestrebungen der Juden suchen und beiden eine gleiche Liebe und Innigkeit widmen.

So selten es nun vorgekommen ist, daß man an literarische Charaktere dieser Art, die doch die nächste Veranlassung dazu gegeben, Betrachtungen über Juden geknüpft hat, so häufig ist es bekanntlich bei Gelegenheit anderer geschehen, die nichts mit den Juden gemein haben, in deren Art man aber Stoff zu Gehässigkeiten, den man nicht unbenutzt lassen wollte, zu finden meinte. Wie und mit welchem Rechte so bei Heine verfahren worden, hast Du gesehen. Ein anderer Charakter, an den namentlich Menzel häufig ähnliche Schmähungen geknüpft, ist die vielbesprochene Rahel. Ihre Beurtheilung durch ihn hat verschiedene Stadien durchlaufen, in denen denn auch die Beziehungen, in welche er die Juden zu ihr bringt, wechseln. Gleich anfangs beurtheilte er sie freilich schon im Zusammenhange mit den Schriftstellern des jungen Deutschlands, aber er setzte ihr Verhältniß zu diesen als das des extremen Gegensatzes fest zwischen ihrer aristokratischen, geistigen und gesellschaftlichen Ueberverfeinerung und der in jenen durch eine Art von Reaction dagegen ausbrechenden Rohheit (Literaturblatt von 1835 Nr. 108). Diese Beurtheilung ließ wenigstens den sittlichen Charakter unangefochten, und vom Judenthum kam darin nichts vor. Aehnlich ist die Auffassung in der Deutschen Literatur Bd. 2. S. 260. Nur wird hier das „Trachten nach „socialer Vornehmheit, die Wollust jeder vornehmen Berührung, „das kindisch glückliche Kokettiren mit jeder fürstlichen Bekannt„schaft“ noch schärfer gerügt. Auch heißt es in demselben Zusammenhange, nachdem noch von dem „feinen Zuspitzen der

ſchenkte, ſo müßte er wahrnehmen, daß in ihr wie auch ſchon in manchem früheren Gedichte der Verfaſſerin tauſend Mal mehr Verwandtſchaft mit jüdiſchem Weſen und Streben lebt, als in allen den literariſchen Erſcheinungen, in denen er Veranlaſſung gefunden hat, ſo viel Gehäſſiges über uns auszuſchütten.

Auch andere Dichtungen, die wirklich Geſchichte oder Geſinnung, Vergangenheit oder Gegenwart der Juden wiederſpiegeln, die man demnach allerdings in die Beurtheilung ihrer Verhältniſſe zu verflechten berechtigt wäre, hat die Kritik bisher wenig oder gar nicht beachtet. So die Geſänge Obadiah's von Steinheim, die ein erhabener Ausdruck jenes alten, innigen, in ſich verſunkenen, aber in ſeiner Einſeitigkeit ſtarken und bedeutenden jüdiſchen Lebens und Empfindens ſind: einer Gemüthsrichtung, die, ſo viel auch eine philoſophiſche Lebensanſicht dagegen einzuwenden haben mag, doch der Dichtung einen reichen Stoff bietet, und in ihr verklärt, durch ſie erhalten zu werden verdient, während ſie nach den unabänderlichen Geſetzen menſchlicher Entwickelung aus dem Leben mehr und mehr verſchwindet. Nur muß ſie, wie es hier geſchehen, in ihrer naiven Wahrheit aufgefaßt, nicht, wie bei Joel Jacobi, mit den Fetzen aller erdenklichen Arten von Obſcurantismus ausgeſchmückt ſein; die Dichtung muß einer aufrichtigen, gemüthlichen Anhänglichkeit an den Glauben, liebevollen, harmloſen Erinnerungen des Familienlebens entſprießen, nicht aber ſchlau darauf berechnet ſein, einflußreichen Tendenzen des Rückſchritts auf den verſchiedenſten Gebieten zu ſchmeicheln. — Zu den Dichtungen der erſteren Art gehören auch die „Stufengeſänge" und einige andere Gedichte von Stein, die ihren Stoff theils in den geſchichtlichen

Erinnerungen, theils in den gegenwärtigen Anſchauungen und Beſtrebungen der Juden ſuchen und beiden eine gleiche Liebe und Innigkeit widmen.

So ſelten es nun vorgekommen iſt, daß man an literariſche Charaktere dieſer Art, die doch die nächſte Veranlaſſung dazu gegeben, Betrachtungen über Juden geknüpft hat, ſo häufig iſt es bekanntlich bei Gelegenheit anderer geſchehen, die nichts mit den Juden gemein haben, in deren Art man aber Stoff zu Gehäſſigkeiten, den man nicht unbenutzt laſſen wollte, zu finden meinte. Wie und mit welchem Rechte ſo bei Heine verfahren worden, haſt Du geſehen. Ein anderer Charakter, an den namentlich Menzel häufig ähnliche Schmähungen geknüpft, iſt die vielbeſprochene Rahel. Ihre Beurtheilung durch ihn hat verſchiedene Stadien durchlaufen, in denen denn auch die Beziehungen, in welche er die Juden zu ihr bringt, wechſeln. Gleich anfangs beurtheilte er ſie freilich ſchon im Zuſammenhange mit den Schriftſtellern des jungen Deutſchlands, aber er ſetzte ihr Verhältniß zu dieſen als das des extremen Gegenſatzes feſt zwiſchen ihrer ariſtokratiſchen, geiſtigen und geſellſchaftlichen Ueberverfeinerung und der in jenen durch eine Art von Reaction dagegen ausbrechenden Rohheit (Literaturblatt von 1835 Nr. 108). Dieſe Beurtheilung ließ wenigſtens den ſittlichen Charakter unangefochten, und vom Judenthum kam darin nichts vor. Aehnlich iſt die Auffaſſung in der Deutſchen Literatur Bd. 2. S. 260. Nur wird hier das „Trachten nach „ſocialer Vornehmheit, die Wolluſt jeder vornehmen Berührung, „das kindiſch glückliche Kokettiren mit jeder fürſtlichen Bekannt„ſchaft“ noch ſchärfer gerügt. Auch heißt es in demſelben Zuſammenhange, nachdem noch von dem „feinen Zuſpitzen der

Gedanken" die Rede gewesen: „Und Alles im heiligen Namen „Goethe's, daß man ihm nachtrachte, daß man in ihm lebe „und sterbe, dem neuen Messias der Juden." Dieselbe Bezeichnung Goethe's als des „neuen Messias zunächst der Juden, dann aber auch der Welt überhaupt," kommt noch einmal (S. 266) bei Gelegenheit der unglücklichen Charlotte Stieglitz wieder. Was das heißen soll, weiß ich nicht; ich sehe nur, daß es von gleichem Zuschnitt mit allem Uebrigen ist. Daß man die Juden einer überwiegenden Verehrung vor dem Namen Goethe beschuldige, das ist eben so neu wie aus der Luft gegriffen. Anderwärts — in einem Aufsatze, den ich jetzt nicht zur Hand habe, der aber, wenn ich nicht sehr irre, im Anfang des Jahres 1836 in der Frankfurter Zeitung „Phoenix" abgedruckt war, und von einem übrigens sehr achtungswerthen und wohlmeinenden Manne herrührte — ist die lebhafte Abneigung Börne's gegen Goethe auf Rechnung seiner jüdischen Abkunft, seiner damit angeblich zusammenhängenden undeutschen Richtung u. dgl., geschrieben worden. Auf die Weise käme Menzel, der in diesem Puncte mit Börne auf einer Linie steht und seine ärgsten Uebertreibungen gut geheißen hat, auch unter die Juden mit reichlich so vielem Grunde wie alle Die, welche er wider ihren Willen unter diese Fahne gereiht hat. Wir sehen auf diese Weise die Juden für die Extreme der ästhetischen Ansicht verantwortlich gemacht, wie sie es bekanntlich längst schon für die Extreme der politischen Gesinnung, Ultraliberalismus und Servilismus, gemacht worden sind. Ich halte die Annahme eines Zusammenhanges zwischen Börne's Haß gegen Goethe und dem Judenthume freilich für sehr unmotivirt; aber der Vorwurf einer zu weit getriebenen

Huldigung vor Goethe, — und das müßte doch der „Meſſias der Juden“ bedeuten, wenn er irgend etwas bedeuten ſoll — iſt noch weit abſurder und ermangelt auch des ſchlechteſten Vorwands, ſo wenig auch übrigens etwas ſo gar Schlimmes an der Sache wäre. Ich habe, — um mich an den einmal zur Sitte gewordenen Gegenſatz zu halten, — unter meinen Glaubensgenoſſen immer zehn begeiſterte Verehrer Schiller's eher, als einen einzigen von Goethe gefunden. Wenn der verſchiedene Grad des Enthuſiasmus für dieſe Dichter ſich an eine Verſchiedenheit der äſthetiſchen Grundanſicht knüpft, ſo iſt es wohl am Eheſten die, die auf dem Grade der Werthſchätzung der Form oder des Stoffes der Poeſie, der bloßen Schönheit oder der ſich kundgebenden Geſinnung und des die Dichtung durchdringenden und belebenden ſittlichen Enthuſiasmus für Freiheit, Menſchenwürde und alle hohen Ideale der Menſchenbruſt beruht. In dieſer Differenz nun neigen die Juden ihrer ganzen Art und Geiſtesrichtung nach weit eher auf die letztere Seite; das rein äſthetiſche Schwelgen an der ſchönen Form ohne alle Rückſicht auf den Inhalt wird man unter ihnen ſeltener finden, die Lieblingsdichter der Juden ſind daher weit häufiger Schiller, Leſſing, Jean Paul, Anaſtaſius Grün und andere Dichter, in denen der begeiſternde Inhalt, die glühende Theilnahme an jedem hohen Streben der Menſchheit, die Wärme für Freiheit, Menſchenwürde und Menſchenglück, das Streben nach Schönheit der Form überwiegt oder doch aufwiegt, als ſolche, bei denen dieſe als die erſte und letzte Aufgabe des Dichters erſcheint, ſo daß der Stoff nur durch die Form, die Empfindung allein durch die Art ihrer Behandlung poetiſche Geltung erhält. In dieſer Beziehung haben gerade

die ästhetischen Principien Menzel's unter den Juden viel Anklang gefunden, weit mehr als die eines seiner Gegner. Ich weiß, daß die Böswilligkeit jene Richtung so auslegen kann, daß die Juden diejenigen Dichter vorzugsweise lieben, von denen sie — Aehnliches hat, wenn ich mich recht erinnere, z. B. Gutzkow gesagt — Vortheile für ihre Emancipation erwarten. Ich scheue jedoch diese engherzige Deutung nicht. Ich halte es für einen geistigen Gewinn, wenn das Gefühl, daß die Erfüllung unserer innigsten Hoffnungen von dem Siege der höchsten Ideen, welche die Menschheit bewegen, abhängt, — wenn dieses Gefühl uns eine wärmere Empfänglichkeit für diese Ideen, für ihren Fortschritt auf jedem, unserm Rechte äußerlich noch so fern liegenden Gebiete, für ihre poetische Darstellung selbst, einflößt. Dabei muß ich mich freilich dagegen auf's Entschiedenste verwahren, als wenn ich in der ästhetischen Ansicht irgend ein Verdienst, irgend etwas, was zu einem Schlusse auf den moralischen Charakter berechtigte, finden wollte, was ich vielmehr für eine sehr große Thorheit halte. Man kann im Leben die Tugend, die Freiheit und alles Edle mit Wärme lieben, und doch im Gebiete der Kunst vor allem Anderen an der Schönheit der Form Gefallen finden; so wie man auch umgekehrt das Sittliche in der Dichtung mehr als im Leben lieben und, wie der Mann in der Jeremiade bei Schiller, beklagen kann, daß „die Tugend aus der Aesthetik in die Politik vertrieben" wird. Es fragt sich ja überhaupt noch, ob nicht jener so häufig angenommene Gegensatz selbst nur in einer unentwickelten ästhetischen Ansicht seinen Grund hat und sich unter einem höheren Gesichtspuncte auflöst. Ich will daher das oben von der poetischen Vorliebe der meisten Juden Ge-

ſagte eben ſo wenig als Lob wie als Tadel geſagt, ſondern lediglich als Thatſache angeführt haben. Nur ſo viel iſt klar, daß die Bezeichnung Goethe's als der „Meſſias der Juden" eben ſo gedankenlos und albern iſt, wie alles übrige in dieſer Weiſe Ausgeſprochene.

Aber Menzel iſt auf dieſer Stufe einer immer noch milden Beurtheilung der literariſchen Perſönlichkeit Rahel's nicht ſtehen geblieben. Erſt ſpäterhin hat es ihm beliebt, die Entdeckung zu machen, daß dieſelbe eben mit der verſchrieenen Geiſtesrichtung, zu welcher er ſie anfangs in einen Gegenſatz brachte, in eine Kategorie gehöre. Zu gleicher Zeit hat er denn auch angefangen, ſich davon zu durchdringen, daß ſie von Haus aus eine Jüdin iſt, und ihr dieſen Umſtand unaufhörlich vorzuhalten. Ohne daß er ſich die Mühe gegeben hätte, dieſe neue Anſicht aus ihren Briefen neu zu begründen, hat er „Rahel und das äſthetiſche Judenthum in Berlin" unter die Zweige der laſterhaften und gottloſen Literatur zu zählen begonnen, und hat bis auf die neueſte Zeit herab bei jedem Anlaß von dem „unſittlichen Gewäſch, den unmoraliſchen Lehren" u. ſ. w. „der Berliner Jüdin" geredet. (S. Literaturblatt von 1836 Nr. 98; von 1839 Nr. 66; von 1840 Nr. 31, und an manchen andern Stellen.) So viel ich weiß, knüpfen ſich dieſe, weil gegen eine Frau gerichtete, doppelt giftige Schmähreden an eine Aeußerung von ihr, in welcher ſie das Schickſal einer ohne Liebe geſchloſſenen ehelichen Verbindung beklagt: eine Anſicht, die viele der reinſten Gemüther vor ihr gehegt haben und nach ihr hegen werden. Wie viel reiner Seelenadel aus anderen ihrer Aeußerungen ſpricht, wie hoch ihr Charakter nicht minder als ihr Geiſt von vielen der beſten und einſichtvollſten Männer

geachtet werden, das wird dabei, wie natürlich, überſehen. Ebenſo wird ſie — z. B. auch von G. Pfizer in der angeführten Abhandlung über Heine S. 232 — in die Anklage wegen Mangels an Vaterlandsliebe mit verwickelt, weil ſie geäußert hat, „es werde eine Zeit kommen, wo Nationalſtolz eben ſo angeſehen wird wie Eigenliebe und andere Eitelkeit.“ Wie aber dieſelbe Frau im Jahre 1806 Gott auf den Knien um die Erhaltung Magdeburg's bittet, wie ſie im Jahre 1813 den vaterländiſchen Aufſchwung in innerſter Seele mit glühendem Eifer theilt, und ſich in Prag mit unermüdlicher Hingebung der Pflege verwundeter Krieger widmet, welche Liebe zu ihrem Vaterlande, welcher Stolz auf dasſelbe aus ihren Aeußerungen über Friedrich den Großen, über Frau von Stael hervorleuchtet, kurz, wie tief ihr Herz von eben jenen Empfindungen erfüllt war, deren Werth ihr grübelnder Geiſt im Princip einen Augenblick bezweifeln konnte, das bleibt dabei natürlich außer Acht. Was mich bei der ganzen Sache wundert, iſt nicht die böswillige Weiſe der Beurtheilung, — denn dieſe ſtimmt genau zu allem Uebrigen —, aber es iſt die Gleichgültigkeit, die dieſen wiederholten Schmähungen gegenüber von ſo vielen Seiten beobachtet wird. Ich weiß deutſche, eben ſo chriſtlich fromme wie patriotiſch geſinnte und in beider Hinſicht von Allen anerkannte Männer in nicht geringer Anzahl, welche die ehrendſte, wärmſte Huldigung dem Geiſte wie dem Charakter der Frau, von der hier die Rede iſt, öffentlich und privatim dargebracht haben, welche ihr Andenken preiſen und hoch halten. Oder hätte man z. B. mit Unrecht — um nur einen der Edelſten unter Vielen zu nennen — eine der am meiſten enthuſiaſtiſchen Anzeigen der Briefe Rahel's dem frommen,

trefflichen, verehrten Guſtav Schwab allgemein zugeſchrieben? Warum ſehen es nun dieſe Männer ſo gelaſſen mit an, daß der verehrte Namen nun ſchon ſeit Jahren, um einer kleinlichen Leidenſchaftlichkeit zu dienen, in den Koth geſchleift wird? Warum erhebt ſich kein ritterlicher Kämpfer, deſſen Ruf fleckenlos, deſſen literariſche Stellung unbetheiligt iſt, um die Ehre einer Frau und einer Dahingeſchiedenen gegen Schimpf und Schmach zu vertheidigen? Ich kann und mag nicht glauben, daß unſere Literatur ſo tief geſunken iſt, daß achtbare Männer, da wo es ſich um die dringendſten Forderungen der Ehre handelt, die kritiſchen Bannſtrahlen eines einflußreichen Organs fürchten, oder gar ſich durch literariſches Cliquenweſen zum Schweigen beſtimmen laſſen. Man wird vielleicht eher zu der Annahme geneigt ſein, es ſei Verachtung gegen ohnmächtige, nichtige, in ſich ſelbſt zerfallende Schmähungen, die man keiner Widerlegung werth halte. Aber die Rechtfertigung, dünkt mich, kann am Wenigſten gelten. Ich will ſelbſt davon abſehen, daß gerade Menzel's Stellung, was wir auch gegen ihn einwenden mögen, viel zu bedeutend iſt, ſein Einfluß auf die Literatur viel zu groß geweſen iſt, um, zumal von Solchen, die ſeine Wirkſamkeit auf manchen Puncten hochgeſchätzt haben, überſehen werden zu können; daß er zu den Gegnern gehört, die man mit aller Anſtrengung bekämpfen mag, die man aber nicht ignoriren darf. Auch bei einem viel Unbedeutenderen würde jener Grund nicht zureichen. Es iſt ein eigenes, bedenkliches Ding um jene ſchweigende Verachtung, von der Keiner etwas merkt, die daher ſo leicht mißdeutet wird, und die Das, was ſie geringſchätzt, Kraft und Geltung gewinnen läßt. Mag auch mancher Grund zu ſchlecht ſein, um ihn zu widerlegen, ſo

iſt doch keine Beleidigung zu ſchlecht, um ſie zurückzuweiſen, und Schmähungen, welche die Ehre einer Frau, das Andenken einer Verſtorbenen beflecken, ſollten von Jedem, der dieſes Andenken verehrt, nicht ſchweigend verachtet, ſondern laut gezüchtigt werden.

Wenn ich nun in Ermangelung Beſſerer, Angeſehener und Berufener, gern bereit bin, mit meiner geltungsloſen Stimme gegen die Verleumdung des ſittlichen Charakters einer ausgezeichneten, dahingeſchiedenen Frau zu proteſtiren, ſo bin ich dabei um ſo unparteiiſcher, als ich Dir im Uebrigen bekennen muß, daß ich mich keineswegs zu Denen zähle, die für die literariſche Perſönlichkeit Rahel's, wie ſie ſich in ihren Briefen kund giebt, einen hohen Grad von Sympathie empfinden. Wenn auch Geiſt und Ideenreichthum zu verkennen kaum möglich iſt, ſo habe ich mich doch mit der Art der Behandlung und des Ausdrucks, die nach ſo hoher unmittelbarer Natürlichkeit zu ſtreben ſcheinen und eben darum oft ſo gezwungen ſich ausnehmen, nie befreunden können. Indeſſen an meinem perſönlichen Urtheil hierüber iſt überaus wenig gelegen, zumal da ſo manche fähigere Beurtheiler ihre Stimmen, meiſt im entgegengeſetzten Sinn, hierüber abgegeben haben. Was aber allerdings hervorgehoben werden muß, iſt, daß das Judenthum an der geſammten Geiſtesrichtung dieſer Frau, an ihren Vorzügen ſowohl wie an ihren Fehlern, ohne allen Antheil iſt. Was die Vorzüge betrifft, ſo bin ich allgemeiner Zuſtimmung gewiß und kann mir den Beweis meines Satzes erſparen. Von ihren Lobrednern hat, ſo viel ich mich entſinne, keiner ihren hohen Geiſt, ihre umfaſſende Bildung, ihr tiefes Gefühl auf Rechnung ihrer jüdiſchen Abkunft geſchrieben, und man hat ſehr wohl daran

gethan, es zu unterlaſſen. Aber ſo wie man angefangen hat, ſie unmoraliſch und unpatriotiſch zu finden, hat man, wie geſagt, auch mit Gewalt die Jüdin an ihr hervorzuheben angefangen. Guter Gott! wenn Einer der Frau, die ihr Leben lang gefürchtet hat, daß man ihr ihr längſt abgethanes Judenthum vorwerfe, bei ihren Lebzeiten vorausgeſagt hätte, daß man einſt nach ihrem Tode ſie dem Judenthume vorwerfen, in ihren Schriften zu deſſen Schmähung Stoff finden würde! Von früher Zeit an, geſellſchaftlich wie geiſtig, in chriſtlichen Kreiſen lebend, von chriſtlichen Freunden umgeben, von chriſtlichen Einflüſſen ausſchließlich beherrſcht, ſcheint ſie gegen alle jüdiſchen Angelegenheiten und Beſtrebungen dieſelbe vornehme Gleichgültigkeit gehegt zu haben, die in der Periode, in welche ihre Ausbildung fällt, zu Berlin bei den gebildeten Juden und Jüdinnen, die denn auch gleich ihr in großer Menge zum Chriſtenthum übergingen, üblich war. Ich will hiemit keinen Vorwurf gegen die Dahingeſchiedene ausſprechen, ſondern nur eine Thatſache feſthalten. Sollte wider Willen etwas Vorwurfartiges in meinen Worten liegen, ſo hätte jedenfalls ſehr Weniges genügt, um dem zu begegnen. Unſere Sache iſt nicht gewohnt, große Anſprüche auf Theilnahme zu machen; ſie weiß ſich mit einem ſehr geringen Maße zu begnügen. Unter den vielen höheren Intereſſen, die ihr reges, nach allen Seiten mitempfindendes Gemüth anſprechen, die ihren nach allen Richtungen hin weit und tief ſchauenden Blick beſchäftigen, hätte doch auch das gewiß wohlmeinende und nicht müheloſe, auf Ueberwindung von Druck und Haß gerichtete Streben der Juden eine, wenn auch augenblickliche Sympathie finden können; es wäre doch auch wohl eines flüchtigen Blickes werth geweſen, nicht des Glaubens

ihrer Väter wegen, der ja längst nicht mehr der ihrige war, sondern allein wegen seiner menschlichen Bedeutung, da ja sonst nicht leicht ein menschliches Streben ihrem Gemüthe ganz fremd geblieben. Aber gerade für dieses scheint sie kein Auge, kein Mitgefühl gehabt zu haben. Die jüdische Sache scheint ihr zu unästhetisch, zu wenig gesellschaftsfähig, zu unbeliebt am Hofe Goethe's und in anderen höheren Kreisen gewesen zu sein, um sich zu einiger Sympathie mit derselben herabzulassen. Es findet sich, so viel ich mich entsinne, in Dem, was von ihr veröffentlicht worden, keine Spur einer solchen Sympathie, wenn ich eine Aeußerung des Mitleids in einem kurzen aber ansprechenden Briefe an ihren Schwager, den bekannten Juristen Asser in Amsterdam ausnehme, dessen in einer Lebensbeschreibung des Letzteren (in Jost's Israelitischen Annalen von 1839, Nr. 8.) gedacht wird, und worin sie ihn auffordert, sich mit einer Geschichte der Juden zu beschäftigen.* — Nur einmal sehen wir sie mit tiefer, ernster Empfindung ihrer jüdischen Abkunft gedenken in einer von dem Standpunct ihrer Gefühle aus edlen und rührenden, aber für uns und unsere Art, über die Sache zu denken und sie zu empfinden, verletzenden und abstoßenden Weise. Du erinnerst Dich gewiß dieser merkwürdigen Stelle in Varnhagen's Einleitung zu ihren Briefen. Es war in den letzten Tagen ihres Lebens, fast im Angesichte des Todeskampfes. Hier äußert sie in frommer, gottergebener Stimmung gegen ihren Gatten, daß, was ihr so lange Zeit ihres Lebens die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück

* Ein Brief Rahel's an ihren Bruder Ludwig Robert in Veranlassung der Judenverfolgungen des Jahres 1819 geschrieben, in welchem sie ihren sittlichen Unwillen mit voller Stärke ausspricht, ist später veröffentlicht worden in: Wilh. Freund Zur Judenfrage in Deutschland. Lief. 3. S. 180. J.

geweſen, eine Jüdin geboren zu ſein, daß ſie das um keinen Preis jetzt miſſen möchte. Sie vergleicht dieſes Verhältniß mit ihren Krankheitsleiden und fragt, ob ſie ſich einſt nicht auch an dieſen freudig erheben, ſie um keinen Preis werde miſſen wollen. Das iſt allerdings eine fromme, erhabene Empfindung beim Nahen des Todes, inſofern man ſich in ihre Vorausſetzungen hineinfühlt. Nur beruhen dieſe leider! in einer vorangegangenen, engen und kleinlichen, was das „Leid und Unglück“ angeht, bejammernswerthen, was aber vollends die „Schmach“ betrifft, verächtlichen Lebensanſicht, die ſchwerlich dem ſtarken Gemüthe dieſer Frau, ſondern eher ſchwächlichen Jugendeindrücken, deren ſie nicht Herrin werden konnte, entſprungen ſein dürfte, und die wir, denen das Judenthum keine unbequeme, peinliche Erinnerung, keine Schmach und kein Unglück, ſondern eine des Strebens volle Gegenwart iſt, mit aller Kraft zurückweiſen müſſen. Auch wir werden in der letzten Stunde ſicher der religiöſen Gemeinſchaft, in der wir lebten und ſterben, mit Innigkeit gedenken, aber nicht als einer Schmach, mit der uns erſt der Gedanke des Todes ausſöhnt und uns darüber erhebt, ſondern als des Bandes und der Sache, an die ſich ein Theil unſeres beſten Wirkens und Hoffens und Empfindens knüpfte, für die wir Manches gelitten und entbehrt, aber zu denen wir uns ſtets offen bekannt, und in deren ſittlicher Bedeutung wir inneren Lohn für Leiden und Entbehrungen gefunden haben. Und eine ſolche, der jüdiſchen ſo ganz entgegengeſetzte Art zu ſein, zu fühlen und zu denken rechnet man dem Judenthume zu, ſobald man etwas Gehäſſiges, das der Böswilligkeit frommt, an ihr zu entdecken vermeint! Dein

G. R.

Zwölfter Brief.

Mai 1841.

Du fragſt, lieber Freund, ob ich in Nr. 45 und 46 von Gutzkow's Telegraphen die Recenſion des Herausgebers über Steinheims Meditationen über die Verhandlungen der Holſteiniſchen Ständeverſammlung geleſen habe, und was ich dazu ſage. Von der Lectüre komme ich ſo eben, ſie enthält Manches, was der Widerlegung bedarf und werth iſt, und ich für mein Theil bin dazu um ſo mehr berufen, da ſich der Tadel des Recenſenten an einer Stelle beiläufig auf mich mit erſtreckt. Ich fange mit der Stelle an, da ſie gerade zu den bezeichnenderen gehört. „Sie", die jüdiſchen Schriftſteller, heißt es hier, „kämpfen nur gegen unſere chriſtliche Tyrannei, und vergeſſen, „daß die Stellung der Juden in Deutſchland eine Folge des „Vorurtheils iſt. Vorurtheile laſſen ſich allerdings beim Ge„bildeten wirkſam bekämpfen; aber auch ſelbſt bei dieſem nicht „ſo ſchnell ausrotten, als ſich Rieſſer, Steinheim u. A. „einbilden." Aus welcher Stelle meiner Schriften hat der Recenſent dieſe Einbildung herausgeleſen? Mein unmittelbares Streben war nicht einmal auf Beſeitigung des Vorurtheils ſondern des politiſchen Unrechts gerichtet. Letzteres läßt einen ſchnellen Fortſchritt ohne Zweifel eher zu als Erſteres, bei dem Einen kann ein beſtimmter Act der Geſetzgebung, die Schöpfung eines geſchichtlichen Augenblicks helfen, bei dem Anderen nur die Umgeſtaltung der Geſinnungen. Auch fällt der Anfang meiner allerdings bisher faſt erfolgloſen Beſtrebungen in eine Zeit wo ein flüchtiger Aufſchwung des Völkerlebens die täuſchende Hoffnung auf raſche Fortſchritte, auf Tage des Sieges ent-

ſchuldigen mochte. Dennoch habe ich gleich in der Vorrede zu meiner erſten Flugſchrift mein Streben als die Aufgabe eines Lebens bezeichnet. Wo iſt denn da die Einbildung von „ſchnellen Ausrotten," von einer Wirkſamkeit „über Nachten" wie es weiterhin in demſelben Zuſammenhange heißt, auch nur auf dem politiſchen Gebiet, geſchweige auf dem moraliſchen? An die Anklage ſind wir übrigens gewöhnt; ſie iſt eine der häufigſten und, ich glaube, der ungerechteſten, von denen jedes freiſinnige Streben, auf welchem Felde es ſei, betroffen wird. Weil der Gedanke die Gewißheit ſeiner Verwirklichung in ſich trägt und ſein Ziel daher ſtets in lebendiger Gegenwart vor ſich ſieht, weil er die Schranken der Zeit nicht kennt und mit Geiſtesſchnelle mißt, weil die Idee in dem Bewußtſein ihrer Ewigkeit den Augenblick nicht achtet und ſeinen zähen Widerſtand, darum glaubt man Denen, die von ihr erfüllt ſind, den Vorwurf machen zu dürfen, daß ſie Alles auf einmal zu erreichen hoffen. Kennt Der die Weite des Weges nicht, der das Ziel klar und feſt im Auge hält? Kennt Der den Kampf nicht, der des Sieges der guten Sache gewiß iſt, und deſſen Seele ihn ſchon feiert? Hat der Mann, der mit dem Auge des Geiſtes eine neue Welt anſchaute, und der mit Zuverſicht hinausfuhr in das unermeßliche Weltmeer, um an ihrem Ufer zu landen, — hat der darum geglaubt, die Küſte heute oder morgen zu finden? Der Idee Widerſtand zu leiſten, ihren Lauf zu hemmen und ihr Schritt vor Schritt den irdiſchen Boden durch aufgethürmte Hinderniſſe ſtreitig zu machen, das bleibt billig ihren Gegnern und der gemeinen Wirklichkeit der Dinge überlaſſen, die wir aus alter Erfahrung ſehr wohl kennen, und deren ſchweres, niederziehendes Gewicht wir zu keiner Zeit überſehen haben. Eben darum,

weil die zähe Macht des Widerstandes so groß ist, soll um so mehr die geistige Kraft der Wahrheit, die einzige, die ihr entgegengestellt werden kann, ungeschwächt sich aussprechen und wirken. Wenn die Idee, noch bevor sie in dem schwachen verhallenden Wort die erste Lebensregung nach außen gegeben, wenn sie in ihrem eigenen, innersten Heiligthum schon dem ihr feindlichen Elemente sich gefangen gäbe, wenn sie die Ueberzeugung ihrer Ohnmacht, den Zweifel an dem eigenen Werthe, die träge Langsamkeit der Materie in ihr Wesen und in ihre erste Erscheinung selbst aufnehmen, und auf solche Weise schon gelähmt und verkrüppelt in die geöffneten Schranken treten wollte, sie würde zum Gespötte ihrer Gegner werden. Das aber ist es im Grunde, was man ihr zumuthet, wenn man ihr — weil sie in ihrer Darlegung vorerst auf das Zeitmaß keine Rücksicht nimmt, weil sie den Widerstand wohl erwartet und sich gegen ihn rüstet, aber ihn nicht als wesentlich voraussetzt — den Vorwurf macht, daß sie auf schnelle Siege, auf Fortschritte über Nacht, auf vom Zaun gebrochene Umwälzungen, und wie die beliebten Redensarten sonst heißen, rechnet; denn wirklich übertriebene Hoffnungen auf den nächsten Augenblick haben ihre besonneneren Vertreter nie gehegt.

„Sie kämpfen gegen unsere christliche Tyrannei", heißt es weiter oben. Es liegt schon hierin eine — wenn gleich schwerlich beabsichtigte und nur durch den Ausdruck verschuldete — Entstellung. Wir kämpfen allerdings gegen einen bürgerlichen Druck, der sich äußerlich an den Glauben knüpft. Aber wir haben es oft genug ausgesprochen, daß wir in dem Christenthume weit weniger den Grund als den Vorwand des geübten Druckes sehen, daß wir diesen seinem Wesen nach in die

Kategorie der an den Stand, an die Geburt geknüpften Bevorrechtungen und Zurücksetzungen zu stellen gewohnt sind, und daß die Religion in ihrem hohen wahren Sinne hiebei eher die Stellung der Mißhandelten, Verunreinigten, Gefälschten, als die der Unterdrückenden und Mißhandelnden einnimmt. Wir haben daher die Tyrannei, wider die wir mit sehr schwachen Kräften ringen, nie als eine „christliche" bezeichnet. Indessen ist das, wie gesagt, auch wohl nicht gerade geflissentlich so gemeint. Sehr befremdlich aber ist die folgende Aeußerung: „und vergessen, daß die Stellung der Juden in Deutschland eine Folge des Vorurtheils ist." Wann hätten wir das je vergessen? Haben wir denn nicht immer unsere größte Mühe eben auf die Nachweisung gewendet, daß die uns entgegenstehenden Ansichten, das unserer Sache feindliche Widerstreben auf Vorurtheilen beruht? Neben dem Vorurtheil haben wir freilich auch dem Egoismus eine mindestens gleich einflußreiche Stellung unter den uns feindlichen Elementen angewiesen; wir haben die Erzeugnisse des Irrthums von denen der Selbstsucht zu trennen gesucht, aber vergessen haben wir das Vorurtheil fürwahr nie. Seltsam! Was wir unser Lebenlang darzuthun bemüht sind, wird uns hier stillschweigend zugegeben, um uns vorzuwerfen, wir vergäßen es! Wir sind sonst gewohnt, daß unsere Gegner Das, was uns als Vorurtheil erscheint, für die Wahrheit, für ihre Ueberzeugung erklären, und dann ist der Streit natürlich und von beiden Seiten begründet, daß aber zugegeben werde, daß uns nur Vorurtheile im Wege stehen, und daß eben im Namen dieser Respect von uns gefordert wird, das scheint etwas Neues. Ein rechtes Vorurtheil erkennt sich nicht als solches; es nimmt Achtung in Anspruch, weil es sich für Wahrheit hält; es ist

aufrichtig, wenn es auch schwachköpfig ist. Aber ein Vorurtheil, das sich seiner Natur bewußt ist und sich doch nicht aufgeben will — das beruht auf Unwahrheit oder Charakterschwäche. Daß der Recensent wirklich in der eigenthümlichen Lage ist, eigene Vorurtheile, die er als solche mehr oder weniger selbst ansieht, dennoch festhalten und gegen uns behaupten zu wollen, ergiebt der Verlauf der Recension. Hier könnte es vorerst noch scheinen, als wolle er nur Anerkennung und Schonung der Vorurtheile Anderer, die noch nicht dahin gelangt sind, ihre Vorurtheile als solche zu begreifen und sie noch für Wahrheit halten. „Wir Christen sollen uns," heißt es weiter, „in die „Gefühle der Juden versetzen, und thun dies mit aller Antheil„nahme, der ein gefühlvolles Herz nur fähig ist, und keinem „Juden fällt es ein, sich in den Mittelpunct der Stimmungen „zu versetzen, die der Christ gegen den Juden hat. Wir sollen „mit Gewalt in den Juden nichts sehen als die Erben eines „jahrtausendjährigen Elends, eine Pariakaste, Heloten, während „unsere Erziehung, unser Religionsunterricht uns mit einer „Idiosyncrasie gegen das Judenthum ausgestattet hat, die wir „nicht so über Nacht in uns erdrücken können. Wir sind der „Meinung, daß wir unser Vorurtheil bekämpfen sollen und „daß es im Laufe dieses Jahrhunderts durch das allgemeine „Nivellement aller Principien und historischen Beziehungen „so gut wie ausgerottet sein wird: aber es heißt ein großes „Heldenthum bei uns voraussetzen, wenn wir so schnell, wie es „jene Anwälte wollen, über uns Herr würden. Wir sind „keine Helden: am wenigsten in Masse: noch weniger als „Gesetzgeber für diejenigen, die sich noch nicht einmal bis zum „Principiellen der Judenemancipation aufgeschwungen haben."

Hier wird zuvörderſt mit großer Geſchicklichkeit gewiſſermaßen Mitleid mit den Vorurtheilen der Chriſten von uns verlangt; dieſe werden in das Licht einer unüberwindlichen, bedauernswerthen Schwäche geſtellt, um uns als rauhe, gefühlloſe Menſchen erſcheinen zu laſſen, die mit den armen Vorurtheilen kein Mitleid haben. Wir machen es auch wirklich zu arg! Man fühlt unſchuldige Idioſyncraſien — auf deutſch Ekel oder Widerwillen — gegen uns, und wir grauſamen Menſchen ſind ſo hart und unbillig, ſolche Idioſyncraſien mit Vernunftgründen zu bekämpfen, während doch Die, die ſie hegen, gar nichts dafür können! Man verabſcheut uns ein wenig, und wir verſtehen uns gar nicht recht in den Mittelpunct dieſes harmloſen Abſcheus zu verſetzen, und ziehen mit ſchonungsloſen Principien dagegen zu Felde! Und doch verlangen wir, daß man ſich an die Stelle — etwa unſerer Vorurtheile, unſerer Idioſyncraſien? nein, denn wir haben Gottlob! keine ſolche, und hätten wir deren, wir wären fürwahr nicht ſo frech, uns ihrer zu rühmen — ſondern unſerer bürgerlich unterdrückten Lage verſetze. Die Schärfe des Gegenſatzes iſt in der That bewundernswerth. Gehen wir näher auf die Frage ein, ſo thut vor Allem eine Scheidung der verſchiedenartigen Beſtandtheile Noth, die ſich in dem etwas unbeſtimmten Begriff des Vorurtheils zuſammendrängen. Auch ich kenne Vorurtheile, die jeder fühlende Menſch ſchonen, die er nicht ohne Noth, die er ſelbſt dann mit Milde und Wohlwollen bekämpfen wird. Es ſind die Vorurtheile der Liebe und der Verehrung, der Andacht und des Enthuſiasmus. Aber die Vorurtheile des Haſſes ſind verabſcheuungswürdig und verächtlich; ſie zu ſchonen iſt Feigheit, ſolche Schonung dem Schwachen, weil er ſchwach iſt,

zumuthen, Erbärmlichkeit. Die Liebe hat ein Recht zu irren, ihr Irrthum kann ſchön und liebenswürdig ſein; ſie trägt ihren Werth und ihre Rechtfertigung in ſich, wenn ſie ſich auch in der Wahl ihres Gegenſtandes vergriffen hätte. Aber der Haß muß ſich rechtfertigen, und wehe ihm, wenn er ſich irrt! drei Mal wehe, wenn dieſer Irrthum ein vorſätzlicher iſt, der ſich der beſſeren Ueberzeugung verſchließt! Unbegründete Liebe mag ſchön ſein, aber unbegründeter Haß iſt abſcheulich. Wohl giebt es Gebiete im menſchlichen Gemüthsleben, wo Empfindungen, tiefer und ſtärker als alle Ueberzeugungen, vor jeder Unterſuchung da ſind und da ſein müſſen, weil ſie nicht erſt Erzeugniß der Unterſuchung ſein können, weil ſie einen Theil des geiſtigen Lebens und Daſeins bilden, das ſeinen Pulsſchlag nicht einhält, ſo lange bis ſich aus Gründen eine Meinung gebildet hat, ſondern das ununterbrochen fortlebt; denn Unterbrechung würde Tod bedeuten. Empfindungen dieſer Art werden nach allem Urtheil bleiben, weil ſie vor allem Urtheil da waren, mag man ſie auch von einem abstract vernünftigen Standpuncte aus, weil ſie ſich der Vernunftkritik nicht zu unterwerfen Willens ſind, als Vorurtheile bezeichnen. Aber indem ſie den Maßſtab der abſoluten Wahrheit ablehnen, ſind ſie um ſo mehr nach dem der Sittlichkeit zu meſſen; wenn ihre Rechtfertigung durch äußere Gründe nicht gefordert werden kann, ſo kommt es um ſo mehr, ſo kommt Alles auf ihre innere Güte an. Jene urſprünglichen Empfindungen mögen die tiefen und geheimen Fäden ſein, durch welche die Seele des Menſchen mit dem All zuſammenhängt, und die ſie nicht zerreißen kann und mag, um eine ſchrankenloſe Freiheit des Urtheils zu gewinnen. Aber die Seele hängt mit dem All der Weſen durch Liebe,

nicht durch Haß zuſammen; mit dieſem tritt ſie ja eben aus der allgemeinen Sympathie heraus, und ihn als ein Urſprüngliches, Angebornes rechtfertigen, ihn gegen Principien und Gründe beharrlich feſthalten wollen, — iſt eine Sünde gegen Natur und Wahrheit, gegen Gott und Vernunft zugleich. Das Vorurtheil der mütterlichen Liebe für ihr Kind, das ihr als das ſchönſte und beſte unter allen Kindern erſcheint, weil es ihr das liebſte iſt, das Vorurtheil kindlicher Verehrung für das heilige Andenken der Eltern, auf das die Vorſtellung alles menſchlich Hohe und Edle häuft, und das ſie der Kritik nicht unterwerfen kann, das Herz müßte dann erſt zu fühlen und zu ſchlagen aufhören; das Vorurtheil der Andacht für die in früheſter Kindheit angenommenen religiöſen Vorſtellungen, für die Formen, in welchen die Seele zuerſt das Höchſte, das Göttliche geahnt oder erkannt hat — dieſe Vorurtheile ſind ehrwürdig, ſind liebenswerth, ſie wird Jeder Fühlende, wird jeder Ehrenmann ſchonen; in ſie wird ſich Jeder gerne verſetzen, wird ſelbſt da, wo er die Anſicht beſtreitet, die Geſinnung, die Empfindung, die Liebe, die Begeiſterung, in denen ſie wurzelt, ehren. Aber da wo die Wurzel Haß und Selbſtſucht, wo die Frucht Irrthum iſt, wo die Empfindung, die unter der Firma des Vorurtheils geachtet ſein will, eine in ſich ſchlechte und faule iſt, die ſich nur durch Gründe, durch Beweiſe, durch Nachweiſung ihrer Nothwendigkeit rechtfertigen könnte, aber auf eben dieſe Rechtfertigung verzichtet, indem ſie ſich als Vorurtheil kund thut und als ſolches Schonung fordert, da iſt Der ein Thor oder ein Wicht, der ſie ihr angedeihen läßt. Unſer Recenſent freilich ſcheint über die relative Würdigkeit der Vorurtheile eine andere, ja eine entgegengeſetzte Anſicht zu hegen.

Es ist bekannt, wie wenig derselbe in früheren Jahren die religiösen Ueberzeugungen geschont hat, in welchen Millionen frommer Christen Andacht und Trost und Erhebung gefunden haben. Er hat diese Schonungslosigkeit gebüßt, und ich möchte am Wenigsten den Schein auf mich laden, als wenn ich jene Art von Verfolgung, die er damals erlitten, gegen ihn benutzen wollte. Aber das darf ich doch fragen, ob die Vorurtheile der Abneigung mehr Schonung verdienen als die der Andacht, ob der Judenhaß ehrwürdiger ist als das Christenthum, ob man von den beiden Elementen, aus denen der Religionshaß, wenigstens dem Worte nach, besteht, nur die Religion bekämpfen darf, aber nicht den Haß. Und ist denn dem Recensenten die bei eben dieser Gelegenheit gemachte Erfahrung so ganz entfallen, aus welchen seltsamen, abenteuerlichen, unerhörten Bestandtheilen jenes Vorurtheil, dessen er sich jetzt gegen uns so zärtlich annimmt, mitunter zusammengesetzt ist? Hat er es ganz vergessen, daß bald die elende Lüge, daß er und die Genossen seines Strebens Juden seien, daß ihre — wahre oder angedichtete — Gehässigkeit gegen das Christenthum jüdischen Sympathien entsprieße, bald die falsche Anklage, daß die Juden mit der angefochtenen unsittlichen Richtung in engem Zusammenhange stünden, — daß diese Lüge und diese Anklage jenem verehrten Vorurtheil ein ganz neues, lange Zeit höchst verderbliches und noch jetzt — zumal in der Literatur — vielfach nachwirkendes Gift beigemischt haben? Und in der That, die tückischen Trugschlüsse, durch welche seiner Zeit das „Votum über das junge Deutschland" uns in den tödtlichen Haß, den diese Angelegenheit angeregt hat, verwickeln wollte und zum Theil wirklich verwickelt hat, so kläglich sie auch waren, sind

doch eben nicht ſchlechter als eine Menge Gründe, die, freilich in einen Schwall von „vielleicht“ und „es könnte wohl ſein“ gehüllt, im Laufe der vor mir liegenden Recenſion gegen uns geltend gemacht werden. Seltſames Schickſal unſerer Sache! derſelbe Mann, deſſen ihm und uns angedichtete Sympathie einſt dazu hat dienen müſſen, die Flamme des Haſſes zu ſchüren, die Pfeile des Vorurtheils zu ſchärfen, nimmt ſich jetzt gegen uns des Haſſes und der Vorurtheile an. Derſelbe, der unſere Aufgabe, „Idioſyncraſieen“ und Abneigungen zu bekämpfen, durch die Idioſyncraſien, die er ſich zugezogen hat, und in die wir durch ein Gewebe der Böswilligkeit verſtrickt worden ſind, um ein nicht Geringes erſchwert hat, der wirft uns jetzt vor, daß wir dieſe Idioſyncraſien nicht hinlänglich ſchonen, uns nicht in ihren Mittelpunct zu verſetzen wiſſen! Derſelbe, der es am eigenen Beiſpiel erfahren hat, in welchen Lügen das Vorurtheil die willkommene Nahrung findet, der das Unglück gehabt, gerade dem Vorurtheil, das uns trifft, eine neue, giftige Nahrung zu geben, der wirft ſich jetzt zum Gönner und Protector eben dieſes Vorurtheils auf! Will er uns vielleicht den Gefallen thun, Die, die ihn unter die Juden verſetzt haben, zu überzeugen, daß er gerade in dieſem Puncte mit ihrem Haſſe ſympathiſirt? Fürwahr, er kann uns lange tadeln und ſchmähen, ehe uns ſein Tadel nur einen kleinen Theil des moraliſchen Unheils zu Wege bringt, den die von ſeinen Feinden erdichtete Freundſchaft uns zu Wege gebracht hat!

Wenn der Recenſent vorausſetzt, daß das „Vorurtheil“, alſo doch eine Geſinnung, wenn auch eine irrige, der letzte und einzige Grund der bürgerlichen Zurückſetzung der Juden ſei, ſo iſt dieſe Vorausſetzung wenigſtens noch problematiſch. Ich

habe, ohne je die Quelle des Vorurtheils zu vergeſſen, doch wiederholt und ausführlich zu erweiſen geſucht, und bin noch jetzt der Meinung, daß der größere Theil der Einwendungen gegen die Rechtsgleichheit mit Neigung und Abneigung nichts zu thun hat, ſondern nur mit Egoismus und Bevorzugung. Ich halte mich überzeugt, daß die große Mehrzahl der Gegner unſerem Anſpruch um nichts geneigter werden würde, wenn ſie die Juden für die vortrefflichſten und liebenswürdigſten Menſchen hielten; ja ich glaube, ihre Oppoſition würde nur ſtärker werden, weil die Concurrenz gefährlicher würde. Das Streben gegen unſere bürgerliche Gleichſtellung iſt mir immer als ganz gleichartig mit der Oppoſition erſchienen, die der Adel der Gleichſtellung des Bürgerſtandes, der Städter der des Landmannes, der bevorzugte Monopoliſt der Concurrenz der freien Arbeit entgegenſetzt. Als der letzte Grund dieſer Oppoſition kann nicht füglich das Vorurtheil betrachtet werden. Ob der gefürchtete Nachtheil ein wirklicher iſt, läßt ſich freilich beſtreiten; aber für den Egoismus genügt ja die Möglichkeit eines Nachtheils hinlänglich, um den heftigſten Widerſtand herauszuforbern, und die Möglichkeit eines Nachtheils für den Einzelnen läßt ſich bei der Eröffnung einer jeden, bis dahin gewaltſam unterdrückt geweſenen Concurrenz nicht in Abrede ſtellen. Hier iſt kein Vorurtheil, ſondern ein Rechenexempel, bei dem nur der eine Factor vorerſt auf einer beliebigen Annahme beruht. Die Frage, auf die es ankommt, iſt aber die, ob dieſe Anſprüche, dieſe Befürchtungen individueller Selbſtſucht ein Recht haben, auf die Geſetzgebung einzuwirken, und, was ſehr nahe verwandt damit iſt, ob der Complex dieſer zufälligen Sonder-Intereſſen mit dem Gemein-

wohl gleichbedeutend oder ihm entgegen ist, wie andere Monopole; ob das Gesammtwohl durch freie Concurrenz oder durch Privilegien besser gefördert wird. Bei der Entscheidung dieser wichtigen Frage können sich allerdings schon Vorurtheile geltend machen, doch nicht von der Art, wie der Recensent sie im Auge hat, sondern mehr Vorurtheile des Verstandes als der Empfindung, mehr Irrthümer und Rechnungsfehler als Idiosyncrasien. Auf diesem Gebiete nun, auf dem sich die eigentliche legislative Frage bewegt, wird doch der Recensent dem Raisonnement, den Vernunftgründen, wenn er sie auch sonst für völlig machtlos der heiligen Gewalt des Vorurtheils gegenüber hält, wohl eine kleine Bedeutung einräumen. Würden nun diese Fragen des Rechts und der National-Oekonomie immer in ihrer einfachen, unvermischten Natur als solche behandelt, dann wäre es allerdings thöricht von unserer Seite, in dem Streite gereizt und leidenschaftlich zu werden; denn solche Fragen soll man mit Kälte behandeln. Beriefen sich Die, die im Besitze sind, lediglich auf ihren Besitz, die ihren Vortheil behaupten, lediglich auf ihren Vortheil, wir würden immerhin im Sinne desjenigen Rechts, das die Quelle des Gesetzes sein soll, und nicht minder im Sinne des ächten, wahren Gemeinwohls mit ihnen streiten und unseren Anspruch auf Rechtsgleichheit behaupten; allein wir würden es sicher ohne Erbitterung thun, wie man einen Rechtsstreit führt um ein Haus, um eine Erbschaft. Aber eben unsere Gegner sind es, die eine solche kühle Streitführung unmöglich machen; sie sind es, die von jeher der Frage des Rechts eine Frage der Ehre beigesellt oder untergeschoben haben, gegen die, bis sie durchgefochten ist, Recht und Interesse und Alles, was dahin gehört, in den Hintergrund treten muß, und die

kein Ehrenmann anders als mit aller der Gluth, deren ſeine Seele fähig iſt, behandeln kann. Für uns freilich handelt es ſich von vorn herein um ein höheres, geiſtiges Moment, um die Freiheit des Geiſtes und der Ueberzeugung, durch deren Opfer wir alles Das, was wir ſo ſchwer entbehren, ſo leicht erkaufen könnten, aber nicht erkaufen wollen; allein für unſere Gegner handelt es ſich in den meiſten Fällen nur um Vorrecht, um Beſitz, um Monopol; denn die erhabene Sache der Religion werden nur Wenige heutzutage im Ernſte bei der Emancipationsfrage betheiligt finden, und dieſen Wenigen gilt unſere Heftigkeit nicht; ſie achten wir, wenn wir ſie gleich in Hinſicht auf das Verhältniß zwiſchen Religion und Bürgerrecht in einem großen Irrthum befangen glauben. Die aber, die das eigentliche, poſitive, religiöſe Motiv der Unterdrückung als Aufgeklärte zurückweiſen, und die ihr doch ein anderes, vermeintlich höheres Motiv als das des Hergebrachten, des Beſitzes, des Vortheils unterlegen wollen, die unſere Unwürdigkeit, unſere Unreife, unſeren Bildungsmangel oder ihre Idioſyncraſien gegen uns zum Motiv machen, Die, bei denen jeder Grund eine Beleidigung, jede vermeintliche Vertheidigung eine Kränkung iſt, die ſind es, die unſere Leidenſchaft rege machen, die wir weder ſchonen können noch dürfen noch wollen. Freilich liegt, genau erwogen, in dieſer Art des Widerſtandes eine, wenn gleich unbewußte Conceſſion an das Rechtsprinzip; ſie beweiſt nämlich, daß das Recht ein ſo von allem Höheren, Geiſtigen Losgeriſſenes nicht iſt, wie es Manche glauben machen wollen. Indem ſie moraliſche Motive der Unterdrückung ſucht, räumt ſie ſtillſchweigend ein, daß dieſelbe eines moraliſchen Motivs bedarf, und daß ſie, wenn auf das bloße Herkommen, auf den bloßen Beſitz des Vor-

rechts, auf die bloße Gewalt gegründet, unmoraliſch iſt. Damit aber verändert ſie auch die ganze Natur der Frage; aus einem Streite des geſchichtlichen Rechts, der National-Oeconomie macht ſie einen Streit der Ehre, der Menſchenwürde, der Sittlichkeit; aus einer kaltblütigen Erörterung über Vorrecht und Zurückſetzung einen Kampf, bei dem es Tod und Leben im moraliſchen Sinne gilt. Wenn wir nun in der tiefen Ueberzeugung, daß der innerſte Grund der Rechtsentziehung ein niedriger, ein unedler iſt, ſie auf eine Weiſe begründen hören, die unſere Ehre, unſere edelſten, geiſtigen Güter antaſtet, wenn dem Druck, den wir von der rohen Uebermacht gleichgültig ertragen würden, ſich Hochmuth und Gehäſſigkeit beigeſellen, dann iſt unſere Geduld freilich am Ende, und wir möchten in der That nicht, daß ſie lange Stich hielte.

Ich muß in Beziehung auf die Berückſichtigung, ja auf eine Art von Werthſchätzung des Vorurtheils, die Herr G. von uns verlangt, auf Das verweiſen, was ich in meinen früheren Briefen hierüber geſagt habe und was genau in dieſen Zuſammenhang gehört. Ich wiederhole, daß mir jenes „Vorurtheil", jene „Idioſyncraſie", wie ſich der Recenſent ausdrückt, verächtlich erſcheinen ihrem Weſen und ihrer Aeußerung nach. Die Erfahrungen, aus denen ich dieſe Anſicht geſchöpft, habe ich oben ausführlich dargelegt; ich will ſie hier nur durch einfache Beiſpiele aus dem Leben anſchaulich machen. Der Handwerker, dem ich als Jude mein Leben lang willkommen bin, wenn ich ihm Arbeit gebe, und der ſeinen Haß und ſein Vorurtheil erſt herausholt, wenn es ſich darum handelt, ob ein oder der andere Jude ein bischen von ſeiner Arbeit theilen ſoll; der dieſelbe Menſchenclaſſe als Concurrenten haßt und verabſcheut, die er

als Kunden liebt und zu verlieren zärtlich besorgt ist, — die Idiosyncrasie dieses Menschenschlages kann mir keinen großen Respect einflößen. Oder, um ein Beispiel aus einer höheren, meinen eigenen Erfahrungen näher liegenden Sphäre zu wählen: der Professor, der mich, so lange ich ihm Collegiengelder und Promotionsgebühren bezahlt habe, geliebt und gelobt und protegirt und seiner toleransesten Gesinnung versichert hat, und der, sobald ich Das, was er mich einst gelehrt, auch ein wenig zum eigenen und zu Anderer Nutzen gebrauchen, wenn ich neben dem weiten, großen Felde seiner Wirksamkeit auch ein enges, bescheidenes Plätzchen anbauen möchte, mein Feind wird, mir den Zugang versperrt und sich bei der Gelegenheit mit einem Male erinnert, daß er eigentlich eine auf historischem Wege entwickelte Idiosyncrasie gegen mich hege, — ich bekenne, daß mir auch diese Art von Leuten sammt ihrer Idiosyncrasie Verachtung einflößen. Dem Aehnliches aber kommt alle Tage vor: auf dergleichen läuft die ganze Geschichte mit dem Vorurtheil, mit der Idiosyncrasie hinaus. Daher bin ich denn der Meinung, daß das Vorurtheil reichlich eben so sehr Folge der bürgerlichen Stellung ist, in deren Ungerechtigkeit es Reiz und Anlaß findet, sich geltend zu machen, wie die bürgerliche Stellung Folge des Vorurtheils, wie Herr G. voraussetzt. Was aber nun Steinheim's und meine Weise, die Emancipationsfrage zu behandeln, was unsere Bitterkeit und unseren heftigen Kampf gegen die vermeintlichen Vorurtheile angeht, so bin ich in zwei Puncten von dem Recensenten wesentlich verschiedener Meinung, und ehe wir uns darüber vereinigt haben, werden wir uns schwerlich über die rechte Behandlung des Gegenstandes verständigen. Erstlich glaube ich keineswegs, daß es mit dem

Vorurtheile so sehr schlimm ist, wie der Recensent es, freilich im Tone des Bedauerns, aber dennoch ganz con amore und, mit den widrig grellsten Farben ausmalt; zweitens bin ich der Meinung, daß, wenn es wirklich so schlimm wäre, gerade dann der Rath, der uns hier gegeben wird, dem Vorurtheile und der Idiosyncrasie gegenüber schonend, milde, bittend, Mitleid erregend zu verfahren, der erbärmlichste von der Welt ist, daß gerade dann der Ton der tiefsten Verachtung der einzige wäre, den ein Mann von Ehre in diesem Streit anstimmen könnte.

In Betreff des ersten Punctes muß ich wieder auf Das verweisen, was ich im zehnten Briefe hierüber gesagt habe. Ich sollte meinen, daß Der, der unter dem Hasse leidet, Glauben verdient, wenn er versichert, er finde ihn nicht so arg, und daß es mindestens hart ist, wenn man sich so sehr bemüht, ihm das Uebel, das ihn trifft, in weit grellerem Lichte, als er es selbst sieht, zu zeigen. Ich behaupte, daß das „Vorurtheil" in der unüberwindlichen Stärke, wie Herr K. G. es uns vorführt, sich nur bei Leuten von sehr beschränktem Verstande oder von niedriger, an sich gehässiger Sinnesart findet, auf deren Wohlwollen wir gern verzichten. Gebt uns harmlose, rein menschliche Verhältnisse, unberührt von allem dem Gifte, das der bürgerliche Druck erzeugt, und wir wollen Liebe, Theilnahme, Achtung, gleich Einem von Euch, gewinnen! Gebt uns eine Stellung im thätigen Bürgerleben, wo uns keine Fessel hemmt, kein Druck beengt, wir wollen Vertrauen und Werthschätzung, trotz Einem von Euch, erringen! Laßt einen Moment im politischen Leben eintreten, wo der bessere, edle, wahrhaft freisinnige Volksgeist die Herrschaft über die Gesetzgebung gewinnt und des dumpfen

Herkommens Meiſter wird, wo Geſetz und Verfaſſung wirklich der Ausdruck der Geſinnung und Ueberzeugung der Weiſeſten und Beſten im Volke werden, ſtatt das bewußtloſe Erzeugniß geſchichtlicher Zufälligkeiten zu bleiben, und wir hegen die feſte, zuverſichtliche, mit unſerem ganzen Weſen innig verwachſene Hoffnung, daß wir den Sieg des Rechts dann gewinnen werden, wie er in ſolchem Moment zu allen Zeiten und in allen Landen iſt gewonnen worden. Wir verkennen bei allem dem nicht, daß Vorurtheile gegen uns da ſind; aber wir halten dieſe, wenn gleich für irrig und verwerflich, doch — wenigſtens theilweiſe — für nicht ſo abſolut roher und thieriſcher Natur, daß Gründe nichts gegen ſie vermöchten. Wir glauben nicht an ein allmähliges von ſelbſt Verſchwinden ſolcher moraliſchen Uebel, auf das man in ſo manchen Gebieten die Menſchheit gern vertröſtet, um ſie einzuſchläfern; wir ſind daher nicht geſonnen, den Ablauf des Jahrhunderts, welches Herr K. G. der Herrſchaft des Vorurtheils noch einräumt, duldend und ſchlafend abzuwarten. Wir glauben, daß es der geiſtige Kampf, die offene feindliche Begegnung im Gebiete des Gedankens iſt, die den Frieden und die Freundſchaft herbeiführt, wie der phyſiſche Krieg unter den Nationen. Wir ſehen in dem aufrichtigen, warmen, oft heftigen Wort ein Mittel der Verſtändigung; bedenkt doch, daß es unſere einzige Waffe iſt! Das Wort iſt uns — im Kampfe mit der Uebermacht einer ungeheuren Mehrheit — nicht die „unblutige Scheide“ allein, in der das „umhüllte Schwerdt“ ſteckt; es iſt uns das Schwerdt ſelber, es iſt unſere erſte und letzte Waffe und Stütze vom Anbeginn bis zu Ende des Streites. Wir glauben, daß dieſe Anſicht von der Sache ſelbſt unſere Gegner mehr ehrt, als die Anſicht, welche mit

ihrer Zurechnungsfähigkeit das Motiv und die Bedeutung unseres Strebens, sie durch geistige Mittel zu gewinnen, aufhebt, welche ihnen einen Gemüthszustand zuschreibt, dessen blinde Idiosyncrasien nur einer pathologischen Behandlung Raum geben, und der uns, da wir Die, die daran leiden, nicht in's Irrenhaus zur Heilung schicken können, nichts übrig läßt, als die Hände in den Schooß zu legen und abzuwarten, daß die veränderte Atmosphäre eines neuen Jahrhunderts sie curire.

Aber ich will nun einmal annehmen, es wäre Alles so schlimm, wie es Herr K. G. auszumalen beliebt hat: was würde daraus für unser Benehmen folgen? das ist die zweite Frage. Herr G. hat mir die Beantwortung dieser Frage um Vieles erleichtert, indem er seine Auffassung des Thatbestandes in eine Formel zusammengedrängt hat, von der ich bekennen muß, daß ich sie zu dem Ekelhaftesten und Empörendsten zähle, was je über diesen Gegenstand, dessen Behandlung sonst fürwahr nicht Mangel leidet an solchen Dingen, ist gesagt worden: „Kurz, die Abneigung des Christen gegen Juden" — so lautet diese Stelle — „ist eine physisch-moralische Idiosyncrasie, gegen „die sich eben so schwer ankämpfen läßt, wie gegen den Wider„willen, den Manche gegen Blut oder gegen Insecten haben." Also dem Ekelhaftesten achtet uns Euer Gefühl gleich, und in dieses Gefühles Mittelpunct sollen wir uns versetzen, vor diesem Gefühl sollen wir kriechen und um Mitleid betteln, wie uns der Recensent anräth, wohl um uns wirklich dem Insect, das man mit Füßen tritt, gleich zu machen, statt ihm, wie wir stets gethan und bis zu unserem letzten Lebenshauche thun werden, unseren tiefsten Abscheu und unsere Verachtung entgegenzustellen? Nein und Tausendmal Nein! Wenn das

Scheusliche, was sich in diesen Worten zusammendrängt, der wirkliche Inhalt der Stimmung des „Christen gegen den Juden" wäre, wie es hier in frevelhafter, unmenschlicher Allgemeinheit vorausgesetzt wird: dann sei in Gottes Namen das Band der Menschheit zwischen uns zerrissen, dann sei das Streben nach Sympathie, nach liebender Theilnahme, nach geistigem Einklange in den höchsten Interessen der Menschheit aufgegeben, wie eine eitle Thorheit, wie ein leerer Traum der Kindheit! dann werde Abscheu mit Abscheu, Ekel mit Ekel, Verachtung mit Verachtung erwidert! dann kennen wir keine andere Lebensaufgabe als die, uns eng und immer enger an unsere gehaßten und geschmähten Brüder anzuschließen, jede Arbeit unseres Geistes, jeden warmen Schlag unseres Herzens, jeden Seufzer unserer Brust ihrer Sache zu widmen, ihr Leiden durch eine grenzenlose Hingebung zu mildern, den Haß und den Widerwillen einer ganzen Welt, die auf ihnen lasten, durch eine unendliche Liebe auszugleichen, für sie zu leben und zu sterben, und jeden Gedanken, jedes Gefühl, jeden Zug der Sympathie, die wir einem anderen Streben widmen, für einen Raub an unseren armen Brüdern zu achten! Wir stehen dann mitten in der Fülle unserer Civilisation den Christen wie ein wilder Stamm dem andern, wie Barbaren den Barbaren — wenn nicht gar wie ein feindliches Thiergeschlecht dem anderen — gegenüber, die sich nicht kennen und nicht verstehen, die sich nur hassen und würgen können. Nun denn, so wollen wir wenigstens das Einzige, was sittlichen Werth hat auf dieser Stufe des Menschheitlebens, auf die man unsere Zeit zurückschleudern will -- wir wollen die Ehre und die Treue, die zu den gedrückten und gehaßten Ihrigen halten und den Feind

mit Ausdauer und Tapferkeit abwehren, festhalten, statt die einer solchen Stimmung gegenüber ehrlose Stellung des Duldens und Schonens anzunehmen, die uns hier angerathen wird! Dann sei unser Leben ein Liebe-erfülltes nach innen und ein Kampf-gerüstetes nach außen gegen die Todfeinde des Hasses, des Ekels, der Verachtung!

Aber die gütige Vorsehung behüte uns in Gnaden vor dieser gefährlichen krankhaften Ueberspannung und vor dem Glauben an das Schreckbild, das uns nothwendig, wenn wir einige Ehre in der Brust tragen, zu solchem traurigen Extrem hinführen muß. Aus tiefster Ueberzeugung erkläre ich das entsetzliche Bild, das uns hier mit so vielem Behagen vorgeführt wird, für eine Carricatur, für eine Lüge. Daß es solche ist, dafür bürgt mir die Bildung und Menschlichkeit unseres Jahrhunderts, dafür bürgt mir jeder liebende Blick eines menschlichen Auges, der je dem meinen begegnet, durch Haß und Vorurtheil ungetrübt, dafür bürgt mir jedes menschliche Streben und Denken, jeder Zug der Theilnahme an menschlichen Dingen, in denen wir uns mit den Besseren und Besten unserer Zeit begegnen. Bleibt uns weg mit der Albernheit, die da unterscheidet zwischen dem Einzelnen, dem man sein Wohlwollen, wie ein Privilegium, angedeihen läßt, und der Gesammtheit, gegen die man Haß und Ekel empfindet. Ich gebe zu, daß auf einer höheren Bildungsstufe der Einzelne nicht an seine Sippschaft in Glauben, Stand oder Abstammung so unauflöslich gekettet ist, daß er sich nicht außer ihr denken und empfinden könnte, daß er nicht so von Anderen könnte gedacht und empfunden werden. Nicht blind unterworfen ist der bessere Mensch der Gemeinschaft der Familie, des Glaubens, des Vaterlandes, der

er angehört, aber er widmet ihr eben aus menſchlichem Gefühl eine freie innige Liebe, um ſo inniger und wärmer, je mehr jene Gemeinſchaft eine unterdrückte und gehaßte iſt. Ich räume ein, daß man dem Einzelnen wohlwollen kann, ohne ſeine Sympathien zu theilen, daß man gegen dieſe gleichgültig ſein kann; aber den Einzelnen zu lieben, wenn Einem die Gemeinſchaft, welcher derſelbe eine heilige, ewige, mit ſeinem ganzen ſittlichen Weſen verwachſene Liebe widmet, ein Gegenſtand des Haſſes und des Ekels iſt, iſt albern und gedankenlos, und Jeder von uns wird eine ſolche Liebe von ganzem Herzen zurückweiſen. Der Recenſent hebt wiederholt ſeine Freundſchaft für eben den Schriftſteller hervor, an deſſen Arbeit er jene ſauberen Reflexionen knüpft. Ich bekenne, daß ich es nicht begreife, wie ein Mann von einigem Zartgefühl es über ſich gewinnen konnte, über eine Geſammtheit, unter der er auch nur einen einzigen Mann ſeinen Freund nennt, eine ſolche Abſcheulichkeit, die ſeinen Freund in einige Beziehung zu den Inſecten bringt, drucken zu laſſen. Er ſetzt freilich ſogleich hinzu: „Es „iſt ſchmählich, daß wir dies Geſtändniß machen müſſen. Aber „es iſt dem einmal ſo, und wird ſich vielleicht erſt durch die „Emancipation ſelbſt bei uns verlieren.“ Warum „machen müſſen“? Worin liegt die Nothwendigkeit? Warum es überhaupt machen, wenn es ſchmählich iſt? Prunkt man denn mit ſeiner Schande? Wenn Einer von Natur feige oder lügenhaft oder boshaft iſt, gefällt er ſich dann darin, ſolche angeerbte Schmach an den Tag zu legen? Und wenn er es thäte, würde man nicht von ihm ſagen, daß er die Schamloſigkeit zu ſeinen ſonſtigen Untugenden geſelle? Wenn alſo wirklich jenes angeerbte Vorurtheil ein ſchmähliches iſt, — wie ich es allerdings

eben ſowohl, wie Feigheit, Lügenhaftigkeit und Bosheit dafür halte, indem ich glaube, daß es von allen dreien etwas in ſich trägt — wie es auch Herr K. G. dafür erklärt, warum es denn zur Schau tragen? Ich glaube, ich weiß die Antwort auf dieſe Fragen zu geben. Das iſt eben das Eigenthümliche, daß man in dieſem Puncte wirklich mit ſeiner Schande prunkt, und da liegt eben der faulſte Fleck der Sache. Ich gebe nämlich zu, daß die obige Schilderung eine gewiſſe Wahrheit hat; nur behaupte ich, daß Dasjenige, was hier von „dem Chriſten“ ſo ganz allgemein ausgeſagt wird, nur von einer Anzahl Chriſten von beſchränktem Kopfe oder ſchlechtem Herzen gilt, deren eigene Werthloſigkeit nur im Haſſe, im Uebermuth und in der Verachtung wider Andere einigen Halt und einiges Selbſtgefühl findet, denen daher jene Gefühle wohlthun und die ihrer bedürftig ſind. Ich bin nun der Meinung, daß dieſe edle Schaar, zu deren Patron ſich Herr K. G. aufgeworfen hat, ſeine Schilderung mit außerordentlichem Vergnügen leſen, daß insbeſondere „das Blut und die Inſecten“ ſie mit einem unauslöſchlichen Behagen erfüllen werden. Daß aber das Bekenntniß gleich darauf ein ſchmähliches genannt wird, das wird ſie wenig rühren, das wird ſie in ihrem Enthuſiasmus für Herrn G. nicht irre machen; ich glaube, ſie werden dieſe Kleinigkeit gar nicht merken. Denn ihr Haß macht eben auf Ehre gar keinen Anſpruch; er ermangelt der Ehre, dieſer tiefen Wurzel ſo vieles Edlen, ganz und gar. Es iſt ihm recht, ſeine eigne Schande zu verkünden, wenn er nur Denen, die er trifft, zugleich etwas recht Ekelhaftes und Empörendes ſagen kann. Ein ehrenhafter Haß würde ſich entweder rechtfertigen und mit Ehren behaupten, oder er würde ſchweigen,

würde seinen Ausdruck in Wort und That zurückhalten. Nur diesem dumpfen, trägen, abgestandenen, aller Ehre entbehrenden Vorurtheil ist es möglich, die eigne Schmach in den Kauf zu nehmen, wenn es sich nur Anderen zugleich auf eine recht widrige Weise kann fühlbar machen; nur dieses ist im Stande, seinen bösen Sinn erst in allen erdenklichen Abscheulichkeiten auszulassen und dann lächelnd einzuräumen, daß das alles freilich unrecht und schmählich sei, ohne daß aber dadurch an der Sache das Geringste geändert wird. Es mag alles noch so schmählich sein, es bleibt doch beim Alten und soll beim Alten bleiben. Darum eben verachten wir diese Abneigung, weil sie ohne Ehre ist, weil sie sich nicht einmal sträubt mehr gegen ihre eigene Schmach; darum flößt sie uns nicht eine tiefe, unser Leben vergiftende, unsern Sinn niederbeugende Trauer, sondern sie flößt uns Ekel und Verachtung ein. Soll jenes Vorurtheil noch, wie Herr K. G. ihm einräumt, am Arm der Schande durch ein Jahrhundert schreiten, und ist es dabei frech genug, von Denen, die es tödtlich kränkt und beleidigt, Nachsicht und Schonung mit seiner Schwäche zu fordern, nun so soll wenigstens statt dieser der wohlverdiente Abscheu nicht müde werden, es bis an den Ausgang des Jahrhunderts zu geleiten.

Wenn der Recensent übrigens einräumt, daß sich jene „Abneigung" vielleicht erst durch die Emancipation verlieren werde, so stimmt er darin mit unserer Ansicht wesentlich zusammen; aber es scheint mir, als wenn er mit sich selbst dadurch in einigen Widerspruch geräth. Soll das Vorurtheil durch die Emancipation schwinden, so muß es sich doch — theilweise wenigstens — wie eine Folge, nicht wie eine Ursache dazu verhalten; es ist mithin nicht so absolut wahr, daß die bürgerliche

Stellung der Juden in Deutschland auf dem Vorurtheil beruht. Es kann dann auch nicht behauptet werden, daß vor der Aufhebung der Beschränkungen das Schwinden des Vorurtheils müsse abgewartet werden; denn wenn dieses eben erst durch jene bewirkt werden kann, so hieße das ja die Sache in einen endlosen Zirkel bannen, welcher den Gegnern der Rechtsgleichheit willkommen sein mag, dessen Richtigkeit anzuerkennen man aber uns doch nicht zumuthen wird.

„Die Schmach" fährt der Recensent fort, „trifft das Vor„urtheil unserer Eltern, die Sorglosigkeit unserer Erzieher, den „tausendjährigen Fluch der historischen Vergangenheit." Auch diese Einräumung würde sehr beruhigend für uns sein, wenn es sich hier eben nicht um eine Erscheinung handelte, die sich mit der zugestandenen Schmach auf's Allerbeste verträgt. Uebrigens ist gegen die beiden ersten Entstehungsgründe nichts einzuwenden, nur daß ich die hier als eine so allgemein hingestellte Thatsache bloß bei einem Theile der Eltern und Erzieher, und nicht bei dem besseren, für wahr halte. Mit dem dritten bin ich weniger einverstanden; doch ist die Frage allerdings schwierig. Ich glaube nämlich, daß man der Geschichte häufig Unrecht thut, wenn man ihr die Gehässigkeiten der Gegenwart aufbürdet und sich auf ihre Kosten der eigenen Schuld, der eigenen Zurechnungsfähigkeit wohlfeilen Kaufes entledigen will. Es kommt mir vor, als wenn heutzutage mancher klägliche Zustand seine gegenwärtige Erbärmlichkeit mit Unrecht auf den breiten Rücken der Geschichte ladet, um unter seinem Schatten der eigenen Trägheit zu fröhnen. Die Geschichte der Menschheit ist ein stetes Streben nach dem Besseren im Kampfe mit dem Schlechten; ich halte die Ansicht daher für eine sehr ungeschicht-

liche, die den Stillstand durch die Geschichte rechtfertigen will. Ich glaube, daß in einer gebildeten Gegenwart, bei einer rechten geschichtlichen Ansicht sich „der Eltern Segen, nicht ihr Fluch“ forterben soll und kann. Ich halte eine tief im Gemüthe wurzelnde Anhänglichkeit an eine historische Vergangenheit, wenn sie sich vor Blindheit und vor Affectation hütet, wenn ihr ein freier, der Kraft und des Fortschritts der Gegenwart bewußter Sinn das Gleichgewicht hält, wenn sie vor Allem für ihre fromme Liebe nicht Herrscherbefugnisse in Anspruch nimmt, die nur der Wahrheit und dem Rechte zukommen, — ich halte sie dann für eine gute, veredelnde Eigenschaft des Gemüths, während ich jene Gehässigkeiten für etwas wesentlich Schlechtes und Niedriges halte; ich möchte daher nicht einräumen, daß Beide so eng verwandt, so unauflöslich verwachsen sind, wie Manche annehmen. Ich glaube, daß auch im Gebiete des Geistes und der Geschichte der Liebe allein eine organische Kraft des Fortpflanzens inwohnt, während der Haß sich stets von Neuem erzeugen muß. Die Liebe ist ein lebendiger Baum, der Blüthen und Früchte trägt und lebenerweckenden Samen; der Haß gleicht jenen Ungeheuern der Fabel, die aus den Zähnen todter Drachen entsprießen, welche nur in die Erde geworfen werden, um die Formen des Lebens nachzulügen. Ich weiß sehr wohl, daß diese Gleichnisse nichts beweisen, und daß es, um meine Behauptung darzuthun, ganz anderer Erörterungen bedürfte, die ich auf eine andere Gelegenheit versparen muß. Ich kann hier nur eine Stimmung, wenn man will, eine Hoffnung andeuten, und will sie nur noch durch einen hieher gehörigen, der Erfahrung entlehnten Beleg unterstützen. Ich für mein Theil habe immer jene Idiosyncrasie, die der Abneigung gegen Blut

und Insecten gleicht, am Heftigsten bei den frivolsten und bei den liebloseſten Menſchen gefunden, die, weil ſie überhaupt ohne Ernſt und ohne Liebe ſind, auch keinen ernſten Sinn und keine liebende Anhänglichkeit an eine hiſtoriſche Vergangenheit haben. Bei den frechſten Buben, deren roher Uebermuth durch keinen ſittlichen Halt, durch keine Ehrfurcht und keine Liebe gezügelt wird, die weder mit Vergangenheit, noch mit einer Zukunft irgend einen lebendigen Zuſammenhang in ſich fühlen, deren ganzer Kreis des Lebens und Empfindens ſich um die Genüſſe von heute und morgen dreht, tritt der Judenhaß am Stärkſten hervor, während ein frommer, liebender Sinn, wenn er nicht durch den craſſeſten Fanatismus vergiftet wird, auch die hingebende Liebe in Anderen zu würdigen, während eine ernſte, treue Anhänglichkeit an die eigene geſchichtliche Vergangenheit auch die aufopfernde Treue in anderen Lebensgebieten zu ehren weiß. Wir können uns mit fühlenden Seelen, ſelbſt wenn Vorurtheile ihren Gefühlen beigemiſcht ſind, immer noch verſtändigen, wir können mitfühlende Saiten in ihnen anregen; nur Rohheit und Stumpfheit ſind unſere unverſöhnlichen Feinde.

Nun folgt ein Satz, den ich nicht verſtehe, und an dem ich daher vielleicht mit Unrecht etwas Verletzendes finde. „Wir „erleben Fälle, daß Chriſten einen Juden zum intimſten Freunde „haben können, und doch würden dieſe allen Juden nimmermehr „einräumen, was ſie dem einzelnen mit Freuden geſtatteten.“ Was ſoll das heißen? Was iſt hier das Allen nicht Einzuräumende? Etwa die Freundſchaft? Dann bin ich ganz mit dem Satze einverſtanden. Wir unſererſeits haben gewiß keine vorgefaßte Abneigung, kein Vorurtheil gegen irgend Jemanden; es iſt unſer Stolz und unſere Freude, jeden Menſchen nach

seiner Persönlichkeit, seinem Geiste und seinem Gemüthe, nicht nach seiner Abkunft, seiner Gattung zu schätzen. Wir rühmen uns, aus der historischen Vergangenheit alle ihre Liebe, alle ihre Innigkeit, alle ihre Treue, aber nicht den leisesten Funken ihres Hasses ererbt zu haben. Unser Abscheu gilt nur jenem Abscheu, unser Ekel und unsere Geringschätzung trifft nur eben jene Idiosyncrasien, die wir sie auf's Allerschärfste fühlen zu lassen für Pflicht und Ehrensache halten. Auch ist das von unserer Seite kein Vorurtheil, wenigstens keines, das wir selbst als solches anerkennen; denn was unser Gefühl anekelt, erscheint zugleich unserer tiefsten und reifsten Ueberzeugung als etwas sittlich Schlechtes. Aber bei aller dieser Vorurtheilsfreiheit ist es uns doch nie eingefallen, der gesammten Christenheit unsere Freundschaft zur Verfügung zu stellen; wir müßten daher rein von Sinnen sein, wollten wir unseren christlichen Freunden etwas Aehnliches in Betreff der gesammten Judenheit zumuthen. Aber die Plattheit, daß kein Christ alle Juden zu Freunden haben möchte, hat doch wohl der Recensent nicht aussprechen wollen; wenigstens bedurfte es, um zu diesem simpeln Resultate zu gelangen, des ganzen Apparats von Schmach und Fluch und Vorurtheil fürwahr nicht. Oder sollte er an einen Rechtszustand gedacht haben, in dem jeder Christ mit Freuden seinen Freund emancipirte, aber die Freunde Anderer mit gleicher Freude dem Drucke überließe? Einen solchen confusen Gedanken traue ich ihm auch nicht zu; ich verstehe ihn also wohl nicht. Was ich aber an diesem unklaren Satze verletzend finde, ist, daß hier überhaupt in Beziehung auf Freundschaft von einem „Einräumen" und „Gestatten" die Rede ist. Das klingt ja beinahe wie Herablassung. Die Freundschaft aber verträgt

nichts dergleichen; sie ist wesentlich auf Gleichheit und Wechselseitigkeit gegründet; sie hat eine ganz demokratische Natur, die keine Unterschiede, keine Vornehmheit verträgt. Welcher ehrenhafte Bürgerliche würde nicht dem ihm befreundeten Junker die Thüre weisen, wenn er ihm zu verstehen gäbe, daß er ihn als Ausnahme von der bürgerlichen Canaille mit seiner Freundschaft beehre? Jeder ehrenhafte Jude wird es seinem intimsten christlichen Freunde eben so machen, wenn er mit einer gleichen Anmaßung gegen ihn hervortritt. In dem einen harmlosen Sinn ist die Freundschaft freilich immer eine Ausnahme, eine Einräumung, auch unter Personen gleichen Glaubens und Standes, daß sie sich eben an das Individuum knüpft, daß sie dieses aus der Masse der Gleichgültigen heraushebt; in irgend einem anderen Sinne sie so zu betrachten, ist Beleidigung, ist Tod der Freundschaft. Doch ich glaube, daß der Recensent auch hieran nicht gedacht hat, und meine Einwendung trifft ihn wahrscheinlich nicht.

Unter den Thatsachen, durch die der Recensent die „Abneigung des Christen gegen den Juden" erklärt, ist eine, die mir der Besprechung werth scheint. Er spricht von der „meist schlechten häuslichen Erziehung der Judenknaben", und fügt als Parenthese hinzu: „Die Kinder reicher Juden werden meist wie die Junker erzogen." Was die „schlechte Erziehung" anlangt, so glaube ich, daß er sich irrt, und daß auch das ein Vorurtheil ist. Aber wie den Beweis führen, ohne in Einzelheiten einzugehen, die keine Druckschrift erschöpfen kann, und ohne, selbst wenn man Bände darüber vollschreiben wollte, zuletzt doch immer wieder auf die Beobachtung der Wirklichkeit verweisen zu müssen? Das ist das Ueble bei solchen allgemeinen

Anklagen, wie sie gegen uns üblich sind, daß sie weit mehr den Charakter von Schmähungen als von Argumenten an sich tragen, und daß sie nicht, wie diese, widerlegt, sondern nur, wie jene, zurückgewiesen oder erwidert werden können. Aber die Art, wie jene vermeintlich schlechte Erziehung charakterisirt wird, ist bemerkenswerth und giebt zu denken. Das Schlechteste, was der Recensent von der Erziehung bei den Juden sagen zu können glaubt, ist, daß sie der bei den vornehmen christlichen Ständen, bei dem Adel, üblichen gleiche. Das ist seltsam, aber es ist etwas Wahres an der Sache. Nur ist zu bemerken, daß die wenigen jüdischen Familien, die diese schlechte Erziehungsweise angenommen haben, sie in den meisten Fällen nicht direct vom Adel, sondern erst aus dritter Hand überkommen haben. Erst hat der reiche christliche Bürgerstand den Adel, dann haben reiche Juden jenen nachgeäfft. Wäre der eine oder die anderen bei der eigenen, einfachen Sitte geblieben, sie hätten sich manche Thorheit erspart. Aber was folgt daraus für den sinnigen Beurtheiler? Daß die Juden vorsichtig sein müssen in der Wahl der Muster, nach denen sie sich bilden, mit denen sie die eigene, vielfach geschmähte Sitte vertauschen. Eine genauere Beobachtung hat mich überzeugt, daß die sämmtlichen Vorwürfe, die man in den letzten Jahrzehenden den Juden zu machen beliebt hat, in Erscheinungen ihren Grund haben, die sich auf dieselbe letzte Quelle, wie die junkerhafte Erziehung, nämlich auf die Nachahmung des Fehlerhaften, das sich unter Christen findet, zurückführen lassen. Mitunter hat die Nachahmung auch wohl, wie es ihr eigen ist, ihr Vorbild überboten. Aber das weiß ich gewiß, daß die bittersten Feinde der Juden in ihren Schmähungen sehr oft das hier zufällig theils mit Unpartei-

lichkeit, theils mit Uebelwollen betrachtete Abbild ihrer eignen Original-Fehler anklagen. Ich bin z. B. überzeugt, daß jeder Junker dieselbe Erziehung, die er in dem eigenen Kreise vortrefflich fand, bei den Juden abscheulich finden wird. Für diese folgt hieraus die große Lehre, daß sie sich bei allem humanen Streben nach dem Anschluß an die allgemeine Sitte, wie unsere Zeit es mit Recht fordert, nach Annäherung an die christliche Gesellschaft, die ihnen eben so oft Absonderung vorwirft, wie sie ihren Wunsch der Annäherung lieblos zurückweist, doch vor den Mängeln und Thorheiten, die sich hier theilweise vorfinden, sorgfältig hüten, daß sie bei allem löblichen Eifer nach Aneignung alles Guten doch auch eine genügende Kraft des Widerstandes behaupten müssen, um nicht Affen fremder Thorheiten zu werden. Eben diese Ueberzeugung aber bildet eine der wesentlichen Grundlagen der gegenwärtigen Behandlungsweise unserer Sache, im Gegensatze zu der früher üblichen. Man kann uns fragen: Warum klagt Ihr an, anstatt Euch auf's Vertheidigen zu beschränken? Wir antworten: weil die bloße Vertheidigung ohne Anklage zu einem schlechten, platten, ja unsittlichen Resultat führen würde. Ich will mich deutlicher erklären. Man wirft unseren Glaubensgenossen Fehler und Schwächen aller Art mit Gehässigkeit vor. Was sollen wir dagegen anfangen? Sollen wir etwa behaupten, daß unsere Glaubensgenossen fehlerfrei sind? Gott behüte! Lieber die Feder wegwerfen, als der sittlichen Trägheit, die sich gut genug zu sein dünkt, Nahrung geben! Oder sollen wir sie anflehen, sie möchten doch eine gleiche Vortrefflichkeit mit der Durchschnittsgüte Derer, von welchen sie gehaßt und angeklagt werden, sich aneignen? Nein, lieber unsere Feder mit Füßen treten! In dem

ersten Fall würden wir der Trägheit, in diesem gar der Verschlechterung huldigen; denn zu dieser führt nothwendig ein mangelhaftes Ideal, in dessen Nachahmung man sich schon genügt. Haben wir doch lange genug diese klägliche Art, die Sache zu behandeln, erlebt und ihre Früchte geschaut! Wie lange hat sich die Abwehr der abscheulichsten Kränkungen auf die bekannten Geschichten von edlen Juden beschränkt, wie einmal ein Jude einen Christen aus dem Wasser gezogen, einen Hungrigen gespeist oder hundert Thaler zum Bau einer christlichen Kirche geschenkt hat, mit der Nutzanwendung, wie durch eine Reihe solcher nobler Handlungen die Juden sich immer mehr zu der hohen Sittlichkeit ihrer Unterdrücker emporschwängen, und bald verdienen würden, in diesem Kreise tugendhafter Menschen das Bürgerrecht zu erlangen. Wenn wir ungestümen Vertheidiger unserer Sache uns bisher kein anderes Verdienst erworben haben, so haben wir doch das, dieser Misere ein Ende gemacht zu haben. Wir bringen in unsere Glaubensgenossen, mit aller Kraft der Seele nach menschlicher Veredlung zu streben, aber sich dabei um Gotteswillen kein Beispiel an dem Seelenadel Derer zu nehmen, die sie hassen und bedrücken; abzulassen von Selbstsucht, Eitelkeit und Niedrigkeit, nicht aber die Selbstsucht, Eitelkeit und Niedrigkeit Derer anzunehmen, von denen sie verleumdet werden. Wir wollen uns beugen und anbeten vor der Erscheinung jedes großen, edlen Menschen; wir wollen alles Gute bei den Menschen ohne Unterschied des Glaubens eifrig aufsuchen und freudig anerkennen; aber wir wollen uns sorgfältig hüten vor dem Wahne, als wenn wir dann besser würden, wenn wir es dahin gebracht hätten, der Masse Derer zu gleichen, die uns hassen und schmähen. Wir

wollen mit aller Kraft, deren unſere Seele fähig iſt, nach dem Ideale hoher Menſchlichkeit ſtreben, aber um Alles nicht auf den Irrweg gerathen, die Mittelmäßigkeit Derer, die ſich beſſer dünken, uns ſtatt des Ideales unterſchieben zu laſſen. — Das iſt der Grund, weßhalb wir glauben, daß es zur ſittlichen Verflachung führen würde, wenn wir allen den gehäſſigen Vorwürfen, mit denen man uns überhäuft, immer nur Vertheidigungen und nie zugleich Anklagen entgegenſetzten.

Der Recenſent gibt uns auch Rathſchläge, wie wir unſere Sache beſſer und zweckmäßiger vertreten könnten. „Weit erſprießlicher wäre es“ ſagt er unter anderen, „wenn die jüdiſchen Schriftſteller uns über die inneren Angelegenheiten ihrer „Gemeinde aufklärten, wenn ſie uns die Parteien ſchilderten, „in welche die Juden kirchlich und geſellſchaftlich zerfallen ſind.“ Daß man es doch den Herren nie recht machen kann! Wie unendlich viel iſt nicht, ſeit einem Jahrzehend allein, über die inneren Verhältniſſe der Juden geſchrieben worden, über ihr religiöſes und Erziehungs-Weſen, über die großen Meinungs-Verſchiedenheiten, die über Gegenſtände des Glaubens unter ihnen herrſchen, und die ja der Verfaſſer ohne Zweifel unter religiöſen Parteien verſteht — (was er unter geſellſchaftlichen Parteien meint, iſt mir nicht ganz klar) — und über Aehnliches. Ich erinnere mich nicht, daß Herr G. je dieſen Erörterungen eine beſondere Theilnahme gewidmet hätte; ich weiß bloß, daß er die erſte Zeitſchrift, welche dieſen Gegenſtänden in eigentlich journaliſtiſcher Form gewidmet wurde, die Zeitung des Judenthums, mit ſeinem Spotte verfolgt und ihr nicht bloß einzelne Blößen und Mängel, ſondern ihr ganzes Beſtehen, den ganzen Plan der ausſchließlichen Beſprechung jüdiſcher, zumal innerer

Angelegenheiten zum Vorwurf gemacht hat. Und uns, die wir nun gerade zufällig von etwas Anderem reden, nämlich von einer bürgerlichen, politiſchen Frage, die, nach unſerer Ueberzeugung wenigſtens, mit kirchlichen Parteien nichts zu thun hat, ohne daß wir darum der wiederholten täglichen Beſprechung dieſer letzteren Materie in Zeitblättern und Flugſchriften irgend Abbruch thun, wird wieder zugemuthet, gerade von dieſer zu reden.

Ein anderer Rath, der mir beſonders der Erörterung werth ſcheint, iſt der, daß wir ſtatt durch Spott zu erbittern, durch Trauer zu rühren ſuchen ſollten. „Wir," ſagt der Recenſent von ſich und ſeinen Glaubensgenoſſen, „ſind trotz aller Ver„härtung noch ſinnig und empfindungsvoll genug, um Trauern„den zu geben was ſie tröſtet." Mit dem Verwerfen des Spottes bin ich einverſtanden; ich glaube auch nicht, daß man mir vorwerfen kann, mich dieſes Mittels der Polemik viel bedient zu haben; es iſt darin indeſſen durchaus kein Verdienſt, da mir das Geſchick ſo gut wie die Neigung dazu abgeht. Soll aber damit auch die ernſte, gerade Rüge Deſſen, was uns unedel, ſchlecht, verächtlich erſcheint, ausgeſchloſſen ſein, dann bin ich natürlich nicht einverſtanden. Ich möchte eine Vertheidigung der Emancipationsſache leſen, nach den Wünſchen des Recenſenten zugeſchnitten; ich halte mich ſo ziemlich überzeugt davon, er ſelbſt würde der Erſte ſein, der ſich unbarmherzig luſtig darüber machte. Er hat ſich früher ſchon über die ſentimentale Weiſe aufgehalten, mit der man dieſe Frage heutzutage behandle. Sentimentalität und Rührungsverſuche durch Trauer ſcheinen mir aber ziemlich nahe verwandt zu ſein. Auch heißt es ja in der oben angeführten Schilderung der ver-

kehrten Weise der jüdischen Schriftsteller: „wir sollen mit Gewalt in den Juden nichts sehen, als die Erben eines jahrtausendjährigen Elends, eine Pariakaste, Heloten.“ „Heloten, Parias, tausendjähriges Elend,“ das, dünkt mich, wäre ja alles jammervoll genug, und wenn das wirklich der herrschende Ton der Vertheidiger der Rechtsgleichheit wäre, so scheint es mir, als wenn es an Rührung und Trauer nicht eben fehlte. Allein ich glaube, wenigstens was mich anlangt, eben sowohl die Richtigkeit der obigen Schilderung, wie den Rath, der eben auf etwas dem Getadelten ganz Aehnliches hinausläuft, ablehnen zu müssen. Ich für mein Theil habe die Parias-Metaphern und Heloten-Hyperbeln nie geliebt, und eben so wenig das zur Schau Tragen des Elends. Ich denke, man soll jedes wirkliche Verhältniß in seiner eigenen Natur und Wahrheit auffassen, es nicht ausschmücken mit historischen und mythologischen Lappen, nicht verdrehen durch Zusammenstellung mit Verhältnissen, mit denen es um eine Welt und um ein Jahrtausend auseinander ist. „Parias, Heloten“, das bedeutet einen widerstandlosen, auf dem Geiste wie auf dem Leibe lastenden Druck; das ist nicht unsere Stellung, ist überhaupt nicht die des Unterdrückten in unserer Zeit. Paria und Helote ist Der nicht, dessen Seele, dessen geistige Kraft, dessen Bewußtsein dem Unrecht widersteht; elend ist Der nicht, der für einen Gedanken, für ein Princip der Ehre und der Sittlichkeit kämpft. Unsere Stellung ist im gewissen Sinne die unserer Wahl; wir gehorchen, indem wir sie behaupten, nur dem Gebote der Ehre, der Moral, der Wahrheit; darum sind wir freudig in ihr, so manches kostbare Gut wir auch um ihretwillen entbehren. Wir verschmähen, Das, was uns fehlt, auf die leichteste Weise zu erwerben, wie es

Hunderte vor uns und neben uns gethan haben; wir ſetzen ein Leben voll Mühe daran, es auf dem Wege des Rechts und der Ehre zu gewinnen; wir opfern dafür die edelſten Schätze des bürgerlichen Lebens, aber wir opfern ſie mit innerer Freudigkeit, wie man der guten Sache ein ihrer würdiges Opfer bringt. Wenn wir ein Jammerleben verſeufzten und vertrauerten, ſo würde unſer Opfer eine Thorheit ſein; auch die Gottheit der Idee verſchmäht unwillige Opfer und nimmt nur mit gutem Herzen gebrachte an. Darum nehmen wir Recht und Wahrheit und Unparteilichkeit, aber kein Mitleid in Anſpruch. Ich habe es oft genug ausgeſprochen, daß es Güter bürgerlicher Art ſind, die uns fehlen, nicht Güter des Geiſtes und des Gemüthes, die wir in gleichem Maße mit den Bekennern des bevorzugten Glaubens theilen, und ſo lange uns dieſe bleiben, verlangen und verdienen wir kein Mitleid. Was uns verſagt wird, das iſt — zum bei weitem größeren Theile — Arbeit, Thätigkeit: die leibliche fördernde und ſtärkende Arbeit des Handwerks auf der einen, die geiſtige, ehrenvolle in Lehre und Ausübung der Wiſſenſchaft auf der andern Seite; die erſtere freilich nur noch in wenigen Staaten, in denen die alte Barbarei noch in voller Blüthe ſteht, die zweite aber — mit ſehr wenigen Ausnahmen — in ganz Deutſchland. Das iſt freilich viel, unendlich viel, ſeine Erringung iſt tauſend Leben voll Kampf und Mühe werth; aber bei allem dem bettelt man nicht um Arbeit, wie man um Brod bettelt; man kriecht und winſelt nicht für ein Princip, wie es niedrige Menſchen um einen Vortheil thun mögen. Die erſte Frage iſt für uns immer die, welches Mittel das würdigſte, die zweite erſt, welches das zweckmäßigſte iſt. Die Motive, aus welchen uns ſo manche Wirkſamkeit, die unſer

Lebensglück wesentlich erhöhen würde, versagt wird, sind nach unserer Ueberzeugung schlecht und verächtlich; man will aber das Verhältniß umkehren und den Bedrückten das moralische Unrecht zuwälzen; das ist genug, um unsere Meinung derb und offen zu sagen; ob es hilft, überlassen wir ruhig dem Erfolge. Ich wiederhole, daß der Zwiespalt, in dem wir uns mit unserer Zeit befinden, ein rein politischer, kein sittlicher ist. Wir kämpfen für den Gedanken der Glaubensfreiheit, wie Andere mit gleichem Ernst, mit gleicher Treue und Ueberzeugung, mit seltneren, aber dafür zuweilen größeren Opfern für den Gedanken der Freiheit des Wortes, der Freiheit in Staatseinrichtungen kämpfen; die menschliche Grundgesinnung ist dieselbe; nur die Arbeit ist nach der Weise unserer Zeit auch auf diesem Felde vertheilt. Aber abgesehen von dem politischen Streitpunct ist unser Verhältniß zum Leben und zu den Menschen harmlos und freundlich, ungetrübt durch Judenthum und durch Christenthum. Unsere *rechtliche* Stellung würden wir mit der des gedrücktesten Christen vertauschen; aber unsere *moralische* wollen wir mit der keines Menschen vertauschen. Wir sind in der Vertheidigung Dessen, was wir für Recht, Wahrheit, Ehre halten, warm, heftig, leidenschaftlich: das ist wahr; aber es hat, dünkt mich, sein Gutes, wenn Alles was an Leidenschaft in einem Gemüthe wohnt, durch eine gute und große Sache absorbirt wird; es bleibt um so weniger für unsere persönlichen Angelegenheiten. Wenn K. G., der das Unglück gehabt hat, so gränzenlosen persönlichen Haß in seinen literarischen Verhältnissen auf sich zu laden und ihn mit gleicher Energie erwidern zu müssen, uns den Ungestüm und die Bitterkeit unseres Tones vorwirft, so können wir ihm antworten, daß die glühende Lei-

denſchaft, die man einer heiligen Sache widmet, minder tadelnswerth und minder bemitleidenswürdig iſt, als die der Perſönlichkeit geltende. Ich will hiemit keinen Vorwurf gegen G. ausſprechen, dem ich gerne einräume, daß der Haß ihm oft Unrecht gethan hat; ich will ihm nur an einem Beiſpiel zeigen, daß wir nicht die Einzigen ſind, die vom Haſſe leiden, und daß unſer Kampf dagegen eben nicht der ſchlimmſte und nicht der bedauernswertheſte iſt.

Ich habe mich bisher nur an Das gehalten was in der Recenſion die moraliſche Seite unſerer Sache angeht. Was darin über die eigentliche Emancipationsfrage geſagt iſt, ſtimmt ſo ganz mit dem hundert Mal Geſagten und eben ſo oft Widerlegten überein, daß ich es nicht für dringend halte, darauf einzugehen. Wenn Du es wünſcheſt, will ich ein anderes Mal darauf zurückkommen. Für heute iſt meine Zeit zu Ende und der Brief ohnehin ſchon zu lang. Alſo leb' wohl

Dein

G. K.

An H. Heine.

Aus dem Hamburger Correſpondenten vom 23. Juli 1841, Nr. 172.*

Eine in dem heutigen Blatte dieſer Zeitung abgedruckte, von Heinrich Heine unterzeichnete Erklärung legt mir die unerfreuliche Verpflichtung auf, einige Worte darüber zu ſagen. Würde dergleichen an einem Orte gedruckt, wo die geſchmähten Verhältniſſe und Perſonen hinlänglich bekannt ſind, wo man die Frau, die von Hrn. Heine als ein „liſtiges Weib“, und ihren Mann, der als ein „gehörnter Siegfried, armer Schlucker, Ritter von der traurigſten Geſtalt“ bezeichnet wird, kennt und hochachtet, ich würde ſie mit großer Gleichgültigkeit leſen, und würde ſicherlich darüber ſchweigen; denn dort weiß Jeder, was er von dieſen Abſcheulichkeiten zu halten hat, und dort würden ſich, wenn es Noth thäte, zahlreiche berufenere und beſſere Stimmen als die meinige erheben, um dieſe neue Schändlichkeit auf das Haupt Deſſen, der ſie zu Tage gefördert, zurückzuwälzen. In dem Kreiſe aber, den dieſe Zeitung zunächſt berührt, ſind die Menſchen und die Dinge, von denen es ſich handelt, unbekannt; hier kann die Lüge leicht durch ihre Frechheit einigen Glauben finden. Da ich nun hier am Orte vielleicht der

* Vergl. Bd. I. S. 531. J.

Einzige bin, der jene Verhältniſſe genauer kennt, da ich es mir zur Ehre rechne, mit den beleidigten Perſonen befreundet zu ſein, ſo halte ich es für meine Pflicht, allen Denen, bei welchen mein Wort irgend etwas gelten möchte, die Verſicherung zu geben, daß die ſchändlichen Mittheilungen in Heine's Buch über Börne, auf die in der gedachten Erklärung angeſpielt wird, und die ganz allein zu Dem, was jetzt vorgefallen ſein ſoll, Anlaß gegeben haben, in der Gegend, in welcher Börne gelebt hat, in welcher ſeine höchſt achtungswerthe Freundin und ihr gleich ehrenwerther Gatte noch jetzt leben, von Jedermann als ein Gewebe elender Verleumdung angeſehen werden. Ob Hr. Heine die öffentlichen Mißhandlungen, von denen die Zeitungen erzählten, erlitten hat, weiß ich nicht; es wird vielleicht, wenn nicht Zeugen auftreten, für Viele immer ungewiß bleiben; es iſt auch in der That wenig daran gelegen. Ob er ſie aber verdient hat, darüber möge das Urtheil aller Ehrenmänner in Deutſchland entſcheiden, und darauf allein kommt ja im Grunde Alles an. Vor dem Richterſtuhle wahrer Ehre ſchändet eine Handlung der Gewalt, wenn ſie unverdient war, allein Den, der ſie übte; wenn ſie verdient war, wenn der Arm, der ſie vollzog, das Todesurtheil vollſtreckte, das die öffentliche Meinung über die Ehre des Beſchimpften ausgeſprochen hat, dann — und dann allein — entehrt ſie den Beſchimpften, nicht weil ſie geübt, ſondern weil ſie verdient worden, und ohne darum ſelbſt in dieſem Fall Den, der ſie übte, zu ehren. — Daß übrigens der Vorfall dann wahr iſt, wenn er wirklich, wie Hr. Heine vorausſetzt, von dem Urheber der Beſchimpfung verbreitet worden, davon halte ich mich bei der unbezweifelten Wahrhaftigkeit dieſes Mannes überzeugt.

Zudem habe ich den gleichfalls geleugneten Inhalt der einen Hälfte des Artikels der Mainzer Zeitung im Wesentlichen gleichlautend — so nämlich, daß Herr Heine mit der erst nach Börne's Tode ausgeführten Schändlichkeit schon bei dessen Lebzeiten gedroht hat, daß er dafür von demselben Manne, den er jetzt beleidigt, mit den härtesten Worten gezüchtigt worden und keinen Versuch gemacht hat, dafür die ihm zu Gebote stehende Genugthuung zu erhalten — aus dem Munde eines völlig unparteiischen und glaubwürdigen Zeugen vernommen, dessen geachteten Namen ich für jetzt zu nennen noch nicht berechtigt bin, von dessen Ehrenhaftigkeit ich aber erwarten darf, daß er auch sein öffentliches Zeugniß in einer Sache, die ganz allein durch Heine's Schuld zur Oeffentlichkeit gebracht worden, wenn es Noth thut, nicht versagen wird. Man möge nun beurtheilen in wie fern Der, welcher Verhältnisse entstellt und erdichtet hat, die, selbst wenn sie wahr wären, nicht öffentlich gegen einen Dahingeschiedenen durften geltend gemacht werden, der das Andenken eines edlen Todten, der ihn einst seiner Freundschaft würdigte, die Ehre einer trefflichen, dem Greisenalter nahen Frau und ihres achtbaren Gatten durch empörende Verleumdungen hat beflecken wollen, berechtigt ist, von „schnöder Preßbengelei" zu reden, sich über Verbreitung gehässiger Mährchen über sein Privatleben zu beklagen und unter den Literaten Deutschlands die Gesetze der persönlichen Ehre einführen zu wollen!

Hamburg, den 17. Juli 1841.

G. Rieffer, Dr.

Börne und die Juden.

Ein Wort der Erwiderung

auf die

Flugschrift des Herrn Dr. Eduard Meyer gegen Börne.

1832.

„Antworte dem Thoren nach seiner Thorheit,
damit er sich nicht weise dünke.“

Die kürzlich erſchienenen Briefe von Börne haben Herrn Dr. Eduard Meyer Veranlaſſung zu einem 13 Seiten langen Schrei des Unwillens und, weil er in Erfahrung gebracht, daß Börne einmal ein Jude geweſen, beiläufig zu einer rohen Schmähung gegen die Juden gegeben. Ich habe es nur mit dieſer Letzteren zu thun, gegen die ich als Jude, wie gegen eine mich ſo gut wie jeden anderen meiner Glaubensgenoſſen treffende Beleidigung auftrete; die Sache Börne's mag und kann ich, wenigſtens durchweg, nicht vertreten. So ſehr ich ihn ſeiner früheren Schriften wegen geliebt und geachtet, ſo wenig liebe ich den Geiſt, der in jenen Briefen herrſcht — nicht etwa weil, wie Viele ſagen, die Liebe zur Freiheit darin übertrieben iſt: denn ich glaube nicht, daß man die Freiheit zu ſehr lieben kann, und bin überzeugt, daß das Gute zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft ſo wenig in der Mitte liegt, wie zwiſchen Tugend und Laſter, Wahrheit und Lüge; aber ich liebe jene Briefe nicht, weil der grämliche Enthuſiasmus, der darin herrſcht, mehr Haß als Liebe, mehr luſtige Verzweiflung an der Zukunft Deutſchlands und der Deutſchen, als warme Theilnahme an ihrem Schickſal athmet; ich liebe ſie nicht, weil ſie die Schwäche mehr brandmarken als die Schlechtigkeit, weil ſie die phyſiſche Gewalt als das einzige Element der Wirkſamkeit des liberalen Princips

betrachten, und gern jedes Beſtreben verhöhnen, das ihm auf anderen Wegen den Sieg verſchaffen will: denn ich halte jene phyſiſche Gewalt, die ihm zu Gebote ſteht, gerade für die ſchwächere Seite des Liberalismus, ja für die einzige, die hier und da auch edlere Seelen auf die entgegengeſetzte Seite zu ziehen vermocht hat: eine Anſicht, die freilich Börne ſehr abgeſchmackt und ſehr Deutſch finden wird. Den Egoismus, die Liebe zum Gelde und zum Wohlleben, die an manchen Stellen jener Briefe mit der Begeiſterung einen häßlichen Contraſt bilden, würde ein beſoldeter Schreiber der abſoluten Gewalt wahrſcheinlich beſſer verborgen haben; doch ſind ſie darum nicht weniger widrig. Ueberhaupt ſcheint es mir eine üble Art und Weiſe, in die auch Börne nun verfallen iſt, wenn jetzt ſo manche Schriftſteller, auf den erworbenen Ruf vertrauend, Unbedeutendes mit Bedeutendem untermiſcht, die Erzeugniſſe ihrer böſen wie ihrer guten Stunden, ihrer hypochondriſchen Launen wie ihres ſchaffenden Genius dem Publicum auftiſchen. Jeder Schriftſteller ſollte jedes Buch wie ſein erſtes betrachten. Die jungfräuliche Scheu, mit welcher er dann alles Unwürdige und alles Bedeutungsloſe, das in der Literatur auch ein Unwürdiges iſt, zu vermeiden ſuchen wird, iſt in der That naturgemäßer als die ſorgloſe Frechheit, die Alles drucken läßt, was ihr je aus der Feder gekommen. Es darf hier freilich nicht überſehen werden, daß auch hochgefeierte Namen zu einer ſolchen Buchhändler-Speculation mißbraucht werden, und als Koryphäen jener bändereichen Literatur im Schlafrock zu betrachten ſind: Namen freilich, deren glänzendſten Börne am Wenigſten zur Entſchuldigung für ſich anführen dürfte.

Wenn Hr. Dr. M. demnach gegen Börne zum Theil eine gute Sache vertritt, so ist es eben dieser guten Sache wegen sehr zu bedauern, daß er nicht etwas mehr Verstand auf ihre Führung zu verwenden hatte, oder auch verwenden wollte. Im Leben freilich, in der Sphäre des Handelns, wo unsere sittlichen Grundsätze mit unseren Interessen in Collision kommen können, da ist sittliches Wollen und Streben die Hauptsache, der Verstand ist Nebensache. In der Sphäre des Wortes aber, in der Literatur, wo wir Alle ohne große Mühe und Selbstverleugnung als sittliche Heroen auftreten können, da wird mit Recht nach einem geistigen Berufe gefragt; da ist es in der That unanständig, so wenig Verstand zu haben; ja es zeugt von Geringschätzung gegen die eigene Sache, wenn man keine einzige andere Waffe als Grobheit zu ihrer Vertheidigung zu verwenden hat. Hr. Dr. M. hätte lieber sollen in die Zeitungen setzen lassen: „Börne ist ein Halunke: Hep! Hep! Dr. Eduard Meyer." Darin wäre gerade so viel Verstand und viel mehr Energie als in seiner Brochüre gewesen. Es ist kläglich anzusehen, wie die geistreich höhnende Bescheidenheit jenes gewaltigen Züchtigers menschlicher Laster, der si natura negat, facit indignatio versum aussprechen durfte, weil ihm die Natur außer dem edlen Zorne der Tugend noch alle anderen Waffen der Kunst und des Geistes in reichem Maße verliehen hatte, von so manchen Dummköpfen buchstäblich genommen wird, die ihr Unwille keine zehn Worte einer vernünftigen Prosa schreiben lehrt, und die die Literatur für ihre gedruckten Ohrfeigen, für die stammelnden Ausbrüche ihres knabenhaften Zornes nicht für zu schlecht halten. Vollends possierlich ist der Ton der Autorität, den Hr. Dr. M. gegen Börne annimmt.

Ich bin gewiß nicht der Meinung, daß man Männern von überlegenem Geiſt und Ruf im Gefühl intellectueller und literariſcher Schwäche Schlechtigkeiten ſoll hingehen laſſen; ich habe es ſelbſt in gleichem Falle nicht gethan; aber man ſoll in ſolchen Fällen die Sache reden laſſen; man ſoll offen und ehrlich ſein gutes Recht zu der eigenen Schwäche in die Schale legen, nicht aber, wie ein Prahler, ein perſönliches Gewicht affectiren, ſo daß der Leſer verſucht wird, den Namen auf dem Titelblatte für pſeudonym zu halten, und irgend einen hochanſehnlichen Mann dahinter zu vermuthen. Wenn es ſchon lächerlich iſt, gegen einen Mann von dem ausgezeichnetſten Geiſte -- und daß Börne das iſt, kann ihm nur ein Dummkopf abſprechen — mit dem bloßen ohnmächtigen Geifer eines ſtilübenden Knaben zu Felde zu ziehen, ſo macht man ſich ganz und gar zum Narren, wenn man gegen einen Mann, dem ſeine früheren Schriften einen ſehr ehrenvollen Platz in der Literatur anwieſen, wie ein Schulmeiſter auftritt, der ſeine Jungen zurechtweiſt, gewiß die einzigen Individuen unter der Sonne in welche „etwas Furcht hineinfährt," wenn Hr. Dr. M. ihnen „auf die Finger klopft," weil ſie die Einzigen ſind, die ihn nicht wieder klopfen können.

Doch an dem Allen wäre am Ende wenig gelegen: die Sache ließe ſelbſt eine ziemlich günſtige Auslegung für Hrn. Dr. M. zu. Wenn es edel iſt, für eine gute Sache zu leiden, warum ſoll es nicht auch etwas ſein, ſich für ſie zum Narren zu machen? Und vielleicht iſt die Blindheit, mit welcher Hr. Dr. M. in dieſe fatale Poſition rennt, nicht die Blindheit des Dünkels, wofür ſie freilich die Meiſten nehmen werden, ſondern die Blindheit des Muthes, der die Gefahr nicht achtet. Siegen

kann freilich auch die gerechteſte Sache auf dem Kampfplatze des Geiſtes weder durch Zorn noch durch Grobheit, ſondern nur durch die Waffen des Geiſtes: aber iſt denn der literariſche Heldentod des Lächerlichen nicht auch ein Verdienſt? und hat Hr. Dr. M. ſein Leben nicht theuer genug verkauft? Freilich hat mich Vieles in jenen Briefen zu ſehr geärgert, als daß ich dem Verfaſſer den kleinen Troſt gönnen ſollte, zu ſeinen früheſten Gegnern einen Menſchen zu zählen, deſſen Lob gewiß eher als ſein Tadel ihn nach der bekannten Erzählung zur Zurücknahme ſeines Buches bewogen haben würde: doch der Spaß wird ihm hoffentlich verdorben werden; auch in Hamburg hat ſich ſchon ein nicht minder ſtrenger, aber verſtändigerer Beurtheiler in den Kritiſchen Blättern der Börſenhalle gegen ihn erhoben, und es wird ihm gewiß ferner nicht an tüchtigen Gegnern fehlen.

Wer ſollte es aber glauben, daß ein Menſch, den ſein empörtes Gefühl treibt, den höchſten Unwillen auszuſprechen und wo möglich abzuſchütteln, es ſich angelegen ſein läßt, die Gefühle Hunderttauſender durch die ſchändlichſten Läſterungen zu empören? Weil Börne, der ſeit langer Zeit dem Chriſtenthum angehört, zufällig von jüdiſchen Eltern geboren iſt, bricht Hr. Dr. M. am Ende der Brochüre über die Juden in Maſſe den Stab, wirft ihnen ein Regiſter von allen möglichen Laſtern vor, macht ſie heimathlos u. ſ. w. Gerade darum, weil der Ton gutmüthiger Beſchränktheit, der bis gegen das Ende vorherrſcht, Alles, nur keine Teufeleien, erwarten läßt, weil jene Larve dazu ganz geeignet iſt, Schmähungen einzuſchwärzen, die ſonſt jeden Mann von Ehre oder ſittlichem Gefühl anekeln würden, halte ich es für Pflicht, dieſes Mal von dem Rechte Gebrauch zu machen, für eine öffentliche Beleidigung öffentliche

Genugthuung zu nehmen, obgleich ich schon manchmal beinahe wörtlich identische, freilich anonyme Rohheiten, an denen ja die Literatur der Bierkeller ziemlich reich ist, unberücksichtigt gelassen. Für Diejenigen, die über diesen Punct strenger denken, und meinen, es dürfe auf solche elende Beschimpfungen durchaus kein ordentlicher Mensch antworten, bemerke ich zu meiner weiteren Rechtfertigung, daß Hr. Dr. M. nach dem Titelblatte seiner Schrift den gebildeten Ständen angehört, daß er zudem Lehrer an einer öffentlichen Schule ist: Gründe genug, nicht um einer Meinung, aber um einer Beleidigung einiges Gewicht zu geben, wenigstens so viel, daß nicht Jeder, vielleicht nicht einmal unser Verfasser selbst, Stillschweigen für den Ausdruck von Verachtung nehmen würde. Wüßte ich nicht, daß es von den Lesern der Brochüre für eine höfliche Heuchelei gehalten werden müßte, so würde ich gern noch manches Gute von der Persönlichkeit des Hrn. Dr. M. sagen: es kommt mir in der That eher darauf an, ihn etwas zu heben, als ihn herabzusetzen: denn in einem solchen Streite muß man sich schon über einen einigermaßen honetten Gegner freuen, an dem man sich nicht schon besudelt, wenn man ihn anfaßt. Uebrigens rechtfertigt die Art des Angriffs jede entsprechende Art der Vertheidigung. Welchem Ehrenmann wären nicht z. B. Gassenhändel zuwider? Aber auch der Ehrenhafteste wird sich wehren, wo und wie er angefallen wird.

Hr. Dr. M. leitet die betreffende Stelle damit ein, daß er seine Worte, die sonst vielleicht besser unterdrückt worden wären, mit einer „gerechten Aufwallung" entschuldigt. Wenn etwas dazu geeignet ist, eine dumme Sache noch dümmer, eine schlechte noch schlechter zu machen, so ist es eine solche Bevor-

wortung. Der gerechte Zorn des Mannes vergißt sich selbst, und sieht nur die Schandthat, die er zu strafen hat; wallt es dann auch über, so wird das Jeder, der gleicher Gefühle fähig ist, seiner Selbstvergessenheit zu Gute halten. Aber dieser Unwille, der einen Anlauf nimmt, dieser Zorn, der sich räuspert, dieser Grimm, der jedesmal die Krisis vorhersagt, wo ihm der Kamm schwellen wird, wie ein Schauspieler, der seine Mienen im Spiegel probirt hat — ich weiß nicht, ob ich die ganze Art und Weise schonend mit dem komischen Zorn eines geneckten Affen vergleichen, oder ob ich die ungeschickte Gleißnerei eines zweifachen Heuchlers darin sehen soll, der einen erlogenen Zorn mit einer erlogenen Milde überzuckert.

Wir kommen zur Sache selbst. Das Grundthema des Hrn. Dr. M. ist: „Börne ist ein Jude, wie Heine, wie Saphir.“ Aus der Zusammenstellung des Letzteren mit den beiden Ersten sieht man, daß er die Schriftsteller nicht nach ihrem Geiste, sondern lediglich nach ihrer Abkunft classificirt: (woher denn auch sein Dünkel leicht zu erklären ist, indem er sich wahrscheinlich auf gleiche Weise in eine Classe mit Schiller und Goethe zu setzen gewohnt ist;) denn daß es ihm und ähnlichen Scribenten gegen die Juden nicht um die Religion dabei zu thun ist, das glauben wir ihm von ganzem Herzen, ja, wir freuen uns darüber der Religion wegen, und sind gar nicht gesonnen, irgend Jemanden „zu unserer Entschuldigung das Gegentheil glauben zu machen,“ wie Hr. Dr. M. meint. Wir wollen nun einmal Alles, das Schlimmste, was von den Dreien irgend angenommen werden kann, zugeben, um die Auffassung des Hrn. Dr. M. von seinem eigenen Standpuncte aus zu beurtheilen. Die Frage ist, ob Hr. Dr. M. berechtigt

ist, für die Vergehen jener Schriftsteller die Juden solidarisch verantwortlich zu machen, oder doch jene Vergehen gerade dem Umstande zuzuschreiben, daß sie Juden sind. Indem ich gegen Beides im Namen meiner Glaubensgenossen feierlichst protestire, könnte ich es billig geltend machen, daß alle Drei keine Juden sind, sondern Christen, während man anderen Schriftstellern, die wirklich Juden sind, wie z. B. Michael Beer, der Verf. des Paria und des Struensee, weder Frivolität noch undeutsche Gesinnung vorwerfen kann; doch Hr. Dr. M. läßt das nicht gelten, es kommt ihm bloß auf die Race, auf das unvermischte germanische Blut an, und es scheint mir nicht der Mühe werth, darüber mit ihm zu streiten. Wenn nun aber Börne und Heine jüdischer Abkunft sind, besteht auch das Publicum, das sie gefeiert, das ihre Schriften gelesen und gekauft, das sie auf die Höhe gehoben, von welcher Hr. Dr. M. sie herunterreißen will, aus Juden? Sind die Recensenten Juden, die sie gepriesen, wie Menzel, wie Immermann und viele Andere? Sind die vielen Nachahmer Heine's, die Menge untergeordneter Scribenten in den Tagesblättern, die seine Richtung verfolgen, ohne seinen Geist zu haben, auch Juden? Ist der Mann mit dem seltsamen Namen und dem seltsamen Enthusiasmus, der Heine und Börne neben Weitzel als die Verkünder eines neuen Völkerfrühlings begrüßt hat*, ein Jude? Ist der gemäßigte Verfasser der Briefe über den Adel, der sein Buch von einer Vorrede von Heine begleiten ließ, ein Jude? Ist der Geschmack, der

* Es handelt sich um eine damals unter dem Namen: „Der Völkerfrühling und seine Verkünder von Giordano Bruno" erschienene Schrift, für deren Verfasser Auguste Gathy gehalten wurde. J.

an ihren Schriften Befriedigung, ist der Charakter der Zeit, der an ihrer Art und Weise Gefallen findet, ein jüdischer? Hr. Dr. M. bringt die undeutsche und ultrarevolutionäre Richtung Börne's mit seiner Abkunft in Verbindung. Sind aber die vielen Hunderte von Deutschen, die in Wort und That ähnliche Gesinnungen geäußert, und unter denen Börne nur durch seinen Geist hervorragt, auch Juden? Sind es Juden, jene göttingischen Flüchtlinge, die jenseits des Rheins den Boden der Freiheit küssen, und himmelhoch jauchzen, daß sie aus dem Lande der Sclaverei erlöst sind, so daß selbst der undeutsche Börne über die Unwürdigkeit ihres Betragens entrüstet ist? Sind sie Juden, die Herausgeber des in Straßburg erscheinenden „konstitutionellen Deutschlands", die sich französischer Preßfreiheit bedienen, um mit schonungsloser Härte vor den Augen des höhnenden Auslandes die Blößen des Vaterlandes aufzudecken? Sind sie Juden, die Verfasser jener Blätter, die, wie es heißt, in der Gegend von Frankfurt den Aufruhr predigen, denen die Frankfurter Behörde die indirecte Veranlassung eines Meuchelmordes zur Last zu legen wagen durfte?* Die vielen Deutschen, die es offen und freudig bekennen, daß all das Gute, das der Boden Deutschlands seit anderthalb Jahren keimen sah, durch die Sonne, die jenseit des Rheines aufgegangen, hervorgerufen worden, die ständischen Kammern, die seit der Julirevolution die Sprache wieder bekommen haben, die Wahlcollegien, denen erst durch die Juli-

* In Folge von tumultuarischen Auftritten gegen Ende des Jahres 1831 zu Frankfurt am Main verbot der dortige Senat die Verbreitung der Blätter: Zeitbilder, und Volks- und Anzeigeblatt für Mitteldeutschland. J.

revolution der Muth wieder belebt worden, um Männer des Volkes und der Freiheit in die Kammern zu ſchicken, beſtehen ſie aus Juden? Mit Recht mißbilligt man die übertriebene franzöſiſche Richtung, die der Augenblick hervorgerufen, und die ſich bereits verloren hat und verlieren mußte, weil ſie auf einer Begriffsverwirrung beruhte; mit Recht hält es Mancher für eine der beklagenswertheſten Folgen des Preßzwanges, daß freiſinnige Deutſche genöthigt ſind, den Nahrungsſaft für ihre Geſinnung aus franzöſiſchen und engliſchen Blättern zu ſaugen; aber es gehört ein unglaublicher Grad von Beſchränktheit und Unwiſſenheit dazu, um Börne für den einzigen Mann einer falſchen Richtung zu nehmen, weil er gerade ihr witzigſtes Organ iſt. Oder ſind jene revolutionären Zeitungsſchreiber, deren es im ſüdlichen Deutſchland, obgleich die Preſſe dort erſt Luft ſchöpft zu ihrem bevorſtehenden erſten freien Athemzuge, ſchon genug gibt, etwa darum achtenswerther als Börne, weil ſie erſt ſeit der Juli-Revolution aus ihren Eiern oder aus ihren Schlupfwinkeln hervorgekrochen ſind, während Börne die Sache einer geſetzmäßigen Freiheit — denn dieſe war es immer, die er in ſeinen früheren Schriften vertrat — zu einer Zeit vertheidigt hat, wo ſie eine ſehr geringe Zahl von Streitern zählte, wo ſie ihren Verfechtern keinen irdiſchen Lohn verhieß, der den Schriftſtellern der Gewalt in reichem Maße zu Theil ward. Wohl iſt es zu beklagen, daß ihn das Glück — nicht das eigene, ſondern das Glück ſeiner Sache — berauſcht und übermüthig gemacht hat; aber vergeſſen wir es ihm nicht, daß er in den Zeiten des Unglücks die allgemeine Nüchternheit und die allgemeine Demuth nicht getheilt hat. Auch mögen ſeine Freunde unbeſorgt ſein; er iſt wohl ſchon wieder beſonnen geworden!

Gehen wir vom Gebiete der politiſchen auf das der ſchönen Literatur über, und fangen wir vom Geringſten, von Saphir, an! Welchen ernſten Menſchen ekelt nicht das ganze Geſchlecht von ewigen Spaßmachern an, denen die ganze Geiſter- und Körperwelt wie eine todte Maſſe gleichgültiger Atome gilt, aus denen ſie ihre Witze zuſammenwürfeln! Aber, um's Himmels willen, iſt Saphir darum ſchlechter als die Anderen, weil er ein wenig mehr Geiſt hat? Jenes Dutzend Berliner Poeten, alle, ſo viel ich weiß, von ächtem, deutſch-chriſtlichem Blut, die ihren geſammten Geiſt in eine gemeinſchaftliche Sparcaſſe zuſammengelegt haben, um daraus die Koſten einer Coalition gegen Saphir zu beſtreiten, ſind ſie beſſer als er, weil die Natur ihnen das Bischen Witz verſagt hat, das ſie ihm verliehen hat? Oder iſt all das geiſtloſe Geſindel beſſer, das die Klatſchſtuben ſo mancher belletriſtiſcher Journale füllt, das ſich tagtäglich zur Beluſtigung des Publicums, römiſchen Sclaven gleich, aufs Kläglichſte miteinander herumbalgt? Ereifert Euch, ſo viel Ihr wollt, über Heine's Leichtfertigkeit und Frivolität; aber, ins Teufels Namen, laßt den Juden dabei aus dem Spiel, wenn Ihr Anſpruch auf den Gebrauch eurer fünf Sinne und auf den allerkleinſten Reſt von Schamgefühl macht. Denkt an Clauren, denkt an den Ueberſetzer des Caſanova, der mehrere Jahre ſeines Lebens darauf verwandt hat, um ſeinem Vaterlande die Ehre zuzuwenden, daß eine ganze Welt von Schmutz, in allen kothigen Winkeln Europa's zuſammengehäuft, auf deutſchem Boden und in deutſcher Sprache zuerſt das Licht des Tages erblicke! Ich könnte dieſen Namen funfzig ähnliche beifügen; aber ich mag es nicht: denn jede Zuſammenſtellung mit ſolchen Namen iſt gegen Heine's Geiſt wie gegen

seinen Charakter ein unverzeihliches Unrecht. Aber ich kann auch noch höher hinauf sehr wohl meine Rechnung finden. Habt Ihr Kotzebue's und Müllner's schon vergessen, die ihren Witz dazu mißbrauchten, um die Kritik zu einem Gewebe schmutziger Buchhändler-Intriguen herabzuwürdigen, so daß die belletristische Kritik in Deutschland lange Zeit einem Pfuhle glich, in dem sich elende Leidenschaften wälzten, bis sie durch einige edlere Geister, wie Börne — den gewiß, ehe er jene Briefe geschrieben, die meisten Deutschen zu den edleren Geistern zählten — wie Menzel und einige Andere, wieder gehoben worden? Wem könnte es je einfallen, Deutschland und die Deutschen in Masse die Schuld an allen diesen Jämmerlichkeiten und an tausend ähnlichen tragen zu lassen? Wem — als etwa eben unserem Pariser Briefsteller, dessen tolle Art und Weise, die Deutschen zu beurtheilen, sich Hr. Dr. M. bei seiner Beurtheilung der Juden zum Muster genommen zu haben scheint, wobei er denn freilich, wie Nachahmer pflegen, sehr übertrieben hat?

Da ich Menzel genannt habe, so kann ich nicht umhin, eine Ungerechtigkeit zu rügen, die sich derselbe bei Gelegenheit einer Recension der Heineschen Nachträge zu den Reisebildern im Tübinger Literatur-Blatte hat zu Schulden kommen lassen. Freilich rathe ich Jedem, jene Menzelsche Recension mit der Meyerschen Schmähschrift zu vergleichen, um zu sehen, wie sich der Zorn eines Mannes von dem Grimm eines Wichtes unterscheidet. Wie Hrn. Dr. M.s nationales Gefühl durch Börne, so ist Menzels religiöses Gefühl durch Heine beleidigt worden, und er straft ihn dafür mit aller Schärfe seines Urtheils und aller Wärme seines Ausdrucks. Er hat es aber nicht nöthig, wie Hr. Dr. M., seinen Gegner

herabzuwürdigen, um sich ihm ebenbürtig zu machen; er braucht ihm nicht, wie jener, die schönen angebornen Adelswappen seines Geistes zu zerbrechen, damit die unedle Büttelhand ihn nur berühren dürfe; er windet ihm selbst den Siegeskranz des Dichters um die Schläfe, ehe er mit dem scharfen Schwerte seiner Worte die beleidigte Sitte an dem Uebertreter rächt. Aber welch ein verhärteter Haß, welch ein verblendendes Vorurtheil gehört dazu, um, wie Menzel thut, die frivolen Scherze Heine's über die Mysterien des Christenthums seinem präsumirten jüdischen Glauben und „dem angebornen Haß der Juden gegen das Christenthum" zuzuschreiben! Sind denn Voltaire und Parny, sind Grimm und Holbach, sind die frechen Spötter der Encyklopädie Juden gewesen? Ich weiß, man wendet ein, die Richtung jener Zeit sei vorübergegangen. Was heißt das aber, als daß sie aufgehört hat, die herrschende zu sein? Kann es denn aber keine andere Richtung geben, als die herrschende? Und sind die frechsten Späße Heine's über die katholische Mutter Gottes nicht noch jungfräulich gegen den keuschesten Scherz der pucelle oder der guerre des dieux gehalten? Und gibt es denn in der neuen Literatur nur ein einziges Beispiel, daß ein jüdischer Schriftsteller, der wirklich als Jude und als Vertreter des Judenthums aufgetreten, sich selbst in der größten Hitze des Streites zu einer frivolen Aeußerung über den christlichen Glauben hat hinreißen lassen, während jeder Meßkatalog Schmähschriften anzeigt, die keine andere Tendenz haben, als Das, was den Juden heilig ist, mit der empörendsten Frechheit mit Koth zu bewerfen? Wenn aber Heine und ähnliche Geister, die da wähnen, die Vergangenheit hassen hieße die Zukunft lieben, das Christenthum schmähen

und es vernichten möchten, weil sie es veraltet wähnen, wie jene Wilden ihre altersschwachen Väter mit der Keule todtschlagen, damit sie ihnen nicht mehr zur Last fallen, treffen denn nicht ihr Haß und ihre Schmähungen doppelt und dreifach das in ihren Augen doppelt und dreifach veraltete Judenthum? Menzel hat die Bitterkeiten gegen das Letztere in den Heineschen Schriften gewiß übersehen, weil er an dergleichen gar so sehr gewöhnt ist, und meint, so etwas verstände sich von selbst, während sein empfindliches Gefühl durch die ungewohnten, unsanften Berührungen christlicher Mysterien schwer verletzt worden; sonst hätte ein Kritiker von seinem Scharfblick sich unmöglich einen solchen Mißgriff zu Schulden kommen lassen können.

Wir kehren zu unserem Autor zurück. Um einen Vorwand zu seinen Schmähungen gegen die Juden in Masse zu haben, macht er sie zu einer eigenen Nation, und sagt, man beurtheile sie, wie man die Franzosen und Spanier beurtheilt. Keine persönliche Beleidigung der Welt würde mich so empört haben, wie dieser ruchlose Hohn. Ich bin zur Ehre des Hrn. Dr. M. und aller Anderen, die das wahnsinnige Gerede von der Fremdheit der Juden in Deutschland zu Markte gebracht, anzunehmen geneigt, daß ihr Herz oder ihre Begriffe zu eng sind, um es zu empfinden und zu denken, was es in seinem ganzen Umfange heißt: ein Vaterland haben und keines haben; denn ich traue keiner menschlichen Brust die ungeheure Schlechtigkeit zu, im vollen Bewußtsein und im vollen Gefühle Dessen, was jene Worte bedeuten, einer halben Million Deutschen den angebornen Anspruch auf das deutsche Vaterland abzusprechen, die ein anderes weder haben noch haben können und haben

wollen. „Sie haben kein Vaterland!“ möchte ich, wie Macduff, über jene Buben ausrufen: „sie hätten sonst die teuflische Grausamkeit nicht, uns des unsrigen zu berauben!“ Dem Römer, dem das Vaterland Alles war, galt die Entziehung des Vaterlandes der Todesstrafe gleich; dem Briten und dem Franzosen, denen Nationalität so viel ist, gilt jeder Eingeborne als Landsmann, wenn er nicht durch die schwersten Verbrechen diesen Anspruch verwirkt hat; eben so dem wahren Deutschen, der Deutschland wahrhaft und wirklich und nicht bloß dem Worte nach wie sein Vaterland betrachtet; nur dem beschränktesten Spießbürger eines Vaterländchens, über dessen Grenzen den Mann so leicht sein Wirken und sein Streben, den Philister seine Sonntagsspaziergänge hinausführen, kann den Schauder erregenden Urtheilsspruch der Heimathlosigkeit mit kalter Gleichgültigkeit aussprechen, kann sich zur Kurzweil eine Classe legaler und moralischer Vagabunden erschaffen, deren Existenz weder das Recht noch die Geschichte anerkennt. In rechtlicher Beziehung ist es der Ort, wo Einer geboren ist, der ihm sein Vaterland anweist, so wie es das menschliche Antlitz ist, das Einen zum Menschen macht; in sittlicher Beziehung ist es freilich die Gesinnung und die Liebe zum Vaterlande, die aber nur an dem Einzelnen, nicht an den Massen, ermessen werden kann; die Abkunft der Urahnen aber ist es in keiner Beziehung, und es ist eine wahrhaft bestialische Ansicht, die die Nationalität in der Race sucht, und nicht in der Gemeinsamkeit des Vaterlandes. Oder sind etwa Männer, wie Savigny, Thibaut, Fouqué und viele Andere keine Deutsche, weil sie erweislich von nicht-deutschen Vorältern abstammen? Kann etwa Hr. Dr. M. urkundlich beweisen, daß seine eigenen Vor-

ältern von zwei Jahrtausenden her — so lange leben schon Juden in Europa und in Deutschland — auch wirklich germanischen Stammes waren? Wären die Deutschen keine Europäer im Sinn der Civilisation, sondern Asiaten, wie Hr. Dr. M. die Juden nennt, wenn es mit der verbreiteten Vermuthung der asiatischen Abkunft der Deutschen seine Richtigkeit hätte? Hr. Dr. M. könnte dann wenigstens die Verwandtschaft nicht zurückweisen. Doch genug des Spottes: der furchtbare Ernst der Sache erträgt ihn nicht! Der Mensch bedarf des Vaterlandes zu seinem Kreise des Wirkens und des Schaffens, wie die Pflanze des Bodens, wie das thierische Leben der Atmosphäre bedarf. Wie es kein Leben, keine That, keine Schönheit gibt ohne Begrenzung, so gibt es keine menschliche Würde, kein menschliches Wirken ohne Vaterland. Nicht durch irgend ein einzelnes Moment, das er entbehren könnte, ist der Mensch an sein Vaterland gekettet, sondern durch alle Bande des Lebens, durch seine Sprache, seine Gefühle, seine Erinnerungen und seine Hoffnungen, sein Streben und sein Wirken, durch die Form seiner Vorstellungen selbst, die durch die Sprache erst Leben und Dasein erhalten; die Seele kann diese Bande nicht lösen, ohne zu verbluten. Wer mir den Anspruch auf mein deutsches Vaterland bestreitet, der bestreitet mir das Recht auf meine Gedanken, meine Gefühle, auf die Sprache, die ich rede, auf die Luft, die ich athme; darum muß ich mich gegen ihn wehren, wie gegen einen Mörder. Wohl mir, daß ich es in freier deutscher Rede kann, daß mindestens die Muttersprache, liebreicher als ihre Jünger, sich mütterlich meiner annimmt, und mir ihre mächtigen Waffen zu dem Kampfe nicht versagt! — vielleicht wird mein Gegner an dem derben Ernste ihrer Streiche

den Deutschen erkennen. Schmäht, so viel Ihr wollt, auf Franzosen, Spanier, Italiener u. s. w.! Eure Pfeile treffen nicht; sie lesen Euch nicht; sie verstehen Euch nicht; und, wenn es einem Dolmetscher gelänge, ihnen Eure Grobheiten zu übersetzen, so würden sie darüber lachen in dem frohen Gefühle der eigenen Heimath, der eigenen Volksthümlichkeit. Wir aber, wir verstehen Euch, wir lesen Euch; Eure Sprache, Eure Literatur sind die unseren; wir haben Euren Haß — ich rede hier nur die Geistesverwandten des Hrn. Dr. M. an — ohne Dolmetscher aus der ersten Hand; der Haß, in dem Ihr Euch gefallet — nicht weil Ihr Deutsche, nicht weil Ihr Christen, sondern weil Ihr böse Menschen seid, die sich am Hasse laben, und die gar zu gern die Quellen der Menschenliebe verstopfen möchten, die aus dem warmen Boden unserer Zeit hervorbrechen — dieser Haß trifft nicht ein Nationalgefühl, das ihn zurückgeben könnte; wir haben keines und können und wollen keines haben ohne Boden, ohne Gesetze, ohne Sprache; wir haben nichts Gemeinsames, als den Glauben und die Unterdrückung; er trifft nur das menschliche Gefühl, das so leicht zu verletzen und so schwer zu heilen ist, und das sich nicht durch Vergeltung zu rächen vermag. Wenn eine Nation die andere tödtlich beleidigt hat, so kann der Krieg, der gewaltige Zweikampf der Völker, der verletzten Ehre Genugthuung geben; der deutsche Jude aber, der die Waffen gegen sein Vaterland führte, würde der Strafe des Hochverraths, wie der deutsche Christ, unterliegen, und es würde der Theorie des Hrn. Dr. M. schwerlich gelingen, ihn davon zu befreien. Vieles habe ich über diesen Punct schon bei anderen Veranlassungen gesagt, Manches ließe sich noch hinzusetzen: aber wozu? Es gibt keinen Menschen,

der jenen Unterſchied im Ernſte nicht einſähe; ſo weit reicht keine menſchliche Beſchränktheit; das iſt es aber eben, was die Sanftmuth eines Lammes zur Wuth reizen könnte, daß eine teufliſche Bosheit ſelbſt die Larve der Dummheit nicht ſcheut, um ungeſtörter ihrem verruchten Haſſe zu fröhnen.

Wer in aller Welt hat aber Hrn. Dr. M. gelehrt, daß man eine fremde Nation — vorausgeſetzt, daß die Juden eine ſolche wären — ohne Scheu haſſen und ſchmähen dürfe? Aus welcher Heidenlehre hat er die ſaubere Moral geſchöpft? Die chriſtliche Religion, wie die jüdiſche, gebieten bekanntlich, auch die Fremden zu lieben, und die Menſchlichkeit gebietet es mit eben ſo lauter Stimme, wie beide. Wer einen einzigen Menſchen aus einem anderen Grunde haßt, als weil er ſchlecht iſt, iſt ein Böſewicht; wer eine ganze Maſſe von Menſchen haßt, und ſich damit brüſtet, iſt ein Auswurf von Schlechtigkeit. Wenn das zu der Nationalität des Hrn. Dr. M. nothwendig gehört, daß er die Fremden haßt, ſo ſind wir ihm ſehr dankbar dafür, daß er uns von dem Antheil an dieſer Nationalität ausſchließt; er würde mit ſeiner Geſinnung am Beſten unter die Wilden paſſen, wo man die Fremden ohne viele Umſtände todtſchlägt; der Patriotismus civiliſirter Nationen weiß nichts von einem ſolchen Haß.

Um ſeinen Haß zu rechtfertigen, wirft Hr. Dr. M. den Juden „viele häßliche Eigenthümlichkeiten," insbeſondere „die unter ihnen ſo häufige Unverſchämtheit und Anmaßung, die Unſittlichkeit und Leichtfertigkeit, ihr vorlautes Weſen und ihre oft ſo gemeine Grundgeſinnung" vor. Ich will mich an einem langſamen Feuer lebendig braten laſſen, ich will verdammt ſein, Hrn. Dr. M. und Alle, die ihm gleichen, als edle und weiſe Menſchen zu verehren, ich will auf alle Liebe und Achtung der

Menſchen in dieſem und auf die Gnade Gottes in einem anderen Leben verzichten, wenn ich nicht jeden dieſer Fehler nach der ſorgfältigſten Prüfung im Verhältniß eben ſo oft bei Individuen chriſtlicher Religion, oder, wie Hr. Dr. M. will, europäiſcher Abkunft, wie bei Juden vorgefunden. Es wird mir nun freilich nicht gelingen, Hrn. Dr. M. davon zu überzeugen; ich kann es nicht hindern, daß er mich für ſo parteiiſch in der Liebe, wie ich ihn für parteiiſch im Haſſe halte; ich kann und will ihn nicht hindern, wen er will, zu lieben und zu haſſen, zu achten und nicht zu achten, wenn anders von Liebe und von Achtung bei einem Menſchen die Rede ſein kann, der die Menſchen hauptſächlich nach ihrer Abkunft ſchätzt. Aber, woran ich ihn und Andere ſeines Gelichters zu hindern gedenke, das iſt die unerhörte Frechheit, die da meint, ſie könne ungeſtraft beleidigen, wenn ihre Beleidigungen nur Tauſende auf einmal träfen. Würde ſich Herr Dr. M. nicht lange beſinnen, ehe er von einem einzelnen Menſchen, der ihm zu keiner Beleidigung Anlaß gegeben, drucken ließe, er ſei unverſchämt, unſittlich, von gemeiner Geſinnung u. ſ. w.? Würde er ſich nicht fragen, ob er dieſe Schmähungen auch vor den Augen des Geſetzes, das Beleidigungen ſtraft, vor dem Angeſicht der verletzten Ehre, die Genugthuung fordert, vertreten könne? Meint der Menſch aber, weil die Schmähung ſo allgemein iſt, daß das Geſetz ſie nicht treffen, weil die Beleidigung ſo ungeheuer iſt, daß all ſein Blut nicht den kleinſten Theil davon abwaſchen kann, deßhalb müſſe ſie ihm auch vor dem Richterſtuhle der Ehre ungeſtraft hingehen? Unter die Menge zu ſchimpfen, Tauſenden unbeſtimmt zu ſagen, was man einem Einzelnen geradezu zu ſagen nicht den Muth haben würde, damit man ſich dahinter

verkriechen könne, man habe Niemanden genannt, und zähle Dieſen und Jenen zu den Ausnahmen; damit man ſich das Vergnügen machen könne, Tauſende zu kränken, ohne von einem Einzigen zur Rechenſchaft gezogen werden zu können — das iſt eine Ehrloſigkeit, die man öffentlich brandmarken muß zur Warnung für Gleichgeſinnte, damit ſie ſchweigen, oder, wie es üblich iſt, den Anſpruch auf Ehre gleich an der Schwelle ihrer Schrift durch Bewahrung der Anonymität beſcheidentlich ablegen.

Hr. Dr. M. erkennt auch edlere Individualitäten unter den Juden an, und wird ſich ſogar, „ſtets freuen, wenn ihm dergleichen begegnen.“ Hr. Dr. M. iſt wirklich über die Gebühr herablaſſend. Schade nur, daß ſolche edlere Individualitäten, wenn ſie ſeinen Kopf nach ſeiner ganzen Flugſchrift, ſein Herz nach ihrem Schluſſe beurtheilen, ſich gar nicht freuen werden, ihm und Seinesgleichen zu begegnen, obgleich ſie die beſſeren unter ſeinen gewiß nicht minder als die beſſeren unter ihren eigenen Glaubensgenoſſen lieben. Doch der erwachſene Mann weiß ſchon, wie er ſolchen Burſchen zu begegnen hat; auch wittert er leicht ihre Geſinnung und geht ihnen gern aus dem Wege, wenn ſie ihn ungeſchoren laſſen. Wie innig wären aber jüdiſche Knaben zu bemitleiden, die in einer öffentlichen Schule einem Menſchen als Lehrer preisgegeben wären, der ſich nicht entblödet hat, ſich mit ſeinem Haß gegen eine Religions-Partei, der ſie angehören, öffentlich zu brüſten! Ich halte es für meine Pflicht, die Eltern ſolcher Kinder darauf aufmerkſam zu machen, daß keine menſchlich geſinnte Schulbehörde ihnen das Geſuch abſchlagen kann, ihre Kinder von dem Unterricht eines ſolchen Menſchen zu dispenſiren, und daß es ihre Pflicht iſt, eine ſolche

Dispensation nachzusuchen, weil kindlichen Gemüthern nichts gefährlicher ist, als das Gefühl unverschuldeten Hasses, weil es auch unverträglich mit der Achtung ist, die Schüler ihren Lehrern zollen sollen, daß sie einen Menschen zu ihren Lehrern zählen, den sie verachten müssen, wenn sie sich selbst, wenn sie ihre Eltern und Angehörigen nicht frühzeitig zu achten verlernen sollen.

Ist es der Mühe werth, noch ein Wort über die elende Verdrehung zu verlieren, durch welche Hr. Dr. M. die rohen Späße Börne's über die Könige, und seine Ansichten über den Adel auf die Juden anwendet? Nicht ihre Persönlichkeit, nicht ihre Abkunft wirft Börne den Königen und dem Adel vor, sondern die Gewalt der Ersteren und die Vorrechte der Letzteren will er verbannt wissen; die Juden haben aber keine Gewalt und keine Vorrechte, sie sind vielmehr in Deutschland für den Augenblick noch an den meisten Orten aufs Schmählichste zurückgesetzt; die Analogie konnte daher nur in einem verwirrten Gehirn erzeugt werden. So ein capitaler Narr, daß er gegen irgend Jemanden wegen seiner Geburt eine Idiosynkrasie empfände, ist Börne in seinen tollsten Stunden nicht gewesen; nicht seine vornehme Geburt, sondern seinen Dünkel wegen derselben macht er dem Verfasser der Briefe eines Verstorbenen zum Vorwurf. Hr. Dr. M. scheint zwischen beiden Dingen keinen Unterschied zu statuiren, zu dessen Auffindung doch eben kein Scharfsinn gehört: hat er damit vielleicht eine versteckte Satire auf die Adligen machen wollen?

Zum Schlusse sei mir noch ein Wort über Hrn. Dr. M.s und meinen Ausgangspunct über die Persönlichkeiten von Börne und Heine vergönnt. Beide sind in der Literatur nicht als

Juden aufgetreten; bei Beiden ſcheint es mir daher eine der Literatur unwürdige Klatſcherei zu ſein, daß man Lebensverhältniſſe, die man gegen ſie benutzen zu können meint, in die Beurtheilung ihrer Schriften hineinzieht; Beide werden es mir nicht Dank wiſſen, wenn ich von dieſem Standpunct aus ihre Vertheidigung übernehme. Wären ſie aber Juden, und wollte ich ihre Mängel, wollte ich die Bitterkeit, die ſich bei Heine allen Gefühlen beimiſcht, wollte ich Börne's Schroffheit, wollte ich ſeinen kalten Hohn gegen die Wiege ſeiner Kindheit, den Tummelplatz ſeiner Jugend, den Kampfplatz ſeiner männlichen Jahre, gegen Deutſchland, aus dieſem Umſtande entſchuldigen: ich glaube, es ſollte mir nicht ſchwer werden. Setzt die trefflichſten Naturen, mit gewaltigem Verſtande und regſamen Gefühlen begabt, in eine Umgebung voll Liebloſigkeit und Mißgunſt, wie ſie der Jude ſo oft bei ſeinem Eintritt in die Welt findet; laßt ſie fühlen, wie man ihnen ihre Vorzüge beneidet, und ihre Fehler belauert, um Vorwände des Haſſes zu finden; laßt ſie gequält werden von jener dummen Gemeinheit des Gewohnheitshaſſes, deſſen Pfeile nicht tödten, deſſen Waffen keine ſcharfen Wunden ſchlagen, wo das ſtrömende Blut das Herz erleichtert, die aber täglich an dem wunden Herzen nagt mit den ſtumpfen Zähnen, wie der Geier des Prometheus: ihre Seele wird lange und langſam bluten an dieſen Schmerzen, und, iſt das Gefühl bei ihnen überwiegend, ſo wird ſie nie zu bluten aufhören; iſt aber der Verſtand mächtiger, und finden ſie ſich allein in einer Welt voll Haß mit dem herrſchenden Verſtande und dem leidenden Herzen, ſo wird ihre Stärke ſie aufrecht halten; aber ſie werden ſich dann ſtarr und ſtolz in das Bewußtſein ihrer Kraft hüllen, und werden kalt und bitter

und lieblos werden, wie die Welt, die sie verachten. Der gütige Vater der Menschen und der Liebe möge solche Seelen mit einer wärmenden Umhüllung liebender Herzen umgeben, die die rauhe Luft des Hasses von ihnen abhalte! sonst werden sie auf die eine oder auf die andere Weise der Nothwendigkeit ihren Tribut zollen müssen.

Hamburg, im November 1831.

Nachschrift.

Zur Entschuldigung des verspäteten Druckes dieses Schriftchens, dessen Erscheinen einen Monat, nachdem die Meyersche Flugschrift gedruckt und vergessen worden, Manchem eine Heldenthat in Falstaff's Manier scheinen möchte, sehe ich mich genöthigt, den Umstand geltend zu machen, daß mir in Altona, wo jene gedruckt ist, das Imprimatur für die meinige verweigert worden. Weil es befremden könnte, daß man der Vertheidigung den Mund schloß, nachdem man der Beleidigung freien Lauf gelassen, und damit es Keinem einfalle, der Altonaer Censurbehörde, die ihr Amt mit so viel Verstand und Gerechtigkeitsliebe, wie irgend eine Censurbehörde in der Welt, verwaltet, die geringste Schuld bei diesem Verfahren beizumessen, will ich mich bemühen, in wenigen Worten die Consequenz und die innere Richtigkeit desselben darzuthun. Die Censur ist bekanntlich ihrem Begriff und Wesen nach der absolute

Gegensatz der Justiz; sie ist dazu bestimmt, die s. g. Gerechtigkeit von dem Reiche des Gedankens gänzlich auszuschließen, und dasselbe einem höheren, freieren Princip, dem der Willkür unterzuordnen. Darum muß sie im geraden Gegensatze eines rechtlichen Verfahrens ohne Berufung, ohne schützende Formen, ohne Vertheidigung des Angeklagten, ohne die Zulässigkeit weiterer Prüfung und Erörterung, ohne Entscheidungsgründe mit einem bloßen „nicht zu gestatten" verdammen; darum darf der freie Wille eines Censors an kein Gesetz, an keine Regel, an keine andere Norm, als sein Gefühl, gebunden sein; darum dürfen die Gedanken, die zu einem Buche gehören, in Masse, die unschuldigen mit den schuldigen, verdammt werden; darum macht man einen kürzeren Proceß mit dem geistigen Eigenthume eines Schriftstellers, als man irgendwo in Deutschland auch nur eines Hellers wegen führen könnte; darum gilt Ansehen der Person bei den Gerichten nichts, und bei der Censur Alles. Nun ist es bekanntlich der heiligste Grundsatz der Gerechtigkeit, der Vertheidigung einen weiteren Spielraum als der Anklage, der Nothwehr als dem Angriff, der zurückgegebenen als der ohne Anlaß zugefügten Beleidigung zu gestatten. Wie ganz und gar dem Geiste und dem Wesen der Censur gemäß handelt also der Censor, wenn er auch hier für die Censur den entgegengesetzten Grundsatz festhält, wenn er der Anklage, dem Angriff, der muthwilligen Beleidigung den freiesten Lauf läßt, die Vertheidigung, die Nothwehr, die Rettung der gekränkten Ehre hingegen in die engsten Schranken schließt!

Festrede

zum

hundertjährigen Geburtstage

Schiller's.

1859.

Verehrte Anwesende!

Lassen Sie den Widerhall tausendstimmigen Jubels, der in den eben verhallten Klängen* an Ihr Ohr gedrungen, in Ihrer Seele fortbrausen; die edle Tonschöpfung, der Verherrlichung des Andenkens eines großen Menschen gewidmet, hat nie einen würdigeren Gegenstand gefunden, hat nie eine höhere, allgemeinere Feststimmung verkündet, als in diesem Augenblick. Lassen Sie das schwache Wort, das sich zaghaft und schüchtern dem erhabenen Inhalt unserer Feier naht, übertönen durch das gewaltige Rauschen der Begeisterung eines ganzen Volkes, deren mächtige Wellen an Ihr Bewußtsein schlagen! Nur Das könnte heute die Bedeutung auch des kraftvollsten Wortes sein, daß es hineinschalle in den Einklang der Verehrung und des Dankes, die ganz Deutschland seinem erhabensten Genius weiht; auch das machtloseste wird genügen, um den Ausdruck der Sympathie, die in Ihren Gemüthern lebt, einstimmen zu lassen in die allgemeine Empfindung der Nation, den Strom Ihrer Gefühle in das unermeßliche Meer zu geleiten, das von der Bewunderung und dem Enthusiasmus der gebildeten Menschheit erfüllt ist. Gelänge es mir nur, einem Theile von Demjenigen Worte zu leihen, was bei dieser Feier in Ihren Gemüthern und in den Gemüthern zahlloser Tausende außerhalb dieses Kreises lebt,

* C. M. v. Weber's Jubel-Ouvertüre. J.

ſo hätte ich ohne eigenes Verdienſt, ohne einen der eigenen Kraft entſprungenen Gedanken, doch der gebotenen, hohen Aufgabe genügt. Das iſt die Herrlichkeit geiſtiger Größe, daß ſie die ſonſt geſpaltenen und in weit getrennten Wegen auseinander gehenden Gefühle der Menſchen in einem Mittelpuncte vereinigt, daß ſie allem Beſonderen und Trennenden entgegen, das gemeinſam Menſchliche in's Bewußtſein ruft; daß ſie Selbſtſucht und Sonderung in Liebe und Hingebung wandelt. Und in welchen Namen, in welche Erinnerung drängt ſich mehr harmoniſche Empfindung, mehr eng verbundenes Seelenleben der deutſchen Nation zuſammen, als in Schiller? Wie ſein Geiſt ein Element des deutſchen Volksgeiſtes, ein lebendiger Beſtandtheil deutſcher Bildung geworden, ſo iſt er auch in Mark und Blut des geiſtigen Daſeins der Einzelnen, in die tiefſten Adern ihres Denkens und Empfindens eingedrungen, ſo daß Keiner Das miſſen könnte, was er aus ſeiner reichen Fülle geſchöpft, ohne ein Moment des eigenſten, innerſten Weſens einzubüßen. Die Atmoſphäre, in der unſere Seelen zu athmen gewohnt ſind, iſt ſo angefüllt von dem hohen Geiſte Schiller'ſcher Dichtung, daß es uns iſt, als müßten ſie nicht mehr athmen können in einem Luftkreiſe, dem es an dieſem belebenden Hauche mangelte. Darum iſt es nicht bloß ein Andenken an ihn, das wir feiern; es iſt nicht bloß ein Mitgefühl für ihn, dem es uns drängt einen Ausdruck zu geben; es iſt unſer Denken und Fühlen in ihm und durch ihn, das ſich in unbezwinglicher Sehnſucht zu ſeinem Schöpfer drängt, das ſich mit jubelndem Danke ſeiner reichen und tiefen Quelle bewußt wird. Das iſt die Unſterblichkeit des Genius, daß er ewig fortlebt in der Erzeugung neuen, geiſtigen Lebens, daß die Ströme des

Empfindens und Denkens, die der Fels seiner urgewaltigen Kraft entsendet, nie versiegen, so lange es empfindende Seelen, so lange es denkende Geister giebt, durch die sie fortgeleitet werden. Darum feiern wir heute in dem Geburtstag Schiller's die Erstehung einer geistigen Macht, die uns Alle durchdringt und erfüllt, beseelt und emporhebt. Wir begrüßen jauchzend den Aufgang eines Gestirnes, das nicht wieder erlöschen ist und niemals erlöschen wird an dem Sternenhimmel des Geistes; der Schmerz darüber selbst, daß einst der geliebte Dichter so frühe in der Fülle der Schöpfungskraft von dieser Erde geschieden, ist überwunden in dem jubelnden Bewußtsein, daß die edelsten Kräfte seines Geistes ewig und unsterblich fortleben in dem Geistesleben seines Volks.

Und daß gerade Schiller diese hohe Volksthümlichkeit, diese durch alle Klassen der Nation verbreitete Liebe und Begeisterung auf dem Wege seines Dichtens und Schaffens gefunden hat, daß gerade seine Schöpfungen sich den Eingang erschlossen haben in die weitesten Kreise, so weit nur die leiseste Ahnung von edlerer Bildung und geistiger Schönheit reicht, ist von der höchsten Bedeutung. Andere Geister haben diese Volksthümlichkeit, diese Verbreitung auf einem anderen Wege gesucht als er; sie haben geglaubt, herabsteigen zu müssen zu niedrigeren Bildungsformen, um ihre Erzeugnisse der Menge zugänglicher zu machen. Schiller dagegen hat in Sprache und Gedanken dem höchsten Adel des Geistes und der Bildung nicht das Geringste vergeben; er hat keine andere Art der Vermittelung mit untergeordneteren Geistes-Sphären gekannt, als die, sie zu der höchsten emporzuheben. Und er hat auf diesem Wege den glänzendsten aller Siege errungen.

Mag immerhin auf dem bürgerlichen Gebiet die Beſchränktheit endlicher, irdiſcher Mittel es erfordern können, daß man zur Herſtellung einer billigen Gleichheit des Rechts künſtliche Bevorzugungen beſeitige, das Allzuhohe auf eine mittlere Ebene zurückführe, um das Niedrigere erhöhend an ſeine Seite zu ſtellen. Aber dem Geiſtesleben mit ſeinem unerſchöpflichen Reichthum iſt eine ſolche herbe Nothwendigkeit fremd. Die Dichtung zumal, ſie trägt des Adels die Fülle in ſich, um ihn über die ganze Menſchheit auszuſchütten. Sie hat weder den Wunſch noch das Bedürfniß, irgend ein geiſtig Großes und Hohes herabzuziehen von ſeiner Höhe; ſie birgt vielmehr die Kraft und das Verlangen, die ganze Menſchheit emporzuheben auf die Stufe der Edelſten und Beſten. Der Adel der höchſten Bildung ſoll nicht abgeſchafft und nicht geſchmälert, es ſoll vielmehr ihr Adelsbrief für Alle bereit gehalten werden, die ſich nach ihr ſehnen. Auf dieſem Grunde ruht die Stellung, die Schiller zu der Geſammtheit ſeines Volks eingenommen hat, und darum eben hat er eine weit größere Volksthümlichkeit erlangt, darum iſt er mit ſeinen Schöpfungen viel tiefer in die Nation gedrungen, als Viele, die geglaubt haben, ſich zum Verſtändniß der Menge herablaſſen zu müſſen. Wie das Auge des Volks das feſtliche Gepränge liebt, mit dem mächtige Herrſcher ſich umgeben, ſo liebt ſeine Seele den Glanz und die Pracht der Schiller'ſchen Sprache, die Majeſtät des Ausdrucks, das von Gold und Purpur ſtrahlende Gewand der Herrſchaft im Reiche des Geiſtes. Und in der That, wenn unſere Phantaſie ſich eine Gattung höherer, geiſtiger gearteter, von den Schranken der Sinne minder beengter Weſen vorſtellte, die aus freier Neigung das Organ menſchlicher Rede für ihre Aeußerung

gewählt hätten: ich meine, wir würden sie uns unwillkürlich als in der Sprache der Dichter, und unter ihnen vor allen Anderen in der Sprache Schiller's zu uns redend denken. So hat er in uns Allen die Liebe zu unserer Sprache und damit die Liebe zu unserem Volk erhöht, dessen Organ der Einheit, dessen lebendig verknüpfendes Band die Sprache ist. Wenn es überhaupt die Heroen unserer Literatur waren, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die trennende Hinneigung der höheren Stände zu fremder Sprache und Sitte überwunden, die durch die Herstellung einer selbständig nationalen, aber zugleich das reiche Culturleben aller Völker und Zeiten mit warmer Liebe umschließenden und in sich aufnehmenden Bildung das vaterländische Bewußtsein auch für das politische Dasein gestärkt und vorbereitet, eine innigere Verschmelzung der geistigen Interessen aller Volksclassen ermöglicht haben, so hat Schiller auch in dieser Hinsicht am Tiefsten und Weitesten gewirkt. Mehr als in einem anderen Dichter begegnen sich in ihm die Gefühle aller Deutschen und werden sich eines einheitlichen Inhalts bewußt. Wenn die Deutschen, die seit dem Beginn dieses Jahrhunderts die Sorge des Daseins oder Druck und Verfolgung irgend einer Art über den Ocean in eine neue Welt getrieben hat, dem Geiste und der Bildung des Mutterlandes erhalten bleiben; wenn bei ihren Nachkommen die Kraft der Muttersprache nicht erlahmt, ihre Schönheit nicht entartet, ihr Ausdruck nicht versumpft und verdirbt, wie es bei den Enkeln der Auswanderer früherer Geschlechter geschehen ist, so daß sie zuletzt Licht und Luft einer neuen Bildung in dem völligen Uebergang zu der fremden Sprache haben suchen müssen; wenn deutsche Sprache, deutscher Geist und deutsche Bildung auf

dem Wege sind, im Westen Nord-Amerikas festen Fuß zu fassen und sich der verwandten angelsächsischen Art ebenbürtig an die Seite zu stellen, so dürfen wir dem Genius des populärsten deutschen Dichters, den wir heute feiern, auch an diesem Siege den größten Antheil beimessen; denn keiner ist häufiger, sei es im Gemüthe der Wanderer, sei es in dem sparsamen Bücherschatze, mit dem die Heimath sie ausstattete, hinübergegangen, als Schiller. So überwindet der Genius den Raum, wie er die Zeit und den Tod überwindet; so pflanzt und bewahrt er den Geist der Nationen in einer fremden Welt, und erhält die Liebe zum Mutterlande wach und lebendig in Denen selbst, die das weite Weltmeer von der alten Heimath trennt.

Aber was ist es denn, was uns so mächtig bewegt in einem geistigen Wirken, das doch der Wirklichkeit, die uns in ihren Banden hält, fremd ist? Warum feiert der Jubel eines ganzen Volkes einen Genius, der nicht auf die äußeren Geschicke der Nationen als Staatsmann oder Krieger mächtig eingewirkt hat, dessen Thaten der Welt des Geistes und der Phantasie angehören? Ein Blick auf die Natur des Menschen gebe uns Antwort auf diese Frage. An die Sinnenwelt gebunden, strebt er zugleich mächtig über dieselbe hinaus. Unbefriedigt von den Eindrücken, die ihm von den äußeren Dingen kommen, mit der ewigen, mächtigen Sehnsucht im Herzen nach einem geistigeren Sein, das ihn von den Fesseln der Körperwelt befreie, vermag er doch das Band nicht zu lösen, das ihn an sie knüpft, vermag er selbst das Geistige nur durch das Organ der Sinne, durch das an den Schall, der in das Ohr dringt, gebundene Wort, durch Beziehung auf ein in das leibliche Auge fallendes Bild zu erfassen. Wenn demnach die Seele mächtig

nach einer zweiten Welt verlangt, die ihrer geiſtigen Natur entſpreche und ſie über das Irdiſche erhebe, ſo muß doch auch dieſe zweite Welt den Sinnesorganen zugänglich ſein, ſie muß der irdiſchen Natur des Menſchen eine Handhabe bieten, um ſie zu faſſen, eine Himmelsleiter, um daran emporzuklimmen. Eine ſolche zweite Welt ſchafft ihr der Dichter. Er ſchafft ſie aus der Fülle des Geiſtes; aber er hat der Geiſt-gebornen Welt die Farbe und Geſtalt des Lebens zu verleihen; er hat ſie mit allem Reize der Schönheit zu ſchmücken, der die Sinne anzieht, um ſie zu veredeln; er hat das ungetrübte Blau des Himmels über ſeine Welt zu ſpannen; er hat ſie auszuſtatten mit dem Leuchten der Sonne, dem Funkeln der Sterne, der Anmuth der Frauen und dem Grün des Frühlings; er hat das reine Licht des Geiſtes durch Schatten zu mildern, damit das ſterbliche Auge es ungeblendet ſchauen könne. Er hat die tiefen Lehren der Weisheit in das Gewand der Fabel zu hüllen, die bei der ſinnlichen Vorſtellung Eingang findet; er hat ſie mit dem warmen Hauch der Empfindung zu beleben, damit ſie durch das erregte Gemüth, durch das geweckte menſchliche Mitgefühl hindurch zur Erkenntniß bringen, und unbemerkt auch den Widerſtrebenden unterweiſen und beſſern. Der Dichter hat ſein Denken aus dem tiefſten Born des Geiſteslebens, aber ſeine Bilder aus der bunten Welt der Sinne zu ſchöpfen; ſeine Ideen reichen an den Himmel, aber Herz und Auge bleiben doch der ſchönen Erde zugewendet mit ihren blühenden Gefilden, die der Sonne Glanz belebt, mit ihren Seen, in denen ſich der Himmel ſpiegelt. Er befreit die Sinne ſelber von den Banden des Irdiſchen, indem er ihnen eine höhere und edlere Befriedigung in einer Welt anweiſt, die die Formen des Irdiſchen annimmt,

ohne doch seiner fesselnden, blinden Nothwendigkeit unterthan zu sein. Er schafft Charaktere, in denen das höchste Ideal des Menschlichen zur Erscheinung kommt, aber in der Gestalt lebendiger Persönlichkeit, ringend mit den Mängeln und Bedürfnissen der Wirklichkeit, mit dem harten Widerstande der äußeren Welt, so daß ihr Kampf, ihr Sieg oder ihr Untergang mit unserer Verehrung auch unseren Jubel oder unser Mitleid wecken. Aber daß nun in dieser Nachbildung des Wirklichen, in diesem neuen Bunde des Geistes mit der Sinnenwelt der Geist das sichere Uebergewicht behaupte, daß er nicht noch einmal der Schranke des Irdischen erliege und der sinnlichen Form, die er in freiem, stolzem Spiele gewählt, unterthan werde, daß nicht bei dieser neuen Vermählung zwischen Seele und Leib die Seele abermals an ihrer höchsten Freiheit, an ihrem erhabenen Wesen Einbuße erleide, das bleibt des Dichters höchste Aufgabe, und diese Aufgabe hat kein Dichter reiner gelöst als Schiller. Bei Keinem hat das Ideal durch seine der menschlichen Fassung angepaßte Verkörperung so wenig von dem höchsten, geistigen Gehalt verloren, wie bei ihm; bei keinem hat das reine Gold erhabener Gedanken einen so geringen Zusatz von Metallen niedrigerer Art erhalten, bei Keinem sind wir so vollkommen sicher, daß die wunderbare, schimmernde Brücke, die der Dichter uns baut zwischen der Welt der Ideen und der Erscheinungen, uns aufwärts führt in das Reich des Geistes und nicht abwärts in das Gebiet der Sinne. War doch die schaffende Macht seines Genius nicht ausschließlich gebunden an den Bereich dichterischer Gestaltung. Mehr als jeder andere Dichter hat er seine gewaltige Geisteskraft zugleich der Gestalten bildenden Phantasie und dem höchsten und reinsten, gestaltenlosen Denken

zugewendet; ja er hat jahrelang fast inne gehalten mit poetischem Schaffen, um seine höchste Kraft den strengsten Forschungen, welche die mächtigsten Denker seiner Zeit und aller Zeiten erfüllt haben, zu widmen. Gerade nach seiner Rückkehr von diesem Gebiete angestrengtester Gedankenthätigkeit, als er die Schwingen seines Geistes nach dem erhabenen Fluge in den reinen Aether der Idee wieder ausruhen ließ im Angesicht seiner lieben Erde und seiner geliebten, der Erquickung bedürftigen Menschheit, hat er seine schönsten, seinem Volke vor allen lieb gewordenen, anschaulichsten zugleich und seelenvollsten poetischen Gestalten geschaffen. Indem er gleich anderen Dichtern das Geistige versinnlichte, hat er mehr als irgend ein anderer das Sinnliche vergeistigt. Die Schönheit als den Widerschein der Sonne des Geistes auf der Welt der Gestalten erkennen zu lassen, die Empfindung des Schönen auf jene geheimnißvolle Harmonie zwischen Seele und Natur zurückzuführen, in der alle Poesie wurzelt, in der sie allein zur Würde der Wahrheit emporreicht, durch den Adel der Form die Sinne selbst von der knechtenden Herrschaft des Stoffes zu befreien und sie zu reinen Organen des Seelenlebens zu läutern, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge nach seinem eigenen erhabenen Wort „den goldnen Duft der Morgenröthe" eines höheren Lebens zu weben, das sind die Ziele seines Dichterstrebens. Die idealen Charaktere, die er geschaffen hat, gehören im vollen Maße dem Bereich des Menschlichen an, aber sie stehen auf dessen höchster Stufe, an dessen äußerster Gränze; ein Strahl des Lichtes mehr, ein leichter Schatten weniger, und sie würden in gestaltlosem Glanze dem vergebens nachschauenden menschlichen Auge entschwinden; sie würden nicht mehr menschlich leiden, würden

über menſchliches Mitgefühl erhaben ſein. Gerade ſo, wie ſie aus der Fülle ſeines Genius hervorgegangen ſind, nehmen ſie als Menſchen die wärmſten Empfindungen unſeres Herzens in Anſpruch, während ihre Hoheit doch zugleich unſere begeiſterte Bewunderung erregt. Das Auge unſerer Phantaſie ſchaut um ſo ſehnſüchtiger zu ihnen empor, als es faſt fürchtet, ſie an eine überirdiſche, körperloſe Welt zu verlieren; aber unſer Herz ſchlägt höher in ſtolzem, freudigem Jubel, daß es ſich ihnen in ihrer erhabenen Höhe dennoch menſchlich verwandt fühlt. Daher jene gehobene Stimmung, die bei der erſten Erſcheinung der Schiller'ſchen Dramen durch das ganze Deutſche Volk ging, und die in jedem neuen Menſchenalter die Jugend ergreift, wenn ihr Sinn ſich zuerſt dem Verſtändniß dieſer Schöpfungen nähert. Es iſt die höchſte Verklärung des Menſchlichen, die Annäherung an das Erhabenſte, das der innere Sinn zu erfaſſen vermag, das eine ſo hinreißende Macht auf die Gemüther ausübt.

Aber jene zweite Welt des in eine neue, durchſichtigere Körperhülle gekleideten Geiſtes, wie ſie der Dichter uns ſchafft, bleibt nicht in unabſehbarer Höhe unſerer wirklichen Welt, in der wir leben und empfinden, fern und entfremdet. Läßt auch unſer Dichter die ſichtbare Spur der Erſcheinung aus einer höheren, geheimnißvollen Welt verſchwinden, ſo bald ſie Abſchied genommen, ſo bleiben doch in den Blumen und Früchten, die ſie vertheilt hat, den „auf einer andern Flur, in einem andern Sonnenlichte, in einer glücklichern Natur gereiften," die lebendigen Wirkungen ihrer Gegenwart zurück. Unſere Empfindung kehrt geläutert und gehoben wieder von den Eindrücken jener anderen, erhabeneren Welt und bringt eine tiefere, reinere und zartere Empfänglichkeit für die Erſcheinungen unſeres wirklichen

Lebens mit. Das Sittengeſetz, das im Menſchenleben zu gebieten und widerſtrebende Kräfte zu bändigen hat, iſt dasſelbe, das die Welt des Dichters durchdringt; aber es iſt in ihr zu einem natürlichen Lebenselement geworden, das des Scepters der Herrſchaft nicht mehr bedarf, das nicht mehr „den Sclavenſinn zu binden hat, der es verſchmäht," ſondern „mit des Menſchen Widerſtande auch die Strenge ſeiner Majeſtät" ſchwinden ſieht. Jedes Gefühl, das uns über Selbſtſucht und Niedrigkeit erhebt, jede Thräne des Mitgefühls, die ſich mit der Thräne des Kummers miſcht, die aufopfernde Liebe der Mutter und die dankbar ſich anſchmiegende Zärtlichkeit des Kindes, jede helfende That, jedes der Heiligkeit der Ueberzeugung gebrachte Opfer, Alles, was die Bruſt des Menſchen tiefer erglühen macht, weckt die Verwandtſchaft mit jener höheren Welt in uns, bildet und befeſtigt das innige Band zwiſchen unſerem Herzen und dem Himmel der Poeſie. Es giebt kein höheres, menſchliches Intereſſe, keinen Pulsſchlag geiſtigen Lebens, keine warme Empfindung des Gemüthes, die ſich nicht in der Welt der Dichter, wie in dem Schattenreiche nach der Vorſtellung des Alterthums, in verklärter Geſtalt wiederfänden; keine, die nicht aus dem Bereich Schiller'ſcher Dichtung herrlicher auf uns zurückſtrahlten, die nicht, von der Sonne ſeines Geiſtes erglänzend, mächtiger ſich zu unſerer Seele drängten. Wer möchte unter den Ideen und Gefühlen, die unſer Dichter verherrlicht hat, diejenigen vermiſſen, die eine große Geſammtheit erfüllen und einigen, die des Vaterlandes und der Freiheit! Hüten wir uns jedoch, an den Dichter enge Forderungen im Sinne einer beſonderen Richtung, und wäre es auch die edelſte, zu ſtellen, die Unendlichkeit ſeiner Ziele in die Schranken der unſrigen

zwängen zu wollen. Die weite, reiche Welt ist des Dichters Gebiet und Eigenthum; aus ihr hat Schiller ohne Beschränkung auf nationale Stoffe, ja ohne irgend eine Bevorzugung derselben, den irdischen Inhalt seiner Dichtungen geschöpft. Was er seinem Volke ist, das ist er ihm vor allem geworden durch die Höhe, zu welcher er die nationale Bildung und Sprache gehoben hat, durch die einstimmige Begeisterung selbst, deren Einigungspunct seine unsterblichen Schöpfungen gebildet haben. Hätte er auch niemals die Vaterlandsliebe, wie er es gethan, in den herrlichsten Tönen gepriesen, er hätte dennoch durch sein Dichten und Schaffen, durch den Glanz und die Macht, die er der Sprache, dem eigentlichsten Ausdruck des tiefsten Lebens jedes Volkes, verliehen, durch den Ruhm, mit dem er die deutsche Literatur gekrönt hat, die Liebe der Deutschen zu ihrem Vaterlande auf eine höhere Stufe gehoben. Und wenn er der Freiheit in der irdischen, bürgerlichen Bedeutung des Wortes niemals gedacht hätte: indem er die höchste geistige Freiheit, deren schwaches, leibliches Nachbild jene andere ist, zu dem erhabenen Inhalt seiner Dichtungen gemacht, indem er die Seele über die Schranken der Sinne hinaus in das Zauberreich der Phantasie gehoben, indem er die Poesie, die selbst wesentlich Freiheit ist, in unsere Gemüther eingebürgert hat, hat er der Freiheit in jeder Form und Erscheinung das erhabenste Vorbild geliehen, und alle ihre Freunde müssen ihn schon darum huldigend verehren. Aber er hat in der That der Freiheit auch in ihrer engeren Bedeutung, dem Kampfe wider Unterdrückung und Unrecht im Gebiete des Volkslebens, eine so bedeutsame Stelle in seinen Dichtungen angewiesen, daß wir dieser Seite derselben hier wohl erwähnen und ihren Maßstab an eine verbreitete Ansicht legen

dürfen, welche Dasjenige, was sie Politik nennt, als einen ungeeigneten Stoff von der Schwelle der Dichtung zurückweist. Verkennen wir nicht, was dieser Anschauung Wahres zu Grunde liegt. Allerdings soll das Treiben der Parteien nicht verwirrend in das Heiligthum der Dichtung bringen, das nur dem ewig Wahren und dem ewig Schönen alle Zeit offen stehen soll. Auch soll für das Streben nach Freiheit, so hoher Werth demselben beiwohnen möge, eine bevorzugte Stelle in dem Schaffen und Weben des Dichters nicht beansprucht werden. Wenn unser Dichter bei dem *Könige* den Sohn des Hauses zurücktreten läßt, um dem Königreich den Vortritt zu lassen, so räumen wir vielmehr bei dem Dichter dem liebsten Kinde des Hauses, dem Herzen mit seinen Gefühlen, willig den Vortritt ein vor allem Politischen. Die Freiheit mißgönnt jener Welt-beherrschenden Empfindung, die zu allen Zeiten und bei allen Völkern der erste und theuerste Gegenstand der Dichtung war, nicht „der Gaben beste, der Blumen allerschönste," die auch unser Dichter ihr aus dem reichen Füllhorn seines Genius gespendet hat. Aber auch sie möchte doch nicht leer ausgehen, da wo „alle Gäste willkommen sind," wo „der Jüngling und der Greis am Stabe" beschenkt nach Hause gehen. Auch ihr, der Freiheit, schlagen menschliche Herzen; auch sie hat ihren Kummer und ihre jubelnde Freude; auch ihr wird Treue bis zum Tod gewidmet; auch ihren Siegen flicht die Begeisterung Kränze; auch ihren Opfern widmet warmes Mitgefühl seine Thränen. Die dürre Lehre, die *Theorie* der Freiheit hat allerdings keinen Anspruch an den wahren Dichter zu erheben, so wie auch einer Lehre, einer *Theorie* der Liebe, wenn es eine solche giebt, ein solcher Anspruch nicht zustehen würde. Aber in so

fern auch die Freiheit eine ewige Sehnſucht des Herzens, ein reicher Lebensinhalt der Völker iſt, darf auch ſie ſich an die warme Bruſt des Dichters werfen, um ſeine glühende Theilnahme werben und den Segen der Verklärung und Läuterung von ihm erflehen. Und wahrlich Schiller hat ihr jene Theilnahme und dieſen Segen aus der Fülle ſeines hohen Dichtergeiſtes im reichſten Maße geſpendet; er hat auch ſie aufgenommen in den Himmel ſeiner Poeſie und hat auch ſie, gereinigt von jeder irdiſchen Schlacke, geläutert und neugeboren, aus dem reinen Aether ſeines Geiſtes zurückgeſendet. Hier wie immer fällt Schiller's poetiſche Gerechtigkeit mit dem höchſten ſittlichen Urtheil zuſammen. Darum möge kein Parteiſtreben es wagen, ſeine Entſcheidung anzurufen; möge jedes vielmehr voll Demuth vor ſeinen Richterſtuhl treten und Alles, was ihm Unlauteres beigemiſcht iſt, vor ihm von ſich werfen! Möge ſein Andenken, ſo wie es alle Stämme unſeres Volkes, ſo weit unſere herrliche Sprache reicht, in Liebe und Verehrung zu ihm einigt, ſo auch alle Parteien in dem Mittelpuncte ſeiner tiefen, ſittlichen Ueberzeugung einigend verſöhnen! Laſſen Sie uns in dieſer Abſicht auf diejenigen Schöpfungen unſeres Dichters einen flüchtigen Blick werfen, an denen die Freiheitsidee einen bedeutenderen Antheil hat.

Seine unter einem ſeiner mächtigen Natur unerträglichen Druck, dem er ſich durch die Flucht entziehen mußte, ſchwer leidende Jugend mag weſentlich dazu beigetragen haben, daß ſein erſtes dramatiſches Erzeugniß der ungeſtümſten Freiheitsliebe in ungehemmteſter Weiſe die Zügel ſchießen ließ, ſo daß es dem Kampfe wider die Grundlagen der bürgerlichen Ordnung ſelbſt eine ideale Färbung zu leihen nicht verſchmäht. Enthalten

wir uns von dieſer Seite über jene glühende Jugendarbeit, in der ſein Genius feurige Blitze ſprüht, ohne zu dem milde glänzenden und wärmenden Lichte, zu dem er ihn bald geſammelt, zu gelangen — eine Arbeit, über die keiner ſtrenger geurtheilt hat als er ſelbſt — enthalten wir uns über ſie des Lobes, wie des Tadels. Nur mögen wir Nachſicht üben lernen auch gegen Extreme, wenn wir ſehen, wie nahe denſelben ein von hoher Sittlichkeit durchdrungener Geiſt — freilich nur einen Augenblick — hat kommen können. Von ſeinen beiden nächſten Dramen, die dieſen Extremen ſchon ſehr fern liegen, und die dieſe Periode ſeines dramatiſchen Dichtens, zumal der Form nach, abſchließen, züchtigt das eine mit der ſchärfſten Geißel die Unthaten der Willkürherrſchaft und der Standesvorrechte, die jene Zeit beflecken; das andere ſchildert den Kampf republikaniſcher Freiheit mit tyranniſcher Herrſchaft, aber auch ſeine Schattenſeite, den Ehrgeiz der, aus jenem Kampfe emporgewachſen, die aus ihm geſchöpfte Kraft zur Unterdrückung der eroberten Freiheit zu verwenden ſich bereit hält. Das idealſte Bild der Freiheitsliebe aber bietet uns jenes Drama dar, das zugleich den weſentlichſten Fortſchritt in Sprache und Dichtungsform bezeichnet. Die tiefe Wurzel dieſer edlen Schöpfung ruht in dem Charakter jener großen Zeit, die den Umwälzungen am Ende des vorigen Jahrhunderts voranging, und die vielleicht ihren erhabenſten Ausdruck, ihre reinſte und herrlichſte Blüthe in Schiller's Marquis Poſa entfaltet hat. Wie die Gott-geſchaffene Welt nach der bibliſchen Erzählung, ſo beginnt jede neugeborne Ideenwelt mit einem Paradieſe, in dem der reine Gedanke, von keiner Schuld beladen, uneingedenk der irdiſchen Schranke, ohne Ahnung der

rauhen Arbeit und Mühe, die das harte Erdreich der Wirklichkeit fordert, mit kindlichem Vertrauen auf seine vollkommene Darstellung im Leben der Völker baut, und mit der Jugendkraft der Ueberzeugung, mit der unbefleckten Waffe des Wortes die überwundene Welt zu beherrschen und zu beglücken hofft. Die waltende, beseligende Idee jener Zeit war eben die der Freiheit in ihrer edelsten und weitesten Bedeutung. Denn wenn die Freiheit auch von Anbeginn der Menschengeschichte an als das höchste Gut, des Opfers aller anderen und des Lebens selber werth, als die Forderung der Menschenwürde erkannt worden, so wurzelte sie doch im Alterthum und im Mittelalter in dem Stolze der Persönlichkeit, des Standes, des Volksthums; ihre Verehrer gaben ihr Blut willig für die eigene Freiheit hin; aber sie waren auch bereit, es für die Unterdrückung Anderer zu vergießen. Erst in der Zeit, von der wir reden, hat der Gedanke der Freiheit seine Vermählung mit der Idee der Menschheit gefeiert; damals erst ist er aufgegangen gleich der Sonne am Firmament, um jedes Dunkel des Unrechts und des Druckes auf dem weiten Erdkreise zu beleuchten. Erst da konnte jeder unter menschlicher Willkür Leidende, jede Kraft, die unter despotischem Drucke nicht zu höherer Entwickelung zu gelangen vermocht, der verheißenen, allgemeinen Befreiung froh entgegenjauchzen. In diese Zeit des Menschheits-Jubels fällt Schiller's Don Carlos, und zugleich mit dem ersten Erklingen jener zauberreichen poetischen Sprache, die alle Tiefen der menschlichen Seele erregte, fielen Alle, die mit Posa um Gedanken-Freiheit flehten, die in den Thränen der geknechteten Niederlande das eigene Leid oder das des Nebenmenschen empfanden, verehrend zu den Füßen des Dichters nieder, sein Werk ward das Sym-

bol der höchſten Schönheit zugleich und der höchſten Freiheit. Aber als nicht lange darauf die Verehrer der neuen Freiheit durch ſchwere Schuld aus dem Paradieſe ihrer Ideale vertrieben wurden, als blutige Verbrechen, unter falſchem Vorwande der Freiheit verübt, die drohenden Klippen kennen lehrten, an denen das edelſte Streben ſcheitern kann, wenn es das ſichere Steuer des Geſetzes im Sturm der Leidenſchaft fahren läßt, wenn es ſich auch nur einen Augenblick zu dem verderblichen Bunde mit der entfeſſelten Wuth verſteht, wenn es „dem ewig Blinden des Lichtes Himmelsfackel leiht;“ als dann die mißbrauchte Freiheit in Knechtſchaft umſchlug, als eine im Innern gebändigte revolutionäre Kraft die Unabhängigkeit der Völker Europa's zu bedrohen begann und mit unſerem Vaterlande den Anfang machte: da hat Keiner mit mächtigeren Worten, als Schiller, Geſetz, Sitte und Ordnung als die ewigen Grundlagen der Freiheit geprieſen und ihre Verletzung verdammt; da hat er wider die Verbrechen der aufgeregten Menge dieſelbe gewaltige Geißel geſchwungen, welche früher die Verbrechen der Großen hatten empfinden müſſen. Aber er iſt darum der Sache wahrer Freiheit niemals untreu geworden. Vielmehr hat er ſeine letzte poetiſche Schöpfung wiederum der Freiheit in ihrer edelſten Erſcheinung gewidmet, in der eines Volkes, das wider den fremden, unwürdigen Druck ſeinen Boden, ſeine Ehre, die Heiligkeit des Hauſes vertheidigt. Es iſt, als hätte er, dem Scheiden von dieſer Erde nahe, mit dem Blicke des Sehers, wie ſein ſterbender Attinghauſen, den mächtigen Aufſchwung erſchaut und vorbildend dargeſtellt, durch den ſein eigenes Volk kaum ein Jahrzehend ſpäter mit dem Opfer ſeines edelſten Blutes den fremden Unterdrücker von dem heimathlichen Boden vertrieben hat. Es iſt,

als hätte er in dem Scheidegruß „Seid einig, einig, einig!“ auf die klaffende Wunde der Zerriſſenheit ſeines eigenen Vaterlandes mit heilendem Finger gedeutet, als hätte er durch das kraftvolle

Wir wollen ſein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Noth uns trennen und Gefahr

ſeinem eigenen Volke den Fahnenſpruch ſeiner Einigung für alle Zeiten hinterlaſſen. Möge die Geſchichte bewähren, daß ſie, wie die Natur — nach dem großen Wort unſeres Dichters — mit dem Genius in ewigem Bunde ſteht, und daß die Eine leiſtet, was der Andere verſpricht!

Aber inniger, als aller vereinzelten Schöpfungen, als aller Intereſſen und Empfindungen, die er dem Herzen der Menſchheit entnommen und ihr veredelt zurückgegeben hat, gedenken wir heute des Dichters ſelbſt, ſeiner hohen Perſönlichkeit, jener Fülle des Seelenlebens, in der alle warmen und reinen Gefühle, die die Menſchenbruſt bewegen, ihre Heimaths-Stätte finden, der leuchtenden Sonne ſeines erhabenen Geiſtes, deſſen Ausſtrahlungen uns in jedem ſeiner Gedanken und ſeiner Bildungen erleuchten und erwärmen. Das eben iſt eine weſentliche Eigenthümlichkeit Schiller'ſcher Dichtung, daß die Majeſtät ſeiner Geſinnung ſie erfüllt und durchdringt, daß das hohe Ideal, zu dem ſie emporſtrebt, ſeine Bürgſchaft, ſeine Beglaubigung, ſeine Wirklichkeit in der Seele des Dichters findet. Die herrlichſten ſeiner Geſtalten, die unſere innigſte Liebe, unſere glühendſte Verehrung gewinnen, ſind eben die, in welchen wir durch die glänzende, durchſichtige Hülle hindurch den Dichter ſelbſt, ſein Herz und ſein innerſtes Leben erkennen. Er liebt es, zwiſchen die aus den härteren Stoffen des Erdenlebens geformten

Bildungen ſolche zu ſtellen, deren Daſein ein Hauch ſeiner Seele iſt, die aus der Heimath, der ſie entſtammen, aus dem Gemüthe des Dichters, den reinſten, ungetrübteſten Glanz herab zur Erde bringen. So wenn er im Wallenſtein die gewaltige Kraft darſtellt, die durch die Schwere des eigenen Gewichts zum Abgrund fortgeriſſen wird, die für ihr ſchrankenloſes Bedürfniß des Wirkens und der Geltung innerhalb der Gränzen des Geſetzes keinen Raum findet und deßhalb über ſie hinausſtürmt und dem Verderben anheimfällt, wenn er ihr im Oktavio die kalte und herzloſe Macht des Geſetzes entgegenſtellt, an deſſen eherner Mauer der rieſenhafte Eigenwille des Helden ſcheitert, ſo hat er die Einigung von Pflicht und Mitgefühl, die Treue, die das Leben und ſein höchſtes Glück der Strenge des Geſetzes opfert und doch von liebender Verehrung durchdrungen iſt für die Heldengröße, die die Stimme des Gewiſſens zu bekämpfen gebietet, in ſeinem der edelſten Liebe werthen Max verſöhnend zwiſchen ſie geſtellt. Wohl tritt das eigene Gefühlsleben des Dichters mächtiger in ſeine Dichtungen ein, als es ſonſt bei Dichtern ähnlicher Größe Brauch iſt; wohl mögen manchmal ſeine Geſtaltungen in Schatten treten vor dem ſtrahlenden Glanze der Dichterſeele, die, wie eine Erſcheinung aus einer höheren Welt, in ihre Reihen tritt; aber da dieſe Dichterſeele ſelbſt das herrlichſte Gedicht iſt, das aus der ſchaffenden Kraft der Gottheit hervorgegangen, ſo gewinnen wir dabei den reichſten Genuß mit der höchſten Erhebung. Dieſe Seele iſt ſo durchdrungen von dem Ideal des Schönen und des Wahren, ſie iſt ſo ganz eins mit ihm geworden, ſie hat alles Unlautere des Irdiſchen ſo ſehr von ſich abgeſtreift, und iſt doch ſo erfüllt von Liebe zu den Menſchen,

daß sie uns mit überirdischer Reinheit und Klarheit berührt und zu sich emporhebt, zugleich aber die liebende Hinneigung zu allem Menschlichen in uns erhöht. Jene bedeutsamen Gegensätze zwischen Natur und Bildung, Empfindung und Reflexion, antiker und moderner Weltanschauung, naiver und sentimentaler Poesie — Gegensätze, die er selbst mit dem Geiste tiefster Forschung uns erläutert hat — sind in seinem Dichterwesen ausgeglichen und aufgehoben. Die höchste und edelste Bildung erscheint in ihm als die reinste Entwickelung des Natürlichen, als die schönste Blüthe, als die süßeste Frucht, die dem saftvollen, lebenskräftigen Stamme des Naturlebens entsprießen. Das geistigste Ideenleben, das Walten der zartesten und tiefsten Empfindungen ist der Seele unseres Dichters so zur Gewohnheit des Daseins geworden, daß ihr erhabenster Ausdruck mit der Einfachheit und Stärke des Naturlautes, so unmittelbar ergreifend, wie Schmerzensschrei oder Freudenjubel, zu unserem Gemüthe dringt; das reinste Geistige ist ihm in solchem Maße zur Natur geworden, daß es mit der Unbefangenheit des Kindes zu uns redet und mit den höchsten Mächten unserer Seele zugleich unsere ursprünglichsten, kindlichsten Gefühle in Anspruch nimmt. Während er unsere Denkkraft gewaltiger als jeder andere Dichter anregt, erfüllt er unsere Phantasie mit den reichsten Bildern und unser Auge mit den Thränen des Mitgefühls. Auch sein eigenes Leben war so tief erregt von den Eindrücken der Erde, sein Herz so angefüllt von den wechselnden Freuden und Leiden des Daseins, daß er unser tiefstes menschliches Mitgefühl gewinnt, während die niemals verleugnete Erhabenheit seines Geistes uns doch, wie zu einem Wesen höherer Art, zu ihm hinaufschauen läßt. Noth und Sorge des Irdischen, wenn sie auch, während er auf Erden

wandelte, seinen äußeren Verhältnissen nicht fremd geblieben, haben doch niemals sein inneres Leben berührt. Selbst wenn ihn auf Augenblicke das hohe Ideal der Vollkommenheit, das er in sich trug, an seiner Kraft, es zu erreichen, irre machte, hat ihn das Streben nach jenem Ideale hoch emporgehalten, und er erscheint selbst in solchen Momenten des Zagens glorreicher als Andere in den Stunden stolzesten Selbstgefühls. Wohl hat auch er die Kleinheit der Menschen erfahren; aber an die Größe seiner Seele hat sie niemals, an die seines Ruhmes nicht mehr in dem letzten Theile seiner irdischen Laufbahn hinangereicht, während der er seinem Volke schon so theuer geworden, daß es zu dem Lebenden mit einer Verehrung, wie sie sonst die Nachwelt erst zu zollen gewohnt ist, emporblickte. Dieser Verehrung hat in dem Moment seines Scheidens von dieser Erde sein edler Freund und der genialste Genosse seines Dichterstrebens den mächtigsten Ausdruck geliehen. Darum gestatten Sie mir, unvermögend, wie ich mich fühle, die Bedeutung dieses Festes in ein Schlußwort, das ihrer würdig wäre, selbst zusammenzufassen, die höchste Feier des Genius dem verwandten Genius zu entlehnen, indem ich die Worte Goethe's wiederhole:

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
In's Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Nun glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Muth, der früher oder später
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,

Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Zum Höchſten hat er ſich emporgeſchwungen,
Mit Allem, was wir ſchätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, ſoll ganz die Nachwelt geben.

Politiſche Schriften und Reden.

Rede

gehalten

zu Hamburg am 18. October 1846.

Meine Herren! Wir haben unſere Feier an den Tag geknüpft, an welchem Deutſchland von fremdem Joche befreit ward, an welchem es ein neues Daſein begann. Denn wahrlich die Selbſtſtändigkeit iſt die Ehre und mit der Ehre zugleich das Daſein eines Volkes. Mag der Einzelne ein kümmerliches Daſein friſten ohne Würde, ein Volk kann es nimmer: ſein Lebensathem iſt die Ehre. Ein Volk, das ſie verloren, deſſen Angehörige ſich nicht mehr mit ſtolzer Freude vor aller Welt zu ſeinem Namen bekennen mögen, hat als Volk zu leben aufgehört. Aber wie das bloße Daſein des Einzelnen einen geringen Werth hat ohne Glück und Liebe, die es zu einem ſchönen, ohne einen Inhalt des Denkens und des Strebens, die es zu einem würdigen Daſein machen, ſo kann auch das bloße Daſein eines Volkes, die bloße Freiheit von unwürdigem fremden Joche, der bloße Gegenſatz der Schande und der Vernichtung — ſie allein können nicht Gegenſtand warmer, begeiſterter Freude ſein. Wenn wir den Geburtstag eines großen oder eines theuren Menſchen feiern, ſo knüpfen wir freilich unſern Jubel an die Thatſache, daß er uns einſt an dieſem Tage geſchenkt ward: aber was unſere Seele erfüllt, das iſt nicht die nackte Thatſache des Daſeins, es iſt ſein reicher, ſchöner Inhalt, der gegenwärtige oder der zukünftige, es ſind die Früchte edler Thätigkeit, da wo ſchon Früchte gereift ſind,

es sind die Blüthen, die Hoffnung ihrer künftigen Reife, da wo der Hoffnung mehr noch ist als der Erfüllung. M. H. wir feiern heute den Geburtstag Deutschlands, oder doch den Tag seiner Wiedergeburt. Aber unsere Fest-Begeisterung kann nicht hierbei stehen bleiben; wir müssen nach dem Werthe, nach den Früchten des wiedereroberten nationalen Daseins fragen, wir müssen neben der Vergangenheit auch der Gegenwart einigen, der Zukunft und der Hoffnung aber einen sehr großen Antheil an unserer Feier vergönnen.

Gleichwie jener Befreiungskampf für das ganze Vaterland, so ist die Angelegenheit, die jetzt im Vordergrunde steht unter den öffentlichen Sorgen Deutschlands, eine Frage des Daseins für einen theuren Theil desselben und auch wiederum für das Ganze. Je höher und edler ein Organismus ist, desto weniger erträgt er die Losreißung eines Gliedes. Aber lassen Sie uns auch hier über die Daseinsfrage die Frage nach des Daseins Würde und Bedeutung nicht vergessen. Setzen wir Alles daran, daß Schleswig-Holstein dem Bande, welches das Vaterland umschlingt, erhalten werde; aber streben wir mit gleicher Kraft, daß dieses Band ein inniges und lebendiges, ein durchweg auf Freiheit und auf Gerechtigkeit begründetes werde. Es ist bei der Besprechung dieser Frage oft hingewiesen worden — und die Beziehung lag wahrlich nahe genug — auf jene deutschen Provinzen, die einst in unseligen Zeiten von Deutschland losgerissen, der Fremdherrschaft anheimgefallen sind. Lange hat hier der deutsche Geist mit dem fremden Wesen gekämpft; warme Sympathien für deutsche Sitte, deutsche Bildung und Dichtung walten noch mächtig vor. Aber was am Ende hier das Deutschthum in der politischen Richtung überwunden

hat, wer möchte es verkennen? Die Freiheit hat bewirkt, was der Despotismus nimmer vermocht hätte. Die Revolution, der gemeinsame Kampf um politische Freiheit durch ein Menschenalter hindurch, sie haben das Herzblut jener Stämme vermischt, sie haben ein mächtiges Band um sie geschlungen. Wohl mochten warme Vaterlandsfreunde im Jahre 1815 zürnen, daß man Elsaß und Lothringen Deutschland nicht wieder einverleibt habe. Aber sie hätten auch daran erinnern sollen, daß diese Einverleibung nur möglich war, nur Dauer versprechen konnte, wenn man in der Einführung freier Institutionen das Land überbot, dem sie angehört hatten, wenn man den Siegern mindestens diejenigen Bürgschaften der Freiheit unverkümmert ließ, welche die Besiegten glücklich aus dem Schiffbruch retteten. Einem einigen, freien Deutschland konnten Elsaß und Lothringen angehören, einem zerrissenen, der absoluten Fürstengewalt preisgegebenen nimmer.

Anders, ganz anders freilich ist es mit unseren Herzogthümern. Sie hängen so innig am Vaterlande, sie sind so durch und durch deutsch, daß selbst der politische Gewinn, den der Fremde ihnen bietet, sie nicht zu locken vermag. Wenn selbst eine freie Verfassung vom Norden her dargeboten würde: sie würden es verschmähen, getrennt von ihren deutschen Brüdern im Freiheitsgenusse zu schwelgen; sie würden lieber das karge Brod dürftig zugemessener Freiheiten im Vaterhause mit den Brüdern brechen, und die Hoffnungen einer freieren Zukunft, an denen Deutschland reich ist, mit den Brüdern theilen. Wohl verdient diese Gesinnung unsere Anerkennung, unsere Liebe; aber Deutschland hat nur einen Weg, um diese Hingebung zu lohnen, daß es nämlich darnach strebe, dieses Opfer unnöthig,

ja unmöglich zu machen. Das Vaterland mag von ſeinen Kindern jedes Opfer annehmen, ja fordern, nur dieſes eine nicht; möge Schleswig-Holſtein, um deutſch zu bleiben, wenn einſt dieſe Frage zur letzten Entſcheidung kommt, ein Opfer an politiſcher Freiheit nie und nimmer zu bringen haben! Wenn Dänemark, aufgebend das vergebliche Streben nach der Aneignung fremder Elemente, durch welches es ſo erſichtlich in der Entwickelung ſeiner inneren Freiheit geſtört und aufgehalten wird, wieder mit ſeiner ganzen Kraft zur Erringung der Freiheit zurückkehrt, wenn es ſeine ungetheilte Energie wiederum der großen Aufgabe widmet, die freieſte Verfaſſung für alle ſkandinaviſchen Lande zu erobern: dann wird in dem Wetteifer um die Freiheit die Verſöhnung der ſtreitenden Völker gefunden werden. Denn wahrlich nicht der Dünkel des Beſſerſeins, ſondern das Streben nach dem Beſten iſt es, was die Völker, wie die Einzelnen, groß macht, und nicht in blinder Befehdung, ſondern in edlem Wettkampf um Freiheit und Veredlung liegt der hohe Beruf der Nationalitäten. Es liegt wohl ein Gewinn für dieſe Angelegenheit, aber es liegt gewiß auch eine Gefahr für dieſelbe in dem Umſtande, daß neben dem Volkswunſche und dem Volksrechte hier ein Intereſſe dynaſtiſcher Legitimität hergeht, daß Richtungen, die ſonſt auseinander gehen, ſich in dieſem Puncte vereinigen. Hüten wir uns vor der Gefahr! Laſſen wir über dieſem, bis auf einen gewiſſen Grad allerhöchſt genehmigten Enthuſiasmus die mißfälligere Begeiſterung für die verſagte, innere Freiheit Deutſchlands keinen Augenblick erkalten! Sorgen wir, daß die Schleswig-Holſteiniſche Frage nicht, wie es manchen der Machthaber genehm würde, eine Gaſſe ohne Ausgang werde, in welcher die

deutſche Freiheitsliebe für ein Menſchenalter gefangen bleibt; erhalten wir ihr vielmehr die lebendigſte, durchdringendſte Wechſelwirkung mit der allgemeinen Freiheit, und müßten wir auch darum auf einige zweideutige Bundesgenoſſen, die das Wort der Freiheit zurückſchrecken möchte, verzichten!

Und wahrlich, Vergangenheit und Gegenwart und die Machthaber ſelber ſorgen dafür, daß dieſe Wechſelwirkung zwiſchen der Sache Schleswig-Holſteins und der politiſchen Freiheit Deutſchlands uns nicht aus dem Sinne kommen. Auf jedem Schritte, der für die Herzogthümer geſchehen und geſchieht, treten unterdrückende Geſetze, in dem politiſchen Zuſtande Deutſchlands begründet, hemmend entgegen. Es ſind beſchämende Erinnerungen, daß die letzte der höchſt gemäßigten Eingaben, die der edle Dahlmann vor langer Zeit für die Landesrechte der Herzogthümer an den deutſchen Bund richtete, nur von dem Druckorte „London" aus das Licht der Welt erblicken konnte, ja, daß manches freie Wort über deutſche Verhältniſſe in früherer Zeit zu den Preſſen Schleswig's ſeine Zuflucht nehmen konnte, weil in dieſer Stadt, als einer nicht zum deutſchen Bunde gehörenden, der durch die deutſchen Bundesgeſetze eingeſchärfte Preßzwang nicht herrſchte. Und als die neueſte Bewegung die Gemüther ergriff, als das mit Kränkung ſeiner Rechte bedrohte Volk zu der natürlichſten und ehrenwertheſten Waffe der Vertheidigung griff, zu der gemeinſamen, friedlichen Aeußerung der Ueberzeugung, die Alle beſeelt, in zahlreicher Verſammlung; als es durch die That einen nicht abzuweiſenden Widerſpruch erheben wollte gegen die klägliche Täuſchung der Gegner, welche die mächtigſte Geſinnung Aller für das Werk der Anregung Weniger ausgeben möchten: was hat man dem Volke da ent-

gegengehalten? Ein Bundes-Gesetz! den Kampf für Deutschlands Rechte will man mit der Zwangsjacke eines deutschen Gesetzes im ersten Anlauf bändigen, im Keime ersticken! Wahrlich es wird bald Noth thun, daß mit den Erzeugnissen einer freimüthigen Presse auch das deutsche Volk selber erst den deutschen Boden überschreite, um jenseits seiner Gränzen ein freies, öffentliches Wort für deutsches Recht zu reden! Und wenn jene Verfolgungen wegen politischer Gesinnung, die ihr Werk in einem edlen Opfer zu beginnen versucht haben*, auf der begonnenen Laufbahn fortschreiten sollten: wie schmerzlich würde das Land bald den Mangel eines öffentlichen Gerichts-Verfahrens, den Mangel an Volks-Gerichten, an Geschwornen-Gerichten, wie freie Länder sie besitzen, fühlen! Wahrlich, jede Stunde prägt uns die tiefe Ueberzeugung ein, die kürzlich in einer veröffentlichten Ansprache an die Schleswigsche Ständeversammlung einen würdigen Ausdruck fand, die Ueberzeugung, daß nur freie Institutionen, verfassungsmäßige Bürgschaften, eine mit der ihr gebührenden Wirksamkeit ausgestattete wahre Volksvertretung dem Volke die Kraft zur Behauptung nationaler Selbstständigkeit für alle Zeiten verleihen, während verkümmerte Freiheit im Innern die Kraft des Volkes nach außen zu allen Zeiten gelähmt hat und zu allen Zeiten lähmen wird.

Und wenn wir nun wieder zurückblicken auf die Zeit der Befreiungskriege, welchen der Ausflüsse des einen, großen Gedankens der Freiheit, nach deren Verwirklichung wir uns vergeblich sehnen, fänden wir nicht in den Erwartungen und in den Verheißungen jener Zeit mit leuchtend hellen Zügen ge-

* Theodor Olshausen wurde am 1. September verhaftet und nach der Festung Rendsburg abgeführt. J.

ſchrieben! Ich möchte kein ausſchließliches, kein allzugroßes Gewicht auf dieſen Umſtand legen. Die Freiheit hat genug an ihrem eigenen Werth, ſie bedarf der Verheißungen und Bewilligungen, ſie bedarf der Geſchichte nicht. Müßte das Volk — nach dem Worte unſeres großen Dichters — ſein ewig Recht herunter von den Sternen holen, ſtände die Freiheit nirgends geſchrieben als in unſeren Herzen, in unſerm tiefſten menſchlichen Bewußtſein, ihre Sache würde um nichts ſchlechter ſein. Aber wie wir, geblendet von der Gewalt des Lichtes, wenn wir in die Sonne blicken, uns ſeines milden Scheines lieber freuen, ſo wie er uns von einer reichen Geſtaltenwelt zurückſtrahlt, ſo lieben wir es, den Abglanz der erhabenen Ideen des Rechts und der Freiheit in den geſchichtlichen Thatſachen anzuſchauen, Anklänge unſerer Zukunft-Hoffnungen in einer großen Vergangenheit zu erlauſchen. Und wo fände wohl der Freund der Freiheit dieſe Anklänge in reicherer Fülle als in der Geſchichte der Freiheitskriege? Damals unterſchied man nicht zwiſchen dem Werth zweier Richtungen der Vaterlandsliebe, der einen, die bereit iſt, auf den Ruf der Fürſten das fremde Joch abzuwerfen, und der anderen, die gegen den inneren Druck, gegen das eingeborne Unrecht mit gleicher Kraft ſich auflehnt. Nach dem Frieden hat man meiſt nur die eine als Vaterlandsliebe wollen gelten laſſen, die zweite hat man nur zu oft als Aufruhr und Treuloſigkeit zu bezeichnen ſich nicht geſcheut. Damals aber waren beide innig verbunden in dem einen Gedanken der Freiheit; ſie erſchienen nur als zwei Seiten desſelben hohen Gutes, zwei Geſtaltungen desſelben erhabenen Weſens. Verheißen wurden damals allgemeine ſtändiſche Verfaſſungen, worunter jene Zeit volksvertretende Verſammlungen

mit einem wirklichen Antheil an der Gesetzgebung, mit dem Rechte der Steuerbewilligung, mit einer wirksamen Macht zur Einschränkung fürstlicher Alleinherrschaft verstand. Ich brauche Sie nicht daran zu erinnern, wie diese Verheißungen gerade in den beiden größten deutschen Staaten nicht erfüllt worden, und wie die Erfahrung gezeigt hat, daß das Verfassungsrecht auch in den kleineren zu keiner rechten Wirksamkeit und Wahrheit gelangen kann, ehe wenigstens in Preußen, wo die Verheißung die entschiedenste und die getäuschte Hoffnung die schmerzlichste war, die mächtige Anregung, die jetzt dort auf allen Puncten zu dem constitutionellen Leben hintreibt, zu einem erfreulichen Ziele geführt hat Verheißen wurde damals die Preßfreiheit, die ächte, treue Mutter aller öffentlichen Freiheiten, die sie alle zu schaffen vermag, wo sie fehlen, die allein sie alle erhalten kann, wo sie gegeben sind. Die Preßfreiheit, deren Werth wir nach dem Vorbilde jenes großen englischen Redners mit den wenigen Worten andeuten wollen: „Gebt mir von der einen Seite einen despotischen Fürsten, eine verderbte Regierung, eine volksfeindliche Aristokratie, eine käufliche Volksvertretung, und gebt mir von der andern Seite nur eine freie Presse, und ich fordere alle jene Feinde kühn heraus, den Freiheiten des Landes auch nur ein Haar zu krümmen.“ Wie verkehrt und rechtlos in dieser Hinsicht unser Zustand ist, wie schrankenlos ihrer Natur nach die Willkür der Censur, wie sie die heiligsten Rechte zu verkennen bereit ist, wo irgend ein Vortheil dem Rechte entgegentritt, auch das hat wieder die neueste Zeit an den Tag gelegt durch die Hindernisse, welche ein deutsches Blatt bei der Publication des ersten Bundesbeschlusses*

* Vom 17. September, zu Gunsten Schleswig-Holsteins. J.

gefunden hat. Die däniſchen Blätter, die Preßfreiheit haben, konnten ihn mittheilen, beurtheilen und widerlegen; einem deutſchen Blatte in unſerer Nachbarſchaft* iſt es unterſagt worden, ihn aufzunehmen. Es liegt ein tiefer Spott, aber auch eine ernſte Lehre darin, daß die Bundesgewalt bei dem erſten Beſchluß, durch welchen ſie ſeit ihrem Beſtehen die öffentliche Meinung Deutſchlands wenigſtens theilweiſe befriedigt hat, mit der eigenen bundesgeſetzlich verordneten Cenſur in Conflict geräth. Der Beſchluß des Bundestages in jener unglücklichen hannover'ſchen Verfaſſungs-Angelegenheit hat allenthalben in Deutſchland die Cenſur paſſirt, nur in dem Rechtsbewußtſein, in dem Gewiſſen der Deutſchen nicht. M. H. Es ſollen nicht deutſche Männer zuſammen ſein und von Recht und Freiheit reden, ohne jenes ſchreienden Unrechts, ohne jener tiefen, ungeheilten, nur äußerlich vernarbten Wunde an dem Körper Deutſchlands zu gedenken. Daß dieſer Vorgang das Vertrauen auf den Rechtszuſtand in Deutſchland, die Ausſicht auf die friedliche Entwickelung der Zukunft des Vaterlandes getrübt hat, daß dieſer Vorgang — die Vernichtung eines anerkannten, von dem Willen eines ganzen Landes getragenen Rechtszuſtandes durch die Willkür des Einzelnen — noch ſchwerer wiege, als die Angelegenheit Schleswig-Holſteins: das hat kürzlich einer der gefeiertſten Vertreter der letzteren, Dahlmann, erkannt. Nicht wiegt ſie freilich ſchwerer in der Wage der Nationalität, wohl aber in der Wage der Gerechtigkeit und der Freiheit, welche die unentbehrlichen Stützen des Nationallebens ſind. Ehe Deutſchland für dieſes Unrecht eine Genugthuung ſich erobert,

* In Altona. J.

kann kein Mann, der dem Rechte ergeben ist, sich mit dem öffentlichen Zustande Deutschlands befriedigt erklären.

Ich kehre zu den Verheißungen der Befreiungskriege zurück. Neben der Volksvertretung und der Preßfreiheit fand in ihnen eine Stelle die Freiheit des Verkehrs, dessen innere Schranken unter allen Bundesstaaten fallen sollten, nicht minder aber eine noch höhere Freiheit, die Gewissensfreiheit, welche berufen ist, die Gottesverehrung von unlauteren, irdischen Rücksichten zu befreien und in den Gemüthern Aller zu einer Wahrheit, zum ungetrübten Ausdruck des Verhältnisses des Menschen zu seinem Schöpfer zu machen. Ich brauche nicht zu erwähnen, wie von allen diesen Verheißungen nichts erfüllt worden, wie die Bundesgewalt alles Große, alles Allgemeine, Alles, dessen Behandlung eines höheren Standpunctes, des Zusammenwirkens vieler und großer Kräfte bedarf, von dem Bereiche ihrer Thätigkeit ausgeschlossen, und wie sie statt Dessen ausschließlich Das übernommen hat, was seiner Natur nach am füglichsten der Thätigkeit engerer Kreise konnte überlassen werden, ich meine das traurige Amt der polizeilichen Ueberwachung Deutschlands.

Aber man hält uns manchmal, wenn wir die Sehnsucht nach politischer Freiheit äußern, ihre Gefahren entgegen; man hält uns die Unannehmlichkeiten vor, die eine regere Bewegung des öffentlichen Lebens in freien Ländern mit sich führt. Zuvörderst wird kein Freund der Freiheit diese Gefahren scheuen, keiner wird den Unbequemlichkeiten der Freiheit die träge Ruhe der Knechtschaft vorziehen. Und dann, wer sagt Euch, daß es nicht gerade dem deutschen Volke vorbehalten ist, die Freiheit ohne ihre Gefahren, ohne ihre Stürme zu besitzen, ob es nicht

wirklich der Beruf des deutſchen Volkes iſt, wie ein preußiſcher Miniſter im Jahre 1812 in einer amtlichen Anſprache von dem preußiſchen Staate geſagt hat, die Früchte der Revolution auf friedlichem Wege zu pflücken? Mancher Feind der Freiheit hat ſchon dem deutſchen Volke viel Schmeichelhaftes darüber geſagt, wie weit es dasſelbe doch gebracht habe ohne politiſche Freiheit, wie es an Glück und Wohlſtand, an Bildung und Sitte gedeihe, in Kunſt und Wiſſenſchaften fortſchreite, und das Alles *ohne Freiheit*. Es iſt das eine ſeltſame Rede. Freilich, den Glanz unſerer Sonne, das Grün unſerer Wieſen, die Anmuth unſerer Frauen, den Frieden unſerer Familien, die Geſänge unſerer Dichter, die Weisheit unſerer Weiſen — das Alles kann uns freilich der politiſche Druck nicht rauben. Aber auch andere Völker haben das Alles und haben politiſche Freiheit dazu. Und dann, wenn das deutſche Volk ſo große Vorzüge beſitzt vor anderen Völkern in der Fähigkeit, die Freiheit zu *entbehren*, warum ſollte es denn nicht eben ſo große Vorzüge vor anderen Völkern beſitzen in der Kunſt, die Freiheit zu *genießen* und zu *gebrauchen*? Wenn es in ſeinem jetzigen Zuſtande, was wir freudig einräumen, weit hervorragt vor allen andern unterdrückten Völkern, warum ſollte es nicht einſt eben ſo weit hervorragen in der Reihe der freien Völker? Laſſen Sie uns mit dieſer frohen Hoffnung ſchließen, und laſſen Sie die Gläſer klingen auf die Entwickelung der inneren Freiheit Deutſchlands! —

Was wir wollen.

Programm der Neuen Hamburgischen Blätter beim Antritt der neuen Redactionscommission.

1848.

Ein mächtiger Umſchwung iſt im Werk in der Geſtaltung unſeres Welttheils, unſeres Vaterlandes, unſerer Vaterſtadt; die alten Formen werden in Frage geſtellt, und der Wettlauf der Geiſter beginnt, um das Rechte und Wahre zu finden, das an die Stelle des als unzuläſſig und mangelhaft Erkannten zu treten hat. Das Beſtehende ſoll ſich rechtfertigen vor dem Richterſtuhl der ewigen Grundſätze der Wahrheit und der Gerechtigkeit, und es ſoll dem Beſſeren Platz machen, wenn es die Prüfung nicht zu beſtehen vermag. Die ungeheure Bewegung, die wir vor uns ſehen, hat, wenn ſie nicht zurückkehren ſoll zu dem Puncte, von dem ſie ausgegangen, nur einen Ausgang in das Chaos oder in eine höhere, aus dem tiefſten Bewußtſein des Rechts und der Sitte geſchöpfte Ordnung. Wenn nicht tiefe Ueberzeugungen, wenn nicht der feſte Glaube an eine beſſere Zukunft der Menſchheit, wenn nicht das vor unſerm Geiſtesauge ſchwebende Bild einer würdigeren und gerechteren Staatsordnung uns den Weg zeigen, den wir in dieſer ernſten, gewaltigen Zeit zu gehen haben, ſo ſind wir willenloſe Werkzeuge des Zufalls, und die Verwirrung in dem eigenen Innern der Handelnden kann ihren Abdruck und ihre Folge nur in der Verwirrung der Handlungen und der Verhältniſſe finden. Je mehr die Dinge wanken, deſto feſter muß der Geiſt des

Menſchen ſtehen; je ſchwächer der Haltpunct wird, den wir in der Dauerhaftigkeit beſtehender Verhältniſſe finden, deſto ſtärker muß derjenige werden, der in dem eigenen Bewußtſein, in dem eigenen Urtheil, in dem eigenen Rechtsgefühl liegt. Es giebt in bewegter Zeit keinen gefährlicheren Zuſtand, als den der vagen, dumpfen Unzufriedenheit, die ſich keines Zieles bewußt iſt, und darum keine Befriedigung zuläßt, die nur eine endloſe Aufregung, ein unheilbares Unbehagen zu Wege bringen kann.

Wer möchte nicht in ſo bedrängter Zeit den Verſuch wagen, zur Aufklärung der Anſichten, zur Befeſtigung der Ueberzeugungen, zur Prüfung des Beſtehenden, zur Verſtändigung und Einigung über das zu erreichende Ziel nach ſeinen Kräften beizutragen! Noch iſt Hoffnung vorhanden, daß die großen Fragen, welche die Zeit bewegen, zumal diejenigen, die der inneren Politik angehören, auf dem Wege friedlicher Erörterung werden gelöſt, daß der Streit mit den Waffen des Geiſtes werde geſchlichtet werden. Und ſollte dieſe Hoffnung nicht in Erfüllung gehen, ſollte das Geräuſch der Waffen bald das friedliche Wort übertönen, ſollte ſelbſt wider Verhoffen in den inneren Angelegenheiten des Vaterlandes, ſtatt der Einigung in den Gedanken des Rechts und der Freiheit, eine Wirkung und Gegenwirkung der Gewalt und Zügelloſigkeit noch eine Zeitlang anhalten: ſo wollen wir doch getroſt die Keime unſerer Ueberzeugungen in den tief durchfurchten Boden der Zeit legen, vertrauend, daß ſie aufgehen während der Stürme, und daß die Frucht einer einigen, öffentlichen Meinung ihnen entſprießen werde. Würde auch der Kampf mit phyſiſcher Gewalt geführt, der Friede nach dem Kampfe, die Löſung des Zwieſpalts, die Ordnung nach der Verwirrung — ſie können doch nur in dem

Gedanken des Rechts und der Freiheit und in ihren Conſequenzen geſucht werden. Darum wollen wir die vielleicht kurze Stunde der rein geiſtigen Bewegung benutzen, um die Ueberzeugungen zu befeſtigen, die uns im Kampfe ſtärken, die uns den Frieden begründen ſollen.

Ueberblicken wir die politiſchen Regungen, die den Boden des deutſchen Vaterlandes überfluthen, ſo finden wir uns freudig überraſcht durch die Einheit und Uebereinſtimmung, die in dem Weſentlichen der geltend gemachten Grundſätze vorherrſcht. Es iſt derſelbe Geiſt, dasſelbe Bewußtſein, dieſelbe Stufe politiſcher Bildung, welche dieſelben Beſtrebungen aller Orten hervorrufen und in dem beflügelten Schritte der Gegenwart dem Ziele entgegenführen. Die Forderungen des deutſchen Volkes an die conſtitutionelle Monarchie ſind mit leuchtender Klarheit in die neueſte Geſchichte Deutſchlands, in die Siege einer entſchiedenen Volksmeinung eingeſchrieben, die in dem ungeheuren Ereigniß eines Nachbarlandes freilich den Anhaltspunct für eine ungeahnte Kraft und Wirkſamkeit, aber keineswegs die Quelle ihres Entſtehens gefunden hat. Es ſind dieſelben Ideen einer freien, edlen Entwicklung des Volkslebens, welche die Kämpfer der Befreiungskriege beſeelten, und welchen damals ſchon eine frohe Verwirklichung verheißen ward, dieſelben, deren heiliges Feuer die ehrwürdige Oppoſition der conſtitutionellen Staaten in den ſchlechteſten Zeiten, unter dem härteſten Druck der Reaction treu gehütet und vor dem Erlöſchen bewahrt hat — ſie ſind es, die jetzt ſiegreich durch alle Lande wandeln, in deren vollſtändiger Anerkennung und Verwirklichung die Fürſten die einzige, heute noch mögliche Stütze ihrer Throne, die Bürgſchaft der Sicherheit

im Innern, ein nothwendiges Element der Volkskraft, die gegen den äußeren Feind aufzubieten, erblicken.

In unserer Vaterstadt findet eine entschiedene Richtung der öffentlichen Meinung, eine Uebereinstimmung der politischen Ueberzeugungen noch nicht in gleichem Grade wie in den constitutionell-monarchischen Staaten Deutschlands statt. Wenn wir diese für freisinnige Bestrebungen in unserer Mitte bisher vergleichsweise ungünstige Thatsache zugeben, so überhebt uns der Umschwung der Dinge, den wir eben erleben, sowohl der Arbeit, die Ursachen jenes Mangels aufzusuchen, wie der Nothwendigkeit, darüber zu streiten, ob der politische Indifferentismus, in welchem der Hauptgrund desselben zu suchen ist, für unser Gemeinwohl heilsam oder verderblich ist. Darüber müssen Alle einig sein, daß, wie die Sachen sich einmal gestaltet haben, uns Einigkeit in einer festen, politischen Ueberzeugung, uns eine bestimmt erkennbare, möglichst große, in ihren Ansichten klare und von deren Wahrheit tief durchdrungene Majorität Noth thut. Der Mangel einer solchen innigen Ueberzeugung, einer solchen erkennbaren Majorität würde unter unseren gegebenen Verhältnissen allein das Chaos, die Verwirrung ohne Ausgang sein, der wir um jeden Preis entgehen müssen. Sind sie nicht vorhanden, so müssen sie schleunigst gebildet werden: daran hängt das Glück, die Sicherheit unserer Zukunft.

Diese innige Ueberzeugung, diese klar erkennbare Majorität nun wollen die Herausgeber dieses Blattes für diejenigen Ansichten, die ihrem tiefsten Bewußtsein, ihrem wärmsten Rechtsgefühl entsprießen, zu gewinnen streben. Diese Ansichten stimmen im Wesentlichen mit dem Inhalte der bekannten Artikel überein, welche vom Senat auf den Antrag des 180ger Collegiums

der Verfassungs-Deputation zur sorgfältigen Berücksichtigung übergeben worden sind. Die Grundzüge dieser Artikel bilden gleichsam das Programm dieses Blattes. Die darin niedergelegten Grundsätze bilden zugleich zum großen Theil den Geist der mächtigen politischen Bewegung, welche unser gesammtes Vaterland ergriffen hat; sie sind der Ausdruck der Bildungsstufe Deutschlands; sie sind der Stützpunct, in dem Deutschland seine Kraft und seine Einigung, um stark zu sein gegen den äußeren Feind und gegen innere Gefahren, findet.

Wenn wir es einräumen, daß diese Grundsätze eine absolute Majorität der Ueberzeugungen in diesem Augenblick in unserer Vaterstadt noch nicht für sich haben, so sind wir doch der Meinung, erstens, daß sie eine entschiedene relative Majorität auf ihrer Seite haben, d. h. daß keine andere bestimmte Ansicht über die künftige Gestaltung unseres Gemeinwesens eine gleich große Anzahl von Stimmen für sich vereinigt; zweitens, daß in ihnen — und in ihnen allein — die Wahrscheinlichkeit einer großen, entschiedenen, compacten Majorität, wie wir sie zu unserem Heile bedürfen, liegt. Wir wollen die Gründe dieser unserer Ueberzeugung offen darlegen, und wollen zu diesem Ende zuvörderst die Bestandtheile der Majorität näher in's Auge fassen, die wir nur negativ als eine solche charakterisiren können, die mit dem Wesentlichen der aufgestellten Grundsätze nicht einverstanden ist. Es wird sich daraus ergeben, was uns zu der Hoffnung berechtigt, daß unseren Ueberzeugungen aus dieser Majorität in der nächsten Zeit zahlreiche Stimmen zufallen werden.

Wir richten den Blick zuerst auf diejenige Classe unserer Gegner, die uns am meisten Sympathie einflößt, wenn ihre

Ueberzeugungen gleich den unſrigen am entſchiedenſten entgegenſtehen. Wir meinen Diejenigen, denen unſere gegenwärtige Verfaſſung, ganz wie ſie beſteht, mit allen ihren Einzelnheiten, mit allen ihren Mängeln, ein Gegenſtand gläubiger Liebe und Verehrung, wahrer, warmer Anhänglichkeit iſt. Wir bekennen, daß wir dieſe Claſſe für außerordentlich wenig zahlreich halten. Abgeſehen davon werden dieſe Freunde des beſtehenden Zuſtandes durch Das, was werden wird, auf keinen Fall befriedigt werden können, und werden eine andere Grundlage für ihren politiſchen Glauben jedenfalls zu gewinnen ſuchen müſſen. Die Anhänglichkeit, die wir hier im Auge haben, iſt keine ſolche, die zwiſchen dem Weſentlichen und dem Zufälligen an den beſtehenden Einrichtungen klar unterſcheidet; die ſich damit begnügte, wenn gewiſſe Grundzüge beibehalten würden, das Uebrige der Reform preisgebend. Sie hängt vielmehr an der ganzen und vollen Eigenthümlichkeit des Beſtehenden, an ſeiner bis in die kleinſten Züge ausgeprägten Phyſiognomie, und wird in dem noch ſo gemäßigt reformirten Werke niemals die angebetete Geſtalt wieder erkennen. Sie glaubt an die Unfehlbarkeit des ererbten Syſtems; ſie hält die Vorzeit, in der es wurzelt, für weiſer und beſſer als die Gegenwart; ſie iſt daher nicht mehr zu befriedigen, ſobald einmal Fehler zugegeben, ſobald Verbeſſerungen, dem fortgeſchrittenen Bewußtſein unſerer Zeit entſproſſen, als nothwendig erkannt werden. Dieſe Geſinnung kann daher in ihrer Eigenthümlichkeit in unſeren Reformdebatten keine Stelle finden; die Ehrenmänner aber, die ſich zu ihr bekennen, werden fortan keinen Grund haben, ſich, wenn ſie ſich bei unſeren praktiſchen Fragen betheiligen, einer Anſicht zu verſchließen, die

wenigſtens mit Aufrichtigkeit Dasjenige, was ihr an ſich als gut und gerecht erſcheint, erſtrebt.

Eine ſehr verſchiedene Bewandtniß hat es mit der großen Mehrzahl Derer unter uns, die ſich bisher für die unbedingte Erhaltung des Beſtehenden erklärt haben. Bei ihnen war es keine Verehrung, keine Anhänglichkeit, kein Glaube an die Vortrefflichkeit der geltenden Verfaſſung, die ſie einer Veränderung abgeneigt machten, ſondern lediglich die Liebe zu dem Beſtehenden als ſolchem, und wenn es das Unvernünftigſte, das Verkehrteſte wäre, weil ſie darin den ſicherſten Schutz der Ruhe, die Gewähr des Rechtszuſtandes, der materiellen und moraliſchen Intereſſen erblickten. Ja es gingen in dieſer Anſicht nicht Wenige ſo weit, daß ſie eben in dem irrationalen, den Poſtulaten der Vernunft widerſprechenden Charakter unſerer Verfaſſungsgeſetze einen Grund erblickten, weshalb man ſich mit einer Reform derſelben nicht befaſſen müſſe. So ſeltſam das klingt, ſo wahr iſt es doch. Eben weil in unſerer Verfaſſung wenig oder nichts ſei, was die Kritik aushalten könne — das war das politiſche Glaubensbekenntniß mancher unſerer ſ. g. Conſervativen — müſſe man ſie mit der Kritik und mit auf Kritik beruhenden Reformverſuchen gänzlich verſchonen; fange man einmal an, nach vernünftigen Grundſätzen verbeſſern zu wollen, ſo werde eine Stütze unſerer Verfaſſungseinrichtungen nach der anderen fallen, und es ſei gar nicht abzuſehen, wo das enden werde; es ſei daher beſſer, Alles zu laſſen, wie es iſt, und ſich um die öffentlichen Dinge überhaupt nicht viel zu bekümmern. Es leuchtet ein, daß dieſer Auffaſſung, welche nicht in einer Idee, in einer Ueberzeugung wurzelt, durch die eingetretene Wendung der Dinge ihr thatſächlicher Boden entzogen worden

iſt. Damit das Beſtehende, abgeſehen von ſeinem wirklichen Werthe, der Sicherheit und Ruhe, den Intereſſen jeder Art jene hohe Garantie gebe, muß es ſelbſt nicht in Frage geſtellt, muß es ſelbſt in ſeinem Beſtehen geſichert ſein. So wie es einmal dem Zweifel, dem Streben nach Verbeſſerung preisgegeben worden, gewährt es jenen Vortheil nicht mehr; ſo wie es für ſeine Exiſtenz kämpfen muß, ſo wie es des Schutzes eben jener Intereſſen bedarf, die vorher ſich unter ſeinem Schutze ſicher wähnten: ſo wird man bald erkennen müſſen, daß es eine thörichte Vergeudung iſt, wenn die Kräfte der Erhaltung, deren die Geſellſchaft für ſich ſelbſt dringend bedarf, an die Vertheidigung erkannter Mißbräuche unnütz verſchwendet werden. Gerade der Sicherheit, der Erhaltung der Intereſſen wegen wird man nur um ſo eifriger ſuchen müſſen, aus mangelhaften Einrichtungen heraus zu ſolchen zu gelangen, die der Vernunft, dem Rechte, dem öffentlichen Bewußtſein unſerer Zeit entſprechen, um in ihnen den ſicheren Hafen eines feſten Beſtandes zu finden, nachdem man einmal in denjenigen, von dem man ausgegangen, nicht wieder einlaufen kann. Wir ſind demnach der Meinung, daß die conſervative Partei, deren ſehr große Mehrheit der eben bezeichneten Claſſe angehört, ihre Vorausſetzungen verloren und demnach zu exiſtiren aufgehört hat; wir hoffen daher, daß viele Ehrenmänner dieſer Partei ſich jetzt aufrichtig denjenigen Conſequenzen anſchließen werden, welche aus den Grundſätzen der Freiheit, der Menſchenwürde und der Gerechtigkeit hervorgehen, und welche möglichſt zu realiſiren der höchſte Zweck jeder Staatsgeſellſchaft iſt.

Wir wollen unter den Elementen der Majorität, die unſeren Grundſätzen bisher entgegen ſtand, noch der durch ihren bis-

herigen ausschließlichen Antheil an der Gesetzgebung Bevorrechteten erwähnen, ohne auf dieses Element allzugroßen Werth zu legen. Jedenfalls würde diese Classe, wenn sie isolirt wäre, wenn die Ueberzeugung von der Ersprießlichkeit ihres Vorrechts für das Gemeinwohl von Keinem außer ihrer Mitte mehr getheilt würde, nur eine Minorität sein; wir sind aber überzeugt, daß ihr eben so wenig der Wille wie die Macht beiwohnt, ein in den Verhältnissen und dem Bewußtsein der Gegenwart nicht mehr begründetes Privilegium zu behaupten.

So wollen wir denn werben durch das endlich freigegebene Wort für unsere Ueberzeugungen, bis sich eine feste, klare, bewußte Majorität der Stimmen für den Inhalt derselben herausgestellt hat. Der mächtige Geist der Gegenwart, die Strömung der öffentlichen Gesinnung im Vaterlande, das wahre bleibende Wohl der Vaterstadt sind auf unserer Seite; darum belebt uns eine frohe Zuversicht des Sieges. Was Deutschland, was jeder Bestandtheil Deutschlands in diesem Augenblick bedarf, ist eine Verfassung, die nicht durch die Kraft der Trägheit ein dumpfes, vergessenes Dasein friste, sondern die jeden Bürger mit warmer Liebe, mit freudigem Stolze beseele, die uns Allen für die großen Opfer, die wir vielleicht in der nächsten Zukunft dem Vaterlande werden bringen müssen, einen hohen geistigen Ersatz gebe, und uns zu kräftigem, hingebendem Handeln begeistere. An die Stelle der gleichgültigen Zufriedenheit mit den kaum gekannten, hergebrachten Einrichtungen bei dem Einen, an die Stelle des unklaren, oft selbstsüchtigen Unbehagens bei dem Anderen soll die Begeisterung für eine dem tiefsten Bewußtsein der Gegenwart entsprossene Verfassung treten, die alle Rechte vertritt, die allen redlichen Ueberzeugungen den gebührenden

Einfluß gestattet. Jene auf der Gewohnheit beruhende Anhänglichkeit an das zufällig Hergebrachte, die man oft mit dem Gefühl des natürlichen Familienbandes verglichen hat, ist zum größten Theil der freien Prüfung erlegen; die heiße Liebe zu der frei gewählten, aus der freien Selbstbestimmung mündiger Männer hervorgegangenen, durch sie getragenen und geschützten Verfassung muß die Lücke ausfüllen. Darum ist es Zeit, auch unter uns die Scheu abzulegen vor dem Idealen, und nicht mehr die edelsten Bestrebungen der Menschheit so leichthin und ohne Prüfung als unpraktische Dinge zu beseitigen. Wer weiß ob nicht in einer Zeit, wo so Vieles wankt, wo kleine Mittel offenbar nicht mehr ausreichen, in dem Muthe und der Zuversicht des Enthusiasmus das ächte Mittel des Heiles liegt! Darum laßt uns — nach den Worten unseres großen Dichters — mit dem Blick des Weltmanns nur getrost ein wenig von dem Ernst des Schwärmers paaren, und laßt uns als Männer die Achtung festhalten vor den Träumen unserer Jugend! Wie mancher Gedanke, der noch vor Kurzem als das unausführbare Hirngespinnst wohlmeinender Phantasten galt, hat sich schon in den letzten Wochen als ein fester Hoffnungsanker in der Noth bewährt. Die von den Praktikern so lange als unmöglich verschrieene Idee einer deutschen Volksvertretung wird schon von den Regierungen als ein Moment der Erhaltung und der inneren wie der äußeren Sicherung Deutschlands ergriffen, und jene verpönten und verfolgten Farben, die unserer warmen Jugend einst das theure Symbol der ersehnten Einheit des Vaterlandes waren — sie sind von der Bundesbehörde als Deutschlands Farben angenommen. Darum folgen auch wir getrost dem Panier der Begeisterung für auf Recht und Freiheit

begründete, durch sie befestigte bürgerliche Ordnung, das durch alle deutsche Lande weht! Richten auch wir, wenn Nacht und Sturm auf hohem Meere eintreten sollten, das Steuer der Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe in der festen Hand, unseren Lauf nach den ewigen Sternen hoher Gedanken! Wenn alles Dasjenige, was jetzt das Herz Deutschlands so mächtig bewegt, kein wildes Gelüste ist, vom Sturm des Augenblicks hervorgetrieben, sondern im Wesentlichen, wenn auch in klarerer und schärferer Ausbildung, übereinstimmt mit dem Inhalte der Hoffnungen und Verheißungen des Freiheitskrieges, die jetzt nach der Täuschung eines Menschenalters einer frohen Erfüllung entgegengehen: so werden auch wir in unserem Freistaat in Dem, was patriotische Männer in der ersten Zeit nach der Wiederherstellung unserer Selbständigkeit erstrebten, einzelne, durch die spätere Reaction erdrückte Keime mancher der jetzt in ernste Anregung gekommenen Verbesserungen finden. So mögen denn die Besorglichen, die nun einmal den neuen Ideen nicht vertrauen können oder mögen, auch unter uns zu der beruhigenden Einsicht gelangen, daß die Ideen und Bestrebungen unserer Zeit bei weitem nicht so neu sind wie ihre Erfüllung und Verwirklichung.

Wir haben uns auch darüber auszusprechen, wie wir das Verhältniß derjenigen Principien, für deren Vertheidigung dieses Organ wirken wird, zu der gegenwärtigen politischen Lage Hamburgs, zu den bevorstehenden Verfassungsreformen ansehen. Es kann keine unwürdigere und unzulässigere Auffassung geben, keine, welche die Achtung vor unserem Gemeinwesen und mit ihr den moralischen Bestand desselben gründlicher zu untergraben geeignet wäre, als die, welche den bekannten zwölf

Sätzen jede Bedeutung für die künftige Entwickelung unſeres Staatslebens dadurch entziehen wollte, daß ſie die Aneignung derſelben durch das 180ger Collegium als ein großes Werk der Uebereilung oder gar der Beſorgniß darſtellte. Das gedachte Collegium kann einen ſo ſchweren Vorwurf mit um ſo größerer Zuverſicht zurückweiſen, als es bekannt iſt, daß die Mehrheit desſelben ſchon vor dem Beginne des Sturmes, der jetzt über Europa dahinfährt, Reformen in unſerer Verfaſſung in liberalem Sinn beantragt hat, und als man wohl annehmen kann, daß der moraliſche Eindruck der gewaltigen Weltereigniſſe, daß die heiße geiſtige Atmoſphäre, in der wir Alle ſeit einigen Wochen leben, eine dem Fortſchritt ſchon geneigte Geſinnung raſch zu einer bewußten und entſchiedenen Anerkennung der Zeitbedürfniſſe hat heranreifen laſſen. Zudem behaupten wir — und ſind erbötig, es näher nachzuweiſen, wenn es in Abrede geſtellt werden ſollte — daß in der Lage unſerer Stadt in jenem Augenblick, als das Collegium der 180ger den bekannten Schritt that, nichts enthalten war, was eine ernſte Beſorgniß vor einem ſträflichen gewaltſamen Beginnen hätte rechtfertigen können. Wenn wir aber einen Einfluß der Weltereigniſſe, zumal der auf deutſchem Boden geſchehenen, auf jenen Entſchluß gern einräumen, ſo wollen wir ihn lieber, wie wir bereits angedeutet, in dem moraliſchen Eindruck des mächtigen Ringens nach Freiheit erblicken, deſſen großartiges Schauſpiel die tägliche Kunde mehr und mehr vor unſeren Augen entrollt, als in einer, durch dieſen oder jenen Vorfall angeregten, vagen Furcht ungeſetzlicher Gewaltthat.

Von der anderen Seite dürfen wir aber das Gewicht, welches die Grundſätze, die unſere Zeit und unſer Vaterland

bewegen, durch jene Thatſache auch in unſerer Vaterſtadt erlangt haben, nicht überſchätzen. Wir wollen ſuchen, die Natur dieſes Gewichts und der darauf zu gründenden Hoffnungen genauer zu beſtimmen. Jene Grundſätze haben noch keinen Sieg errungen, aber die Schranken ſind ihnen weit zum geiſtigen Kampfe geöffnet. Das würde nichts ſein für eine Sache von zweifelhaftem inneren Werth; aber es iſt Alles für diejenige Sache, welche auf Recht und Wahrheit und Freiheit ſich ſtützt. Diejenigen, welche Verfaſſungsformen das Wort reden, die auf dem ewigen Grunde menſchlicher Vernunft und Würde beruhen, haben nicht die Einwendungen zu ſcheuen, die man ihnen entgegenſtellt; ſie haben nur die eine Gefahr zu fürchten, daß man ſich überhaupt nicht mit ihnen einlaſſe, daß es den Vertheidigern des Beſtehenden nicht der Mühe lohne, um Das zu kämpfen, was ſie ſchon beſitzen, daß das Geltende ſich ſchlechthin auf die überkommene, ererbte Macht berufe, und gar nicht dulde, daß man es in Frage ſtellt. Dieſer Standpunct iſt jetzt ein für alle Male unter uns beſeitigt; alle diejenigen Beſtandtheile unſerer Verfaſſung, die den aufgeſtellten Grundſätzen entgegenſtehen, ſind auf's Ernſtlichſte und Entſchiedenſte in Frage geſtellt; ſie müſſen eben ſo wohl wie jene Grundſätze und ihre Conſequenzen ſich rechtfertigen vor dem öffentlichen Bewußtſein als gerecht, als zeitgemäß, als dem Gemeinwohl förderlich. Luft und Licht ſind gleich getheilt zwiſchen dem Alten und dem Neuen; das Wahre, Rechte und Gute wird ſiegen. Nur bedingungsweiſe ſind jene Grundſätze als die Grundlagen unſerer künftigen Verfaſſung zuzulaſſen; aber die einzige Bedingung, die ihnen geſtellt werden darf, iſt die, daß ſie ſich als gerecht, vernünftig und anwendbar ausweiſen. Darauf aber, daß ſie

dazu im Stande ſind, hat von Anfang an die alleinige Hoffnung ihrer Vertheidiger beruht; und alles Dasjenige, was bei einer unparteiiſchen Prüfung keinen Eingang in die Ueberzeugungen würde finden können, das würde keiner von Jenen geltend zu machen die Macht oder den Willen haben.

Daß aber in dem bevorſtehenden Kampfe nichts erſtrebt werde, als die Gewinnung freier Ueberzeugungen, daß keine anderen Waffen geführt werden, als die geiſtigen des Gedankens und der Erörterung, in dieſem heißen Wunſche, in der Anerkennung dieſer Nothwendigkeit müſſen ſich von vorn herein die Ehrenmänner und Vaterlandsfreunde aller Meinungen begegnen und einigen, und wir müſſen uns unſererſeits laut und entſchieden in unſerem der freieſten Beſprechung aller obſchwebenden Fragen im Sinne des Fortſchritts gewidmeten Organe hierüber ausſprechen. Laſſen wir uns nicht irre machen durch die gewaltſamen Bewegungen um uns her, die, ſo beklagenswerth ſie ſein mögen, durch eine traurige Nothwendigkeit gerechtfertigt und durch das hohe Ziel der bürgerlichen Freiheit, die nur auf dieſem Wege errungen und geſichert werden konnte, geadelt werden. Aber die blinde Nachahmung ſolchen Beginnens würde nur zeigen, daß es uns an dem Bewußtſein unſerer eigenen Lage, unſerer Kräfte und unſerer Bedürfniſſe fehlt; jeder derartige Verſuch würde der ſiegenden Sache der Freiheit und des Rechts nur Verderben bringen können. Es giebt unter uns keine Macht, die außerhalb des Volkes ſtände, keine, die der bewußten, ausgeſprochenen, im Rechte begründeten Ueberzeugung der Mehrheit einen Widerſtand leiſten könnte, der durch Gewalt gebrochen werden müßte. Entweder iſt die Mehrheit der Bürger unter uns von der Ueberzeugung der Gerechtigkeit

und Zweckmäßigkeit einer Reform durchdrungen; dann hat sie sich nur in friedlicher, gesetzlicher Weise auszusprechen, und sie hat die Gewißheit, ihr Ziel zu erreichen. Oder es ist eine solche Uebereinstimmung nicht vorhanden; dann würde es so thöricht als sträflich, es würde eine arge Verkennung des Wesens republicanischer Freiheit sein, wenn eine Minorität, statt auf ihre gute Sache zu vertrauen und die Mehrheit durch Gründe zu überzeugen, zu Gewalt schreiten oder zu zweideutigen Mitteln greifen wollte, die entweder keinen Ausgang oder den Ausgang der Gewalt haben. Es ist gewiß, daß mit der Freiheit, die unsere Zeit erstrebt, mit der Unabhängigkeit von jeder Willkür die Achtung vor dem Gesetz, dem Ausdruck des Gesammt-Willens, wachsen wird, wachsen muß. Auch die extremsten Ansichten werden durch die Freiheit der Presse einen weiten Spielraum erhalten; auch ihnen wird es vergönnt sein, nach ihren Kräften auf die Meinung zu wirken und Ueberzeugungen zu gewinnen; aber auch sie müssen, gleich den gemäßigteren Ansichten, sich durchbringen von der Nothwendigkeit, in den Schranken des Gesetzes zu bleiben. Mit der Liebe zur Freiheit muß auch die ihr innig verwandte Liebe zur Ordnung und zur Gesetzlichkeit wärmer, thätiger, muthiger, aufopfernder unter uns werden. Manche künstliche Stütze der öffentlichen Ordnung, wie sie der Polizei-Staat kennt, wird — täuschen wir uns darüber nicht — der Freiheit zum Opfer gebracht werden müssen; ein erhöhtes, sittlich vaterländisches Bewußtsein, eine innigere Hingebung an das Gesammtwohl und an die gesetzliche Ordnung, die dasselbe bedingt, muß jene Stützen ersetzen. Das ist der Geist, der England erhalten und zu einer Riesengröße erhoben hat, anderthalb Jahrhunderte lang, und der es auch jetzt über alle

Gefahren ſiegreich hinaustragen wird, bei einer Freiheit und Energie der politiſchen Bewegung, bei einer Macht und Lebendigkeit in der Aeußerung oppoſitioneller Meinungen, von welcher der kleinſte Theil unter uns als der öffentlichen Ruhe verderblich noch unlängſt würde gefürchtet worden ſein. An dieſes lebendige Walten des Geiſtes der Freiheit müſſen und werden auch wir uns gewöhnen, und mit ihm und durch ihn wird auch der Geiſt der Geſetzlichkeit erſtarken. Wie gewaltig die Macht der Wahrheit iſt, wenn ausgerüſtet mit allen Mitteln der Freiheit in den Schranken des Geſetzes, hat uns in England in den letzten Jahren das erhabene Beiſpiel jener großartigen Bewegung gegen die Korngeſetze gelehrt. Eine kleine Schaar einſichtsvoller, vaterlandsliebender Männer, durch eine einzige beredte, aber machtlos verhallende Stimme im Rathe des Volkes vertreten, tritt zuſammen, geſtützt allein auf die Kraft ihrer Ueberzeugung. Sie beginnt zu reden und zu ſchreiben, zu lehren und zu beweiſen; die Anfangs wenig zahlreichen Verſammlungen ihrer Anhänger ſchwellen an zu Hunderttauſenden; bei der ungeheuren Bewegung, die die nächſten Intereſſen von Millionen, das wohlfeile Brod des Armen, berührt, wird keinen Augenblick die öffentliche Ruhe geſtört; aber jene Männer fahren fort zu reden und zu ſchreiben, zu lehren und zu beweiſen, bis das Land und ſeine Regierung, überzeugt und überwunden, der Wahrheit und dem Rechte die Ehre geben. Auf ſolchem Wege wollen auch wir, nachdem es uns endlich freigegeben worden, in unſerem Vaterlande, in unſerer Vaterſtadt für Wahrheit, Recht und Freiheit ſtreben und wirken.

Daß es, wie die Dinge ſich von Tage zu Tage mehr vor unſeren Augen geſtalten, kaum noch ein Moment giebt in dem

Leben unſerer Vaterſtadt, das mit den Angelegenheiten des Vaterlandes nicht in inniger Beziehung ſtände, und daß es nicht mehr möglich iſt, vaterſtädtiſche Intereſſen anders als in der innigſten Verbindung mit den vaterländiſchen zu behandeln, bedarf kaum der Erwähnung. Aber was in dieſer Hinſicht die Nothwendigkeit der augenblicklichen Sachlage erheiſcht, das entſpricht zugleich unſeren heißeſten Wünſchen, unſerer freieſten Wahl. Dieſe Blätter werden jederzeit der Beſprechung vaterländiſcher Dinge offen ſtehen, und kein Intereſſe Deutſchlands wird in ihnen anders denn als unſer allereigenſtes betrachtet werden. Und ſollte die Sache Deutſchlands Opfer fordern von unſerer Vaterſtadt als Ganzem, wie von ihren einzelnen Angehörigen, ſo werden wir nicht minder offen und entſchieden zu der Sache Deutſchlands ſtehen. Denn wer würde nicht, bei dem ungeheuren Ernſt der Gegenwart, jegliches Opfer lieber willig der Freiheit und dem Vaterlande bringen, als daß er Gefahr liefe, wie einſt in unſeliger Vergangenheit, gleiche Opfer dem ſchmachvollen Joche der Fremdherrſchaft bringen zu müſſen?

Ein Wort

über die

Zukunft Deutschlands.

1848.

Die Sonne Deutſchlands iſt aufgegangen, und der Tag der Entſcheidung über ſeine große Zukunft bricht an. Was unſere Jugend geträumt, was unſere Dichter geſungen, was unſere Weiſen geſonnen, es ſteht in naher, leuchtender, lebensfriſcher Ausſicht vor unſeren Augen. Ein freies, ein einiges, ein großes und mächtiges Deutſchland — das iſt das Loſungswort, dem alle Herzen entgegenſchlagen, das Panier, um das ſich alle deutſche Männer ſchaaren. Andere große Nationen Europa's haben die Einheit auf Koſten der Freiheit errungen, und haben, nachdem ſie Jahrhunderte lang durch Gewalt zuſammengehalten worden, in blutigem Kampfe die Freiheit wieder erobert. Der eiſerne Arm des Despotismus hat einſt die getrennten Provinzen Frankreichs zu einem Ganzen zuſammengeſchmiedet; und auch die Revolution hat, indem ſie die Freiheit eroberte, die Ueberreſte provinzieller Eigenthümlichkeit nicht ohne Gewalt und Widerſtreben zerſtört. Das freie England hat Irland einſt durch Unterjochung zu dem ſeinigen gemacht; und die alte Wunde blutet noch immer, die Giftpflanze des Haſſes, der Saat des Unrechts entſproſſen, wuchert noch fort zum ſchweren Unheil des Landes. Nicht ſo in unſerm geſegneten Vaterlande! Deutſchlands Einheit ſoll erwachſen aus der freien, begeiſterten Liebe aller ſeiner Söhne aus dem bewußten, tief empfundenen Bedürfniſſe aller ſeiner

Provinzen, aus dem durch langjährige Erfahrung genährten Unwillen wider den engen Geist der Sonderung und der Zersplitterung, der Deutschlands Macht und Größe gebrochen, seine Freiheit und sein Gesammtwohl gefährdet hat. Jedes Opfer der Selbstständigkeit, das dem großen Gedanken der Einheit gebracht werden muß, wird als ein Opfer freier Hingebung auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt werden. Darum wird auch die Zukunft Deutschlands frei sein von allen den schweren Uebeln, welche die durch Kampf und Sieg errungene Einheit mit sich führt. Wir werden keine Central-Gewalt haben, die im eigenen Interesse, über das des Vaterlandes hinaus, die Rechte der Gemeinden und der Provinzen in solchen Dingen, wo sie auf Selbstständigkeit gerechten Anspruch haben, durch unnöthige Bevormundung schmälert; keine Hauptstadt, die durch ihr Uebergewicht den Reichthum und die Bildung des Landes an sich zieht, die in Augenblicken weltgeschichtlicher Entscheidung statt des unbefragten Landes den voreiligen, gewaltsamen Urtheilsspruch fällt, von dem es keine Berufung gibt als an den Bürgerkrieg. Wir werden keine Unterordnung haben, sondern Gleichheit und freie Einigung. Bildung und Wohlstand und Bürgerglück werden gleichmäßig verbreitet sein über alle Gauen des Vaterlandes; ein edler Wetteifer für das Gesammtwohl wird alle Kräfte zu höherer Thätigkeit spornen; Deutschland wird, indem es sich zur höchsten Freiheit und zu ungeahnter Größe emporhebt, den alten, hohen Ruhm der Wissenschaft, der Kunst und des Gewerbfleißes behaupten und vermehren.

Die Institutionen, deren wir bedürfen, um diesem Ideale, das wir Alle in der Brust tragen, kräftig entgegenzustreben,

sind bereits durch die öffentliche Stimme Deutschlands klar bezeichnet. Wir bedürfen einer frei gewählten Vertretung des gesammten Volkes, einer Vertretung, welche nicht die Sonder-interessen der einzelnen Staaten, sondern die Gesinnung und Ueberzeugung Deutschlands, seine Bedürfnisse, seine Wünsche und seine Hoffnungen zur klarsten Erscheinung bringt. Der künftigen Verfassung Deutschlands wird es vorbehalten sein, bei der Zusammensetzung dieser Versammlung die Schranken der Einzelstaaten als solcher in noch höherem Grade, als es bei dem vorläufigen Wahlgesetze gerecht und thunlich war, zurücktreten zu lassen.

Aber wir bedürfen neben dieser Volksvertretung vorerst noch einer Vertretung — nicht der Regierungen im Gegensatze zum Volke nach Art des alten Bundestages, wohl aber der Einzelstaaten, wie sie für jetzt, geschieden durch Verfassung und Regierung, bestehen. Welche Zukunft wir diesen Einzelstaaten weissagen, wie sehr wir ihre allmälige, immer innigere Verschmelzung zu einem großen Ganzen wünschen mögen, wir müssen ihr Bestehen als eine Thatsache anerkennen, und wir müssen dieser Thatsache Rechnung tragen, wir müssen ihr innerhalb der Verfassung einen Raum gönnen, um sich geltend zu machen, wenn wir dem Grundsatze der Einigung auf dem Wege der Freiheit treu bleiben, wenn wir nicht einen der Sache der Einheit gefährlichen Gegensatz hervorrufen wollen. Aber auch in dieser Versammlung, welche — nach Art des Senats der Vereinigten Staaten — die Einzelstaaten vertritt, muß — anders als in der alten Bundes-Versammlung — die Mehrheit über alle Fragen der Gesetzgebung entscheiden. Keinem Sonder-Interesse darf ein Veto zustehen gegen die Forderungen

des Geſammt-Rechts und des Geſammt-Wohls. Der Einzel-Staat muß ſeine Anſicht, ſein Intereſſe, ſein vermeintliches Recht geltend machen können durch das freie Wort der verfaſſungsmäßigen Berathung; aber daran wird er ſich genügen laſſen und wird ſich, wie es in freien Staaten ſich geziemt, dem Ausſpruch der Mehrheit, dem Geſetze, unterwerfen.

Aber auch eines feſten Mittelpunctes bedarf die Macht Deutſchlands nach Außen und nach Innen. Darum fordert die Volksſtimme ein Bundeshaupt mit einem Miniſterium, das von der Volks-Vertretung vor einem unabhängigen Bundes-Gerichte könne zur Verantwortung gezogen werden. Die Frage nach der Perſon dieſes Bundeshauptes, nach der Zeitdauer oder Lebenslänglichkeit des Amtes, erſcheint als eine untergeordnete, über welche die vorhandenen Sympathien Deutſchlands, die Rückſicht auf Vermeidung ſchädlicher Rivalitäten, zu entſcheiden haben werden.

Ueber diejenigen Angelegenheiten, welche jedenfalls gemeinſame Deutſchlands werden müſſen, ohne Einſchränkung und ohne Vorbehalt, herrſcht ebenfalls eine erfreuliche, entſchiedene Uebereinſtimmung, vor welcher jedes Einzel-Intereſſe im Gefühle ſeiner Ohnmacht zurücktritt. Ein einiges Heerweſen, eine baldigſt zu begründende deutſche Kriegsflotte, deren Mangel Deutſchland in dieſem Augenblick ſo ſchmerzlich empfindet, eine gemeinſchaftliche Vertretung Deutſchlands nach Außen, zum Schutz der Geſammt-Intereſſen ſo wie der Rechte der einzelnen im Auslande lebenden Deutſchen, an die ſich die Behandlung der Auswanderung, als einer hochwichtigen National-Angelegenheit, anknüpft; ein allgemein deutſches, nach dem wahren Gemeinwohl bemeſſenes Handels- und Zoll-

System, das dem Kunstfleiß und dem Handel des deutschen Volkes zunächst das gesammte, große Gebiet des Vaterlandes und dann ein immer weiteres Gebiet im Auslande, bis in die fernsten Zonen, eröffne; ein deutsches, dem Volke verständliches Gesetzbuch über das Civilrecht, das Strafrecht und das Strafverfahren für alle deutschen Lande endlich — das Alles sind unabweisliche, einstimmige Forderungen, durch welche das deutsche Volk den festen Grund seiner Einheit und Größe zu legen entschlossen ist, und welchem seine Vertreter durch Vollziehung der Aufträge des Volkes zu genügen haben werden.

Aber auch das Recht und die Freiheit jedes einzelnen Bürgers will Deutschland durch die Gesammtheit und ihre Vertreter verbürgt und gesichert wissen. Darum verlangt es, daß in der Verfassung, die das künftige Schicksal Deutschlands regeln wird, die wesentlichen Grundrechte verzeichnet werden, welche kein Einzelstaat einem seiner Angehörigen schmälern darf. Deutschland wird allen seinen Söhnen verbürgen die persönliche Freiheit, die Freiheit der Aeußerung durch Wort und Schrift, die Freiheit des Glaubens und der Gottesverehrung, die Freiheit der öffentlichen Versammlungen und der dauernden Vereinigung für alle, nicht durch das Gesetz für strafbar erklärten Zwecke, den gleichen Anspruch auf Staatsämter für alle Befähigten, das gleiche politische Recht der Theilnahme an der Wahl der Volksvertreter, ohne Unterschied des Standes, ohne Bedingung des Census oder des Bekenntnisses. Eine auf solche Weise von dem gesammten Volke gewählte gesetzgebende Versammlung jedes einzelnen Staates wird das Wohl aller Staatsangehörigen auf gleiche Weise im Auge haben und wird es nach allen Kräften fördern. Sie wird die Steuern gerecht

vertheilen nach dem Vermögen und dem Einkommen, und wird dagegen alle und jede Lebensbedürfniſſe von der Steuer befreien. Sie wird alles Dasjenige thun, was in der Macht der Geſetzgebung liegt, um lohnende Arbeit zu fördern und für die Verbeſſerung der Lage der unbemittelten Klaſſen zu ſorgen. Sie muß und wird in dieſem Streben unterſtützt werden durch die eigene hülfreiche Thätigkeit aller Klaſſen der Geſellſchaft, durch die Ueberzeugung, die ſie alle durchdringen muß, daß ihr Wohlergehen durch einander wechſelſeitig bedingt iſt. Nicht dadurch wahrlich, daß man die eine Klaſſe des Volks durch gehäſſige und täuſchende Vorſpiegelungen wider die andere aufregt, nicht dadurch, daß man eine alle Thätigkeit lähmende Unruhe und Beſorgniß unterhält, ſondern nur durch friedliche, einträchtige Verſtändigung unter allen Intereſſen, durch Mäßigung und möglichſte Aufopferung ſelbſtſüchtiger Anſprüche von allen Seiten, durch Erhaltung der Ordnung und des Vertrauens in dieſelbe kann das Wohlſein Aller und namentlich das der zahlreichſten, der arbeitenden Klaſſe gefördert werden.

Im Uebrigen — mit Vorbehalt der verbürgten Rechte und aller Maßregeln, welche die Central-Geſetzgebung zu irgend einer Zeit für das Wohl Deutſchlands und ſeiner Bürger erforderlich erachten wird — werden ſich die Verfaſſungen der einzelnen Staaten unabhängig von der Centralgewalt zu entwickeln haben. Sie wird, wo ihr Anſehen angerufen wird, ſchirmend für jedes bedrohte Recht, vermittelnd gegen jeden drohenden Zwieſpalt, ordnend und erhaltend wider jede Verwirrung und jede geſetzloſe Gewalt einſchreiten; aber ſie wird, wo es ſich um die Verfaſſung eines Einzelſtaates handelt — in Fällen namentlich, wo die Natur der Dinge zur Vereinigung

unnatürlich zerſplitterter Theile des Vaterlandes mächtig hintreiben wird — nur dafür vorzuſorgen haben, daß unter ihrer Obhut der wahre Wille der Mehrheit des Volkes in friedlicher Weiſe zum Ausſpruch und zur Geltung gelange. Von einer förmlichen Verbürgung des ſ. g. monarchiſchen Princips abſeiten des Bundes — einer Quelle, aus welcher alle früheren Bedrückungen, gegen welche Deutſchland ſich ſiegreich erhoben hat, hervorgegangen ſind — kann begreiflicher Weiſe fortan nicht mehr die Rede ſein. Die rechtliche Möglichkeit republikaniſcher Staatenbildungen in Deutſchland, da wo ſie durch eine klar erkennbare Mehrheit entſchieden gefordert werden, muß vielmehr nach dem Grundſatze der Volksſouverainetät entſchieden eingeräumt werden. Dagegen muß jeder aufrichtige Beobachter die Thatſache anerkennen, und jeder Vaterlandsfreund ſie achten, daß die große Mehrheit des deutſchen Volkes in der Form der conſtitutionellen Monarchie die ſicherſte Gewähr der errungenen Freiheit, ſo wie der geſetzlichen Ordnung, ohne welche die Freiheit nicht beſtehen kann, erblickt. Deutſchland fühlt ſich ſeit Kurzem im Beſitz der verfaſſungsmäßigen Freiheit, um die es unter der Leitung ſeiner edelſten Söhne ſeit einem Menſchenalter gekämpft hat; es ſieht durch Wahlordnungen, die ohne Vorbehalt und Ausſchließung das geſammte Volk umfaſſen, ſeine Zukunft in ſeine eigene Hand gegeben; es fühlt ſich auch dem hohen Ziele der Einheit des Vaterlandes näher gerückt als ſeine kühnſten Hoffnungen vor wenigen Monaten reichten. Deutſchland hat jetzt die Aufgabe, ſich das errungene Gut der Freiheit innig anzueignen, alle ſeine Anwendungen in vollem Maße in's Leben zu rufen, ihrer froh zu werden, die belebende Luft der Freiheit durch alle Thore einziehen, alle Verhältniſſe von ihr durchſtrömen

und veredeln zu lassen. Die große Mehrheit des deutschen Volkes blickt darum mit Unwillen auf Diejenigen, welche nun plötzlich diese Errungenschaft, diesen Preis vieljähriger Kämpfe für nichts achten, und die alles Gewonnene durch die plötzliche, unvorbereitete Erhebung wider die monarchische Form muthwillig gefährden. Jene Mehrheit sieht auch in den monarchischen Formen Stützpuncte für die zu gründende Einheit, während unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Kampf um Einführung der Republik Deutschland nach der fast allgemeinen Ueberzeugung mit einer Auflösung bedrohen würde, die uns von der Einheit noch viel weiter als der gegenwärtige Stand entfernte. Können sich doch die denkenden Vertheidiger der Republik die Einführung derselben in dem heutigen Deutschland nicht anders als unter der Form der strengsten Diktatur, also an den vorläufigen Verzicht auf alle und jede Freiheit geknüpft, vorstellen! So mögen sie es uns denn nicht verargen, wenn wir uns lieber die Freiheit, die wir besitzen, sichern, als eine noch etwas größere durch die einstweilige Vernichtung aller und jeder Freiheit erstreben wollen.

Der größte Theil Deutschlands nimmt aus diesen Gründen die Form der constitutionellen Monarchie mit Aufrichtigkeit und Treue an; denn mit einer Staatsform, über deren Haupt in jedem Augenblick das Schwert des beliebigen Umsturzes schwebt, kann so wenig die Freiheit als die Ordnung gedeihen. Allein Deutschland nimmt jene Form nur unter der Voraussetzung und Bedingung an, daß auch die Monarchie ihrerseits die Freiheit mit allen ihren weiten und reichen Consequenzen mit Treue und Aufrichtigkeit annehme; der Zorn Deutschlands würde die monarchische Form zerbrechen, wenn neue Reactionsversuche

der Partei des Mißtrauens eine traurige Rechtfertigung böten, und die Ueberzeugung von der Unverträglichkeit der Monarchie mit der Freiheit verbreiteten. Noch liegt eine ſolche Ueberzeugung dem Sinne der Mehrheit der Deutſchen fern, und es ziemt keinem Ehrenmann, in den zum Vertrauen geneigten Sinn unſeres Volkes die böſe Saat des Argwohns auszuſtreuen. Wohl verträgt ſich jenes blinde, prüfungsloſe Vertrauen, wie die Monarchie es in Anſpruch nahm, nicht mit der politiſchen Freiheit, deren Jünger ſehen und prüfen ſollen. Aber eben ſo wenig verträgt ſich mit dem Adel der Freiheit ein Syſtem, welches das Mißtrauen, die Weisheit der Schwächlinge, zur Herrſchaft bringen will. Die große Mehrheit der Freunde der Freiheit in Deutſchland vertraut der conſtitutionellen Monarchie; ſie vertraut den Männern, von welchen ſie Jahre lang im Kampfe für die Freiheit geführt worden, und welche jetzt in den meiſten Staaten verantwortliche Mitglieder der Regierungen ſind; ſie vertraut vor Allem der Kraft des deutſchen Volkes, welches ſich, wenn wirklich eine Reaction des Despotismus drohte, wie ein Mann erheben würde. Bei der gegenwärtigen Lage Deutſchlands aber erſcheint es als die Pflicht jedes Vaterlandsfreundes, ſich der Meinung anzuſchließen, welche die ausgedehnteſte Freiheit in der Form der conſtitutionellen Monarchie begründen will.

Reden,

in der

deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt

1848 und 1849 gehalten.

Rede

gegen

Moritz Mohl's Antrag zur Beschränkung der Rechte der Juden.

29. August 1848.

Mohl's Antrag: Die eigenthümlichen Verhältnisse des israelitischen Volksstammes sind Gegenstand besonderer Gesetzgebung, und können vom Reiche geordnet werden. Den israelitischen Angehörigen Deutschlands werden die activen und passiven Wahlrechte gewährleistet.

Meine Herren! Es hat in einer früheren Discussion, wo es sich um bevorzugte Stände handelte, ein geehrter Redner mit voller Befugniß das Recht in Anspruch genommen, vor Ihnen im Namen des bevorzugten Standes, dem er angehört, zu reden, und denselben zu vertheidigen. Ich nehme das Recht in Anspruch, vor Ihnen aufzutreten im Namen einer seit Jahrtausenden unterdrückten Classe, der ich angehöre durch die Geburt, und der ich — denn die persönliche religiöse Ueberzeugung gehört nicht hierher — ferner angehöre durch das Princip der Ehre, das es mich hat verschmähen lassen, durch einen Religionswechsel schnöde versagte Rechte zu erwerben. Im

Namen dieſer unterdrückten Volksclaſſe gegen gehäſſige Schmähungen vor Ihnen das Wort zu ergreifen, dieſes Recht nehme ich in Anſpruch. Der geehrte Vorredner hat ſeinen Antrag in einer Unwahrheit gefaßt. Er will nämlich den iſraelitiſchen Volksſtamm durch Ausnahmsgeſetze von den für Alle gleichen Rechte ausgeſchloſſen haben. Sie haben nun durch einen feierlichen Beſchluß den nicht deutſch redenden Volksſtämmen, die in Deutſchland leben, Gleichheit vor dem Geſetz, Gleichheit der Rechte, Gleichheit alles Deſſen, was den Deutſchen Deutſchland theuer macht, zugeſichert. Sollen wir Juden es für unſer Unglück erachten, daß wir deutſch reden? Sollen wir darum ſchlechter behandelt, ſoll uns die Freiheit vorenthalten werden dürfen, weil wir nicht in die Kategorie nicht deutſch redender Volksſtämme gehören? Soll die Geſchichte von Ihnen ſagen, daß Sie mächtige Volksſtämme, die zerſtörend in die Geſchicke Deutſchland's eingreifen könnten, die gewaffnet und gerüſtet vor Ihnen ſtehen, durch Verleihung gleicher Rechte haben verſöhnen wollen, daß Sie für die drohende Gewalt nur milde Worte hatten, einer ſchwachen Religionspartei dagegen, die in bürgerlicher Hinſicht nichts will als in Deutſchland aufgehen — denn nur nach Denjenigen, die klar denken und lebendig fühlen und ein deutliches Bewußtſein ihrer Lage haben, können Sie dieſe, wie jede Maſſe beurtheilen — einer Claſſe, die keine Nationalität haben will, die ihnen von ihren Feinden aufgebürdet wird, die deutſch denkt und fühlt, mit Mißhandlungen entgegentreten, und zu ihrem Nachtheil Ausnahmsgeſetze beſtehen laſſen, während Sie andererſeits alle Ausnahmsgeſetze vernichten, und dem gleichen Recht, dem gleichen Geſetz anheimſtellen, alle Schäden der Geſellſchaft zu

heilen? Allerdings mußte eine Religion, welcher ein intolerantes bürgerliches Gesetz, indem es den religiösen Vorurtheilen auf beiden Seiten Vorschub leistete, die gemischten Ehen versagt hat, im Lauf der Jahrhunderte die alte Stammestrennung beibehalten; und auch die Gesetze der neueren Zeit, die die gemischten Ehen erlauben, aber die intolerante Bedingung beifügen, daß die aus diesen Ehen hervorgehenden Kinder Christen werden, konnten an der Einheit des jüdischen Volksstammes nichts ändern. Aber eine Folge unseres neuen Rechts wird Das sein, daß die Ehen gemischt werden, und die Religion nicht mehr eine bleibende und unüberwindliche Scheidewand der Stammeseinigung ist, zumal wenn Sie die ausdrückliche Bestimmung beifügen, daß Verschiedenheit der Religion kein Ehehinderniß sein darf: und dann wird die Stammestrennung aufhören. Man hat von der Beschäftigung der unteren Volksclassen der Juden geredet, man hat dies in einer gehässigen Weise gethan, deren Beurtheilung ich Ihnen anheimgeben will, denn ich will nicht den Schein haben, die eigene Sache mit Parteilichkeit zu führen. Aber die letzte Einwendung, die der Herr Vorredner so leicht behandelt hat, ist hingegen eine siegreiche. Sie müssen diesem Uebelstand mit gleichem Gesetz begegnen, oder Sie werden den alten Schlund des Unrechts und der Ungleichheit von Neuem öffnen. Die Handlungen, die dem Juden verboten werden, müssen auch dem Christen verboten sein. Was volksverderblich und volkswirthschaftlich nachtheilig sein soll, müssen Sie in ein Gesetz bringen, das von dem religiösen Bekenntniß unabhängig ist. Sie müssen den Trödelhandel und die Geschäfte mit dem Landmann, die Sie für nachtheilig halten, verbieten, oder eigentlich den Landmann für unmündig erklären.

Sie werden nicht darum, weil der Jude das Christenthum annimmt oder auf eine andere Weise seine Religion ablegt, was übrigens, wenn sich der Staat von der Religion getrennt haben wird, ein so leichtes Mittel sein dürfte, daß der gewissenloseste Jude am Leichtesten dazu greifen wird, ihm eine bessere Rechtsstellung anweisen können; Sie dürfen darum auch nicht zu seinem Nachtheil allein Ausnahmsgesetze bestehen lassen, wenn Sie durch die allgemeine Gesetzgebung die betreffenden Nachtheile im Staatsleben nicht verhüten oder treffen können. Einige Thatsachen will ich beispielsweise herausheben. Ich berufe mich gerade auf das Beispiel von Würtemberg. Dort hat man 1828 den Juden einzelne Geschäftszweige z. B. den Güterhandel verboten, weil man von der Ansicht ausging, daß die Zerstückelung von Gütern volkswirthschaftlich nachtheilig sei. Ich berufe mich aber auf Diejenigen, die an den würtembergischen Stände-Verhandlungen im Jahre 1836 Theil genommen haben, und frage Sie, ob damals nicht von vielen und ehrenwerthen Seiten versichert worden ist, es sei mit dem Güterhandel noch um kein Haar besser geworden, vielmehr werde jetzt der Güterhandel von den Christen auf rücksichtslosere und schändlichere Weise getrieben. Können Sie die volkswirthschaftlichen Uebel, die auf einigermaßen zweifelhafte staatsökonomische Fragen sich beziehen, nicht an der Wurzel angreifen, und die Uebel selbst nicht heilen, so werden Sie nicht wohl daran thun, die Lücken staatswirthschaftlicher Erkenntniß durch fanatische und intolerante Vorschriften ergänzen zu wollen. Erklären Sie das Eine oder das Andere für unzulässig, so müssen Sie es Allen verbieten, denn sonst rufen Sie Unredlichkeit hervor; denn daß die Ungleichheit des Rechts Unredlichkeit auf beiden Seiten hervorgerufen hat, ist:

z. B. von der Rheinprovinz aus, als es ſich um Abſchaffung jener kaiſerlichen Decrete handelte, von ſo vielen unparteiiſchen Beurtheilern behauptet worden, daß Sie es als gewiß annehmen können. Ein zweites Beiſpiel betrifft die Ausnahmsgeſetze, welche Preußen in den Kreiſen Paderborn und Hörter auf kurze Zeit hat eintreten laſſen. Der weſtphäliſche Landtag hat zu einer Zeit, wo er ſich noch nicht zu dem Princip allgemeiner Rechtsgleichheit erhoben hatte, anerkannt, daß ſolche Ausnahmsgeſetze nur dazu dienen, dem Wucher der Chriſten Vorſchub zu leiſten. Hiernach ſind jene Beſtimmungen aufgehoben worden. Dieſelbe Wirkung, wie in dieſen Fällen, hat ſich überall bei unbefangener Betrachtung gezeigt. So wenig Sie die eine bevorzugte Volksclaſſe über die andere werden urtheilen laſſen, ſo wenig Sie in dem Haß und der Verachtung bevorzugter Stände gegen die niederen einen Grund finden würden, ein Unrecht gegen die niederen Stände fortdauern zu laſſen: ſo wenig dürfen Sie hier das Urtheil einer durch vergangene Jahrhunderte hindurch und hier und da vielleicht noch jetzt von Haß und Verachtung erfüllten Majorität zum Nachtheil der Minorität bürgerlich zur Vollziehung bringen. Ich weiß, daß ich hier Partei bin, allein ich will es gern ſein auf Seiten der Unrecht Leidenden und Unterdrückten. Ich könnte noch Tauſende von unparteiiſchen Urtheilen gegen die Schilderungen des Redners vor mir anführen, wenn ich es für nöthig hielte. Meine Herren! Werfen Sie einen Blick auf die einzelnen Geſetzgebungen in Deutſchland. In Preußen haben alle verehrten Kämpfer für die Freiheit, zuerſt auf den Provinzial-Landtagen und dann auf dem vereinigten Landtage, für vollſtändige Gewiſſens- und Religionsfreiheit, für Gleichſtellung der Juden mit den Chriſten

gekämpft. Sämmtliche Stämme Preußens haben in dieſer Richtung petitionirt, und es geſchah in Folge der einſtimmigen öffentlichen Meinung, daß in Preußen zugleich mit dem Segen der Volksfreiheit die Gleichſtellung der Juden ausgeſprochen wurde. Meinen Sie, meine Herren, was eine Bevölkerung von 16 Millionen gewollt hat, würde ſo leicht rückgängig werden; glauben Sie, daß es eine moraliſche Möglichkeit für dieſe Verſammlung iſt, einen Rückſchritt auf der Bahn des Rechts und der Freiheit ins Leben treten zu laſſen? In Baiern hat der Landtag in einer Adreſſe einſtimmig den Wunſch ausgeſprochen, daß das Judengeſetz auf dem Princip der vollen Rechtsgleichheit beruhen möge, und ſo in der großen Mehrzahl der deutſchen Staaten. Ich frage demnach, ob denn die Volksſtimme ſo einig für die Meinung des Vorredners, ob ſie denn wirklich nicht dafür iſt, daß die Ausnahmsgeſetze aufgehoben werden. Der Vorredner will uns politiſche Rechte zuerkennen, aber dieſe Bewilligung gehört erſt der neueſten Zeit an. Ich ſelbſt habe unter den Verhältniſſen der tiefſten Bedrückung gelebt, und ich hätte bis vor Kurzem in meiner Vaterſtadt nicht das Amt eines Nachtwächters erhalten können. Ich darf es als ein Werk, ich möchte ſagen, als ein Wunder des Rechts und der Freiheit betrachten, daß ich befugt bin, hier die hohe Sache der Gerechtigkeit und der Gleichheit zu vertheidigen, ohne zum Chriſtenthum übergegangen zu ſein. Und ſo lebe ich denn der feſten Zuverſicht, daß die gute Sache bereits geſiegt hat, ungeachtet der letzten Aufwallungen des böſen Willens von wenigen Seiten her. Ich glaube nicht, daß es möglich iſt, gleiche Rechte zu geben für active und paſſive Wählbarkeit, für das hohe Werk der Geſetzgebung, ſo lange noch die verletzendſten Ausnahmsgeſetze in niederen Sphären

bestehen. Durch diese Ausnahmsgesetze würde das höchste politische Recht geschändet werden, das Sie zum Gemeingut aller Deutschen machen wollen, ohne allen Unterschied der Confession. Wenn aber nach der Ansicht des Vorredners der Unterschied des Rechts fortan nicht im Glauben, sondern in der Volksthümlichkeit ruhen soll, nun so geben Sie doch den Ort an, auf dem es möglich ist, sich diese Volksthümlichkeit anzueignen, ohne ein Religionsbekenntniß abzulegen. Wenn der Jude sagt: „Ich weiß nichts von einem besonderen Volksthum," was für einen Weg wollen Sie ihm denn anweisen? Was haben Diejenigen, welche dieses Traumgebilde der Nationalität seit vielen Jahren von sich wiesen, denn für ein Mittel, zum deutschen Volksthum überzugehen, als das, daß sie zum Christenthum übergehen? Auf diesem Wege gelangen Sie glücklich dazu, Volksthum und Religion mit einem Schlage zur Lüge zu machen. Wenn man so gern einen Unterschied macht zwischen dem Gebildeten und Mindergebildeten unter den Juden, von dem es sich noch fragt, ob er nicht in gleicher Weise unter anderen Classen sich finde, so will ich Sie daran erinnern, daß, als man früher in Preußen aus Liebhaberei den Juden gewisse nationale Vorrechte geben wollte, die gesammte jüdische Bevölkerung ohne Unterschied dieselben abgelehnt hat; es sollte ihnen namentlich die Exemtion vom Kriegsdienste durch eine Majestäts-Grille gewährt werden, und sie haben sie einstimmig zurückgewiesen. Ich kann zugeben, daß die Juden in der bisherigen Unterdrückung das Höchste, den vaterländischen Geist, noch nicht erreicht haben. Aber auch Deutschland hat es noch nicht erreicht. Die Juden werden immer begeistertere und patriotischere Anhänger Deutschland's unter einem gerechten Gesetze werden. Sie werden mit und

unter den Deutſchen Deutſche werden. Vertrauen Sie der Macht des Rechts, der Macht des einheitlichen Geſetzes und dem großen Schickſale Deutſchland's. Glauben Sie nicht, daß ſich Ausnahmsgeſetze machen laſſen, ohne daß das ganze Syſtem der Freiheit einen verderblichen Riß erhalte, ohne daß der Keim des Verderbens in dasſelbe gelegt würde. Es iſt Ihnen vorgeſchlagen, einen Theil des deutſchen Volks der Intoleranz, dem Haſſe als Opfer hinzuwerfen, das werden Sie aber nimmermehr thun, meine Herren!

Rede

zur

Unterſtützung des Geſetzes zum Schutz der Reichsverſammlung und der Beamten der Centralgewalt.

7. October 1848.

Meine Herren! Wer dieſe Tribüne betritt, um dem vorliegenden Geſetzesentwurf das Wort zu reden, wird es nicht ohne ein ſchmerzliches Gefühl thun können. Diejenigen unter uns, die da hofften, daß unſer Vaterland, glücklicher als andere Länder Europa's, dem Ziele der Freiheit im ſteten Fortſchritt, unbefleckt durch Verbrechen und darum auch ungeſtört durch hemmende Rückwirkungen, entgegen gehen werde, ſie ſind durch die letzten Ereigniſſe ſchmerzlich enttäuſcht worden, und wir können uns nicht verhehlen, daß das gegenwärtige Geſetz, indem es ſich gegen die Wiederholung ſolcher Ereigniſſe richtet, dieſer Enttäuſchung das Siegel aufdrückt. Die Jugendblüthe unſerer Freiheit, der Jugendtraum ihrer raſchen und reinen Vollendung, ihrer ungetrübten Durchführung iſt dahin, wir können es uns nicht verhehlen; ſie iſt in das reife Mannesalter getreten, dem auch Entſagung zugemuthet, dem das Opfer des Liebſten ſelbſt

auferlegt werden kann, um dadurch das Ganze, das Höchste zu retten. Um das Gesetz zu rechtfertigen, muß ein Blick auf die letzten Ereignisse geworfen werden. Denjenigen von Ihnen, die einen solchen Blick für überflüssig halten möchten, muß ich entgegenhalten, daß der Zufall es gewollt hat, daß die Ereignisse des 16. und 18. September von dieser Tribüne aus bisher nur in einem mildernden, beschönigenden Sinn, nicht aber, das ist meine Ueberzeugung, mit dem ganzen Ernste sittlicher Entrüstung, die diese Ereignisse verdienen, besprochen worden sind. Ich beginne, in raschen Zügen Ihnen ein Bild vorführend, mit dem Abend des 16ten. Es sind an jenem Abend Abgeordnete aus unserer Mitte, als sie die Versammlung verlassen wollten, wegen ihres Votums verhöhnt und geschmäht worden; es sind andere Abgeordnete aufgesucht worden in verschiedenen Locales, offenbar um sie zu mißhandeln. Ein ehrwürdiger Greis in unserer Mitte, dessen Namen einem großen Theil der deutschen Jugend noch heute theuer ist, ist verfolgt und bedroht worden auf die unwürdigste Weise. Es hat am folgenden Tage eine Versammlung stattgefunden, in welcher man die Mehrheit der Nationalversammlung für Hochverräther erklärt, und zum Widerstand gegen die Beschlüsse derselben offen aufgefordert hat. Es haben am Morgen des Montags Zusammenrottungen auf diesem Platze stattgefunden. Die Zusammenrottung, die hier an der Thüre eindringen wollte, ist allerdings nicht so stark gewesen, daß sie nicht hätte zurückgewiesen werden können: aber, meine Herren, wenn von dieser Tribüne gesagt worden ist, es sei diese Zusammenrottung durch das andringende Militär an die Thüre gedrängt worden, oder es seien Leute gewesen, die die Zugänge zu den Gallerien nicht hätten finden können, so muß ich diese

Auffassung aus eigener Anschauung für entschieden unwahr erklären; ein gewaltsamer Angriff, wenn auch mit sehr ungenügenden Kräften, ist allerdings versucht worden. Ich gehe über den Barrikadenkampf hinweg, und wende mich ungern zu den unerhörten Verbrechen, die gegen zwei Mitglieder unserer Nationalversammlung zur Schmach unseres Vaterlandes verübt worden sind; gegen einen Mann, dem auch seine heftigsten Gegner Geist und Muth nicht absprechen werden und von dem ich als unverdächtiger Zeuge, da ich seine politischen Gesinnungen nicht theilte, bekennen muß, daß er nach meiner Ueberzeugung auf dieser Tribüne niemals härter verletzt hat, als er verletzt worden ist, ja daß er häufig seine Gegner durch Mäßigung beschämt hat. Das zweite Opfer war ein Mann, im Dienste des Vaterlandes ergraut, dessen Worte weder von dieser Tribüne noch im Privatleben irgend Jemanden verletzt haben, und die Gesinnung, die sich dieses Opfer ausersehen hat, sie hätte mit gleichem Recht jedes Mitglied aus unserer Mitte als ein gleiches Opfer ausersehen können. Ein anderer Abgeordneter und hochstehender Beamter der Centralgewalt hat dieselbe Nacht in der Nähe unserer Stadt unter den Drohungen einer Mörderbande und unter zweifelhaftem Schutze zugebracht. Ich kann den Eindruck dieser Ereignisse nicht hinwegwischen von meinem Gemüthe, wie man den Staub von seinen Füßen schüttelt; und wenn man uns gesagt hat, daß auch die Leidenschaft ein Recht habe, in der Politik ein Wort mitzureden, nun denn, so möge man auch der Leidenschaft des empörten Rechtgefühls etwas zu Gute halten.

Man hat uns gesagt, namentlich in Beziehung auf den Barrikadenkampf, er sei zwecklos und planlos gewesen. Ich will

einmal von dieſer Vorausſetzung ausgehen; wenn man aber ohne Zweck Barrikaden baut und Häuſer einnimmt, um auf die Soldaten, die zum Schutze der Nationalverſammlung hierher kamen, zu ſchießen, ſo kann ich das nicht anders als mit dem Namen des Wahnſinns belegen; den Wahnſinnigen aber müſſen wir binden, ſowohl um ſeine Heilung zu beginnen, als um uns zu ſchützen, wenn er uns anfällt; wir dürfen nur Repreſſivmaßregeln eintreten laſſen gegen jeden Zurechnungsfähigen, gegen den Wahnſinnigen wird Niemand die Prävention für unzuläſſig halten. Das ſtelle ich Jenen gegenüber, die jenes Unternehmen für zwecklos erklärt haben. — Man hat uns in öffentlichen Blättern und ſonſt entgegen gehalten, wir gäben durch ſolche Maßregeln ein Zeichen der Furcht, und auf wen macht dieſer Vorwurf nicht einen Eindruck, dem er gern ausweichen möchte, wenn er es ohne Verletzung der Intereſſen des Vaterlandes vermöchte? Ich bekenne, meine Herren, ich fürchte den Tod nicht, aber ich fürchte das Verbrechen. Ich fürchte es nicht um ſeiner Opfer willen allein, ſonderu eben ſo wohl um ſeiner Urheber und Werkzeuge, um des Vaterlandes willen, deſſen Ehre es untergräbt, deſſen Freiheit und Zukunft es gefährdet. Ich finde aber in der beſonderen Lage und in der eigenthümlichen Verfaſſung Deutſchlands einen beſtimmten Grund, um uns vor der Wiederkehr ſolcher Verbrechen, um uns vor einer, wenn auch noch ſo kurzen Gewaltherrſchaft mit allen Kräften zu verwahren. Ich gebe Denen, deren Phantaſie mit dem ſchauderhaft großartigen Bilde eines Convents ſpielt und ſich darin gefällt, zu bedenken, daß die Lage Deutſchlands eine andere iſt als die Lage Frankreichs im Jahre 1793. Frankreich war ſeit Jahrhunderten durch Despotismus zu einer mächtigen Einheit zuſammenge-

ſchmiedet, und die Revolution hatte nur die letzten, ſchwachen Reſte des Provinzialismus zu beſeitigen. Wenn daher zur Zeit der Erſchlaffung, die der Ueberſpannung folgte, auch die Freiheit niedergedrückt werden konnte, ſo war doch die Einheit zu ſtark begründet und zu tief in die Natur des Volkes eingedrungen, als daß eine Reaction gegen die Einheit möglich geweſen wäre. Deutſchland aber wird durch eine blutige Herrſchaft unter dem Vorwande der Freiheit niemals, auch nur einen Augenblick regiert werden können; es bedarf für jetzt und für immer einer mäßigen, einer gerechten, einer ſittlichen Regierung. Die Städte von München bis Königsberg, von Trieſt bis Hamburg werden den Abgeordneten der Blutherrſchaft ihre Thore nicht öffnen, wie es einſt Lyon und Nantes gethan. Geben Sie dem Particularismus in Deutſchland auf kurze Zeit die Stellung, daß er es ſei, der die Grundſätze des Rechtes, der Freiheit und der Menſchlichkeit gegen eine blutige Centralgewalt vertheidigt, und Sie werden ihm eine Macht geben, welche ein Jahrhundert nicht zu brechen und nicht zur Einheit zurückzuführen vermögen wird. Wir dürfen es daher in keinem Falle auf die Wiederkehr ſo blutiger Vorfälle hin wagen. Die Anarchie würde die Einheit Deutſchlands unmöglich machen, und die Reaction, die nach Wiederholung ſolcher Schreckniſſe — ich erinnere Sie an das warnende Beiſpiel des jetzigen, republicaniſchen Frankreichs — die Reaction, die dann unvermeidlich wäre, würde die Freiheit und Einheit Deutſchlands auf lange, lange Zeit vernichten. — Ich muß aber, wenn es ſich um den Schutz dieſer Verſammlung handelt, noch auf ein Moment hinweiſen, welches ich ungern berühre; aber es muß einmal von dieſer Bühne beſprochen werden. Es hat den Gräueln vom

18. September noch etwas Schlimmeres zu Grunde gelegen als politiſche Leidenſchaft. Man hat ſich in jenen Tagen nicht geſcheut, den Namen eines deutſchen Stammes als Parole des Haſſes und des Mordes unter die Menge zu werfen. Es iſt das ſehr traurig, aber leider nur zu wahr. Meine Herren! Sie haben die Aufgabe, den Particularismus der Liebe und der Anhänglichkeit in ſeine Schranken zu weiſen; wollen Sie den Particularismus des Haſſes und der Gewaltthat an ſeine Stelle ſetzen? Fürchten Sie nicht vielmehr, daß dem Erſten durch das Auftauchen des Zweiten eine ungeahnte, beklagenswerthe Macht gegeben werde? Wenn dieſe blinde Wuth gegen den Namen eines deutſchen Stammes, deren Keim man verbrecheriſcher Weiſe in die verirrten Herzen eines kleinen Theiles des Volkes geworfen hat, wenn dieſe Wuth nicht von Grund aus getilgt wird, ſo iſt die Einheit Deutſchlands, die Vereinigung der Stämme zu dem heiligen Geſammtbau nicht möglich; und in dieſer Hinſicht ſind wir in einer ſehr exceptionellen Stellung. Die Wähler jenes Stammes, welche ihre Abgeordneten hieher geſchickt haben und welche es wiſſen, daß man gegen ihre Vertreter den Haß und die Wuth einer Volksclaſſe aufgeſtachelt hat, jene Wähler haben ein unabweisbares Recht auf Schutz. Wenn die Bevölkerung, von der ein Theil das Unglück hatte, ſich verleiten zu laſſen, darunter leiden ſollte, ſo wird ſie ſich für den Augenblick fügen müſſen, es iſt dies eine Genugthuung, die ein großer Theil Deutſchlands verlangen kann, darf und wird. Wir aber, meine Herren, die wir in der Waffenſtillſtandsfrage gegen die Majorität des Hauſes geſtimmt haben, und die wir die Abſtimmung nicht bereuen und ſie wiederholen würden, wenn die Frage ſich erneuern könnte — wir müſſen das Bündniß mit jener

großentheils erkünſtelten Aufregung zurückweiſen, welche eine ſchlechte Abſicht an dieſes Waffenſtillſtands-Votum geknüpft hat. Wir können in dem unredlichen Vorwand keineswegs den wahren Grund der vorgefallenen Gräuel erkennen, und in dieſer Hinſicht muß ich dem vorhergehenden Redner widerſprechen. Ich füge hinzu, daß in den deutſchen Landen, deren Recht und Freiheit wir ohne alle Nebenrückſicht und Nebenabſicht bei unſerem Votum im Auge gehabt haben, ſo daß wir ſchon in dieſer Frage ungern das Bündniß Derer annehmen mußten, die, indem ſie den Waffenſtillſtand bekämpften, von der Sache jener Lande mit Geringſchätzung, ja mit Verhöhnung von dieſer Tribüne herab und ſonſt geſprochen haben, — daß in jenen Landen die hieſigen Ereigniſſe eine beklagenswerthe Rückwirkung hervorgerufen haben. Die Partei, welche die Rechte der Herzogthümer mit Energie aufrecht erhalten will, iſt ſchwer getroffen durch die Rückwirkung jener Ereigniſſe, und ſie würde in einer weit beſſeren Stellung ſein, wenn der Kelch dieſer traurigen Frevel an uns vorüber gegangen wäre. — Ich gehe zu einer andern Erwägung über. Diejenigen in dieſem Hauſe, welche in der Minorität ſind und mit voller Befugniß das in der Freiheit begründete Recht in Anſpruch nehmen, auch außerhalb dieſes Hauſes dahin zu wirken, daß dieſe Minorität zur Majorität werde, haben das gerechteſte Intereſſe dabei, daß ihr Streben nicht verwechſelt werde mit gewaltſamem frevelhaftem Beginnen. Es hat ein Redner der Oppoſition in einer glänzenden Rede in der Debatte über die Centralgewalt mit Recht auf England hingewieſen und auf jene mächtigen Agitationen, welche die Emancipation der Katholiken, die Reformbill, die freie Korneinfuhr den Vorurtheilen des Parlaments abgerungen haben. Ja, meine Herren,

in dieſen Agitationen lag etwas Großes. Ich war theilweiſe Zeuge der großen Agitation für freie Korneinfuhr. Es iſt etwas Großes, wenn in einer Stadt ein Dutzend Männer zuſammenkommen und einen großen Grundſatz ausſprechen, und wenn dieſe Männer drei Jahre lang fortfahren zu reden und zu lehren und zu überzeugen, bis das Land und ſeine Regierung überzeugt und überwunden zu den Füßen ihres Grundſatzes liegt. Aber, meine Herren, in dieſer ganzen ungeheuren Agitation, die dem Herzen des Volkes nahe ging, denn es handelte ſich um das wohlfeile Brod des Volkes, iſt keine ungeſetzliche Handlung, kein Verbrechen vorgefallen. So, meine Herren, wollen auch wir agitiren für Recht und Freiheit und Fortſchritt, wenn wir erſt ſicher ſind, daß kein Verbrecher, kein Geſetzübertreter unſer Bündniß in Anſpruch nimmt, und wir nichts hinter uns haben, als die fortſchreitende Ueberzeugung des Landes, aber keine Mordluſt in der Nähe unſerer Verſammlung. Auch wir ſehnen den Augenblick herbei, wo wir mit unſern Gegnern vor unſere Wähler treten, und wir werden dann den Kampf mit den entgegengeſetzten Meinungen nach allen Seiten auskämpfen. Freilich wird dieſe Verſammlung ſchwerlich auf die Zumuthung eingehen, welche man ihr gemacht hat, ſich aufzulöſen, was ich als einen Selbſtmord an uns ſelber und als einen Mord an unſerm Vaterlande bezeichnen muß, als einen Mord der Mutter ſammt dem Kinde, der dieſe Verſammlung mit der werdenden Verfaſſung Deutſchlands in ihrem Schooße erſchlagen würde. Aber ich wiederhole es, wir ſehnen den Augenblick herbei, wo unſer Werk vollendet iſt, wo wir uns mit unſern Gegnern vor dem Volke meſſen und vertheidigen werden: da wird es ſich zeigen, welcher Meinung das Volk huldigt, ob es

uns wieder wählt, oder Andere an unſere Stelle. Wir hoffen, daß dieſer Zuſtand baldigſt eintreten wird; aber bis dahin nehmen wir die Vermuthung in Anſpruch, daß Diejenigen, welche das Volk gewählt hat, auch ſeine Meinung ausdrücken, und wir betrachten Die als Verräther am Volke, welche gegen die Majorität dieſer Verſammlung einen Theil des Volkes aufzuregen und aufzuhetzen ſuchen.

Ich weiß freilich, daß uns alle dieſe Argumente nicht ſchützen werden vor dem Vorwurfe der Reaction, daß man uns, wir mögen ſagen, was wir wollen, von manchen Seiten, indem wir das Geſetz vertheidigen, den Reactionären an die Seite ſtellen wird. Man wird uns ſagen, mit dieſer Maßregel beginne das alte Regiment wieder, es ſei eine Rückkehr zu dem früheren Zuſtande. Meine Herren, ich will den materiellen Geſichtspunct aus dem Auge laſſen, ich will nicht fragen, welches in den Jahren 1819 und 1832 das Verhältniß der Gegenmittel gegen die vorhandenen Uebel war, und welches dieſes Verhältniß jetzt iſt; ich will nur Eines bemerken. So wenig Sie die Selbſtbeherrſchung des freien Mannes vergleichen können mit dem Zwange, welchen der despotiſche Gebieter dem Sklaven auflegt, eben ſo wenig können Sie den Beſchluß einer volksvertretenden Verſammlung, welche eine beſchränkende Maßregel für nöthig hält und ausſpricht, dem einſeitigen Zwangsgeſetze, das ein ſchrankenloſer Despotismus dem Volke zu geben gewagt hat, an die Seite ſtellen. Es giebt Manche unter uns, die der Meinung ſind, daß, wenn man in einem Puncte den reißenden Strom der ſich überſtürzenden Bewegung zu dämmen ſucht, daß man dann die Sache der Freiheit verrathen oder wenigſtens verloren gegeben habe, daß dann keine Umkehr mehr möglich

ſei. Es wird das namentlich von unſerer Verſammlung vielfach behauptet. Meine Herren, ich kann die Kraft eines Volkes, die Kraft einer aus dem Volke hervorgehenden Verſammlung nicht in ſolchem Lichte auffaſſen; ich kann dieſe Kraft nicht mit dem Blitze vergleichen, der ſein kurzes Daſein nur durch Zerſtörung bezeichnen kann und dann verſchwunden iſt; ich vergleiche ſie der ewigen Sonne, die wärmt und belebt, und die auch die Wolken, die ſie zeitweiſe verhüllen, wieder zu durchbrechen vermag; ich kann und mag in jener Kraft nicht die unheimliche Stärke des Fieberkranken ſehen, die das Aeußerſte vermag, ſo lange ihr Paroxysmus dauert, und in die äußerſte Schwäche und Apathie zurückfällt, wenn die krankhafte Ueberſpannung vorüber iſt: ich ſehe in ihr die geſunde Kraft des Geſunden, die jederzeit in freier Uebung der Anſtrengung fähig iſt, die der Augenblick erfordert, und die, wenn ſie ſich freiwillig eine Beſchränkung aufgelegt hat, wenn der rechte Augenblick gekommen iſt, ſie mit der leichteſten Mühe abwirft. So iſt es mit der Freiheit Englands und aller wahrhaft freien Länder. Wir haben in ihnen in ernſten Zeiten augenblickliche beſchränkende Maßregeln beſchließen ſehen, aber wir haben auch geſehen, daß die Kraft dem Volke und den Vertretern nicht verloren ging, dieſe Maßregel wieder aufzuheben, wenn ihre Nothwendigkeit vorüber war. Wenn wir alſo, meine Herren, uns trauernd gedrungen fühlen, den vorgeſchlagenen Maßregeln im Ganzen unſere Zuſtimmung zu geben, ſo wollen wir, wenn ins Privatleben zurückgekehrt, den Tag jubelnd begrüßen, wo die uns nachfolgende geſetzgebende Verſammlung, vertrauend auf den erſtarkten Geiſt der Freiheit und der Geſetzlichkeit, die Schranken dieſer Maßregel wieder niederreißen wird.

Schlußrede

über

§. 1 des Verfassungs-Entwurfs.

19. October 1848.

§. 1. Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiete des bisherigen deutschen Bundes. Die Verhältnisse des Herzogthums Schleswig und die Grenzbestimmung im Großherzogthum Posen bleiben der definitiven Anordnung vorbehalten.

Meine Herren! Es sind an eine ganz allgemeine, ganz äußerliche Bezeichnung des Reichs-Gebietes, welche der Verfassungs-Ausschuß an die Spitze dieses Abschnittes stellen zu müssen geglaubt hat, Fragen der eingreifendsten Art, Fragen, welche die künftige Gestaltung Deutschlands betreffen, ich möchte sagen, nur so im Vorübergehen angeknüpft, und in Amendements, die vorgelesen worden sind, die aber in der Debatte keine weitere Erörterung gefunden haben, behandelt worden. Es liegen Anträge vor, welche eine Umgestaltung der territorialen Abtheilung Deutschlands durch diesen Paragraphen ausgesprochen, gesetzlich festgestellt haben wollen. Erlauben Sie mir darüber wenige Worte. Der Verfassungs-Ausschuß hat es

vermieden, dieſem erſten Paragraphen eine Aufzählung der einzelnen Beſtandtheile Deutſchlands einzuverleiben; er hat es vermieden, theils aus einzelnen Gründen untergeordneter Art, die ſich auf einzelne Theile beziehen; er hat es aber auch darum vermieden, weil er eben die einzelnen Theile Deutſchlands nach ſeiner gegenwärtigen territorialen Geſtaltung nicht in der Faſſung einer poſitiven, bleibenden, weſentlichen, gleichſam unabänderlichen Vorſchrift der Verfaſſung an die Spitze derſelben hat ſtellen wollen. Der Verfaſſungs-Ausſchuß hat freilich einerſeits geglaubt, daß ein Dictiren von Mediatiſirungen von Oben herab, daß ein Vorſchreiben weſentlicher Umgeſtaltungen in der territorialen Verfaſſung Deutſchlands nicht geeignet ſei, er hat geglaubt, daß in dieſem Augenblicke nicht ermeſſen werden könne, wie weit der Wille der einzelnen Bevölkerungen in dieſer Hinſicht gehe, daß nicht zu ermitteln ſei, bis zu welchem Puncte das deutſche Volk mit uns und unſeren Vorſchriften gehen werde, auf welchem es ſich ihnen vielleicht widerſetzen könne. Es iſt der Ausſchuß darum nicht der Meinung geweſen, daß eine weſentliche Umgeſtaltung der territorialen Verhältniſſe Deutſchlands, wie dieſelbe in einzelnen Amendements beantragt worden iſt, an die Spitze unſerer Verfaſſung zu ſtellen ſei. Er hat aber eben ſo wenig der Zukunft vorgreifen, er hat eben ſo wenig eine Formel in die Verfaſſung hineinſchreiben wollen, welche den gegenwärtigen territorialen Zuſtand Deutſchlands in irgend einer Art, wie es die alte Bundesverfaſſung gethan hat, verbürge. Er hat der freien Entwickelung, die in rechtlicher und friedlicher Form zur Erſcheinung kommen möge, nicht hemmend entgegentreten, er hat den dringenden Wünſchen einzelner Bevölkerungen kein Hinderniß der Erfüllung in den Weg legen,

er hat der Zukunft nicht vorgreifen wollen. Er hat aber auch nicht in positiver Weise zu solchen Veränderungen provociren wollen; er hielt es in diesem Augenblicke, wo die Centralgewalt noch nicht zu dem Grade der Festigkeit und zu dem Einflusse gelangt ist, die ihr nur eine definitive Verfassung verleihen kann, nicht für heilsam, wenn dieses Moment in überwiegender Weise in die augenblickliche Bewegung geworfen würde. Er hat darum bei diesem Paragraphen diese Frage nicht anregen wollen, er behält sie für die Zukunft vor, am Liebsten für die Zeit, wo die Centralgewalt hinlänglich befestigt sein wird, um den Bewegungen, welche mit der Umgestaltung der territorialen Verhältnisse Deutschlands unvermeidlich verknüpft sein werden, durch ihren Einfluß Mäßigung und Haltung gebieten zu können. Wenn er die Bezeichnung „das Reichsgebiet" an das Gebiet des bisherigen deutschen Bundes anknüpft, so hat er damit, wie die Motive sagen, in keiner Weise einen staatsrechtlichen Grundsatz, eine Beziehung des gegenwärtigen öffentlichen Rechts Deutschlands zu dem Bundesrechte ausdrücken, sondern er hat nur eine rein äußerliche Thatsache in allgemein verständlicher Weise bezeichnen wollen. Ein anderer Redner hat schon bei §. 1 die Frage der Beziehungen Deutschlands zu Oesterreich zur Sprache gebracht. Die nächsten Paragraphen werden zu weiterer Erörterung über diese Frage von unermeßlicher Wichtigkeit Gelegenheit geben. Hier nur so viel, daß der Verfassungs-Ausschuß nicht von dem Gedanken ausging, daß irgend ein Land, das zu Deutschland gehört, von demselben getrennt werde, daß er das „Soweit die deutsche Zunge klingt" in umfangreichster Weise zur Geltung gebracht zu sehen hofft. Allein der Ausschuß hat geglaubt, unabhängig von jeder Rücksicht auf

einzelne Theile des deutſchen Gebietes die Bedingungen unerſchütterlich feſtſtellen zu müſſen, ohne welche eine Einheit Deutſchlands ihm undenkbar ſcheint. Er hat weniger gefragt, ob dieſe Bedingungen werden erfüllt werden, als er die Grundſätze ausgeſprochen hat, deren Anwendung die Einheit erfordert. Ueber das wahrhaft Nothwendige glaubt er in dieſer Hinſicht nicht hinausgegangen zu ſein. Er glaubt aber nicht, daß die Frage, in wie weit einzelne Theile Deutſchlands ſich dieſen Bedingungen fügen, oder ob dieſelben Modificationen für ſich in Anſpruch nehmen werden, hier und überhaupt in der Verfaſſungsfrage einer beſonderen Erörterung zu unterziehen ſei. Ueber die Schleswig'ſche Frage iſt von früheren Rednern bereits das Nöthige geſagt. Der Verfaſſungs-Ausſchuß hat das Bewußtſein, daß er, indem er ſich beſchieden hat, die Einverleibung Schleswigs nicht auszuſprechen, keinem Rechte Deutſchlands, keinem Rechte Schleswigs etwas vergeben hat. Er hat geglaubt, daß ein ſolcher Ausſpruch bei der augenblicklichen Sachlage in die Verfaſſung nicht gehöre. Sollte Dänemark nicht, wie ich gern es mit Herrn Francke der Einſicht der Vertreter des däniſchen Volkes zutraue, — ſollte Dänemark nicht die gleiche Zurückhaltung beobachten, ſollte Dänemark es wagen, dieſelbe Frage in feindlichem Sinne in ſeiner Verfaſſung entſcheiden zu wollen: nun, ſo glaube ich, daß eine ſolche Vermeſſenheit unſerer Mäßigung, daß ein ſolcher Bruch der Verträge unſerer Treue gegenüber im Angeſicht Europas der däniſchen Sache nur ſchaden, der deutſchen Sache nur nützen werde. — In Beziehung auf die Grenzbeſtimmung in dem Großherzogthum Poſen hat der Verfaſſungs-Ausſchuß ſich lediglich dem von dieſer Verſammlung über die Poſen'ſche Frage gefaßten Beſchluſſe angeſchloſſen. Es

iſt darin eine definitive Regelung der Grenze vorbehalten, und es iſt dem Ausſchuß wohl kein Vorwurf zu machen, wenn er auf dieſen Vorbehalt hinweiſt. Es iſt auch, wenn ich recht verſtanden habe, von Herrn Viebig kein Gegen-Antrag geſtellt worden. Herr Viebig ſetzt voraus, daß bei der zweiten Leſung die definitive Grenzbeſtimmung vorhanden ſein werde. Dadurch würde ſich die Faſſung allerdings ändern; für jetzt kann nicht wohl eine andere beſchloſſen werden.

Schlußrede

über

§. 2 und §. 3 des Verfassungs-Entwurfs.

27. October 1848.

§. 2. Kein Theil des deutschen Reichs darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein.

§. 3. Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältniß zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der reinen Personalunion zu ändern.

Meine Herren! Wenn ich es als meine Aufgabe erachtete, diese gewaltige zukunftschwere Debatte zu einem inneren Abschlusse zu bringen, oder auch nur den Gedankenreichthum derselben in einen Rahmen zusammen zu fassen, so würde ich fühlen, daß eine solche Aufgabe gewiß meine Kräfte, vielleicht auch Ihre Geduld übersteigen würde. Ich werde mich mithin darauf beschränken, den Standpunct, welchen der Verfassungs-Ausschuß und seine Anträge zu den verschiedenen Verbesserungs-Anträgen einnehmen, im Allgemeinen anzudeuten, und für diese Verbesserungs-Anträge eine Classificirung, ein Fachwerk, wenn ich es so ausdrücken darf, zu finden. Der Standpunct des Ver-

faſſungs-Ausſchuſſes, ſein Grundgedanke, war einzig und allein der, was die Macht und die Einheit des Bundesſtaates, den wir gründen wollen, erfordern werde, — dieſer Gedanke allein hat ihn in ſeinen Verhandlungen geleitet, hat ſeine Beſchlüſſe dictirt. Man hat es in der Debatte dem Ausſchuſſe zum Vorwurfe gemacht, daß er ſich durch einen, wie man geſagt, einſeitigen Gedanken, daß er ſich durch eine Theorie habe leiten laſſen, und darüber die gegebenen Verhältniſſe außer Augen gelaſſen habe; aber ich frage Sie, meine Herren, in einem Falle, wo die Erfahrung von Jahrhunderten uns weit mehr lehrt, was wir zu vermeiden, als was wir nachzuahmen haben, worin anders ſollte da die Richtſchnur unſerer Handlungsweiſe geſucht werden, als in einem Gedanken, als in einer Theorie, ich ſcheue auch dieſen Ausdruck nicht. In einer Zeit, wo die Dinge wanken, wo nicht mehr der unerſchütterliche Grund gegebener Verhältniſſe eine feſte Stütze für unſere Stellungen bietet, da, meine Herren, mag der Gedanke wohl mehr als zu anderen Zeiten zu Ehren kommen, da mag man es dem politiſchen Steuermann nicht verargen, wenn er kämpfend mit den ſich thürmenden Wogen der Bewegung, wie der Schiffer auf hohem Meer nach den ewigen Sternen, ſo nach dem hohen Gedanken der Macht, der Einheit und der Größe des Vaterlandes blickt. Die Einheit Deutſchlands iſt der Gedanke unſeres Lebens, der feurige Traum unſerer Jugend geweſen, wir haben ſeine Flamme treu gehütet in den Zeiten, die ſeiner Verwirklichung wenig Ausſicht zu bieten ſchienen; er war die hohe Verheißung des deutſchen Genius, auf deren Erfüllung wir vertraut haben. Die neueſten Ereigniſſe haben gezeigt, daß, wie nach dem Worte unſeres großen Dichters die Natur, ſo auch

die Geſchichte mit dem Genius in ewigem Bunde ſteht, und daß die eine hält, was der andere verſpricht. Und jetzt, da uns die Verwirklichung jenes großen Gedankens winkt, — jetzt ſollten wir bei dem erſten Schritte in das Leben ihn verkümmern und verkrüppeln laſſen, jetzt ſollten wir ſelbſt die alte Zweideutigkeit in unſeren Ausſpruch aufnehmen, jetzt ſollten wir der alten Zerriſſenheit, die wir beklagt haben, durch unſere eigene Beſtimmung den Zugang wieder eröffnen wollen? Und in der That, meine Herren, wenn wir auf Thatſachen allein unſer Urtheil, unſere Entſchlüſſe bauen wollten, ſo haben ſich die Thatſachen in dieſer Debatte in ſo vielfach verſchiedenem Lichte dargeſtellt; ſo haben wir uns ſo innig überzeugen müſſen, wie gerade die Auffaſſung der Thatſachen ſo leicht die Farbe der Geſinnung Deſſen, der ſie wiedergibt, annimmt, daß Der, welcher in dieſer Debatte ohne beſtimmten leitenden Gedanken aus den Thatſachen allein, wie ſie dargeſtellt wurden, ſein Urtheil bilden ſollte, wahrlich ſchwer zu einem Ziele käme, und am Ende in einer mitgebrachten tiefen Ueberzeugung, in einem Zuge ſeines Gefühles, in ſeinem tiefſten Bewußtſein die Löſung wird finden müſſen, wenn er überhaupt eine Löſung finden will. Der nähere einfache Gedanke, welcher den §§. 2 und 3 des Entwurfs zu Grunde gelegen hat, iſt der, daß, ſo wie nach geſunden Begriffen des Staatsrechtes nicht einmal ein Einzelner Bürger zweier Staaten ſein kann, ſo auch kein größerer Landestheil zwei Staaten zugleich angehören könne. Ich habe zur Vertheidigung der Richtigkeit dieſes Gedankens nichts hinzuzuſetzen, denn er iſt in der Debatte nicht beſtritten worden, man hat die Conſequenz ſeiner Anwendung angefochten, aber ſeine innere Wahrheit, ſeine Begründung, hat man nicht in Abrede geſtellt. Und

wenn man Modificationen, die dieſem Gedanken zuwiderlaufen, vorgeſchlagen hat, hat man weit mehr ihre praktiſche Nothwendigkeit als ihre praktiſche Möglichkeit zu beweiſen ſich Mühe gegeben. Hat man nun aber dieſem Gedanken, deſſen allzu theoretiſchen Charakter man angefochten hat, etwas Praktiſches, hat man ihm ein Syſtem, deſſen Durchführbarkeit uns vor die Augen träte, entgegengeſtellt? Durchaus nicht. Die fraglichen Amendements beſchränken ſich darauf, ganz allgemeine Modificationen in Ausſicht zu ſtellen, ſie begnügen ſich damit, eben Alles ungewiß zu laſſen, und nichts zu entſcheiden; ſie ſtellen nicht dem Abſtracten etwas Concretes gegenüber, nein, meine Herren, ſie ſtellen nur der conſequenten Theorie und Abſtraction eine andere Theorie und Abſtraction der Inconſequenz entgegen. Ich kann mich nicht überzeugen, daß dies Verfahren ein wahrhaft praktiſches ſei, und daß durch eine ſolche vermeintliche Praxis eine Theorie, deren Richtigkeit man nicht in Abrede ſtellt, mit Erfolg bekämpft werden wird. — Ich komme auf eine andere Reihe von Amendements, die, ohne eine Modification in Ausſicht zu ſtellen, einen allgemeinen Vorbehalt ausſprechen. Ich frage zunächſt nach der Bedeutung eines ſolchen Vorbehalts. Soll er lediglich auf eine weitere Erwägung hindeuten, nun, ſo haben wir ja eine zweite Berathung ꝛc. beſchloſſen, und ich meine nicht, daß Sie davon für dieſe ſo folgenreichen und wichtigen Puncte Ausnahme machen werden. Wir werden alſo die Fragen jedenfalls nochmals erwägen, ohne daß dazu ein Vorbehalt nöthig wäre. Oder denken Sie ſich einen ſolchen Vorbehalt als in unſere künftige, vollendete, in ſich abgeſchloſſene Verfaſſung aufgenommen? — Das iſt unmöglich. Wir können nicht eine

Verfaſſung ins Leben treten laſſen, wir können ſie nicht als zur Ausführung gerüſtet hinſtellen, in die wir für einen Punct von ſo eingreifender Wichtigkeit einen Vorbehalt aufnehmen. — Ein anderes Amendement, das des Herrn Schreiner, knüpfte den Vorbehalt an den Zeitpunct der wiederhergeſtellten Ruhe in Oeſterreich. Ich glaube nicht, meine Herren, daß dieſer Zeitpunct ein hinlänglich beſtimmter iſt, um darauf einen ſolchen Vorbehalt füglich gründen zu können. Ich hoffe, unſer Verfaſſungswerk wird in nicht allzulanger Friſt vollendet ſein; ich hoffe aber auch, die Ruhe und Ordnung in Oeſterreich werde in nicht zu langer Friſt wiederhergeſtellt ſein, ſo daß beide Momente, der unſerer vollendeten Verfaſſung und der der wiederhergeſtellten Ruhe und Ordnung in Oeſterreich, ungefähr zuſammenfallen werden. Sollte das aber nicht der Fall ſein, nun, meine Herren, dann wird es ſpäter an der Zeit ſein, eine Friſt zu ſetzen; für jetzt ſcheint mir kein Grund dazu vorhanden. — Ich komme nun auf eine andere Art von Amendements, von denen ich erklären muß, daß ſie, wenn auch der Ausſchuß ſie nicht annehmen kann, doch ſeinem Grundgedanken gewiſſermaßen nahe kommen. Es iſt dieſes das Amendement des Hrn. v. Mayfeld, das derſelbe Ihnen vorher entwickelt hat, und welches ſo lautet: „Deutſche Länder dürfen mit nichtdeutſchen Ländern nur in der Art zu einem Staate verbunden ſein, daß die für ganz Deutſchland geltenden geſetzlichen Beſtimmungen in ſolchen deutſchen Ländern durch ihren Verband mit nichtdeutſchen Ländern durchaus keine Modification erleiden dürfen;“ ſo wie das Amendement des Herrn Abgeordneten v. Aichelburg, welches lautet: „Die Vereinigung eines deutſchen Landes mit einem nichtdeutſchen Lande unter einer gemeinſchaftlichen Regie-

rung kann den Rechten und Verpflichtungen dieſes deutſchen Landes als ſolchen keinerlei Abbruch thun." — Dieſe Amendements weichen in dem Zwecke, den wir vor Augen haben, nicht von der Grundlage der Beſtimmungen des Ausſchuſſes ab. Sie ſtellen keine Modificationen in Ausſicht, ſie wollen, daß alle Beſtimmungen des Verfaſſungswerkes zu ihrer vollſtändigen Durchführung gelangen. — Meine Herren! Wenn der Ausſchuß ſich hätte überzeugen können, daß ohne die Form der Perſonalunion eine ſolche unbedingte Geltung der Beſtimmungen unſerer Verfaſſung in den mit nichtdeutſchen Ländern verbundenen Staaten möglich wäre, ſo würde er ſich dieſen Amendements anſchließen. Es fehlt nichts als der Beweis dieſer Möglichkeit. Wenn Sie überzeugt wären, meine Herren, daß der Verfaſſungs-Ausſchuß Unrecht gehabt hat, als die einzige Löſung der Frage in poſitiver Weiſe die Perſonalunion auszuſprechen; wenn Sie wirklich glaubten, daß eine andere Form möglich wäre, daß Ihr Ausſchuß mit Unrecht jede Wahl ausgeſchloſſen und die betheiligten Länder auf ein ſo enges Terrain gedrängt hat: dann könnten Sie für dieſe Amendements ſtimmen, ohne dem Grundgedanken, der den Ausſchuß geleitet hat, etwas zu vergeben. Aber der Ausſchuß hat jene Anſicht nicht gehabt, und die Debatte hat ſie meines Erachtens nicht begründet. Wir glauben, daß, wenn es darauf ankommen wird, das Räthſel, welches auch in dieſen Amendements liegt, praktiſch zu löſen, d. h. die Formen einer engen Verbindung der deutſch-öſterreichiſchen Länder mit Deutſchland zu finden, man zu nichts Anderem gelangen wird als zur Formulirung des Ausſchuſſes, nämlich zur Perſonalunion mit den nichtdeutſchen Landen. Darum wollte der Ausſchuß Deutſchland nicht der Gefahr vielleicht jahrelanger

Experimente aussetzen, nicht einem Zustande, wo bei jedem einzelnen Puncte die Durchführung in Aussicht gestellt, aber auf eine spätere Zeit verschoben werden könnte, und wo nach langen, vergeblichen Versuchen erst die Unausführbarkeit ans Licht treten würde. Darum kann Ihr Ausschuß auch diesen Amendements unter seinen factischen Voraussetzungen nicht zustimmen; wenn er sie gleich, da sie mit seiner Grundidee übereinstimmen, eher als die vorhin erwähnten annehmen würde. — Wie aber nun, werden Sie fragen, hat sich der Verfassungs-Ausschuß die Ausführung der von ihm aufgestellten Grundsätze in Beziehung auf Oesterreich gedacht? — Wenn auch der Ausschuß, von der inneren Nothwendigkeit des Gedankens, den er in keiner Weise verleugnet, getrieben, seinen Beschluß zunächst außerhalb der Sphäre der Ausführbarkeit erwogen und gefaßt hat, so werden Sie doch natürlich finden, daß er seine Augen nicht von der Wirklichkeit, von der concreten Zukunft, die seinen Beschlüssen werden wird, abgewendet hat. Der einzige Redner des Verfassungs-Ausschusses, der an dieser Debatte Theil genommen hat, Herr Waitz ... den Hrn. v. Mühlfeld ziehe ich nicht in Betracht, da er zur Minorität gehörte — also das einzige Mitglied der Majorität des Ausschusses, welches an dieser Debatte Theil genommen hat, Herr Waitz ist von mehreren — und zwar den entgegengesetzten — Seiten mit großer, — und ich darf wohl hinzufügen, — mit ungerechter Bitterkeit angegriffen worden. Die Einen haben ihm vorgeworfen, daß er die Bestimmung des Ausschusses Oesterreich gegenüber für ausführbar halte, daß er die Ueberzeugung ausgesprochen habe, Oesterreich werde und könne darauf eingehen. Die Anderen haben es ihm dagegen

zum Vorwurfe gemacht, daß er auch die Möglichkeit von Ferne gesehen habe, Oesterreich könne vielleicht Einwendungen machen. Nun, meine Herren, ich glaube, daß wenn in irgend einem Falle, so in diesem diese entgegengesetzten Vorwürfe einander aufheben, und sowohl den Herrn Waitz als den Standpunct rechtfertigen, welchen der Verfassungs-Ausschuß der Wirklichkeit gegenüber eingenommen hat. Der Ausschuß ist von der Ausführbarkeit und von der künftigen Ausführung dieser Bestimmungen auch in Oesterreich ausgegangen; die Ansicht, daß selbst im Interesse Deutschlands eine andere Lösung der Frage ersprießlicher wäre, — eine Ansicht, der ich, so wenig ich sie theile, ihre politische Bedeutung und ihre Möglichkeit aus dem patriotischen Standpuncte, nachdem wir sie, so wie es geschehen, auf dieser Tribüne haben rechtfertigen hören, nicht abzusprechen gesonnen bin, — diese Ansicht ist in dem Verfassungs-Ausschusse nicht zur Sprache gekommen; derselbe ist von der Möglichkeit, ja beinahe von der Gewißheit der Ausführung, vor Allem (Unterbrechung.) Also die Mehrheit des Verfassungs-Ausschusses ist vor Allem von dem innigen Wunsche ihrer Ausführung auch für Oesterreich ausgegangen. Wenn aber von der anderen Seite die österreichischen Mitglieder des Ausschusses und viele Oesterreicher in dieser Versammlung von vorn herein die Unmöglichkeit ihrer Ausführung behauptet haben, so werden sie wohl nicht der Ansicht sein, meine Herren, daß der Patriotismus in diesem Falle die Augen schließen müsse gegen entgegengesetzte Anschauungen, und Sie werden es den Mitgliedern des Ausschusses, welche eine Gefahr dieser Art zu sehen glaubten, — und etwas Anderes als eine Gefahr hat Niemand darin gesehen, — nicht zum Vorwurf

machen, daß ſie den Blick darauf gerichtet haben. Es hat ferner geſtern Herr Berger die Paragraphen darum bekämpft, weil ſie überflüſſig ſeien, weil in dem hingeſtellten Begriffe des Bundesſtaates die nothwendige Conſequenz dieſer Beſtimmungen ſchon läge. Dieſe Meinung kann der Ausſchuß nicht theilen. Der Begriff des Bundesſtaates, der ein vermittelnder zwiſchen dem Centralſtaat und dem bloßen Bunde iſt, hat keine ſo ſcharfe Abgrenzung, daß man ihn nur auszuſprechen brauchte, um ſeine Conſequenzen nach allen Seiten hin ohne nähere Beſtimmung hinzuſtellen. Der Ausſchuß glaubte, und ich glaube es noch, daß die Beſtimmung über die Perſonalunion als einzig mögliche Form der Verbindung zwiſchen deutſchen und nichtdeutſchen Staaten ſo eingreifender Art iſt, daß ſie ausgeſprochen werden müßte. Auffallend iſt es aber, daß derſelbe Redner, der die Paragraphen als überflüſſig bekämpft, zugleich in dem Ausſpruche dieſer nothwendigen Conſequenzen die verborgene Abſicht entdecken will, Oeſterreich zu beſeitigen. Dieſe beiden Vorwürfe weiß ich nicht mit einander in Einklang zu bringen. Sind dieſe Sätze ſo nothwendige Folgen des Grundſatzes, daß ſie ſelbſt gegolten hätten, wenn ſie nicht ausgeſprochen wären, ſo begreife ich nicht, daß man in ihrem Ausſpruche eine ſolche beſondere Abſicht finden kann. Liegen die Sätze in dem Grundgedanken ſelbſt, ſo würde jener gehäſſige Vorwurf dem Gedanken zu machen ſein, und nicht Denen, die ſeine nothwendige Folgerung ausſprachen. Das iſt Alles, was ich gegen dieſen überraſchenden Vorwurf von Seiten des Ausſchuſſes erinnern mag. Ich erlaube mir aber noch einige Betrachtungen über die künftige Ausführung der in Rede ſtehenden Beſtimmungen. Es kann Niemand mehr als ich, meine Herren, von der entſchei-

benden Macht der Ausſprüche dieſer Verſammlung über die Verfaſſung Deutſchlands durchdrungen ſein, es kann Niemand mehr als ich die zuverſichtliche Hoffnung feſthalten, daß den vom Ausſchuſſe vorgeſchlagenen Paragraphen auch in Bezug auf die öſterreichiſchen Lande die Ausführung in keiner Hinſicht fehlen werde: dennoch möchte ich, daß wenn von der Macht dieſer Verſammlung die Rede iſt, von der Wirkſamkeit und dem Einfluſſe ihrer Beſchlüſſe, man ſorgfältig unterſcheide zwiſchen einer Macht, die auf die Freiheit und die Gerechtigkeit, auf Erkenntniß des Volkswillens, und zwiſchen einer Macht, die auf die Gewalt und die Uebermacht gegründet iſt. Dieſe letzte Art der Gewalt, die gegründet iſt auf die Gewalt und die Uebermacht, die darf niemals zurückweichen, ſie muß ihren ehernen, zermalmenden Schritt fortſetzen über die Fluren des Völkerglücks und der Völkereinheit, und darf, von einem blinden Verhängniß getrieben, keinen Schritt rückwärts thun; denn mit dem Schrecken ihrer Macht, mit dem knechtiſchen Glauben an ihre Gewalt würde dieſe Macht gebrochen ſein. Das iſt die Eigenſchaft der Macht des Despotismus. Anders, meine Herren, iſt es mit der Macht, die auf der Freiheit und dem Volkswillen beruht; dieſe Macht, behaupte ich, kann auch einen Schritt zurück thun, wenn es ihr als eine innere, durch die Gerechtigkeit gebotene Nothwendigkeit ſich darſtellt, ohne ihre Macht, ohne ihren Einfluß zu verlieren. Ich hoffe, dieſe Nothwendigkeit wird nicht eintreten; ich hoffe, wir werden mit Oeſterreich unſern Weg bis zum Ziele gehen; ich ſpreche es aber offen aus: wenn unſere Vorausſetzungen ſich als irrig erweiſen ſollten, wenn die Millionen Deutſchen in Oeſterreich, auf deren Zuſtimmung wir unſer Werk gründen wollen, uns wirklich ent-

gegen hielten, es sei nicht möglich, sie könnten nicht eingehen auf unsere Anordnungen, gleich wie manche Oesterreicher in der Versammlung — aber ohne mich zu überzeugen — das gesagt haben; wenn es sich zeigte, daß das hohe Ziel, das wir für Deutschland erstreben, in Oesterreich allein nicht bloß den Slaven ein Aergerniß, sondern auch den Deutschen eine Thorheit sei, — wenn dieser Fall einträte, wie ich nicht glaube, daß er eintreten wird: dann, behaupte ich, könnten wir mit Ehren nachgeben, könnten uns dem Ausspruche von Millionen Brüdern fügen, und könnten die Knüpfung eines anderen Bundes einträchtig mit ihnen erstreben. Dadurch wird unsere Macht nicht geringer werden, eben weil sie auf Freiheit und Gerechtigkeit gegründet ist, und weil es deshalb ihrem Charakter nicht widerspricht, von dem Volkswillen eine Belehrung anzunehmen und ihm nachzugeben. Aber die Sache hat noch eine andere Seite. Auch Diejenigen unter uns, die der Macht dieser Versammlung das weiteste Ziel stecken, die die Möglichkeit eines Rückschritts nicht zugeben, werden den Unterschied zwischen der staatsrechtlichen und völkerrechtlichen Seite der hier in Betracht kommenden Frage doch zugeben müssen. Die staatsrechtliche Seite ist die, daß wir die Bedingungen des deutschen Bundesstaates, die Bedingungen des Eintritts in den Bundesstaat feststellen; darin sind wir allmächtig, darin kann unseren Entschlüssen, abgesehen von dem sich gegen uns aussprechenden Volkswillen, Keiner in den Weg treten. Aber wir können uns nicht verhehlen, daß in diesen Verhältnissen, gegenüber den Staaten, mit denen nach der bisherigen zweideutigen Weise einzelne Bundesländer verbunden waren, daß gegenüber Dänemark, Holland und dem nichtdeutschen Oesterreich eine völkerrechtliche Frage vorliegt,

in Beziehung auf welche ein Krieg, abgesehen von der inneren materiellen Berechtigung, in formeller Hinsicht möglich, und nicht etwa ein Bürgerkrieg, sondern ein völkerrechtlicher Krieg sein würde. Nun, meine Herren, wo ein völkerrechtlicher Krieg möglich ist, da kann und darf auch die Möglichkeit völkerrechtlicher Unterhandlungen nicht ausgeschlossen sein, und wir werden gut thun, uns diese Möglichkeit klar zu vergegenwärtigen. — Ich komme nun auf den Vorwurf, den man uns gemacht hat, daß wir durch die definitive Entscheidung dieser Frage auf eine vielleicht verderbliche Weise in das Geschick Oesterreichs eingriffen; der schwerste Vorwurf, der uns gemacht werden konnte, und den zu beseitigen uns am Herzen liegen muß. Ich glaube aber, daß Herr Wurm in dieser Hinsicht schon das Nöthige gesagt hat. Wir sind es nicht, die diese Frage erfunden haben, um sie zur Lust an Oesterreich zu stellen; die Geschichte hat diese Frage gestellt, und unsere Paragraphen sind nur der Ausdruck der inneren Nothwendigkeit, über welche sich Oesterreich wird aussprechen müssen. Und dann stelle ich folgende Alternative: Ist das rein deutsche Element in Oesterreich so schwach, wie uns die Oesterreicher, die gegen die Paragraphen sprachen, es vorgeführt haben, nun, warum soll denn eine so große Gefahr darin liegen, dieses deutsche Element zu wecken? Ist es aber andererseits so stark, daß große Gefahren von ihm zu befürchten sind, so glaube ich, ist es auch stark genug, um uns auf dasselbe zu stützen, um mit seiner Hülfe unseren Bestimmungen Eingang zu verschaffen. Es scheint mir, daß Die, welche das deutsche Element als ein so schwaches schildern, und dennoch die Gefahren, die unsere Paragraphen für Oesterreich herabbeschwören könnten, so hoch angeschlagen haben, mit sich

ſelbſt in Widerſpruch ſind. Auf diejenigen Eventualitäten aber, die im ſchlimmſten Falle, — denn als ſolchen betrachtet ihn der Verfaſſungs-Ausſchuß, — aushelfend eintreten könnten, zurückzukommen, glaube ich, wird uns unter allen Umſtänden vorbehalten bleiben, und ich kann mich in keiner Weiſe davon überzeugen, daß es jetzt an der Zeit ſei, das Ebenmaß unſerer Verfaſſung durch die Anticipation ſolcher Eventualitäten zu ſtören. — Ich habe ſchon vorher auf den Antrag Uhland's, die Paragraphen von der zweiten Berathung auszunehmen, hingedeutet. Ich kann mich im Namen des Verfaſſungs-Ausſchuſſes mit allen Argumenten, die die tiefe Ueberzeugung dieſes edlen Mannes für die Beſtimmungen der Paragraphen hat, völlig einverſtanden erklären. Ich glaube aber dennoch, daß dieſe Abweichung von der Form unſerer Berathung gerade für dieſen Fall etwas Verletzendes für Oeſterreich haben würde. Ich habe mich gefreut, aus dem Munde des verehrten Redners die Ausſicht eröffnen zu hören, daß er ſein Amendement zurücknehmen werde. Wenn wir die Rechtsgleichheit auch in Beziehung auf die deutſch-öſterreichiſchen Länder herſtellen wollen, nun, ſo laſſen Sie uns auch in Beziehung auf die Form der Berathung keine Rechtsungleichheit beſchließen, und laſſen Sie uns nicht durch die Abweichung von der angenommenen Form den Schein annehmen, als wollten wir Oeſterreich in irgend einer Weiſe drängen, und ihm die Entſcheidung in übereilter Weiſe abnöthigen. Im Zuſammenhange damit muß ich von dem Standpunct des Ausſchuſſes auch der Anſicht widerſprechen, daß wir nicht weiter berathen könnten, ehe wir in Beziehung auf die factiſche Seite der Frage, in Beziehung auf Oeſterreich vollkommen im Reinen ſind. Das würde richtig ſein von

dem Standpuncte Derjenigen, die Modificationen verheißen, die nicht aus der Nothwendigkeit des Gedankens herausarbeiten, sondern bald rechts, bald links sehen wollen, ob das Eine hier, das Andere dort genehm sein möge. So hingegen wir aber den Bundesstaat construiren wollen, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die patriotische Kraft des deutschen Volkes die Schwierigkeiten ebnen werde, die sich hier oder dort entgegenstemmen können, so stört uns jene Rücksicht nicht in unseren Berathungen, und wir können dieselben ungehindert fortsetzen. — Ich komme nun auf den Vorschlag des Herrn v. Gagern, der im eigenen Interesse Deutschlands eine Ausnahmsstellung für Oesterreich von uns selbst ausgesprochen wissen will. Wenngleich dieser Vorschlag in den Berathungen des Ausschusses keine Stelle gefunden hat, so kann ich doch sagen, daß die ihm zu Grunde liegende Ueberzeugung von dem Ausschuß in keiner Weise getheilt worden ist. Das Wesentliche des Vorschlags selbst ist von Anderen erörtert worden, und ich erlaube mir nur wenige Worte von einem mehr äußerlichen Gesichtspuncte aus, welchen auch Herr Wurm schon berührt hat. Ich meine, wenn man selbst jenen Gedanken eines minder engen Bundes mit Oesterreich, welcher dem Antrage zu Grunde liegt, für das Rechte hielte, wenn man glaubte, daß in ihm die künftige Lösung der Frage, die uns beschäftigt, enthalten sei: so müßte man dennoch einräumen, daß es nicht unsere Sache sein kann, die Ausschließung Oesterreichs von dem deutschen Staatenbunde auszusprechen. Ich möchte zuerst doch fragen, ob sich denn etwa für diese Auffassung eine sichtbare Mehrheit des deutschen Oesterreichs ausgesprochen hat. Wenn ich die Ansprüche derjenigen österreichischen Abgeordneten, die auf ein entscheidendes

Reſultat, auf die Annahme der Paragraphen nicht eingehen wollen, genauer erwäge, ſo ſcheint es mir, daß ſie die Richtigkeit und Nothwendigkeit der geſtellten Alternative überhaupt nicht anerkennen. Auf die Frage, ob das deutſche Oeſterreich ſich dem deutſchen Bundesſtaate einverleiben oder ein Theil des ganzen Oeſterreichs bleiben wolle, würde uns, wie ich vermuthe, die Mehrheit der deutſchen Oeſterreicher zunächſt antworten, daß ſie Beides zugleich wollten, und auf keines von Beidem verzichteten. Sie ſcheinen zu glauben, ſie könnten zugleich ganz deutſch und ganz öſterreichiſch ſein. Mindeſtens iſt dieſe Stimmung eine ſehr verbreitete. Ich glaube daher, daß, wenn wir unſererſeits zu der Alternative jenes Antrags greifen, wir noch weit mehr Unzufriedenheit in Oeſterreich erzeugen werden, als wenn wir den entgegengeſetzten Grundſatz ausſprechen. Mir ſcheint die Lage der Sache in allen Fällen zu erfordern, daß die Initiative zu einem ſolchen Vorſchlage von Oeſterreich ausgehe. Jene großartige Anſchauung giebt dem deutſchen Elemente Oeſterreichs die Miſſion, die Sitte und Bildung Deutſchlands nach dem fernen Oſten hin zu tragen und mächtig zu vertreten. Wir müſſen aber zu dieſem Ende doch die Ueberzeugung haben, daß das deutſche Element Oeſterreichs dieſe Kraft ſich zutraue, daß es dieſe dornenvolle Miſſion übernehmen wolle, und daß es vollends in ſeiner größeren Entfremdung von Deutſchland den undeutſchen Elementen des eigenen Landes nicht zu erliegen fürchte. Wenn ein theures Familienglied entſendet werden ſoll, um einen hohen Gedanken in ferne, wüſte Weltgegenden zu tragen, ſo werden wir doch vorher abwarten, ob jenes Familienglied auch die Kraft in ſich fühle, das Leid der Trennung und die Laſt des ſchweren Berufes zu tragen. Wir werden ihm

aber jene Mission nicht auflegen, ehe es nicht in sich selbst den inneren Beruf dazu erkannt hat. Und welches würden die Folgen eines solchen Beschlusses sein, wenn Oesterreich doch deutscher wäre, als bei dem Vorschlag vorausgesetzt wird? Im entgegengesetzten Fall haben wir wenigstens den innigsten Anschluß gewollt. Und wäre es möglich, daß Oesterreich nicht darauf eingehe, dann ist der Weg der Verständigung offen. Haben wir aber die Trennung ausgesprochen, und findet sie keinen Anklang bei der Mehrheit, so scheint mir die Lage der Dinge gefährlicher zu sein. Freilich haben Manche gemeint es könnten auch die Paragraphen des Verfassungs-Ausschusses einen übeln Eindruck in Oesterreich machen, sie könnten eine Verstimmung hervorrufen, die der slavischen Sache zu Gute käme. Ich kann mir diesen Erfolg in der That nicht als möglich denken. Mag es geschehen können, daß eine geängstete Phantasie in dunkler Nacht die dargereichte Hand des Freundes mit der aufgehobenen Faust des Feindes verwechsele; daß aber in dem hellen Lichte dieser Debatte, wo alle noch so verschiedenartigen Meinungen sich in der Liebe zu den österreichischen Brüdern begegnet sind, wo wir Alle den einen Zweck vor Augen hatten, ein möglichst inniges Bruderband mit Oesterreich zu schließen, wo nur über die Mittel, keineswegs aber über das Ziel abweichende Ueberzeugung herrschte, daß ein von dem hellen Tageslichte dieser Debatte beleuchteter Beschluß in Oesterreich Verstimmung hervorrufen könne, das vermag ich mir nicht vorzustellen. Wie die Sache sich wende, so wird unser Beschluß immer eine friedliche, liebevolle Verständigung herbeiführen, und selbst dann, wenn er zunächst, — was ich durchaus nicht einräume, auf einer factisch irrthümlichen Voraussetzung beruhte.

Es iſt das freilich eine eigenthümliche Schwierigkeit unſerer Lage bei dieſer und mancher anderen wichtigen Frage, die in unſerer Mitte zu verhandeln iſt, daß eben der alleinige Boden des politiſchen Handelns in unſerem Lager, daß die politiſche Stimmung der Völker keineswegs immer eine ſo ſicher und klar erkennbare iſt, um mit voller Gewißheit auf ſie die erforderlichen Maßregeln bauen zu können. — Das iſt die traurige Folge der Dumpfheit unſeres früheren politiſchen Lebens, der politiſchen Zerriſſenheit, an der wir gelitten haben, daß unſere Organe, möchte ich ſagen, nicht ſcharf hörend und fein fühlend genug ſind, um in jedem Augenblicke die wahre Stimmung der Völker, für welche wir unſer Werk aufzurichten haben, mit Sicherheit zu erkennen. Als Hülfsmittel gegen dieſen unleugbaren Uebelſtand thut uns mehr als irgend einer politiſchen Verſammlung bei wichtigen Fragen die Debatte, der Austauſch unſerer Ideen Noth, und es ſollte die Praxis jenes Staatsmannes, der da bekannte, daß die Debatte freilich oft ſeine Meinung, niemals aber ſein Votum geändert habe, in keiner Verſammlung weniger Anwendung finden als in der unſrigen. Wir bringen aus den verſchiedenen Gegenden des Vaterlandes ſehr verſchiedenartige Anſchauungen mit, und wir ſollten in dem lebendigen Austauſche dieſer Anſchauungen, in dem gewaltigen Strome der Debatte ſorgfältig lauſchen auf das Rauſchen der Volksſtimmungen, welche hörbar hindurchtönen; ich halte das für einen wichtigen Theil unſerer hohen Aufgabe. Darum ſeien wir auch duldſam gegen einander bei dieſem Meinungsaustauſche, und vergeſſen wir nicht, daß die Verſchiedenheiten der Anſicht, mögen ſie auch noch ſo weit auseinander gehen, meiſtentheils mehr auf jener Verſchiedenheit der mitgebrachten Anſchauungen

als auf der der Absicht und des Zieles beruhen. Darum seien wir auch duldsam gegen Die, deren Ansichten hier und da schwanken, weil sie eben aufrichtig nach voller Wahrheit ringen. Der an den Felsen des Zweifels gefesselte Prometheus, mit dem einst ein Redner unsere Versammlung verglich, hat, ungleich seinem Urbilde, die Flamme der politischen Wahrheit dem Himmel noch nicht entlehnt. Wenn wir den heiligen Funken dieser Wahrheit dem tiefsten Bewußtsein des deutschen Volkes werden entlockt, wenn wir ihn zur hellen Flamme werden entzündet haben, welche weit hinleuchtet über Deutschlands Zukunft und über die Siegesbahn, welche wir mit ihm zu durchwandeln haben, dann wird der Zweifel gelöst, der Prometheus entfesselt, und Deutschland stark, mächtig und einig sein! Wie Sie nun aber die Frage lösen mögen, die uns beschäftigt hat, meine Herren, des Einen bin ich gewiß: daß Sie dieselbe im Geiste der innigsten Bruderliebe zu unseren österreichischen Brüdern lösen, und daß, wenn uns Schwierigkeiten in der Ausführung begegnen sollten, wir dieselben mit jenen Brüdern in gemeinsamer Kraft und gemeinsamer Bruderliebe zu lösen bestrebt sein werden.

Schlußrede

über

§. 4 des Verfassungsentwurfs.

30. October 1848.

§. 4. Das Staatsoberhaupt eines deutschen Landes, welches mit einem nichtdeutschen Lande in dem Verhältniß der Personalunion steht, muß entweder in seinem deutschen Lande residiren, oder in demselben eine Regentschaft niedersetzen, zu welcher nur Deutsche berufen werden dürfen.

Antrag der Minorität des Ausschusses:

Das Staatsoberhaupt eines deutschen Landes, welches mit einem nichtdeutschen Lande durch Personalunion verbunden ist, darf nichtdeutsche Truppen in seine deutschen Länder nicht verlegen, außer in Veranlassung von Reichskriegen auf Anordnung der Reichsgewalt.

Antrag von Rösler, statt des Minoritäts-Erachtens folgende Fassung anzunehmen:

Das Staatsoberhaupt eines deutschen Landes, welches mit einem nichtdeutschen Lande durch Personalunion verbunden ist, darf weder nichtdeutsche Truppen in seine deutschen Länder noch deutsche Truppen in seine nichtdeutschen Länder verlegen, außer auf Veranlassung von Reichskriegen mit Genehmigung der Reichsgewalt.

Meine Herren! Ich habe dieser Debatte nur einige Worte hinzuzusetzen, theils aus dem Grunde, weil Herr v. Soiron den Standpunct, welchen der Verfassungs-Ausschuß den Verbesserungs-

Anträgen gegenüber einnimmt, bereits genügend dargelegt hat, und dann noch aus einem andern innern Grunde. Es handelt sich hier nämlich nicht darum, die gestellten Verbesserungs-Anträge ihrem Inhalte nach zu bekämpfen, es handelt sich nicht darum, sie als irrig und mit dem Vorschlag des Verfassungs-Ausschusses in wesentlichem Widerspruch stehend nachzuweisen. Vielmehr ist der Ausschuß der Ansicht, daß im Ganzen und Großen diejenigen Vorschläge, welche in den Verbesserungs-Anträgen enthalten sind, als Consequenzen des Grundsatzes, die der Entwurf aufstellt, erscheinen. Es handelt sich hier nur um die formelle, untergeordnete Frage, ob es geeignet sei, diese Consequenzen in die Verfassung aufzunehmen, und sie dadurch vor anderen Consequenzen desselben Grundsatzes hervorzuheben, und mit solcher Entschiedenheit hinzustellen, daß in den mannichfaltigen Verhältnissen, welche durch die betreffenden Paragraphen berührt werden, keinerlei Ausnahme oder Modification derselben mehr gestattet werden könnte. Der Verfassungs-Ausschuß ist freilich nicht der Meinung, welche auf dieser Tribüne früher ausgeführt worden ist, daß die bloße Aufstellung des Begriffs vom Reich oder vom Bundesstaat allein schon alle Fragen erledige, so daß gar keine weitere Consequenz ausgesprochen zu werden brauche. Er hat geglaubt, noch die eine allgemeine Folgerung ziehen zu müssen, daß zwischen deutschen und nichtdeutschen Ländern ein anderes Verhältniß als die Personalunion nicht stattfinden dürfe. In diesem Satze glaubt er aber die Grenze Desjenigen gefunden zu haben, was sich für die Verfassung eignet; noch weiter in's Einzelne gehende Folgerungen zu ziehen, ist ihm nicht nöthig und nicht angemessen erschienen. Es wird das aufgestellte Princip nicht allein auf das Kriegs-

weſen, ſondern auch auf die Regierung und Verwaltung, auf die Finanzen ſeine Wirkung äußern, und wenn man die Conſequenzen des Princips nur nach einer Seite hin darlegte, ſo könnte es ſcheinen, als ob man auf ſeine Durchführung nach anderen Seiten hin verzichte. Ich erinnere Sie daran, daß in den Anträgen der limburg'ſchen Abgeordneten auf etwas ganz Anderes Werth gelegt wurde, nämlich auf den Schutz wider die Theilnahme an der holländiſchen Staatsſchuld. Der internationale Ausſchuß, ſo wie dieſe hohe Verſammlung ſelbſt haben ſeiner Zeit dieſe wichtige verwickelte Frage nicht entſcheiden wollen, und wir haben uns jetzt damit nicht zu beſchäftigen. Ich führe die Thatſache nur als Beiſpiel an, um nachzuweiſen, daß es nicht angemeſſen ſein kann, nach einer Seite hin in's Detail zu gehen, da wo gleich wichtige Conſequenzen nach einer anderen Seite hin gezogen werden können. Daß der Regent bei der Niederſetzung einer Regentſchaft die in anerkannter Wirkſamkeit beſtehende Verfaſſung des betreffenden Landes befolgen muß, verſteht ſich nach der Anſicht des Ausſchuſſes von ſelbſt. Es ſcheint ihm ein Zuſatz deshalb nicht nöthig zu ſein. Die Frage bezüglich der Anſtellung fremder Beamten gehört in ein Reichsgeſetz über Naturaliſation und Staatsbürgerſchaft; auch dieſe Frage geht zu ſehr in's Detail, um ſie hier für den beſonderen vorliegenden Fall zu entſcheiden. Die Frage des Militärs mag im Allgemeinen in den Anträgen der Minorität des Ausſchuſſes und des Herrn Rösler richtig beantwortet ſein; dennoch frage ich Sie, ob die neuen Geſtaltungen, die in Beziehung auf die nichtdeutſchen Länder Oeſterreichs, auf den national reorganiſirten Theil des Großherzogthums Poſen, auf das Verhältniß Schleswig-Holſteins zu Dänemark, Limburgs zu

Holland, — ob dieſe neuen von den bisherigen ſo weſentlich abweichenden Geſtaltungen, die in's Leben treten werden, alle insgeſammt, — denn auf manche derſelben wird der Grundſatz des Minoritäts-Erachtens ſicher ſofort Anwendung finden müſſen, -- ſchon ſo klar vorliegen, um ſo in's Einzelne eingehende Beſtimmungen hier faſſen zu können. Ich erinnere Sie an die Möglichkeit, daß, um die Beſtimmungen der §§. 2 und 3 in Betreff Oeſterreichs leichter zu realiſiren, ein möglichſt inniges völkerrechtliches Verhältniß zwiſchen Deutſchland und den nichtdeutſchen öſterreichiſchen Provinzen eingegangen werden könnte; und da frage ich Sie, ob es gewiß iſt, daß dieſes innige völkerrechtliche Verhältniß nicht vielleicht über die engen Grenzen der hier in Frage ſtehenden Vorſchläge auch in Beziehung auf das Militärweſen hinausgehen könnte. Herr Schüler hat geſagt, die Amendements laſſen auch eine Verlegung des Militärs mit Genehmigung der Reichsgewalt zu. Ich muß jedoch darauf aufmerkſam machen, daß ſowohl das Minoritäts-Erachten als auch das Amendement des Herrn Rösler die Verlegung nichtdeutſcher Truppen in deutſche Landestheile — und eben ſo das Amendement auch den umgekehrten Fall — nicht bloß an die Genehmigung der Reichsgewalt knüpfen, ſondern ſie auch auf den Fall des Reichskrieges beſchränken. Es fragt ſich nun, ob nicht das Verhältniß eines ſehr innigen völkerrechtlichen Schutz- und Trutzbündniſſes möglich wäre, bei welchem eine Verlegung der Truppen freilich an die Genehmigung der Reichsgewalt geknüpft, aber doch auch außer einem Reichskriege zuläſſig wäre. Aus dieſen Gründen ſcheint es dem Ausſchuß nicht nothwendig, jetzt noch weiter der Zukunft vorzugreifen,

und Verhältniſſe, die ohnehin in der Ausführung ihre großen Schwierigkeiten haben, durch unnöthige Detailbeſtimmungen noch mehr zu erſchweren. Der Ausſchuß wünſcht deshalb, daß Sie bei der Faſſung des §. 4, wie der Entwurf ſie giebt, ſtehen bleiben.

Rede

bei der

Berathung über den Bericht des Ausschusses für die preußischen Angelegenheiten.

20. November 1848.

Meine Herren! Ein geistvoller Redner von der Opposition dieses Hauses, Herr Löwe von Calbe, einer der Letzten, die am vorigen Dienstag über diese Frage gesprochen haben, hat dieser Versammlung in Bezug auf die obschwebende Angelegenheit das erhabene Amt eines Schiedsrichters zugewiesen. Ich gehe auf diesen Standpunct ein, und würde ein hohes Heil darin erblicken für die Geschicke unseres Vaterlandes bei dem traurigen Zerwürfniß, das in seinen Eingeweiden wühlt, wenn dieser Streit durch einen Schiedsspruch dieser Versammlung erledigt werden könnte. Aber das erste Erforderniß eines Richters ist Unparteilichkeit, er darf sich nicht auf die eine oder andere Seite von vorn herein stellen; er kann in den Fall kommen, selbst edle Sympathien zurücktreten lassen zu müssen, damit er seine parteilose Stellung behaupte. Fragen wir nun nach dem Rechte, aus welchem wir unsern Schiedsspruch zu schöpfen haben, so gebe

ich zu, daß welche Anhänglichkeit man auch an die Geltung des beſtehenden poſitiven Rechts haben möge, daſſelbe doch ſchwerlich in dieſer gewaltigen Frage ausreichen wird, um alle Streitpuncte zu entſcheiden. Da wo ein neues Recht unter Schmerzen geboren wird, wo eine neue Staatsordnung ſich erſt entwickeln ſoll, da wird es nicht möglich ſein, nach alten, beſtehenden Rechtsnormen jede Frage zu entſcheiden; da werden wir zurückkehren müſſen zum Rechte, das mit uns geboren iſt, und es wird Jeder aus ſeinem Gewiſſen und aus ſeiner tiefſten Ueberzeugung ſeine Abſtimmung zu ſchöpfen haben. Wenn ich von dieſem Standpuncte aus die Schritte der preußiſchen Regierung in ihrem Zuſammenhange mit der gegenwärtigen Lage und mit der Vergangenheit Deutſchlands betrachte, ſo kann ich die Beklommenheit, die ſich über ſolche Schritte, die unter der Obhut ſolcher Männer ergriffen worden, eines großen Theils auch der beſten und gemäßigtſten Männer Preußens und Deutſchlands bemächtigt hat, nicht von mir abweiſen. Selbſt wenn ſich die Maßregeln der Regierung als formell berechtigt nachweiſen könnten, wir könnten es Deutſchland nicht verübeln, wenn es in dieſen Maßregeln einen ſeiner Freiheit drohenden unheimlichen Charakter erblickte. Als der König von Hannover vor zwölf Jahren die Ständeverſammlung ſeines Landes vertagte, da war er nach der Meinung kundiger Männer, in Gemäßheit der geltenden Verfaſſung, in ſeinem Rechte; und doch hat dieſe Handlung den Reihen eröffnet zu jenen Mißachtungen des Rechts, die einen der ſchwärzeſten Flecken in der Geſchichte unſeres Vaterlandes bilden, die ſein Rechtsleben auf das Tiefſte erſchüttert, und die bei Vielen das Vertrauen auf eine rechtliche, friedliche Entwickelung der Zuſtände Deutſchlands getrübt haben. Ich glaube

deßhalb nicht, daß unſere Verſammlung den Standpunct, der ihr gebührt, einnehmen würde, wenn ſie ſich einſeitig auf die Seite der Krone ſtellte; ich kann mich aber eben ſo wenig überzeugen, daß ſie Recht thun würde, wenn ſie ſich mit der ganzen Kraft ihres Einfluſſes auf die andere Seite ſchlüge, wenn ſie alle die Macht, die ſie in Deutſchland auf die Gemüther ausübt, in die andere Schale werfen würde. Ich will auf die vielen beſprochenen, einzelnen Thatſachen nicht zurückkommen; ich habe aus denſelben die Ueberzeugung geſchöpft, daß der Zuſtand in Berlin nicht ſo bleiben konnte, nicht bleiben durfte, wie er ſeit einiger Zeit geweſen iſt, wenn nicht die Freiheit Deutſchlands auf eine Weiſe befleckt werden ſollte, die ihr Aufblühen auf lange Zeit verhindert hätte. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß die preußiſche Verſammlung nicht in der Weiſe dem ſchimpflichen Unfuge, der gegen einen Theil ihrer Mitglieder gerichtet wurde, entgegengetreten iſt, wie von ihr erwartet werden durfte. Man hat ſich in dieſer Beziehung auf das Beiſpiel unſerer Verſammlung berufen. Allerdings hat dieſelbe die erſten Anträge, welche auf ihren Schutz gerichtet waren, zurückgewieſen, weil ſie ohne gemachte Erfahrung nicht annehmen zu dürfen glaubte, daß irgend ein Theil der Bevölkerung Deutſchlands ſich gegen die Würde der Vertreter des Volkes ſo ſchmählich vergehen werde. Aber von dem erſten Augenblick, wo ſich dieſe Möglichkeit gezeigt hat, wo wirklich Mitglieder dieſes Hauſes wegen ihres Votums beleidigt worden waren, da hat es Keinen in dieſem Hauſe gegeben, der den Maßregeln widerſprochen, der nicht erforderlichen Falls die Initiative dazu ergriffen hätte, welche zur Aufrechthaltung der Ehre und Würde der Vertretung Deutſchlands, ich ſage nicht zum Schutze der

Perſonen ihrer Mitglieder, nothwendig waren. Man hat geſagt, die Berliner Verſammlung habe nicht die Initiative ergreifen wollen zu Regierungsmaßregeln. Ich frage Sie, ob dieſelbe Verſammlung auch ſonſt ſo ſcheu geweſen iſt, in Maßregeln einzugreifen, die die Regierung angingen? Wenn jene Verſammlung einen Beſchluß faſſen konnte, welcher in das tiefſte Weſen der Armeeleitung eingreift, kraft deſſen den Officieren die Bedingungen geſtellt werden ſollten, unter denen ſie bei der Armee bleiben dürften, und bei deren Nichterfüllung ſie ausſcheiden müßten, wie kam es, daß dieſelbe Verſammlung ſich ſcheute, in einer ſie ſo nahe angehenden Angelegenheit die Initiative einer Vollziehungsmaßregel zu ergreifen, und die zum Schutze ihrer Sicherheit und ihrer Ehre erforderlichen Maßregeln zu beantragen? Ich kann mich freilich nicht der Meinung Derer, welche die thatſächliche Unfreiheit der Verſammlung in dem Sinne behaupten, daß die Abſtimmungen einzelner ihrer Mitglieder aus Furcht und Schwäche hervorgegangen ſeien, nicht anſchließen; ich halte uns nicht für berechtigt, ein ſolches immerhin unerweisliche Motiv bei beſtimmten Mitgliedern vorauszuſetzen. Wohl aber dürfen wir das Urtheil fällen, daß die vorhandene Schutzloſigkeit ihrer Mitglieder mit der Würde und Ehre einer volksvertretenden Verſammlung nicht vereinbar war; wir können die Berliner Verſammlung nicht davon frei ſprechen, daß ſie die zur Freiheit und Würde ihrer Berathungen nothwendigen Maßregeln weder ſelbſt beantragt, noch die von der Regierung angeordneten zugelaſſen hat. Darum kann ich es nicht für gerechtfertigt halten, daß wir uns unbedingt auf die Seite jener Verſammlung ſchlagen. Ich ſtimme mit dem vorigen Redner darin überein, daß wir ein beſtimmtes Wort ſprechen ſollen;

ich glaube aber, daß dieses bestimmte Wort nicht ein Wort der Leidenschaft und Parteilichkeit, sondern der Gerechtigkeit und Wahrheit sein soll. Unser Beschluß vom 14. ist, wie man sagt, auch von der extremen Regierungspartei als ein ihrer Sache günstiger aufgefaßt worden. Wenn dem so ist, so ist es nicht das erste Mal, daß das eine Extrem der politischen Parteiung dem entgegengesetzten Extrem eine falsche Anschauung entlehnt hat. Ich gebe zu, daß nach der Weise, wie unser Beschluß in dieser Versammlung bekämpft worden ist, man wohl dazu gelangen konnte, ihn als einen der Regierung günstigen aufzufassen. Ich glaube aber nicht, daß bei einer unparteiischen Prüfung desselben sich ein solches Resultat ergeben wird. Wenn wir das entschiedene Verlangen aussprachen, daß das Ministerium gewechselt und damit einer der gewichtigsten Gründe der Besorgnisse, die in Preußen vorherrschen, hinweggeräumt werde, so haben wir uns wahrlich nicht auf die Seite der Regierung gestellt. Wir haben aber auch der Regierung das Recht der Verlegung der Versammlung nicht zugesprochen, wir haben vielmehr — ohne die theoretische Rechtsfrage zu entscheiden, was mir nicht unseres Amtes zu sein scheint, da wir nicht weiter einzugreifen haben, als das Heil Preußens und Deutschlands erfordert — die Aufhebung der Verfügung unter einer hinlänglich gerechtfertigten Bedingung verlangt. Ich gebe nun zu, meine Herren, daß die gemeine Klugheit ein anderes Verfahren erheischen könnte, daß wir eine vortheilhaftere Lage einnehmen würden, wenn wir uns zu einer der beiden kämpfenden Parteien schlügen; ich gebe zu, daß in unserer parteilosen Stellung eine große Gefahr liegt. Ich kann es mir nicht verhehlen, daß wenn die Stimme der Mäßigung und des Rechts überhört, wenn diese

große Angelegenheit durch die Gewalt entschieden würde, daß es dann, wie die Würfel auch fallen, um den Einfluß dieser Versammlung im Ganzen schlecht stehen würde. Siegt die Gewalt ohne unser Zuthun über die preußische Krone, so gebe ich die Wahrscheinlichkeit zu, daß sie auch diese Versammlung überfluthen werde. Triumphirte vollends die Reaction, kehrten die alten, traurigen Zustände in Preußen wieder, — was ich freilich für unmöglich halte, — so würde auch unsere Versammlung, ein Erzeugniß der Freiheit, sicher verloren sein. Und dennoch weiß ich, dieser deutlich erkannten Doppelgefahr gegenüber, keinen anderen, weil keinen würdigeren Weg für diese Versammlung, als den des Rechtes und der Unparteilichkeit; ich weiß kein Mittel des Heiles für diese Versammlung, weil keines für das Vaterland, als daß der Conflict ohne Gewalt, auf friedliche, gemäßigte Weise gelöst werde. Nur auf diese Möglichkeit, mag sie so groß oder so gering sein wie sie wolle, dürfen wir unsere Beschlüsse wie unsere Hoffnungen bauen. Freilich, meine Herren, wenn man in dieser Sache Gerechtigkeit und Mäßigung empfiehlt, so stellt in dunkler Ferne sich uns ein drohendes Gespenst entgegen, die Vorgänge in Oesterreich, und ich verhehle mir die großen Schwierigkeiten nicht, welche die dortigen Ereignisse einer vermittelnden Ausgleichung der preußischen Wirren in den Gemüthern wie in den Verhältnissen entgegensetzen. Es ist eine unheilvolle Thatsache, daß man dort die Stimme der Mäßigung nicht gehört, daß man dort sich beeilt hat, — als beneidete man die Feinde um den Vorsprung des Verbrechens, — der unseligen Tödtung Lamberg's und Latour's durch die gleich unselige Tödtung Blum's ein würdiges Seitenstück beizugesellen. Sollen wir uns aber durch diese

traurigen Vorgänge von dem Wege, den wir für den rechten halten, ableiten laſſen? Das iſt die zu beantwortende Frage. So heillos nun jene ſind, ſo entſchieden muß die Behauptung zurückgewieſen werden, daß die Beſchlüſſe dieſer Verſammlung jenem Unheil hätten wehren können. Oder folgt daraus, daß man unſere gemäßigten Beſchlüſſe nicht beachtet hat, folgt daraus, daß man den heftigeren, die doch auch nur Beſchlüſſe geweſen wären, eine größere Beachtung geſchenkt hätte? Oder hätten wir etwa mit phyſiſcher Gewalt, hätten wir mit einer Armee in Oeſterreich den Frieden dictiren können? Ich bekenne, daß ich, wie die Sache lag, einen ſolchen Verſuch für einen wahnſinnigen gehalten haben würde. Dieſe Erwägung führt auf einen Punct, über den Sie mir ein offenes Wort vergönnen wollen. Es iſt die Frage nach der Natur der Macht, welche unſerer Verſammlung beiwohnt. Ich halte dieſe Macht für eine große und gewaltige in Bezug auf die künftige Verfaſſung Deutſchlands. Gelingt es uns, eine Form derſelben zu finden, welche der alten, heißen Sehnſucht des Volkes nach Einheit und Größe entſpricht, ſo wird unſere Kraft in dieſer Richtung unwiderſtehlich ſein, ſie wird den Widerſtand jeder Einzelgewalt zu brechen im Stande ſein. Auch im Fall einer von außen drohenden Gefahr würde ſich — deſſen bin ich gewiß — das geſammte deutſche Volk einig um uns ſchaaren. Die Macht dieſer Verſammlung aber, meine Herren, bei inneren Conflicten, — ich ſpreche es offen aus, auf die Gefahr hin, Vielen zu mißfallen —, dieſe Macht halte ich nur für eine moraliſche, und nicht für eine materielle. Ich glaube, es liegt dies in der Natur der Sache. Wir wollen einen Bundesſtaat bilden, d. h. wir wollen die Kräfte der einzelnen Staaten in einen gemein-

ſamen Mittelpunct nach freier Uebereinkunft, nach dem freien Willen des deutſchen Volkes zuſammenfaſſen. Wenn aber jene Kräfte, die erſt nach beendigter Verfaſſung, und auch dann nur allmälig — denn der Schwerpunct materieller Macht, bisher in den Einzelſtaaten liegend, wird nicht in einem Augenblick zu verrücken und neu zu begründen ſein — der Geſammtheit angehören werden, jetzt, während wir am Werke ſind, in furchtbarem Haber feindlich zuſammenſtoßen: mit welcher materiellen Macht wollen wir ſie bändigen und den Frieden gebieten, da unſere werdende Kraft doch eben ihnen ſelber erſt erwachſen ſoll? Wir haben deshalb bei den traurigen Kämpfen, die unſer Vaterland zu zerreißen drohen, nur eine moraliſche Macht, auf Freiheit, Gerechtigkeit und Mäßigung gegründet, geltend zu machen. Geben wir uns keiner Täuſchung hin, wir vermögen nicht durch ein Wort Tauſende von Bewaffneten in Bewegung zu ſetzen, um den Kämpfenden unſere Entſcheidung als Geſetz vorzuſchreiben. Aber über die Art, wie wir dieſe moraliſche Kraft hätten verwenden und feſter begründen ſollen, herrſchen in dieſer Verſammlung verſchiedene Meinungen, und damit hängt die Stellung der verſchiedenen Fractionen dieſes Hauſes auch zu der gegenwärtigen Frage ſo innig zuſammen, daß ich mir erlauben werde, zum Schluſſe einige Bemerkungen darüber vorzutragen. Von Anfang an hat ein Theil dieſer Verſammlung uns dahin drängen wollen, daß wir uns ausſchließlich auf die auflöſenden Elemente der einzelnen Staaten, auf denjenigen Theil ihrer Bevölkerung, der ihren Geſetzen den Gehorſam aufgekündigt hat, ſtützen, daß wir mit dieſen allein oder hauptſächlich das Werk der Einheit, unſere Hauptaufgabe, auszuführen ſuchen ſollen. Wir haben dieſen Weg nicht einge-

ſchlagen, und ich glaube, wir haben an dieſem Scheidewege recht gehandelt im Sinne unſeres Werkes; denn ich bezweifle ſehr, daß alle Diejenigen, die den Geſetzen der Einzelſtaaten den Krieg erklärt hatten, bereit geweſen wären, dem Geſetze der Geſammtheit ſich willig unterzuordnen. Ich meine, wir ſollen für das Werk der Einigung Deutſchlands alle Kräfte, nicht bloß die des raſchen Fortſchritts und der heftigen Bewegung, ſondern auch die der Ordnung und des Friedens zu gewinnen ſtreben. Dieſen Standpunct müſſen wir auch in dem gegenwärtigen ſchweren Moment unſerer Wirkſamkeit inne halten. Bei den Conflicten zwiſchen Freiheit und Ordnung iſt man freilich noch immer daran gewöhnt, die Ordnung als Sache der Regierungen, die der Freiheit als die des Volkes aufzufaſſen. Ich glaube, dieſe Auffaſſung iſt eben nichts als die Frucht der alten knechtiſchen Zuſtände, wo die Ordnung eine uns von oben aufgedrungene, nicht eine aus dem Volke ſelbſt durch das Organ des freien Geſetzes entſproſſene war. Diejenigen, die jenen Standpunct noch immer nicht aufgeben wollen, ſcheinen die neue Zeit nicht zu begreifen und in den alten Vorſtellungen befangen zu ſein. Wir, die wir in manchen Fällen auf der Seite der Ordnung gegen die Anarchie kämpfen zu müſſen glauben, wir ſchöpfen die Liebe zur Ordnung eben ſo gut aus dem Herzen des Volkes, aus ſeinen Intereſſen, ſeinen Neigungen, ſeinen Bedürfniſſen, wie die Liebe zur Freiheit. Ich habe gegenüber meinen Wählern eben ſo gut von geſetzlicher Ordnung wie von Freiheit geſprochen, und ich werde niemals anders zu ihnen ſprechen; ich würde aber auch bereit ſein — verzeihen Sie mir dieſe perſönliche Bemerkung, da eine meiner früheren Aeußerungen in dieſem Sinne arg mißdeutet worden iſt —, ich würde bereit ſein, mein Mandat

niederzulegen, wenn ich mich jemals überzeugen ſollte, daß die Art, wie ich die ausgeſprochenen Grundſätze von Freiheit und Ordnung in dieſem Hauſe zur Anwendung bringe, von der Mehrheit meiner Wähler gemißbilligt würde. — Ein anderer Grund des Zwieſpalts in dieſem Hauſe liegt in der verſchiedenen Art, wie wir die im März dieſes Jahres errungene Freiheit auffaſſen. Ich zähle mich zu Denen, die in den Entwicklungen dieſes Jahres die Erfüllung langjähriger, innig gepflegter Hoffnungen des deutſchen Volkes, die in ihnen den Preis der heißen Kämpfe eines Menſchenalters erblicken, in denen die Beſten und Edelſten unſeres Volkes uns vorangegangen ſind, die aber nicht glauben, daß mit dem März dieſes Jahres eine ganz neue Art von Freiheit, ganz neue Bedingungen der geſellſchaftlichen Ordnung zur Welt gekommen ſind. Ich glaube nicht, daß die freiſinnigen Beſtrebungen der dreißig Jahre ſeit dem Befreiungskriege im Geiſte des conſtitutionellen Lebens, daß alle die Kämpfe für die Freiheit und Einheit eine dreißigjährige Komödie waren, wie man es in einem Nachbarlande einſt ausgedrückt hat; ich bin vielmehr der Meinung, daß die während dieſer Zeit erſtrebten und jetzt errungenen Freiheiten, daß das Recht der Aſſociation, der freien Preſſe und einer wahren umfaſſenden Volksvertretung ächte, hohe Güter ſind, deren Beſitz jede geiſtige und materielle Entwicklung des Volks auf friedlichem, geſetzlichem Wege gewährleiſtet. Diejenigen aber, die eben im Augenblicke nach der Erringung dieſer Freiheiten, anſtatt ſie zu benutzen, einen gewaltſamen Weg einſchlugen, die haben die errungenen Freiheiten befleckt und gefährdet. Ich glaube, daß die Freiheit des Volkes trotz der Gefahren des Augenblicks geſichert iſt, daß es aber auch Noth thut, ſie nicht

bloß gegen die Regierungen, ſondern auch gegen die Verſuche anmaßender und gewaltſamer Minoritäten zu ſchützen. Es handelt ſich dabei wahrlich um etwas Anderes und Höheres, als um den Gegenſatz zwiſchen Monarchie und Republik. Blicken doch Diejenigen, deren gebeugtes Gemüth an einer friedlichen Löſung der Dinge in unſerem Vaterlande verzweifelt, nach demſelben Lande mit republikaniſcher Verfaſſung als nach dem Hafen des Friedens und der geſetzlichen Ordnung, nach Amerika, nach welchem lange Zeit die Freunde der Freiheit geblickt haben! Und haben doch wiederum in einer anderen Republik in unſerer Nähe Maßregeln zur Erhaltung der geſellſchaftlichen Ordnung ergriffen werden müſſen, denen ſelbſt die beklagenswerthen Schritte eines Jellachich und Windiſchgrätz noch ſehr weit nachſtehen! Eines freilich kann man uns noch mit Recht entgegenſtellen, und das iſt das Mißliche unſerer Lage. Die alte Ordnung iſt in vielen Dingen gebrochen, und wir wollen ſie nicht wieder herſtellen; die neue Ordnung, die aus dem Bewußtſein des Volkes geboren werden ſoll, iſt noch nicht in allen Theilen vorhanden. Darin liegt eine nicht zu verkennende Gefahr. Aber ſollen wir etwa in dieſem Uebergangszuſtande der Unordnung geopfert werden? Nein, meine Herren, wir können in dieſem Falle nur auf die ewigen Grundſätze der Ordnung und des Rechts zurückkommen, und nach ihnen unſere Handlungsweiſe beſtimmen. Wohl mag das Volk mit Recht, wenn die Knechtſchaft es bedrängt, nach jenem Dichterwort, das eine mächtige Stimme auf dieſer Tribüne uns einmal zugerufen hat, „nach den Sternen greifen, um ſein ewiges Recht herunter zu holen“, aber dort wird es auch das erhabene Bild der ewigen Geſetze und der heiligen Ordnung, die die ſittliche

wie die Körperwelt beherrſchen ſoll, erkennen. Ob die Fahne der rechtlichen, der geſetzlichen, der gemäßigten Freiheit, die wir erheben, in dieſem Augenblicke ſchon ſiegen wird, ob wir unter dieſer Fahne ſiegreich aus dem Kampfe hervorgehen werden, oder ob erſt nach langen blutigen Kämpfen unſer Vaterland zu den Grundſätzen, die wir vertreten, zurückkehren wird, ich weiß es nicht, meine Herren: aber das weiß ich, daß, wenn wir auch unterliegen ſollten, unſere glücklicheren Nachfolger einſt dasſelbe Panier auf unſeren Gräbern aufpflanzen und unter ihm ſiegen werden; denn es giebt kein anderes, unter dem das Wohl unſeres Vaterlandes dauernd gedeihen kann.

Rede

für

Ueberweisung der österreichischen Note vom 4. Februar 1849* an den Verfassungsausschuß.

12. Februar 1849.

Meine Herren! Die uns vorliegende Note hat ersichtlich den Zweck, auf die Beschlüsse dieser Versammlung über das Verfassungswerk einzuwirken. Indem Sie dieselbe dem Verfassungs-Ausschusse zuweisen, sprechen Sie nicht aus, daß Sie ihr einen solchen Einfluß verstatten wollen, Sie geben dem Verfassungs-Ausschusse nicht den Auftrag, sie zu berücksichtigen, Sie geben demselben einfach den Auftrag, zu untersuchen, ob und in welcher Weise jene Note bei Ihren Beschlüssen über die Verfassung berücksichtigt werden könne. Sie weisen sie nicht in verletzender Weise von vorn herein zurück; Sie räumen ihr aber auch durch diese Verweisung nichts ein, was der Selbständigkeit der Beschlüsse dieser Versammlung in irgend einer Weise Abbruch thäte. Diese Versammlung hat gewiß in der Frage der Vereinbarung oder Nichtvereinbarung niemals eine Frage der Eifersucht auf die eigene Macht, der Macht eines Dritten gegenüber,

* Vergleiche Bd. I. S. 457. J.

bekannt ſein konnte, und woraus ich eine Einwendung gegen ihn zu entnehmen nicht befugt bin, — ich bin, ſage ich, nicht in dem Falle, den Entwurf des Ausſchuſſes zu § 2 vertreten zu müſſen. Ich war zur Zeit der Berathung dieſes Paragraphen abweſend, und da ich daran nicht theilnehmen konnte, ſo habe ich mich nicht berechtigt geglaubt, einem der Minoritäts-Gutachten beizutreten. Nun ein Wort in Beziehung auf das Vorparlament. In dem Antrage, welchen ich damals formulirt und mit den von Herrn Eiſenſtuck angeführten Worten vertheidigt habe, deſſen Faſſung auch im Weſentlichen den Beifall der Verſammlung gefunden hat, war die Bezeichnung der Selbſtändigkeit ohne alle nähere Beſtimmung enthalten. Es iſt ferner damals die Frage des directen oder indirecten Wahlmodus, die einzige, welche in jener kurzen Debatte eigentlich behandelt und erörtert worden iſt, durch die Verſammlung nicht entſchieden, ſondern es iſt den einzelnen Staaten überlaſſen worden, ob dieſelben auf directem oder indirectem Wege die Abgeordneten zur Nationalverſammlung wählen laſſen wollten. Ich nehme aber auch keinen Anſtand, das Bekenntniß abzulegen, daß ich mit Vielen, die ſich für jenen einſtimmigen Beſchluß des Vorparlaments, welcher jeden Cenſus ausſchloß, erhoben haben, mir darüber nicht klar geweſen bin, daß durch die flüchtige Debatte, die jenem Beſchluſſe voranging, die Frage über das abſolute, allgemeine Wahlrecht für alle Zeiten entſchieden ſei; vielmehr ſchien es uns ein ſehr verſchiedener Fall zu ſein, ob die politiſche Geſellſchaft in einen Moment des regſten politiſchen Bewußtſeins, um ſich in ihrer Grundlage neu zu conſtituiren, auf den Urquell aller Macht im Staate, auf die Geſammtheit des Volkes zurückkomme, oder ob es ſich

darum handle, die bleibende, regelmäßige Gewalt für alle Zeiten zu organiſiren, alſo auch für ſolche Zeiten, in welchen nach der Anſicht Vieler das völlig ſchrankenloſe, directe Wahlrecht der Freiheit mehr noch als der Ordnung gefährlich werden könnte. Ich nehme keinen Anſtand, dieſes Bekenntniß vor Ihnen, vor dem Vaterlande und vor meinen Wählern abzulegen.

Schlußrede

über

die Eintheilung der Wahlbezirke.

23. Februar 1849.

§. 7. In jedem Einzelstaate sind Wahlkreise von je 100,000 Seelen der nach der letzten Volkszählung vorhandenen Bevölkerung zu bilden.

Minoritäts-Erachten: Der §. 7. möge so lauten: „Das deutsche Reich ist in Wahlkreise von 100,000 Seelen der Bevölkerung einzutheilen. Dieselben werden zum Zwecke des Stimmenabgebens in kleinere Bezirke eingetheilt, in welchen für den ganzen Wahlkreis Ein Abgeordneter zum Volkshause zu wählen ist." Dagegen mögen die §§. 8, 9, 10, sowie die Reichsmatrikel, weggelassen werden.

§. 8. Ergiebt sich in einem Einzelstaate bei der Bildung der Wahlkreise ein Ueberschuß von wenigstens 50,000 Seelen, so ist hierfür ein besonderer Wahlkreis zu bilden.

Ein Ueberschuß von weniger als 50,000 Seelen ist unter die anderen Wahlkreise des Einzelstaates verhältnißmäßig zu vertheilen.

§. 9. Kleinere Staaten mit einer Bevölkerung von wenigstens 50,000 Seelen bilden einen Wahlkreis.

Diejenigen Staaten, welche keine Bevölkerung von 50,000 Seelen haben, werden mit anderen Staaten, nach Maßgabe der Reichsmatrikel, zur Bildung von Wahlkreisen zusammengelegt.

Minoritäts-Erachten: Zwischen dem ersten und zweiten Satz ist einzuschalten: „Diesen soll die Stadt Lübeck gleichgestellt werden."

§. 10. Die Wahlkreise werden zum Zweck des Stimmenabgebens in kleinere Bezirke eingetheilt.

Meine Herren! Ich erlaube mir zunächſt einige Worte über das von Herrn Schüler vertheidigte Minoritäts-Erachten. Es findet in dieſem Puncte eine Verſchiedenheit der principiellen Auffaſſung zwiſchen der Majorität und Minorität des Ausſchuſſes nicht Statt, und wenn die Majorität dieſer Frage eine ſo eingreifende Bedeutung für die Sache der Einheit Deutſchlands beilegte, wie der Redner ſie ihr beigelegt hat, ſo würde ſie ſeiner Anſicht beiſtimmen; es ſieht aber die Majorität des Ausſchuſſes in dieſer Frage nur eine Frage der Form, und wenn ich mich ſo ausdrücken darf, der Geſchäftsleitung der Wahlen. Die einzelnen Staaten kommen hier nicht ſowohl als getrennte organiſche Ganze, wie als bequeme Eintheilungen zur Anordnung des Wahlverfahrens in Betracht. Der Ausſchuß iſt der Meinung, daß gerade dieſe Frage in Zukunft leicht eine andere Erledigung finden könnte, ja er ſieht in dem für jetzt vorgeſchlagenen Verfahren einen der Gründe, weshalb er nicht wünſcht, daß das Wahlgeſetz ein Theil der Verfaſſung, und daß dadurch eine künftige Abänderung deſſelben an eine erſchwerende Form geknüpft werde, wie das auch der Bericht angedeutet hat. Es ſchien ihm indeſſen der Form des Bundesſtaats angemeſſener zu ſein, daß die Anordnung der Wahlkreiſe den Einzelſtaaten überlaſſen bleibe. Es wird allerdings in dieſer Beziehung, wie in vielen anderen, eine vollkommen ſichere Folgerung aus dem Begriffe des Bundesſtaates, der immer nach ſeiner vermittelnden Natur zwiſchen dem Einheitsſtaate und dem völkerrechtlichen Staatenbunde etwas Schwankendes haben wird, nicht gezogen werden können; indeſſen iſt in den beiden Bundesſtaaten, die uns als Muſter vorliegen, in Nord-Amerika und der Schweiz, die Anordnung der Wahlkreiſe den Einzelſtaaten über-

laſſen. Der Ausſchuß hat auch geglaubt, daß die Kenntniß der Details, die hier in Betracht kommen, für jetzt den Einzelſtaaten beſſer zur Hand ſein, als ſie der Reichsregierung zu Gebote ſtehen würde; daß die örtlichen und Bevölkerungsverhältniſſe, die hier zu berückſichtigen ſind, beſſer durch die Einzelſtaaten ins Auge gefaßt werden können. Eine Trennung zwiſchen den Staaten, wie der Redner, der das Minoritäts-Erachten vertheidigt hat, andeutete, hat er durch ſeinen Vorſchlag nicht zu befördern geglaubt. Er wünſcht die Scheidewand zwiſchen den Einzelſtaaten, ſo weit die Verfaſſung ſie beſtehen läßt, zu einer ſo leichten und beweglichen zu machen, wie der Redner der Minorität früher die Reichsregierung hat machen wollen. Soll dieſe Scheidewand im Bundesſtaate nicht aufgehoben werden, ſo ſoll ſie doch den trennenden Charakter verlieren, ſo ſoll ſie auf das Geſammtleben des Staates einen weſentlichen Einfluß nicht üben; aber eben um zu dieſem Zwecke zu gelangen, muß der Geſammtorganismus ein in allen ſeinen Theilen feſter, kräftiger und dauerhafter ſein. — In der Berückſichtigung der kleineren Staaten hat der Ausſchuß einen Mittelweg eingeſchlagen. Das Vorparlament hat jedem, auch dem kleinſten Einzelſtaate eine Vertretung eingeräumt. In der Fortdauer dieſes Verhältniſſes würde eine unverhältnißmäßige Bevorzugung der kleinen Staaten liegen, die der Ausſchuß nicht für gerechtfertigt hält. Bis zu einem gewiſſen Grade hat er hingegen eine Berückſichtigung der Einzelſtaaten zuläſſig gefunden; er legt keinen ausſchließlichen Werth auf eine mathematiſch genaue Eintheilung, wie ſie z. B. das einheitliche England durchaus nicht hat. Wenn nun einem gewiſſen Ueberſchuß der Bevölkerung, der die vollen Hunderttauſend nicht erreicht, ein eigener Ab-

geordneter zuerkannt wird, so schien es billig, den Einzelstaaten, deren Bevölkerung mindestens diesen Ueberschuß erreicht, dieselbe Rücksicht angedeihen zu lassen. Einer der Redner* ist bei dieser Gelegenheit auf die Mediatisirungsfrage zurückgekommen. Ich erinnere daran, daß bei der früheren commissarischen Behandlung dieser Angelegenheit die Wünsche der Bevölkerungen der kleinen Staaten auf das Sorgfältigste ermittelt worden sind. Daß damals gerade von Seiten derjenigen Bevölkerung, welche der Redner vertritt, bestimmte Wünsche für Mediatisirung laut geworden sind, ist seiner Zeit ausdrücklich anerkannt, zugleich aber dargelegt worden, daß die Bevölkerung fast aller übrigen kleinen Staaten durch zahlreiche Petitionen und durch den Mund ihrer Abgeordneten in unserer Mitte den Wunsch der Fortdauer ihrer Selbständigkeit entschieden ausgesprochen hat. Diese Versammlung hat sich damals zu der Ansicht bekannt, daß die Einheit, die wir für Deutschland wollen, nicht im Heranziehen einzelner kleiner Territorien unter die Reichsgewalt, sondern dadurch begründet werden müsse, daß die Reichsgewalt diejenige Macht, Stärke und Befugnisse, deren sie bedarf, um die Geschicke Deutschlands zu lenken, — daß sie diese von allen Staaten, den großen wie den kleinen, an sich ziehe, daß sie aber in Bezug auf das Fortbestehen der einzelnen Staaten in der untergeordneten Bedeutung, die ihnen bleiben wird, die Wünsche dieser Staaten zu berücksichtigen habe, wie es der Beschluß dieser Versammlung klar ausgesprochen hat. Wenn aber der Redner glaubt, daß diese Wünsche auf eine gänzliche Verschmelzung gerichtet sind, so erscheint es auffallend, wenn er zugleich meint, daß der geringere Grad der Einigung,

* Würth von Sigmaringen. J.

der nur in der Ernennung eines gemeinschaftlichen Abgeordneten besteht, denselben Bevölkerungen unerträglich sein würde. Ich glaube, wenn sie geneigt wären, ihre politische Selbständigkeit ganz aufzugeben, so werden sie sich auch in jene Einigung finden. — Die Festsetzung der Zahl der Bevölkerung, die einen Abgeordneten senden soll, wird immer etwas Willkürliches haben; es ist unmöglich, einen Gedanken in einer adäquaten Zahl bestimmt auszudrücken. Bei der Festsetzung von 100,000 Seelen für den Wahlkreis hat der Ausschuß neben der angemessenen Zahl der Bevölkerung allerdings auch die Gesammtzahl der Mitglieder, die das Volkshaus bilden werden, in Betracht gezogen. Wenn er nicht geglaubt hat, in seinem Berichte und Vorschlage eine mögliche Verminderung des Gesammtgebiets des Bundesstaats in das Auge fassen zu müssen, so hat er diese Rücksicht darum von sich gewiesen, weil es ihm nicht passend schien, eine so bedeutsame, so tief eingreifende Frage bei Gelegenheit eines untergeordneten Punctes auch nur mittelbar zu berühren. Allerdings aber würde der Ausschuß, wenn er bei seinem Vorschlage ein kleineres Gebiet im Auge gehabt hätte, eine Verkleinerung der Wahlbezirke, um eine größere Zahl von Abgeordneten zu gewinnen, für passend gehalten haben. — In Beziehung auf Einzelheiten ist nur der Stadt Lübeck gedacht worden; diese Frage wird sich leicht erledigen lassen, wenn Sie dem Vorschlage zustimmen, daß die Bevölkerung des Hamburg und Lübeck gemeinschaftlichen Amtes Bergedorf hinzugelegt wird, wodurch sich eine Bevölkerung von 50,000 Seelen herausstellt, so daß Lübeck dann eine Ausnahmsstellung nicht haben würde.

Schlußrede

über

§. 11 des Verfassungs-Entwurfs.

26. Februar 1849.

Der Ausschuß-Antrag zu §. 11 lautet:

„Wer das Wahlrecht in einem Wahlbezirke ausüben will, muß in demselben zur Zeit der Wahl seinen festen Wohnsitz haben. Jeder darf nur an Einem Orte wählen."

Die Garnison der Soldaten soll nur dann als fester Wohnsitz gelten, wenn sie seit sechs Monaten nicht gewechselt worden ist."

Das Minoritäts-Erachten:

„Dieser Paragraph möge folgendermaßen lauten: „Jeder wahlberechtigte Deutsche darf nur an Einem Orte wählen, und zwar da, wo er zur Zeit der Wahl entweder seinen Wohnsitz hat, oder sich seit einem halben Jahre aufhält."

Meine Herren! Es ist gegen die Bestimmung, die Ihnen die Majorität des Ausschusses vorschlägt, zunächst eingewendet worden, daß der feste Wohnsitz ein nicht genügend bestimmter Begriff sei. — Ich glaube, daß dieser Rechtsbegriff, der für so manche Rechtsverhältnisse maßgebend ist, und der sich im gemeinen Rechte und in allen Particulargesetzgebungen gehörig

der nur in der Ernennung eines gemeinschaftlichen Abgeordneten besteht, denselben Bevölkerungen unerträglich sein würde. Ich glaube, wenn sie geneigt wären, ihre politische Selbständigkeit ganz aufzugeben, so werden sie sich auch in jene Einigung finden. — Die Festsetzung der Zahl der Bevölkerung, die einen Abgeordneten senden soll, wird immer etwas Willkürliches haben; es ist unmöglich, einen Gedanken in einer adäquaten Zahl bestimmt auszudrücken. Bei der Festsetzung von 100,000 Seelen für den Wahlkreis hat der Ausschuß neben der angemessenen Zahl der Bevölkerung allerdings auch die Gesammtzahl der Mitglieder, die das Volkshaus bilden werden, in Betracht gezogen. Wenn er nicht geglaubt hat, in seinem Berichte und Vorschlage eine mögliche Verminderung des Gesammtgebiets des Bundesstaats in das Auge fassen zu müssen, so hat er diese Rücksicht darum von sich gewiesen, weil es ihm nicht passend schien, eine so bedeutsame, so tief eingreifende Frage bei Gelegenheit eines untergeordneten Punctes auch nur mittelbar zu berühren. Allerdings aber würde der Ausschuß, wenn er bei seinem Vorschlage ein kleineres Gebiet im Auge gehabt hätte, eine Verkleinerung der Wahlbezirke, um eine größere Zahl von Abgeordneten zu gewinnen, für passend gehalten haben. — In Beziehung auf Einzelheiten ist nur der Stadt Lübeck gedacht worden; diese Frage wird sich leicht erledigen lassen, wenn Sie dem Vorschlage zustimmen, daß die Bevölkerung des Hamburg und Lübeck gemeinschaftlichen Amtes Bergedorf hinzugelegt wird, wodurch sich eine Bevölkerung von 50,000 Seelen herausstellt, so daß Lübeck dann eine Ausnahmsstellung nicht haben würde.

Schlußrede

über

§. 11 des Verfassungs-Entwurfs.

26. Februar 1849.

Der Ausschuß-Antrag zu §. 11 lautet:

„Wer das Wahlrecht in einem Wahlbezirke ausüben will, muß in demselben zur Zeit der Wahl seinen festen Wohnsitz haben. Jeder darf nur an Einem Orte wählen."

Die Garnison der Soldaten soll nur dann als fester Wohnsitz gelten, wenn sie seit sechs Monaten nicht gewechselt worden ist."

Das Minoritäts-Erachten:

„Dieser Paragraph möge folgendermaßen lauten: „Jeder wahlberechtigte Deutsche darf nur an Einem Orte wählen, und zwar da, wo er zur Zeit der Wahl entweder seinen Wohnsitz hat, oder sich seit einem halben Jahre aufhält."

Meine Herren! Es ist gegen die Bestimmung, die Ihnen die Majorität des Ausschusses vorschlägt, zunächst eingewendet worden, daß der feste Wohnsitz ein nicht genügend bestimmter Begriff sei. — Ich glaube, daß dieser Rechtsbegriff, der für so manche Rechtsverhältnisse maßgebend ist, und der sich im gemeinen Rechte und in allen Particulargesetzgebungen gehörig

definirt findet, auch für den vorliegenden Fall eine genügende Bestimmtheit hat. Ich gebe zu, daß hier und da über die Anwendung des Begriffes auf einzelne Fälle abweichende Meinungen stattfinden können; aber, meine Herren, wenn Sie bei der Verschiedenheit der Rechte, die leider noch in Deutschland stattfindet, jeden Rechtsbegriff in Ihrer Gesetzgebung vermeiden wollten, der vorerst möglicherweise zu abweichenden örtlichen Auslegungen Anlaß geben könnte, so würden Sie sich auf wenige Rechtsbegriffe reducirt finden. Es ist neulich in ähnlicher Weise geltend gemacht worden, daß wenn Sie eine Bestimmung aufnehmen, die den Begriff des politischen Verbrechens enthält, dieselbe eine sehr verschiedene Auslegung nach den Particulargesetzgebungen erfahren könne. Sie haben sich dadurch nicht abhalten lassen, einen Gedanken, welcher der Majorität der Versammlung richtig schien, ungeachtet dieser Einwendung anzunehmen. Ich glaube, daß Sie hier eben so, wenn Sie die Sache billigen, sie in den Begriff des festen Wohnsitzes fassen können, wenn ich gleich nicht in Abrede stellen will, daß derselbe in einzelnen Fällen vorerst eine verschiedene Auslegung erfahren könnte. Was den Aufenthalt seit sechs Monaten betrifft, den die Minorität des Ausschusses alternativ hinzufügen will, so mache ich darauf aufmerksam, daß hierin, wenn auch nicht ein unsicherer Rechtsbegriff, doch ein sehr schwankendes Factum liegt. Wie soll die Continuität des sechsmonatlichen Aufenthaltes nachgewiesen, wie die Controle darüber geführt werden, ob Einer, der an einem Orte nicht wohnhaft ist, sechs Monate hinter einander dort zugebracht hat, oder ob er vielleicht nur wenige Tage am Anfang und am Ende der sechs Monate dort anwesend war? — Es wird dieses eben so gut zu Streitig-

keiten über Thatsachen Anlaß geben, wie der feste Wohnsitz hier und da vielleicht zu Verschiedenheiten der Ansicht über den Rechtsbegriff führen kann. Wenn eine ähnliche Bestimmung bei den Wahlen zu dieser Versammlung manche Uebelstände herbeigeführt hat, so muß ich auf einen wesentlichen Unterschied aufmerksam machen: Es ist nämlich damals nicht nur das Factum des Wohnsitzes, sondern auch das Recht der Staatsangehörigkeit gefordert worden. Man hat bei den Wahlen zur Nationalversammlung in manchen Staaten eine große Anzahl von Leuten, die vielleicht viele Jahre an einem Orte ihren festen Wohnsitz hatten, ja selbst nach den eigenthümlichen Verhältnissen einzelner kleiner Staaten, Solche, die in diesem Orte geboren waren, ausgeschlossen, weil sie nach dem bisher geltenden Rechte nicht als Staatsangehörige betrachtet wurden. Das soll aber in Zukunft wegfallen; es soll nicht Der ausgeschlossen sein, der nicht Angehöriger des Staates, Bürger des Ortes ist, wo er wohnt, sondern nur Der, der dort nicht seinen Wohnsitz hat, sich nicht zu bleibendem Zwecke dort aufhält, der nicht, wie das römische Recht sich ausdrückt, „an diesen Ort, wenn er ihn verläßt, zurückzukehren gewohnt ist," — der nicht dort einen Grund dauernden Aufenthaltes hat. Als ein äußeres Moment für die Bestimmung des festen Wohnsitzes läßt sich das Princip unseres Wahlgesetzes, die Territorial-Eintheilung, geltend machen. Man kann sagen, daß, wenn das Wahlrecht nach der Bevölkerung zuerkannt wird, die Zählung aber, nach der diese Bevölkerung bemessen wird, nur Diejenigen begreift, die in dem Wahlkreise ihren Wohnsitz haben, nicht aber Die, welche sich dort nur vorübergehend aufhalten, dann auch jene feste Bevölkerung dort ein ausschließliches Recht zur Wahl

haben müſſe. Es könnte z. B. in großen Städten die Zahl Derer, die ſich darin nur vorübergehend aufhalten, ſo groß oder noch größer ſein als die Zahl Derer, die dort ihren bleibenden Wohnſitz haben, und es würde daher den Letzteren, welche allein die Zählung umfaßt, nach welcher die Größe des Wahlkreiſes bemeſſen iſt, ein Unrecht geſchehen, wenn ſie mit einer ſo großen Zahl von nur vorübergehend ſich Aufhaltenden das Wahlrecht theilen müßten. Indeſſen halte ich dieſen Geſichtspunct für einen ſehr untergeordneten; denn ich betrachte das Wahlrecht von vorn herein viel weniger unter dem Geſichtspuncte des Anſpruchs der Einzelnen, als unter dem des Anſpruches der Geſammtheit, die eine wahre Vertretung ihrer Intereſſen und Geſinnungen, ihrer Zwecke und Bedürfniſſe verlangt. Aber gerade von dieſem Geſichtspunct aus legt die Mehrheit des Ausſchuſſes, wenn auch nicht einen bedeutenden, ſo doch einigen Werth auf die Bedingung des „feſten Wohnſitzes". Sie haben ein Syſtem als das rechte angenommen, meine Herren, das jeden Unterſchied des Standes und Vermögens, jeden Unterſchied der Claſſen ausſchließt. Daraus folgt nun aber noch nicht, daß das Wahlrecht nicht an eine Bedingung, die in einem äußeren, nicht perſönlichen, ſondern rein ſachlichen Verhältniſſe ihren Grund hat, geknüpft werden dürfe; es folgt nicht, daß das Wahlrecht einen Jeden wie der Schatten den Körper unter allen Umſtänden und in jedem Verhältniſſe begleiten müſſe. So wie Niemand wird verlangen können, daß der Kranke, welcher das Zimmer hüten muß, in den Stand müſſe geſetzt werden, ſein Wahlrecht zu üben, ſo wird auch gewiß kein Rechtsprincip verletzt, wenn Sie das Wahlgeſchäft ſo organiſiren, daß der zufällig nicht an ſeinem Wohnorte ſich Aufhaltende factiſch an der Ausübung

des Wahlrechtes verhindert ist. Sie haben alle künstlichen, alle willkürlichen Schranken des Wahlrechts entfernt; aber, meine Herren, Sie können und werden das Wahlrecht noch an natürliche, an menschliche Verhältnisse knüpfen, die Allen gemein, und die für die Uebung dieses Rechts von Bedeutung sind, ich meine, an die Heimat, und in gewisser Hinsicht an die Familie. Sie gründen durch eine solche Bestimmung keinen Unterschied der Classen, der Stände, der Interessen; der üppige, müßige Reiche, welchen keine Arbeit, kein Beruf an einen bestimmten Wohnort fesselt, der das ganze Jahr zu seinem Vergnügen auf Reisen zubringt, wird durch die Bedingung des Wohnsitzes eben so gut ausgeschlossen, wie der Arbeiter, der, um sich auszubilden, so oft wie möglich den Aufenthalt wechselt; beide Classen werden sich nicht in ihren Rechten verletzt fühlen, wenn das Wahlrecht an etwas geknüpft wird, was Alle gehabt haben, und früher oder später wieder erreichen werden, an die alte oder an die neu zu gründende Heimat. Freilich, meine Herren, wenn es ganz allein auf die Unabhängigkeit ankäme bei dem Wahlrechte, so könnte man sagen, daß Derjenige, der gar nichts Festes, nicht einmal einen festen Wohnort hat, und zwar eben so wohl jener müßige Reiche, wie Der, der in der Fremde durch Arbeit sein Glück begründet hat, der nur gerade vorübergehend sich in der Heimat aufhält, und der bereit ist, sobald es ihm dort nicht mehr gefällt, in die Fremde, von der er kommt, zurückzukehren, — man könnte sagen, daß Leute dieser Art ganz besonders unabhängig seien; aber ich glaube, daß es neben der Unabhängigkeit auch eine gewisse Art von Abhängigkeit giebt, die für einen guten Wähler erforderlich ist: ich meine die Ab-

hängigkeit von der Vaterlandsliebe, von dem ihr nahe verwandten Heimatsgefühle, die Abhängigkeit von dem wirklichen, anschaulichen Interesse der Gesammtheit. Ich glaube, daß Dem, der in bleibender Umgebung, in dem täglichen Leben die Gemeinde, die Verhältnisse des Staates in verjüngtem Maßstabe anschaut, der die Noth des Armen so wie das Glück und das Bedürfniß friedlicher Arbeit aus täglicher Wahrnehmung kennt, und der es gelernt hat, wie tief gerade das Wohl der Mehrzahl durch gewaltsame Umwälzungen zerstört wird, — daß Dem die natürlichen Verhältnisse, die Bedürfnisse der staatlichen Gesammtheit klarer und gegenwärtiger sein werden als Dem, welcher eine solche Anschauung fester Verhältnisse nicht hat, weil ihn seine Neigung oder sein Beruf veranlassen, von Ort zu Ort zu wandern. Man hat mit vollem Recht und mit bedeutendem Erfolge in der Debatte über das allgemeine Wahlrecht für dasselbe geltend gemacht, daß alle Classen, auch die ärmsten, ein Interesse an der Gesellschaft haben, das dem Interesse des Besitzes vollkommen gleichkommt, das Interesse für die Familie, die Liebe für Weib und Kind, für Vater und Mutter; ich gebe das vollkommen zu, aber ich fordere Sie auf, nun auch die Uebung des Wahlrechts, wenn auch nicht an die Familie, — denn Sie haben die Bedingung des eigenen Hausstandes verworfen, — doch an Dasjenige zu knüpfen, was die Grundlage der Familie bildet, an die Heimat. Sie knüpfen es auf solche Weise mittelbar für den Einen an Weib und Kind, für den Anderen an Vater und Mutter, für Alle an die Werthschätzung des guten Rufes unter Nachbaren und Freunden, an alle die bürgerlichen und sittlichen Elemente, die der feste

Wohnsitz enthält. Sie haben in den bisherigen Bestimmungen Alles dem schrankenlosen, selbstsüchtigen Anspruch des Einzelnen auf das Wahlrecht untergeordnet; gönnen Sie diese einzige, geringe Schranke dem billigsten und mäßigsten Anspruch der Gesammtheit!

hängigkeit von der Vaterlandsliebe, von dem ihr nahe verwandten Heimatsgefühle, die Abhängigkeit von dem wirklichen, anschaulichen Interesse der Gesammtheit. Ich glaube, daß Dem, der in bleibender Umgebung, in dem täglichen Leben die Gemeinde, die Verhältnisse des Staates in verjüngtem Maßstabe anschaut, der die Noth des Armen so wie das Glück und das Bedürfniß friedlicher Arbeit aus täglicher Wahrnehmung kennt, und der es gelernt hat, wie tief gerade das Wohl der Mehrzahl durch gewaltsame Umwälzungen zerstört wird, — daß Dem die natürlichen Verhältnisse, die Bedürfnisse der staatlichen Gesammtheit klarer und gegenwärtiger sein werden als Dem, welcher eine solche Anschauung fester Verhältnisse nicht hat, weil ihn seine Neigung oder sein Beruf veranlassen, von Ort zu Ort zu wandern. Man hat mit vollem Recht und mit bedeutendem Erfolge in der Debatte über das allgemeine Wahlrecht für dasselbe geltend gemacht, daß alle Classen, auch die ärmsten, ein Interesse an der Gesellschaft haben, das dem Interesse des Besitzes vollkommen gleichkommt, das Interesse für die Familie, die Liebe für Weib und Kind, für Vater und Mutter; ich gebe das vollkommen zu, aber ich fordere Sie auf, nun auch die Uebung des Wahlrechts, wenn auch nicht an die Familie, — denn Sie haben die Bedingung des eigenen Hausstandes verworfen, — doch an Dasjenige zu knüpfen, was die Grundlage der Familie bildet, an die Heimat. Sie knüpfen es auf solche Weise mittelbar für den Einen an Weib und Kind, für den Anderen an Vater und Mutter, für Alle an die Werthschätzung des guten Rufes unter Nachbaren und Freunden, an alle die bürgerlichen und sittlichen Elemente, die der feste

Wohnsitz enthält. Sie haben in den bisherigen Bestimmungen Alles dem schrankenlosen, selbstsüchtigen Anspruch des Einzelnen auf das Wahlrecht untergeordnet; gönnen Sie diese einzige, geringe Schranke dem billigsten und mäßigsten Anspruch der Gesammtheit!

hängigkeit von der Vaterlandsliebe, von dem ihr nahe verwandten Heimatsgefühle, die Abhängigkeit von dem wirklichen, anschaulichen Interesse der Gesammtheit. Ich glaube, daß Dem, der in bleibender Umgebung, in dem täglichen Leben die Gemeinde, die Verhältnisse des Staates in verjüngtem Maßstabe anschaut, der die Noth des Armen so wie das Glück und das Bedürfniß friedlicher Arbeit aus täglicher Wahrnehmung kennt, und der es gelernt hat, wie tief gerade das Wohl der Mehrzahl durch gewaltsame Umwälzungen zerstört wird, — daß Dem die natürlichen Verhältnisse, die Bedürfnisse der staatlichen Gesammtheit klarer und gegenwärtiger sein werden als Dem, welcher eine solche Anschauung fester Verhältnisse nicht hat, weil ihn seine Neigung oder sein Beruf veranlassen, von Ort zu Ort zu wandern. Man hat mit vollem Recht und mit bedeutendem Erfolge in der Debatte über das allgemeine Wahlrecht für dasselbe geltend gemacht, daß alle Classen, auch die ärmsten, ein Interesse an der Gesellschaft haben, das dem Interesse des Besitzes vollkommen gleichkommt, das Interesse für die Familie, die Liebe für Weib und Kind, für Vater und Mutter; ich gebe das vollkommen zu, aber ich fordere Sie auf, nun auch die Uebung des Wahlrechts, wenn auch nicht an die Familie, — denn Sie haben die Bedingung des eigenen Hausstandes verworfen, — doch an Dasjenige zu knüpfen, was die Grundlage der Familie bildet, an die Heimat. Sie knüpfen es auf solche Weise mittelbar für den Einen an Weib und Kind, für den Anderen an Vater und Mutter, für Alle an die Werthschätzung des guten Rufes unter Nachbaren und Freunden, an alle die bürgerlichen und sittlichen Elemente, die der feste

Wohnsitz enthält. Sie haben in den bisherigen Bestimmungen Alles dem schrankenlosen, selbstsüchtigen Anspruch des Einzelnen auf das Wahlrecht untergeordnet; gönnen Sie diese einzige, geringe Schranke dem billigsten und mäßigsten Anspruch der Gesammtheit!

Rede

über

den Zeitpunct der zweiten Lesung der Verfassung und das Verhältniß des Wahlgesetzes zu dieser.

2. Februar 1849.

Meine Herren! Ich will nicht so tief wie unsere Vorredner in das Innere der wichtigen Frage eingehen, die uns später beschäftigen wird; ich will mir bloß einige Worte über die geschäftliche Lage der Sache und die Stellung des Verfassungs-Ausschusses zu derselben erlauben. Es kann natürlich ein Beschluß des Verfassungs-Ausschusses, der über die gegenwärtige Sachlage noch nicht gemeinschaftlich hat berathen können, darüber noch nicht vorliegen. Was ich darüber Ihnen sagen kann, ist das Resultat eigener Anschauung und der Ansicht mehrerer Mitglieder, mit denen ich Rücksprache genommen habe. Es versteht sich, daß es jedem Mitgliede, welches eine andere Ansicht hat, freisteht zu widersprechen. Aber nach meiner und mehrerer anderer Mitglieder Ansicht kann der Verfassungs-Ausschuß, wenn er alle seine Kräfte anstrengt, und wenn die Versammlung das Möglichste thut, um ihm zu seiner

Arbeit Zeit zu laſſen, die zweite Leſung bis nächſten Montag genügend vorbereiten. Wir gehen davon aus, daß die Fragen, welche durch die Bemerkungen der Regierungen angeregt werden, keineswegs ganz neu oder überraſchend ſein werden. Die Beziehungen der Einzelſtaaten zu dem Geſammtſtaate, die Puncte, auf welchen ſich dieſelben am Meiſten in ihrer Sonderſtellung verletzt fühlen möchten, ſind ſchon bei den früheren Berathungen hervorgehoben und ſorgfältig geprüft worden. Der Verfaſſungs-Ausſchuß iſt, abgeſehen von den Bemerkungen der Regierungen, mit ſeiner Vorlage bereits fertig. Es wird alſo eine nicht ſo gar lange Zeit, es werden nicht ſo ganz neue, eingreifende Unterſuchungen, wie über etwas ganz Unerwartetes, erforderlich ſein, um die Frage zu beantworten, auf welchen Puncten etwa in Berückſichtigung übereinſtimmender Wünſche der Regierungen eine Abänderung des Beſchloſſenen zuläſſig ſein könnte, und und auf welchen Puncten, wenn nicht der Bundesſtaat preisgegeben werden ſoll, feſt beharrt werden muß. Ich glaube daher mit mehreren Mitgliedern, daß die Möglichkeit vorhanden ſein wird. Freilich müßte dann der Ausſchuß nicht in der Lage ſein, inzwiſchen ſich auch mit der Vorbereitung der zweiten Leſung des Wahlgeſetzes beſchäftigen zu müſſen. Was dieſe zweite Leſung, was die Frage betrifft, ob es zweckmäßig ſei, ſie vor der zweiten Leſung der Verfaſſung vorzunehmen, ſo erlauben Sie mir darüber noch ein Wort. Meine Herren! Wollen Sie, ehe Sie des Grundes des Gebäudes ſicher ſind, ein Geſetz, das nur ein Theil des Gebäudes iſt, definitiv feſtſetzen? Glauben Sie, daß wahre Vaterlandsfreunde, die in dem Wahlrecht nicht die Befriedigung eines perſönlichen Wunſches, die vielmehr darin einen ernſten Beruf zum Heile des

Vaterlandes erblicken, — glauben Sie, daß dieſe ſich des Beſitzes eines Wahlrechtes erfreuen können, ehe das Vaterland ſelbſt, ehe der Bundesſtaat, zu deſſen Frommen das Wahlrecht geübt werden ſoll, gegründet iſt? Glauben Sie, ehe es klar geworden, ob der Körper, der aus den Wahlen hervorgehen ſoll, eine ernſte und wirkliche Macht haben wird, um die Geſchicke Deutſchlands zu lenken, oder ob nach wie vor der Schwerpunct für die Beſtimmung der Zukunft des Vaterlandes in den Einzelſtaaten bleiben wird, — glauben Sie, daß vorher ein echter Patriot auf ein Wahlrecht, deſſen Ziel und deſſen Wirkſamkeit noch völlig im Dunkeln ſchwebt, den mindeſten Werth legen wird?

Rede

zur

Empfehlung des Antrags der Majorität des Verfassungsausschusses auf Oeffentlichkeit der Wahlen.

27. Februar 1849.

§. 13. Die Wahlhandlung ist öffentlich. Bei derselben sind Gemeindeglieder zuzuziehen, welche kein Staats- oder Gemeindeamt bekleiden.

Das Wahlrecht muß in Person ausgeübt, die Stimme mündlich zu Protokoll abgegeben werden.

Meine Herren! Nach den glänzenden Vertheidigungen, welche der Grundsatz der Oeffentlichkeit bereits in der Debatte gefunden hat, wird mir nur eine schwache Nachlese übrig bleiben. Auch ich kann nicht umhin, mit dem schon mehrfach ausgesprochenen Gedanken zu beginnen, daß es seltsam sei, wenn man in der Oeffentlichkeit das Heil für das gesammte Staatsleben, für die Rechtspflege, für die Regierung und Verwaltung finde, daneben aber den wichtigsten Act des politischen Lebens, in welchem das gesammte Volk seine Macht übt und die Geschicke des Vaterlandes durch seine Wahl bestimmt, in eine Wolke hüllen wolle, um diesen Act vor Einflüssen, die man fürchten

zu müſſen glaubt, zu ſchützen. Man hat uns freilich geſagt, wir wollten ja dieſe volle Oeffentlichkeit auch in anderen Acten des Staatslebens nicht. Ich habe vergeblich geſucht, mir klar zu machen, was man denn dabei für eine Oeffentlichkeit im Auge haben mag, die wir, die überhaupt die allgemeine Richtung unſerer Zeit noch nicht wollen. Ehe ein Geſetz wirkſam werden ſoll, muß es nach unſer Aller Ueberzeugung öffentlich vor dem Angeſichte des Volkes berathen werden; es ſoll Niemand einer Regel im Staate unterworfen ſein, die nicht durch die Vertreter des Volkes vor Aller Augen öffentlich berathen worden iſt; jede politiſche Handlung ſoll in dem Augenblick, wo ſie zur That wird, nach den Regierungsgrundſätzen, zu denen wir uns Alle einſtimmig bekennen, vor das Licht der Oeffentlichkeit, vor den Richterſtuhl der öffentlichen Meinung treten. Was iſt es alſo, meine Herren, das man uns vorwirft, noch der Oeffentlichkeit zu entziehen? Will man etwa im Ernſte den erſt werdenden Gedanken, will man die noch ungeborne That, will man die Berathung, welcher der Entſchluß entkeimen und zum politiſchen Handeln heranreifen ſoll — will man auch dieſe vor die Oeffentlichkeit ziehen? Was das Wahlrecht betrifft, meine Herren, ſo wird Keiner von uns es den Wählern verwehren wollen, ſich vor der Wahl ſo geheim wie ſie wollen über die Wahl zu beſprechen; es wird Niemand verlangen, daß jedes Wort der Verabredung unter den Parteien über Zweck und Mittel der Wahl verboten werde, eben ſo wenig wie Jemand vernünftigerweiſe verlangen kann, daß die Männer, denen die Pflicht der Regierung des Staates obliegt, die Berathungen, durch welche ſie ſich zu gemeinſamen Maßregeln einigen, der Oeffentlichkeit übergeben ſollen. Aber eben ſo

wie jede politiſche That, die gelten will, eben ſo wie das Geſetz, das herrſchen ſoll, eben ſo wie jede Handlung, die auf das Schickſal der Nation nur den geringſten Einfluß anſpricht in dem Augenblicke, wo ſie ins Leben treten will, auch vor die Oeffentlichkeit treten ſoll, ſo verlangen wir auch, daß der Act ſelbſt, durch welchen die Volksvertretung gewählt wird, daß dieſer Act ein öffentlicher ſei! Ich glaube, es iſt eine irrige Auffaſſung der Sachlage, wenn man die Frage, wie es in der Debatte geſchehen, lediglich als eine Parteifrage zwiſchen der mehr erhaltenden und der mehr fortſchreitenden politiſchen Meinung anſieht. Ich weiß gar manche unter meinen Freunden, die ſich zu ſehr erhaltenden Grundſätzen bekennen, und die in vertrauten Berathungen das öffentliche Wahlrecht ſehr lebhaft bekämpft haben, weil ſie gewaltſame Einflüſſe auf furchtſame Wähler von der ſogenannten demokratiſchen Seite her fürchten. Es liegt demnach dieſer Meinungsverſchiedenheit keineswegs ein bloßer Gegenſatz der politiſchen Parteianſicht, ſondern es liegt ihr eine Verſchiedenheit der Grundanſchauung, ich möchte faſt ſagen, des Charakters zu Grunde. Es kommt hier nicht darauf an, ob ſich der Eine mehr zu der erhaltenden, der Andere mehr zu der fortſchreitenden Politik bekennt, ſondern darauf kommt es an, ob der Eine wie der Andere den Muth hat, den Sieg der Ueberzeugung, die er für die rechte hält, dem Muthe der Offenheit, dem Charakter des Volkes anzuvertrauen. Es kommt darauf an, ob Einer trotz der Gefahren, die er in freien Inſtitutionen erkennen mag, doch die wahre Freiheit ſo von ganzer Seele ſchätzt und liebt, daß er den Schutz wider jene Gefahren in der Freiheit ſelbſt, in ihrer ehrlichen, vollen Entwicklung, nicht in äußeren, untergeordneten, mechaniſchen Mitteln ſucht.

Wir, meine Herren, die wir für die Oeffentlichkeit sind, wir suchen in ihr, in der Freiheit selbst auch hier die Mittel gegen die Auswüchse und Uebel der Freiheit. Darum sind wir für die Oeffentlichkeit des Wahlverfahrens, nicht weil wir es verkennten, daß auch der Sache der gemäßigten Politik, zu der wir uns bekennen, unter Umständen aus der öffentlichen Abstimmung Gefahr erwachsen wird. — Einer der vorigen Redner, Herr Naumerck, hat freilich gesagt: „wir wollten die Oeffentlichkeit hier auf etwas übertragen, was seiner Natur nach geheim sei". Ja, meine Herren, wenn Herr Naumerck darin Recht hätte, daß das Wahlgeschäft etwas seiner Natur nach Geheimes wäre, so würde es allerdings ein wunderliches Beginnen sein, es vor die Oeffentlichkeit ziehen zu wollen; aber ich frage: ist denn wirklich das Wahlgeschäft, ist die Uebung des Wahlrechtes etwas seiner Natur, seinem Wesen nach Geheimes? Ist etwa das der natürliche, der normale Zustand, daß der Wähler, der seinen Stimmzettel in die Urne wirft, dessen Inhalt als ein tiefes Geheimniß in seiner Brust bewahrt und es als eine Verletzung seines persönlichen Rechts ansieht, wenn man ihn fragt, wen er gewählt habe? — Nein, meine Herren, ich behaupte, gerade das Gegentheil ist der Fall, das ganze Wahlverfahren ist seiner innersten Natur nach ein öffentlicher Act. Wir Alle ohne Unterschied der Meinung würden eine Wahl für werthlos und bedeutungslos, für unnatürlich und beklagenswerth halten, die wirklich ohne Verabredung, ohne vorgängige Uebereinstimmung, die ohne laute, öffentliche Sympathie für den Gewählten und für die Sache, die er vertritt, geschehen wäre. Aber die nothwendige Lebensluft jener Verabredungen, jener Uebereinstimmung, jener Sympathie ist

eben die Oeffentlichkeit. Darum, ich wiederhole es, ist das Wahlverfahren seiner Natur nach ein öffentliches. Jeder Wähler wird in der Regel ohne Scheu den andern fragen, wen er gewählt hat, und jeder ehrliche Mann wird darauf eine ehrliche Antwort geben, auch wenn Sie das Wahlverfahren mit dem äußeren Scheine der Heimlichkeit umgeben; die wirkliche Verheimlichung der Abstimmung wird immer eine seltene, abnorme und beklagenswerthe Ausnahme sein und bleiben. Aber, sagt man, es wird durch die Heimlichkeit doch die Bestechung und es wird der unzulässige Einfluß beseitigt, vor welchem man die Wähler schützen müsse. Ich kann das in solchem Umfange nicht zugeben, meine Herren. Von grober Bestechung wird dabei gewiß nur in den wenigsten Fällen die Rede sein; der sonstige Einfluß aber. der gefürchtet wird, der Einfluß des Brodherrn auf Denjenigen, dem er Arbeit giebt, der Einfluß des Reichen auf den minder Begüterten, der in irgend einer Weise von ihm abhängt, — dieser Einfluß wird in den meisten Fällen auf einem wechselseitigen Vertrauen beruhen, und Sie werden ihn daher durch Ihr geheimes Wahlverfahren nicht ausschließen können. Selbst für den Fall der wirklichen, verbrecherischen Bestechung kann ich kein sonderliches Heil darin erblicken, daß Dem, der durch den Verkauf seiner Stimme sein Vaterland betrügt, nun noch das weitere Recht zuerkannt werde, vermittelst der heimlichen Abstimmung auch den Käufer zu betrügen. Aber vollends in den Fällen der anderen Art, wo es sich nicht um grobe Bestechung, nicht um Käuflichkeit handelt, sondern um den vorhin erwähnten natürlichen Einfluß, da mag ein solcher Einfluß, wenn er in schlimmem Sinne geübt wird, sehr zu beklagen sein; aber das Gegenmittel, das Sie in der Heimlichkeit

ſuchen möchten, würde in den meiſten Fällen durch die Ehrlichkeit der unter ſolchem Einfluß Stehenden zu Nichte werden. Wenn z. B. eine Anzahl von Fabrikarbeitern, welche die Selbſtändigkeit ihres Wahlrechts noch nicht gehörig zu ſchätzen wüßten, zu ihren Brodherren ſagten: „wir werden in Eurem Sinne ſtimmen, weil wir glauben, daß Euch das Wohl der Arbeiter am Herzen liegt", ſo meine ich, daß die große Mehrzahl jener Arbeiter auch bei geheimer Abſtimmung Wort halten würde, und ich zweifle ſehr, daß wir wohl daran thäten, im Geiſte der etwaigen wenigen Ausnahmen unſer Geſetz zu machen. — Man hat in der Debatte vielfach auf engliſche Verhältniſſe hingewieſen. Es wird ſolchen Analogien immer nur ein untergeordneter Werth beigelegt werden können. Ich glaube, wir werden ſämmtlich unſere Ueberzeugung mehr aus einem eigenen Grundgedanken als aus Beiſpielen fremder Länder ſchöpfen. Aber erlauben Sie mir doch ein paar Worte zur Berichtigung zu ſagen. Es hat allerdings in England eine Partei — mehr als eine Partei iſt es nicht — ſeit langer Zeit auf geheime Abſtimmung gedrungen. Aber laſſen Sie dabei den ungeheuren Unterſchied nicht aus den Augen, der zwiſchen dem engliſchen Wahlſyſteme, nicht allein wie es vor der Reformbill war, ſondern auch wie es nach der Reformbill noch iſt, und zwiſchen dem Wahlſyſteme, das wir zu ſchaffen im Begriff ſind, obwaltet. Es wird Niemand von Ihnen in England gehört haben, daß die öffentliche Meinung das Reſultat der Wahlen in den großen volkreichen Städten, in Birmingham, Mancheſter, in den Kirchſpielen oder der City von London auf Rechnung von Beſtechungen und unlautern Einflüſſen ſchreibt. Für dieſe großen Wahlkörper iſt es ganz gleichgültig, wie gewählt wird. Es

hat aber bekanntlich vor der Reformbill Wahlkörperschaften gegeben, die aus einer sehr geringen Zahl Wahlberechtigter bestanden, welche notorisch dem ausschließlichen Einfluß eines oder weniger Einzelnen unterlagen. Auch jetzt ist England für das Wahlverfahren durchaus nicht so abgetheilt, daß jeder Wahlbezirk eine gewisse Größe hätte. Es giebt dort noch viele verhältnißmäßig sehr kleine Wahlbezirke, in denen persönlicher Einfluß sehr leicht zu üben ist. Lassen Sie England in Wahlbezirke getheilt sein in der Weise, wie wir es vorhaben, lassen Sie das Wahlrecht ein ausgedehnteres werden — denn das allgemeine Wahlrecht entspricht der öffentlichen Meinung Englands nicht — so bin ich überzeugt, daß es keinem Engländer mehr einfallen wird, die Freiheit seines Volks durch heimliche Wahlen schützen zu wollen. Uebrigens behaupte ich, daß die Mehrheit und der Kern der englischen Bevölkerung auch jetzt für das öffentliche Wahlrecht ist, und daß dort nur sehr Wenige an die so gar üblen Folgen glauben, die manche Redner ihm Schuld gegeben haben. Daß England trotz seiner durchschnittlichen und in den meisten Theilen des Landes auch auf die arbeitenden Classen sich erstreckenden Wohlhabenheit noch an manchen socialen Uebeln leidet, wird Keiner in Abrede stellen wollen; auch wird Keiner behaupten, daß die Freiheit wie durch magische Kraft mit einem Schlage alle Leiden der Gesellschaft heben, daß z. B. allgemeines, geheimes Stimmrecht die Kartoffelkrankheit, die das unglückliche Irland an den Rand des Abgrunds bringt, heilen könne. Aber darin liegt die Kraft und das Heil Englands, daß es auf dem Boden seiner Verfassung ohne gewaltsame Umwälzung die Reformen, deren es bedarf, und die sich allmälig in der öffentlichen Meinung Bahn

brechen, erhalten kann. So wie man dort der Aristokratie nicht zutraut, daß sie die Freiheit des Landes antasten wolle, so geht wiederum bis in die untersten Schichten der Demokratie eine tiefe, patriotische Anhänglichkeit an die Grundzüge der Verfassung, welche die Macht und die Größe, den Reichthum und den Ruhm des Landes gegründet hat, und der Chartismus ist wahrlich nicht die herrschende Meinung in England. — In Nordamerika hört man von allen Seiten laute Klagen über die Mängel und Täuschungen der geheimen Abstimmung; mehrere Staaten haben die öffentliche an ihre Stelle gesetzt, und wenn die meisten noch bei der geheimen beharren, so geschieht es nicht aus Liebe zu dem System, sondern aus örtlichen Gründen, weil das entgegengesetzte System bei der dünnen, getrennten Bevölkerung schwer zu organisiren sein würde. — Meine Herren! Sie haben in Ihren bisherigen Beschlüssen ein allgemeines Wahlrecht eingeführt, wie es vor dem Februar vorigen Jahres kein großer Staat je gehabt hat. Die Majorität dieses Hauses hat jene Beschlüsse gefaßt, und wenn Sie dieselben bei der zweiten Lesung aufrecht erhalten, so werden wir Alle uns in dem heißen Wunsche vereinen, daß das Beschlossene sich zum Heile des Vaterlandes wenden möge: dazu ist es aber unerläßlich, daß alle Elemente der Sittlichkeit, der Vaterlandsliebe, des Muthes, die im Herzen des Volkes leben, mit aller ihnen inwohnenden Kraft in den offenen Kampf treten, um über die feindlichen, die zerstörenden sowohl, wie die unterdrückenden Elemente den dauernden Sieg zu gewinnen. Darum fordere ich Sie auf, geben Sie den edelsten, den sittlichsten Kräften der Gesellschaft den sichersten, den unentbehrlichsten Haltpunct, indem Sie die öffentliche Ausübung des Wahlrechts annehmen.

Rede

zur

Empfehlung directer Wahlen.

1. März 1849.

Meine Herren! Wenn der Vorschlag des Verfassungs-Ausschusses in diesem Falle die Zustimmung solcher Mitglieder des Hauses gefunden hat, von welchen die früheren Vorschläge des Ausschusses fast ohne Ausnahme bekämpft worden sind, so möge Ihnen dieses zum Beweise dienen, daß der Ausschuß bei seinem Entwurfe nicht darauf Rücksicht genommen hat, was etwa einer oder der anderen Tagesmeinung, einer oder der anderen Partei vorübergehend frommen möge; sondern daß er sich lediglich gefragt hat, was der Natur der Sache, was dem dauernden Wohl des Vaterlandes zu entsprechen scheine. Der Ausschuß hat sich für die directe Wahl zunächst und hauptsächlich darum erklärt, weil er dieselbe für der Natur der Sache, dem Wesen des politischen Rechts entsprechend hielt. Demnächst hat er freilich die untergeordnete Rücksicht im Auge gehabt, daß manche Einwendungen, die gegen die directe Wahl vorgebracht werden, durch eine gewisse Beschränkung des Wahlrechts, sei es

in der Weise, wie sie der Verfassungs-Ausschuß Ihnen vorgeschlagen hat, sei es in anderer Weise, wie deren Formulirung von anderer Seite versucht worden ist, beseitigt würden. Diese letztere Rücksicht ist nun weggefallen, indem Sie alle und jede Beschränkung des activen Wahlrechts verworfen haben. Aber die Hauptrücksicht, die den Ausschuß bestimmt hat, die Richtigkeit, die innere Wahrheit des Grundsatzes der directen Wahl, bleibt bei voller Kraft, und der Ausschuß ist nach wie vor, ungeachtet alle und jede Beschränkung verworfen worden ist, für die directe Wahl. Der Ausschuß kann kein Heil in etwas Erkünsteltem, in einem kleinlichen Mechanismus künstlicher Art erblicken, und eben so, wie er den Gedanken der Oeffentlichkeit in der Uebung des Wahlrechts festhält, ungeachtet der untergeordneten Gefahren, die die Ausführung des Gedankens für vereinzelte Fälle von der einen oder der anderen Seite mit sich führen mag, eben so hält er den Grundsatz der directen Wahl fest, weil er richtig ist, wenn auch bei der Ausführung einige geringe Bedenken obwalten mögen. Der Hauptgrund gegen alle die Erwägungen, die für die indirecte Wahl geltend gemacht werden können, scheint mir der zu sein, daß Unterschiede im Resultate zwischen directer und indirecter Wahl nur da vorhanden sein werden, wo die allgemeine Theilnahme an dem Wahlgeschäfte gering, unbedeutend, abgestumpft ist; daß dagegen in einer Zeit, wo das Volk das Bewußtsein hat, daß von der Uebung des Wahlrechts das eigene Wohl, das Wohl des Vaterlandes abhängt, auch bei indirecter Wahl die Blicke der Urwähler auf einen bestimmten Candidaten gerichtet sein, und die Wahlmänner mit bestimmter Rücksicht auf den Candidaten, den die Volksmeinung will, werden bezeichnet werden. Nur wo bei

einer gleichgültigen Stimmung der Mehrheit das Resultat dem Zufalle überlassen ist, wird man die Wahlmänner wählen, ohne dabei die Wahl, die man von ihnen verlangt, im Auge zu haben. Meine Herren! In der Abstumpfung des öffentlichen Bewußtseins, in der Abschwächung des Interesses am Wahlrechte wollen wir das Rettungsmittel wider die Gefahren, die das allgemeine Wahlrecht mit sich führen mag, nicht suchen, sondern vielmehr in der möglichsten Belebung jenes Bewußtseins, in der regsten und allgemeinsten Theilnahme des Volkes am Wahlgeschäfte; und wo diese vorhanden ist, da wird, behaupte ich, ein wesentlicher Unterschied des Resultates zwischen directer und indirecter Wahl nicht stattfinden. Man hat als eine Einwendung gegen die directe Wahl die größere Entfernung geltend gemacht, die zwischen dem Urwähler und Gewählten stattfinde, und für die in der Thätigkeit der Wahlmänner eine Vermittelung gegeben sei Ich glaube zunächst, daß das nur in sehr beschränkter Weise wahr ist, wie bereits zur Genüge von früheren Rednern dargethan worden; dann aber, meine Herren, so wie die größere räumliche Entfernung die Folge hat, daß die niedrigeren Gegenstände aus dem Gesichtskreise verschwinden und nur die Höhen der Berge und die Spitzen der Thürme am Horizonte sichtbar bleiben, so wird auch hier die größere Entfernung das Auge der Wähler um so sicherer auf geistig und sittlich hervorragende Persönlichkeiten richten, und ich gebe mich der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die Stimmen von 20,000 Wählern, welche direct wählen, selten auf einen unbedeutenden, daß sie vor allen Dingen niemals auf einen unwürdigen Candidaten fallen werden. Die kleinlichen Combinationen, welche die indirecte Wahlart zuläßt, und zu

denen sie Anlaß giebt, werden bei dem directen Wahlrecht schwinden. Aber im nothwendigen Zusammenhange mit dieser Folge, um derentwillen wir das directe Wahlrecht wollen, steht die Bedingung, daß eine absolute Majorität erfordert werde, und daran bittet der Ausschuß Sie festzuhalten. Wenn Sie eine relative Majorität genügen lassen, dann geben Sie den kleinlichen Combinationen wieder Raum, um derentwillen wir Ihnen das indirecte Wahlrecht widerrathen. Wenn es möglich wäre, vielleicht durch eine sehr geringe Stimmenzahl mit relativer Majorität einen Candidaten durchzusetzen, dann werden nothwendig alle jene untergeordneten Einflüsse, jene localen, jene persönlichen Rücksichten, denen dadurch die Möglichkeit des Sieges in Aussicht gestellt wird, sich wieder Geltung verschaffen; wenn Sie aber von vorn herein die Möglichkeit, einen Candidaten durch bloße Zersplitterung der Stimmen durchzusetzen, abschneiden, dann wird sich die öffentliche Meinung nur auf solche Candidaten richten, von denen anzunehmen ist, daß sie eine absolute Majorität im Wahlkreise finden können; und Sie werden dann weit mehr Abgeordnete erhalten, die einer wahrhaften öffentlichen Meinung genügen, und die dem hohen Amte gewachsen sind. Man hat von einigen Seiten, namentlich in den Motiven zu solchen Anträgen, die eine Wahl nach relativer Majorität zulassen wollen, die große Schwierigkeit, eine absolute Majorität zu gewinnen, hervorgehoben. Wenn aber bei irgend einer Frage, so muß bei dieser die Erfahrung entscheiden; und diese hat gezeigt, daß in allen Fällen, in denen eine directe Wahl zu dieser Versammlung stattgefunden hat, vielleicht nur mit zwei oder drei Ausnahmen, große absolute Majoritäten erzielt worden sind; wenn also schon beim Beginn

unſeres politiſchen Lebens das öffentliche Bewußtſein ſo klar und einig geweſen iſt, daß es ſich mit großer Majorität beſtimmten Perſonen zugewendet und eine Zerſplitterung der Stimmen faſt nie ſtattgefunden hat: ſo dürfen wir von den Fortſchritten des öffentlichen Geiſtes eine größere Concentrirung der Meinungen erwarten, ſo daß gewiß nur in ſeltenen Fällen die abſolute Majorität eine Schwierigkeit finden wird. — Wenn die Majorität des Ausſchuſſes die Möglichkeit einer dreimaligen Wahl zuläßt, ſo daß erſt die dritte Wahl eine gebundene iſt, ſo hat auch das einen inneren Grund. Meine Herren! Wenn gleich die zweite Wahl auf Diejenigen beſchränkt würde, die bei der erſten Wahl die größte relative Majorität hatten, ſo würde wieder dem Zufall zu viel überlaſſen ſein; es könnten ja verſchiedene Einflüſſe, z. B. der Einfluß einer guten Lunge, verbunden mit einer gewiſſen Dienſtfertigkeit im Zuſtandebringen und Behandeln von Wählerverſammlungen, leicht relative Majoritäten erzielen. Wenn ſich aber die traurige Folge der Stimmenzerſplitterung bei der erſten Wahl gezeigt hat, daß die beiden Candidaten, die die größte relative Majorität hatten, die wahre Majorität im Wahlbezirk nicht haben; dann wird ſich eine kräftige Oppoſition dagegen erheben, man wird ſich vor der zweiten Wahl zuſammenſchaaren, ohnmächtige Anſprüche werden zurücktreten, es wird eine Einigung ſtattfinden, und es werden bei der zweiten Wahl nur ſolche Candidaten die relative Majorität erhalten, die wirklich eine bedeutende Partei im Wahlkreiſe für ſich haben, ſo daß für die dritte Wahl, falls auch die zweite keine abſolute Majorität ergäbe, doch eine weit beſſere Ausſicht vorhanden ſein wird. Meine Herren! Welche Anſicht Sie auch

über die angemeſſene Zuerkennung des Wahlrechts, über Nothwendigkeit oder über Unzuläſſigkeit gewiſſer Beſchränkungen haben mögen, das dürfte nicht beſtritten werden können, daß directe Wahlen mit erforderter abſoluter Majorität die aufrichtigſten, echteſten, volksthümlichſten, dem wahren politiſchen Bewußtſein entſprechendſten Wahlen ſind.

Rede

bei der

Eröffnung des Minister-Präsidenten H. v. Hagern über die Kündigung des Malmöer Waffenstillstandes von Seiten der Krone Dänemark.

5. März 1849.

Meine Herren! Wenn ich in diesem Augenblicke mir Ihre Aufmerksamkeit für ein kurzes Wort erbitte, so geschieht es nicht, um eine Debatte über den Inhalt der ministeriellen Mittheilung in diesem Saale zu veranlassen, auch nicht um einen Antrag zu stellen, um eine Beschlußfassung dieser Versammlung hervorzurufen. Eine Debatte ist ohnehin da nicht möglich, wo nur eine gleiche, tiefe, vaterländische Ueberzeugung alle Gemüther durchdringen kann; eine Antragstellung und eine Beschlußfassung ist da nicht nöthig, wo alle Willenskräfte sich nur in Einem Wollen, in Einem Streben vereinigen können. In einem solchen Falle wird die erste Stimme, die sich eben zufällig in der Versammlung erhebt, und wäre es der schwächsten eine, genügen, um den unausgesprochenen Entschluß dieser Versammluug und aller ihrer Mitglieder laut vor dem Vaterlande und vor Europa zu

verkünden. Das bloße Dasein dieser das deutsche Volk vertretenden Versammlung ist genügend, um die vollste Gewißheit zu geben, daß das gesammte Deutschland einig da einstehen wird mit seiner Regierung, wo es das Wohl, wo es die Ehre des Vaterlandes erfordert. Wohl wird eine Versammlung, die alle Interessen, alle Wünsche, alle Bedürfnisse des Volkes in ihrem ganzen Umfange vertritt, der Regierung zustimmen in dem Bestreben, den Frieden wieder herzustellen, wenn die Wiederherstellung des Friedens sich mit dem Rechte, mit der Ehre Deutschlands verträgt. Aber eine Versammlung, die vor Allem berufen ist, die Ehre Deutschlands zu vertreten, wird auch der Regierung zur Seite stehen, und mit ihr das gesammte deutsche Volk, wenn die Ehre Deutschlands eine kräftige Wiederaufnahme und Fortsetzung des Krieges mit allen Mitteln und allen Kräften Deutschlands erfordern sollte. Wenn hinter der anscheinend geringen Gefahr dieses Krieges eine größere und ernstere verborgen sein sollte, wenn die Vorsehung es wollte, daß unser nach Einheit und Freiheit ringendes Volk die Feuerprobe dieses Strebens in einer großen ernsten Gefahr zu erstehen habe, nun dann, so wird kein deutsches Herz einen Augenblick anstehen, die größte Gefahr um des hohen Werkes der Einheit und Freiheit willen, das für Deutschland gegründet werden soll, zu tragen und mit Gott zu überstehen. So wie die Schranken aller verschiedenen Meinungen fallen werden vor der Gefahr, die von Außen her droht, so werden auch alle Schranken der Stämme und der Einzelstaaten, wie sehr sie sich auch in der neuesten Zeit bemerkbar gemacht haben mögen, fallen; — sie werden schwinden vor dem Gedanken, daß das Vaterland aller seiner Söhne bedarf. Und auch über dem Werke unserer inneren Einigung,

über der künftigen Berathung unſerer Verfaſſung wird fortan, wie es der Herr Miniſterpräſident mit wohlbegründeter Zuverſicht hofft, nicht nur beeilend, ſondern auch einigend und verſöhnend der Gedanke der Gefahr ſchweben, die unſerem Vaterlande drohen könnte.

Rede

über

das Verhältniß der Verfassung zum Wahlgesetze.

9. März 1849.

Dringlicher Antrag von Eisenstuck: Die Nationalversammlung beschließt, den Verfassungs-Ausschuß, und — falls dieser behindert sein sollte — das Büreau zu beauftragen, die bei der ersten Lesung des Reichswahlgesetzes gefaßten Beschlüsse sofort zusammenzustellen, und die zweite Lesung des Gesetzes auf die Tages-Ordnung eines der ersten Tage nächster Woche zu setzen.

Antrag von Arndts: Es möge dem Verfassungs-Ausschuß aufgegeben werden, den vollständigen Verfassungs-Entwurf zweiter Lesung als ein Ganzes auf einmal in Vorlage zu bringen, nur unter der Genehmigung der Ausnahme für den Abschnitt vom Reichsgericht.

Meine Herren! Ich will versuchen, die Discussion über die vorliegende Frage möglichst von den fremdartigen Elementen frei zu halten, die ihr beigemischt worden sind. Um die äußere Lage der Sache festzustellen, bemerke ich zuvörderst, was schon Herr v. Soiron angedeutet hat, daß ich annehmen darf, der Verfassungs-Ausschuß werde nichts gegen den Antrag des Herrn Arndts, daß die nächsten Sitzungen dem Reichsgericht, über welches Ihnen der Bericht bereits vorliegt, gewidmet werden, und daß nach Beendigung dieses Abschnitts die Debatte über

die Verfaſſung beginne, worüber der Bericht alsdann wahrſcheinlich ſchon dreimal vier und zwanzig Stunden vorgelegen haben wird, einzuwenden haben. Der innere Sachverhalt iſt durch die Erklärung des Herrn Simon von Trier ein ſehr einfacher und anſchaulicher geworden, und es ergiebt ſich die vollkommenſte Beſtätigung der Auffaſſung des Herrn Biedermann. Meine Herren! Wenn Sie wollen, daß das Wahlgeſetz einzig und allein um ſeiner ſelbſt willen berathen werde, daß die Erwägung über daſſelbe und die Abſtimmung über ſeine einzelnen Beſtimmungen ohne eine andere Rückſicht erfolge, als darauf, welche Anordnungen am Beſten dem Heile des Vaterlandes frommen, ſo haben Sie das Wahlgeſetz bis nach der Beendigung der zweiten Leſung der Verfaſſung zu verſchieben; wenn Sie aber wollen, daß Erwägungen, die, ſo ehrenwerth ſie ſein mögen, der Sache des Wahlgeſetzes fremd ſind, daß ſich Nebenrückſichten und Rückhaltsgedanken an die Berathung und Abſtimmung über das Wahlgeſetz knüpfen, ſo nehmen Sie die Berathung über das Wahlgeſetz jetzt vor. Uebrigens ſcheint es mir, daß Herr Simon und Die, die mit ihm Gleiches wollen, den Beſchluß, welchen ſie von dem Reſultate des Wahlgeſetzes erſt abhängig machen, den Beſchluß, zu welcher der beiden anderen Fractionen des Hauſes ſie ſich hinneigen wollen, füglich ſchon jetzt faſſen können, und zwar aus einem doppelten Grunde. Zuerſt bin ich überzeugt, daß jene Herren zu redlich und ehrenwerth ſind, um ſich einer Partei zuzuwenden, von der ſie nicht die feſte Ueberzeugung haben, daß, wenn dieſelbe in dieſen Stücken mit ihnen ſtimmt, ſie es darum thut, weil ſie die gemeinſchaftliche Meinung für die rechte und für die dem Vaterlande heilſamere hält. Eine ſolche redliche Ueber-

zeugung aber wird und muß dieſelbe bleiben vor und nach der zweiten Leſung der Verfaſſung, und wenn jene Herren ſich in dieſem Augenblicke bereit erklären, für uneingeſchränktes Wahlrecht zu ſtimmen, ſo trauen wir ihnen gewiß Alle zu, daß ſie auch nach vollendeter zweiter Leſung der Verfaſſung in gleichem Sinne ſtimmen werden. Ich bin überzeugt, es iſt Niemand in dieſem Hauſe, der zu irgend einem Zwecke mit einer Partei eine Verbindung eingehen möchte, der er ein ſolches Vertrauen nicht ſchenkt; ich bin überzeugt, es iſt Niemand in dieſem Hauſe, der in einer ſolchen Verbindung einen Handel erblicken könnte, bei welchem der Käufer, ſich noch nicht ſicher wähnend durch die öffentliche Abſtimmung, die wir zur Vermeidung ſolcher Verträge mit der geheimen zu vertauſchen nicht Willens ſind, auf Vorausbezahlung des Kaufpreiſes beſtehen müßte. Ich glaube alſo, daß, wie die Sache liegt, die Herren Simon und ſeine Freunde ihren Beſchluß, welcher Partei des Hauſes ſie ſich zuzuneigen haben, nach den gegebenen Erklärungen der einen Partei faſſen können. Von der anderen Seite aber, meine Herren, hat Keiner von Denen, ſo viel ich weiß, die für das Heil, für die Freiheit und Einheit Deutſchlands ein erbliches Oberhaupt für nöthig halten, um dieſer Frage willen die mindeſte Conceſſion für andere Stücke weder gemacht noch in Ausſicht geſtellt. Es iſt unter uns Keiner, meine Herren, der die Erblichkeit eines Oberhauptes um ihrer ſelbſt willen, der ſie aus Liebhaberei, der ſie in einem dynaſtiſchen Intereſſe wollte. Ich kann wenigſtens von mir und von Vielen, die mit mir für die Erblichkeit geſtimmt haben, die Verſicherung geben, daß uns keinerlei perſönliche Zuneigung, kein Vorurtheil für dieſe Inſtitution beſtimmte; ſie iſt uns niemals ein Zweck geweſen,

sie ist uns nur ein Mittel, sie ist das einzige Mittel, in dem wir die Kraft, die Einheit und die dauernde Begründung der Freiheit des Vaterlandes hinlänglich gesichert erblicken. Darum, weil sie uns nur Mittel und nicht Zweck ist, werden wir auch um ihretwillen niemals in irgend einer anderen Frage Dasjenige preisgeben, was wir dem Wohle des Vaterlandes heilsam glauben. Wenn wir das allgemeine Wahlrecht der Sache des Vaterlandes, dem Wohle des Volkes nicht für förderlich halten, so werden wir nicht für das allgemeine Wahlrecht stimmen, und wenn es uns die Majorität für die Erblichkeit zehnmal zubrächte; es scheint mir also die Lage der Sache klar genug zu sein, damit Herr Simon von Trier und seine Freunde auch jetzt schon ihren Beschluß fassen können. Ich komme auf die Frage der Priorität selbst, die uns beschäftigt, auf das innere Verhältniß der beiden Gegenstände — Verfassung und Wahlgesetz — zu einander. Ja, meine Herren, wenn es allein darauf ankäme, daß das Volk in der weitesten Ausdehnung eine Versammlung wähle, daß in dieser Versammlung gerebet, declamirt und interpellirt werde, dann, meine Herren, wäre ich mit der Ansicht des Vorredners einverstanden. Wenn das bloße Dasein eines Volkshauses allen Bedürfnissen des Volkslebens genügte, wenn sich in ihm das ganze Staatswesen concentrirte, dann wäre das Wahlgesetz das Hauptstück und die Grundlage der ganzen Verfassung; dann mögen Sie vor Allem ein Wahlgesetz machen und Ihre Hauptaufgabe, das Verfassungswerk, vorerst suspendiren. Wenn es Ihnen aber darauf ankommt, daß diese von dem Volke — sei es in der weitesten Ausdehnung, sei es in einer beschränkteren Weise — gewählte Versammlung auch die Macht habe, bleibend und auch in ruhigen

Zeiten, ohne daß sie sich beständig auf neue Aufregung und neue Umwälzung stützen müsse, für das Wohl des Vaterlandes zu wirken und sein Schicksal zu bestimmen im Stande sei, — dann, meine Herren, machen Sie erst eine Verfassung, die jener Versammlung wirkliche Macht und Einfluß und Wirksamkeit gebe, und dann machen Sie ein Wahlgesetz. Die Wahlgesetze, nach denen Englands Parlament gewählt worden ist, sind sehr unvollkommen gewesen und sind es theilweise noch. Keiner von uns wird sie, — ich will nicht sagen, wie sie vor der Reformbill waren, sondern auch wie sie jetzt noch sind, — gutheißen wollen; aber dieses aus so unvollkommenen Wahlen hervorgegangene Parlament, auf eine ihm entsprechende Regierung sich stützend, hat Welttheilen seine Gesetze dictirt, und hat den Ruhm und die Macht Englands von Jahrhundert zu Jahrhundert immer höher gehoben. Fragen Sie jeden Engländer, auch den freisinnigsten, ob er sein altes Parlament selbst mit den alten unvollkommenen, vielfach verderbten Wahleinrichtungen, welches aber in Verbindung mit einer einheitlichen Regierung die Schicksale Englands und der Welt beherrscht, oder ob er das ausgedehnteste Wahlrecht wolle mit so einer Sieben-Prinzen-Regierung, die den tödtlichen Keim der Ohnmacht in sich tragen und niemals auf die Geschicke des Landes einen ernsten Einfluß üben würde: er wird das beschränkte Wahlrecht und die Einheit, die Macht und das Glück seines Vaterlandes wählen! Sehen Sie doch, meine Herren, ich bitte Sie darum, in dieser Frage des Wahlrechts nicht die Luft nach persönlicher Bevorzugung. Glauben Sie denn wirklich, daß es irgend Jemanden giebt, der einen Census von vielleicht zwei Thalern, oder eine ähnliche Beschränkung zu dem Zwecke will, um sich

darin einer persönlichen Bevorzugung zu erfreuen nach Art der alten Standesprivilegien? Selbst wenn Sie mit Ja antworten, so appellire ich an Ihre unparteiische Prüfung; ich zweifle, daß es viele Unbefangene im Volke giebt, welche die Sache so auffassen; und selbst wenn Sie es *sagen*, so bitte ich Sie doch, *glauben* Sie es nicht! Ich kann mir kaum denken, daß Sie im Ernste der Ansicht Raum geben, daß bei einer solchen Beschränkung des Wahlrechts, wie sie ein Theil des Hauses will, es auf den Genuß einer persönlichen Bevorzugung abgesehen sei, daß es sich um irgend etwas Anderes dabei handle, als darum, daß das Volkshaus, das wir gründen wollen, fähig sei, den Einfluß, den die Verfassung ihm zuweist, auf die Weise zu üben, die das Wohl der Gesammtheit erfordert. Geben Sie uns die Gewißheit, daß eine aus allgemeinem Wahlrecht hervorgehende Versammlung jenem Erforderniß genügen werde, und Sie werden die eifrigsten Anhänger des allgemeinen Wahlrechts an uns finden. — Es ist dieses eine Frage von der größten Schwierigkeit; es kann der Eine oder der Andere dabei im Irrthum sein; die Geschichte wird darüber richten: aber diese Frage dadurch zu verbittern, daß man sie als eine Spaltung darstellt, die auf der Lust nach persönlicher Bevorzugung, nicht auf der Liebe zum Vaterlande beruht, und auf der Ueberzeugung von Dem, was ihm frommt, das ist nicht recht, meine Herren! Es ist gesagt worden, es sei unrecht, — ich erinnere mich des Ausdruckes nicht mehr genau, — das allgemeine Wahlrecht anzutasten, welches mit einer so großen Majorität bei der ersten Lesung beschlossen worden sei. (Unterbrechung.) Es betrifft Das, was ich sagen will, nur die *Sachlage*; auf eine Erörterung der Frage des allgemeinen Wahlrechts werde

ich nicht eingehen. Man kann nicht ſagen, daß das allgemeine Wahlrecht eine große Mehrheit erhalten hat; es gingen nur diejenigen Stimmen, welche irgend eine Beſchränkung wollten, auseinander; darum iſt keine Beſchränkung angenommen worden, aber nicht, weil eine abſolute Mehrheit des Hauſes für ein uneingeſchränktes Wahlrecht exiſtirte. Dieſe Frage bedarf alſo, wenn irgend eine, einer zweiten, reiflichen Erörterung. Sie bedarf auch, meine Herren, des Ausſpruches der öffentlichen Meinung. — Ich kann nicht zugeben, daß die öffentliche Meinung gerade in dieſer ſchwierigen und gewaltigen Frage ſo entſchieden nach einer Seite hin liege; es bedarf einiger Wochen, damit die Ueberzeugung aller Stände, aller Claſſen, Aller, die am Schickſale des Vaterlandes Theil nehmen, ſich geltend machen könne. Herr Vogt hat uns gerathen, wir möchten doch die Hebel in Bewegung ſetzen, die allein uns und unſer Werk heben und tragen können. — Ich bin mit dem Grundgedanken einverſtanden, aber ich glaube nicht und möchte nicht glauben, daß das allgemeine Wahlrecht der einzige Hebel iſt, der noch die Herzen der deutſchen Völker für die Sache des Vaterlandes in Bewegung ſetzen könnte. Herr Vogt hat auf Schleswig-Holſtein hingewieſen. In Schleswig-Holſtein ſelbſt, und ich hoffe auch im übrigen Deutſchland, lebt für die Sache der Freiheit und der deutſchen Nationalität jener Lande dieſelbe Wärme, die vor einem Jahre für dieſe Sache vorhanden war. In jenem Lande ſelbſt hat eine Verſammlung, die aus dem allgemeinſten Wahlrecht hervorgegangen iſt, für gut gefunden, eine Beſchränkung dieſes allgemeinen Wahlrechts für die Zukunft feſtzuſetzen; ſie hat angeordnet, daß die Hälfte der künftigen Landes-Verſammlungen aus allgemeinen Wahlen hervorgehe, die

andere Hälfte durch die höher Besteuerten gewählt werde. Nun denn! Jene Versammlung, behaupte ich, und jene Regierung, die ihren Beschluß sanctionirt hat, hat dadurch nicht aufgehört, dem Herzen der großen Mehrheit des schleswig-holstein'schen Volkes theuer zu sein, und jenes Volk wird sich um die Männer jener früheren Regierung, und um seine Landesversammlung schaaren gegen den gemeinschaftlichen Feind in der Stunde der Gefahr, wenn auch von ihnen das allgemeine Wahlrecht nicht anerkannt worden ist. Wir wollen uns hüten, meine Herren, das gesammte Volksleben auf die Spitze dieser einen streitigen Frage zu stellen; wir wollen es vielmehr auf die breite, feste, ewige Grundlage der Vaterlandsliebe, der Freiheitsliebe und aller jener geistigen und materiellen Interessen bauen, die ein Volk und einen Staat und ein Vaterland bilden. Darum sage ich, meine Herren, bauen Sie fort an dem Verfassungsbau, welcher das deutsche Volk einer großen Zukunft entgegenführen soll, und wenn Sie dieses Gebäude aufgeführt haben, so schaffen Sie auch als ein wesentliches Organ zur Ausführung der Verfassung das Wahlgesetz; aber stellen Sie Ihr Werk nicht auf die einzige Spitze der Lehre vom allgemeinen Wahlrecht!

Schlußrede

über

den Welcker'schen Antrag.

21. März 1849.

Dringlicher Antrag des Abgeordneten Welcker.

Die deutsche verfassunggebende Nationalversammlung, in Erwägung der dringlichen Lage der vaterländischen Verhältnisse beschließt:

1) Angesichts der wiederholten öffentlichen Nachrichten von fremder Einsprache gegen die von der deutschen Nation zu beschließende Verfassung gegen solche Eingriffe Auswärtiger in das heiligste Urrecht freier Völker ihre Entrüstung, gegen jeden Deutschen aber, sei er Fürst oder Bürger, welcher landesverrätherisch solche Eingriffe hervorrufen möchte, den tiefsten Abscheu und zugleich die feste Erwartung auszusprechen, daß die deutsche Nation wie Ein Mann ihre Ehre vertheidigen und deren Verletzung zurückweisen werde.
2) Die gesammte deutsche Reichsverfassung, so wie sie jetzt nach der ersten Lesung mit Berücksichtigung der Wünsche der Regierungen von dem Verfassungs-Ausschuß redigirt vorliegt, wird durch einen einzigen Gesammtbeschluß der Nationalversammlung angenommen, und jede etwa heilsame Verbesserung den nächsten verfassungsmäßigen Reichstagen vorbehalten.
3) Die in der Verfassung festgestellte erbliche Kaiserwürde wird Seiner Majestät dem König von Preußen übertragen.
4) Die sämmtlichen deutschen Fürsten werden eingeladen, großherzig und patriotisch mit diesem Beschlusse übereinzustimmen, und seine Verwirklichung nach Kräften zu fördern.
5) Es wird eine große Deputation der Nationalversammlung abgesendet, um Sr. Majestät dem Könige von Preußen die Wahl zum deutschen Erbkaiser anzuzeigen.

6) Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich, als Fürst der deutsch-österreichischen Lande, und die sämmtlichen Bruderstämme in diesen Landen, einzeln und vereint, sind zum Eintritt in den deutschen Bundesstaat und seine Verfassung jetzt und zu aller Zeit eingeladen und aufgefordert.

7) Die deutsche Nationalversammlung legt gegen ein etwa von der Regierung der deutsch-österreichischen Lande, oder von diesen Landen selbst beanspruchtes Recht, von dem deutschen Vaterlande und aus der von seinem Gesammtwillen beschlossenen Verfassung auszuscheiden, für alle Zeiten feierlichen Widerspruch ein.

8) Sie ist aber bereit, so lange einer definitiven Verwirklichung des völligen Eintritts der deutsch-österreichischen Lande in die deutsche Reichsverfassung noch Schwierigkeiten im Wege stehen sollten, die bestehenden nationalen brüderlichen Verhältnisse, jedoch unbeschadet der Selbständigkeit der deutschen Reichsverfassung, zu erhalten.

Meine Herren! Ueberwältigt von der großen Aufgabe, in dieser großen Debatte das letzte Wort zu reden, hege ich nicht die Zuversicht, daß ich den Reichthum des Inhalts derselben noch werde vermehren können. Ich werde der mir obliegenden Pflicht zu genügen suchen, indem ich den reichen Stoff übersichtlich ordne, um ihn zur Entscheidung vorzubereiten. Ich werde bestrebt sein, es mit der Unparteilichkeit und Unbefangenheit zu thun, wie man sie von dem Berichterstatter zu fordern pflegt, so weit eine solche Unbefangenheit möglich ist bei der warmen und tiefen Ueberzeugung, ohne welche sich bei einer solchen Debatte zu betheiligen ich für ein Verbrechen halten würde. Man hat zunächst das Formelle unseres Antrages, die Forderung einer einzigen Abstimmung über das ganze Verfassungswerk angegriffen. Meine Herren! Wenn die Mehrheit dieses Hauses wirklich daran zweifelte, daß eine Beschleunigung noth thue, dann würde es schwer halten, die Gründe

der Dringlichkeit in eine bestimmte Anzahl von Tagen und Stunden, die noch zur Berathung bleiben, zu übersetzen; aber die Debatte hat gezeigt, daß die Mehrheit dieser Versammlung von dem Bedürfniß der Beschleunigung im Allgemeinen durchdrungen ist. Diejenigen, die unsern Antrag verwerfen wollen, bringen uns einen anderen, nach welchem eine Abstimmung ohne Discussion über die einzelnen Paragraphen der Verfassung stattfinden soll. Sie hätten demnach, was die formelle Frage betrifft, zwischen diesen beiden Anträgen zu wählen, zwischen einer Abstimmung über das Ganze und zwischen einer Reihe von Abstimmungen ohne Berathung über die einzelnen Bestimmungen. Nun, meine Herren, frage ich Sie, ob eine solche viele Tage hindurch währende Reihe stummer Abstimmungen — wie viel Zeit namentliche und Zettelabstimmungen erfordern können, will ich nicht weiter ausführen — uns, ob sie dem Volke genügen werde; ich frage Sie, ob Sie sicher sind, daß daraus ein zusammenhängendes, ein brauchbares, ein mögliches Werk hervorgehen würde. Daß die Arbeit des Verfassungs-Ausschusses Unvollkommenheiten hat, ist unzweifelhaft; aber daß sie in sich zusammenhängend ist, daß sie ein mögliches, ein ausführbares Werk enthält, das halte ich für gewiß. Ob ein Gleiches durch das vorgeschlagene Verfahren erzielt werden würde, überlasse ich Ihrer Beurtheilung. Meine Herren, es sind oft in der Geschichte große Ereignisse und große Beschlüsse durch kleine Anlässe und durch kleine Motive bestimmt worden. Der schlimmste Ausgang des Weges aber, den wir Ihnen anrathen, kann nur der sein, daß Beschlüsse über Untergeordnetes durch ein großes, bedeutsames Motiv bestimmt werden. Wenn der Despotismus jemals der Freiheit in der Geschichte den Rang abgelaufen hat,

wenn er in Augenblicken ſelbſt im Anſehen des Volkes ſich über der Freiheit zu halten gewußt hat, ſo iſt es durch die Raſchheit, durch die Größe, durch die Beſtimmtheit ſeiner Beſchlüſſe in entſcheidenden Augenblicken geſchehen. Meine Herren, lernen wir vom Feinde, zeigen wir, daß mit der Freiheit, mit der Volksvertretung, mit der gründlichſten Berathung, wie ſie in dieſem Fall theils bei der erſten Leſung, theils im Ausſchuß ſtattgefunden hat, auch in der Stunde wo es noth thut, die Größe, die Feſtigkeit, die Raſchheit des Entſchluſſes vereinbar iſt. Der Ausſchuß hat ſich nicht verhehlt, daß Beſchlüſſe über Einzelnes, welche die nöthige Reife nicht in ſich tragen, hier möglich ſind, und darum hat er Ihnen die Zulaſſung von Abänderungen dieſer Beſchlüſſe durch den nächſten Reichstag in ſeiner erſten Sitzungsperiode auf dem Wege der ordentlichen Geſetzgebung vorgeſchlagen. Der Verfaſſungsausſchuß hat dadurch nicht die Grundzüge des Werkes, nicht ſein Weſen, nicht ſeine Bedeutung, nicht diejenigen Hauptmomente, in denen die Kraft unſerer Verfaſſung liegen ſoll, in Zweifel ſtellen wollen; dadurch würde er geglaubt haben, ſowohl die Volksthümlichkeit als die Wirkſamkeit der Verfaſſung zu gefährden; denn, meine Herren, wenn auch der Staatskünſtler ſich in der verdienſtvollen Erwägung des Einzelnen gefallen mag, deſſen ſein Sie gewiß: was in das Volk bringt, worauf das Volk ſieht, das ſind nur die großen Gedanken und Grundzüge einer Verfaſſung, und was in der Geſchichte den Ausſchlag giebt, und in großen Momenten entſcheidet, ſind auch dieſe Grundzüge, nicht aber jene Einzelheiten, worüber die Geſetzgeber ſtreiten. Der Verfaſſungsausſchuß hat alſo nicht die Grundlage des Werkes in Frage ſtellen wollen, er hat nicht der Umwälzung nach der

einen oder andern Seite hin durch die vorbehaltene Reviſion Hoffnungen eröffnen wollen, ſondern er hat der öffentlichen Meinung, da wo ſie ausſpricht, daß auf einem Puncte eine Uebereilung ſtattgefunden hat, — und die öffentliche Meinung wird ſicher ihren Ausdruck im nächſten Reichstage finden, — den Weg zur Geltung nicht erſchweren wollen. Es liegt mir die Pflicht ob, hier einem Zweifel zu begegnen, der von einem der erſten Redner in dieſer Debatte, ich glaube von Herrn v. Hermann, aufgeworfen iſt, ob nämlich bei dieſen vorbehaltenen Aenderungen das abſolute Veto Platz greifen werde. Ich glaube, dieſer Zweifel konnte nur durch mangelnde Berückſichtigung desjenigen Paſſus des Berichts entſtehen, welcher, abweichend von den Beſchlüſſen der erſten Leſung, das abſolute Veto auch für die gewöhnliche Geſetzgebung vorſchlägt: wornach es keinem Zweifel unterliegt, daß dasſelbe auch für die vorbehaltenen Aenderungen eintritt. Es verſteht ſich das nach den vorliegenden Anträgen ganz von ſelbſt, und der Ausſchuß hat kein Mißverſtändniß für möglich gehalten. Sie werden ſich demnach die Frage zu beantworten haben, — ob es möglich ſei, daß, wenn auf einem Puncte eine Uebereilung begangen worden, welche durch reifere Prüfung würde vermieden worden ſein, — daß in einem ſolchen Falle das Veto der Heilung des Mangels entgegentrete. Im Allgemeinen aber iſt es richtig, daß in dem abſoluten Veto die erheblichſte der Abweichungen von dem Reſultate der erſten Leſung liegt, die der Verfaſſungsausſchuß Ihnen vorſchlägt; und wir können uns nicht verhehlen, daß dieſe Beſtimmung beſonders dadurch bedeutend wird, daß ſie die Bürgſchaft ihrer eigenen Dauer und Unabänderlichkeit in ſich trägt; darum erlauben Sie mir wenige Worte über

dieſen Punct, ohne daß ich zu der Debatte zurückkehren will, die früher in ſo umfaſſender und bedeutſamer Weiſe ſtattgefunden hat. Der Vorwurf, den Herr Vogt ausgeſprochen hat, daß es eben bei der ganzen vorliegenden Frage beſonders darauf abgeſehen ſei, das abſolute Veto durchzubringen, iſt in hohem Grade ungerecht, und die Thatſachen widerlegen ihn. Als der Ausſchuß die Frage des Veto erwog, hatte er keine Ahnung, daß je davon die Rede ſein werde, die Verfaſſung in Bauſch und Bogen anzunehmen. Das Eine ſteht mit dem Anderen nicht in dem mindeſten Zuſammenhange. In den Anträgen der Regierungen iſt aber von allen Seiten der dringendſte Wunſch der Geltung des abſoluten Veto für die Reichsregierung ausgeſprochen worden. Alle die Regierungen, welche wirklich eine einheitliche Macht an der Spitze ſehen und dieſer die erforderlichen Opfer an eigenen Befugniſſen bringen wollen, halten das abſolute Veto für eine weſentliche Bedingung jener Macht. Es iſt auch in der That unzweifelhaft, daß, da in den einzelnen Staaten faſt durchweg das abſolute Veto gilt, die Reichsregierung, wenn ſie es nicht hätte, an moraliſcher Kraft und politiſcher Bedeutung hinter den Einzelregierungen auf die verderblichſte Weiſe zurückſtehen, daß andererſeits bei dieſen die Beſorgniß ewig rege ſein würde, es werde dadurch das Verlangen nach Beſeitigung jener Einrichtung auch in ihrem Bereich herbeigeführt und zu dieſem Ende eine ewige Unruhe unterhalten werden. Und nun fragen Sie ſich aufrichtig, meine Herren, ob nach den Erfahrungen der Geſchichte und nach der Natur der Sache bei einem ernſten, regen, politiſchen Leben ein wirkliches, dauerndes Verlangen der öffentlichen Meinung jemals durch das abſolute Veto beſeitigt werden kann.

Die Bedenken aber, die gegen dasſelbe erhoben werden könnten, ſcheinen mir auch gegen das ſuspenſive Veto zu ſprechen. Wenn Sie gegen eine Regierung von vorn herein die Vermuthung ausſprechen, ſie werde in einem anderen als dem öffentlichen Intereſſe den Ueberzeugungen der Volksvertretung entgegentreten, dann dürfen Sie eine ſolche Regierung auch nicht in den Stand ſetzen, den wahren Bedürfniſſen des Volkes auch nur hemmend und verzögernd — was in vielen Fällen von gleicher Wirkung ſein wird mit einer bleibenden Hinderung — entgegenzutreten; dann aber haben Sie auch durch eine ſolche feindſelige, entwürdigende Präſumtion die Ehre, und mit ihr die moraliſche Macht der Monarchie, die Sie ſchaffen wollen, vernichtet. Herr Römer hat geſagt, wir handelten unpolitiſch, indem wir eine Abſtimmung hervorriefen, bei welcher wir allen Widerſtand gegen irgend eine Beſtimmung der Verfaſſung auf einem Kampfplatz vereinigten. Ich gebe zu, daß dieſes Verfahren von einem untergeordneten Standpuncte aus unpolitiſch erſcheinen mag, behaupte aber, daß wenn wir ſelbſt mit der kleinſten Majorität da ſiegen, wo alle die mannichfaltigſte Oppoſition ſich gegen den einen Punct zuſammengedrängt hat, daß dann auch dieſe kleine Majorität eine große moraliſche Bedeutung erlangt. Ich komme nun auf den einen Punct, in Bezug auf welchen der Ausſchuß formell über den Antrag Welcker's hinausgegangen iſt, indem er die Annahme des Wahlgeſetzes mit einer einzigen Modification vorſchlägt. Ich will es auf einen minder wichtigen Anlaß verſparen, die Angriffe, welche wegen dieſes Umſtandes von dieſer Tribüne herab gegen mich perſönlich gerichtet worden ſind, zurückzuweiſen. Ich ſtelle Ihrem Urtheil anheim, ob es dasſelbe iſt, wenn Parteien, die

nichts Gemeinsames, keinen gemeinschaftlichen Zweck oder Ausgangspunct haben, von denen jede ein entgegengesetztes Ziel verfolgt, sich zu verbinden suchen — daß solches wirklich geschehen sei, habe ich niemals gesagt — oder wenn Diejenigen, welche einem gemeinschaftlichen Gedanken huldigen, welche ein gemeinsames Ziel verfolgen, sich fragen, ob nicht zur Erreichung desselben der eine oder der andere von ihnen in einem untergeordneten Puncte die eigene Meinung aufgeben müsse. Dem Welcker'schen Antrage die Zustimmung der Versammlung gewinnen wollen, und zugleich in jedem einzelnen Puncte fest auf der eigenen Meinung bestehen, wäre das Beginnen eines thörichten Dünkels gewesen. Wir mußten uns im Ausschusse fragen, welche individuelle Meinungen von einzelnen Theilen der Versammlung aufgegeben werden müßten, um ein Resultat möglich zu machen. Und da haben wir keinen Augenblick gezweifelt, daß, wie die Sache lag, nachdem das Wahlgesetz in der ersten Lesung angenommen war, auf eine wesentliche Aenderung desselben verzichtet werden mußte, wenn von Annehmen der Verfassung in Bausch und Bogen die Rede sein sollte. Auf einen Punct, auf den wir besonderen Werth legen, auf die Oeffentlichkeit der Abstimmung, sind wir indessen zurückgekommen. Hier erlauben Sie mir wohl die persönliche Bemerkung, daß ich und meine näheren politischen Freunde ohne Weiteres für das Ganze des Wahlgesetzes bei der ersten Lesung gestimmt und auch bei seiner Annahme in zweiter Lesung kein allzugroßes Bedenken gefunden haben würden, wenn die Oeffentlichkeit angenommen worden wäre. Ich will in das Materielle dieser Frage nicht nochmals eingehen; nur kann ich nicht umhin, mein Befremden darüber auszudrücken, daß ein Redner uns in

einem Athem da wo wir nachgegeben Inconsequenz, und da wo wir festgehalten haben Starrsinn vorgeworfen hat. Ich komme nun auf diejenige Frage, welche sich auch bei dieser Verhandlung durch ihr Gewicht in den Vordergrund gedrängt hat und drängen mußte, auf die österreichische Frage. Als ich vor einer Reihe von Monaten die Ehre hatte, die §§. 2 und 3 im Namen des Verfassungs-Ausschusses vor Ihnen zu vertheidigen, da habe ich folgende einfache Gedanken, in die sich die damalige Sachlage zusammenfassen läßt, ausgesprochen. Wir wünschen und wollen das innigste nationale Band mit dem deutschen Oesterreich; wenn aber Oesterreich darauf nicht eingehen kann, weil unüberwindliche Schwierigkeiten es daran verhindern, dann werden wir mit Oesterreich über ein anderes, möglichst inniges Verhältniß unterhandeln. Als den Gegenstand dieser Verhandlung haben wir aber nicht die Verfassung Deutschlands, denn darüber erscheint uns eine Verhandlung unzulässig, sondern ein außerhalb der Verfassung liegendes Bundesverhältniß betrachtet. So wenig wie ein Ehrenmann über Freiheit und Ehre, kann ein Volk mit einem Staate, der sich in diesem Augenblick politisch als ein ihm fremder verhält, über seine Verfassung unterhandeln. Aber über alle Puncte, die nicht den innersten Nerv des Volkslebens berühren, sind wir bereit zur freundschaftlichsten und hingebendsten Verhandlung. Ich muß auf die Verhältnisse, unter welchen die Anträge des Ausschusses damals angenommen wurden, mit einigen Worten zurückkommen. Es war nur eine Minorität der Oesterreicher in dieser Versammlung, wenn auch eine ziemlich starke, welche für die §§. 2 und 3 ohne Vorbehalt für Oesterreich gestimmt hat; aber diese Minorität hat damals mit so glänzenden Waffen gefochten,

es hat namentlich ein Redner zu unserem Verstand und Herzen so mächtig geredet, daß allerdings Viele von uns zu jener Zeit die frohe Hoffnung beseelte, Oesterreich könne und werde auf den Inhalt der §§. 2 und 3 eingehen. Was haben aber diejenigen Oesterreicher, welche nicht für diese Paragraphen waren, und sie jedenfalls auf Oesterreich nicht angewendet wissen wollten — was haben sie uns damals entgegengesetzt, insofern sie sich nicht mit ganz leeren und unbestimmten Vorbehalten begnügten? Eben dasselbe Verhältniß, welches wir damals nicht in die erste Linie stellen mochten, weil wir die Initiative der Trennung nicht ergreifen wollten, welches aber jetzt durch die Macht der Ereignisse in die erste Linie gedrängt worden ist, das Verhältniß des innigsten völkerrechtlichen Bundes mit Oesterreich. Brauche ich daran zu erinnern, daß dieser jetzt so geschmähte Gedanke, dieser jetzt als thöricht und unausführbar verschrieene Plan, von welchem man uns endlos wiederholt, Oesterreich werde niemals darauf eingehen, — daß dieser Plan damals von Oesterreichern, die ihr Vaterland lieben und der Verhältnisse desselben genau kundig sind, als die einzige Lösung der Schwierigkeit aufgestellt worden ist? Ich denke also, daß man uns wenigstens von dieser Seite weder der Thorheit noch des Verraths bezüchtigen wird, wenn wir jetzt auf jenen Gedanken zurück kommen, und mit aller Kraft das Ministerium unterstützen, dessen Führer von Anbeginn an diese Grundlage als die einzig mögliche für das Verhältniß zwischen dem deutschen Bundesstaat und Oesterreich erkannt hat. Ich habe hier die Bemerkung einzuschalten, daß die Bedenken Einiger, als wenn die vom Ausschusse beantragte Fassung einen positiven, endgültigen Verzicht auf das nationale Recht der Vereinigung mit

Deutsch-Oesterreich enthalte, auf einem Mißverständnisse beruht. Der Ausschuß ist der Meinung, daß, wenn der Zutritt Oesterreichs als Factum vorbehalten bleibt, dadurch auf jenes nationale Recht, insoweit dasselbe schon in dem alten Bundesverhältniß zur Wirklichkeit gelangt war, und so weit dessen weitere Verwirklichung durch den Gang der Geschichte herbeigeführt werden kann, keineswegs verzichtet wird; er würde eine andere Fassung gewählt haben, wenn er geglaubt hätte, daß die von ihm vorgeschlagene eine solche Deutung zuließe. Man sagt freilich, Oesterreich habe noch nicht gesprochen, und wir hätten nicht das Recht, nun in Folge eines solchen Ausspruchs, jenen Gedanken, den wir damals zurückstellten, in den Vordergrund zu stellen. Man unterscheidet zunächst zwischen der österreichischen Regierung und dem österreichischen Volke. Meine Herren! Diese Unterscheidung, so bedeutsam sie auch in moralischer Hinsicht sein mag, hat für die praktische Politik keine Handhabe und keinen Ausgang; sie läuft entweder auf ein Hirngespinnst, auf eine Phrase ohne Gedanken, oder auf eine Aufforderung zum Bürgerkriege hinaus. In der Politik kann die bestehende Regierung eines Volkes nicht als ein von ihr getrenntes fremdes Wesen behandelt werden; sie ist ein nothwendiger Theil seiner Lebensform, seiner Erscheinung, seiner Wirksamkeit, und Sie können sie nicht vom Volke trennen. Erlauben Sie mir, dieß durch ein Beispiel zu erläutern. Der größere Theil Europas ist der Meinung, sie mag nun irrig sein oder nicht, die republicanische Form in Frankreich sei das Werk einer Minorität, und die Mehrheit der Nation stimme nicht mit ihr überein. Was würde aber Frankreich dazu sagen, wenn irgend ein europäisches Cabinet sich herausnehmen wollte, auf diese Annahme seine

Politik gegen Frankreich zu bauen, wenn es etwa Krieg anfinge mit der Republik, und ſagte, wie einſt der Abſolutismus zum Unglück Deutſchlands zu ſagen ſich erdreiſtet hat, er bekriege nur die Regierung und ſtütze ſich dabei auf das franzöſiſche Volk; da würde ſich gewiß das ganze Volk erheben und zuſammenſtehen wie ein Mann und Alles eher über ſich ergehen laſſen, als eine ſolche verwegene Einmiſchung in ſeine Angelegenheiten. Man wendet mir ein, Oeſterreich ſei kein fremdes Land; ich komme darauf noch zurück und erinnere für jetzt nur daran, daß alle hierher gehörigen Fragen auch die nichtdeutſchen Lande Oeſterreichs auf's Allerinnigſte berühren, und daß in Beziehung auf dieſe jedenfalls, wie ich ſchon in der Debatte über die §§. 2 und 3 ausgeführt, eine Frage der auswärtigen Politik, eine völkerrechtliche Frage über Krieg und Frieden vorliegt. Indeſſen ich muß hierin noch einen Schritt weiter gehen, muß aber, um denſelben einzuleiten, auf die in dieſer Debatte ſo vielfach wiederholten Anklagen gegen die von der Majorität dieſer Verſammlung im Allgemeinen, und insbeſondere in Betreff Oeſterreichs beobachtete Politik ein Wort entgegnen. Ich bilde mir nicht ein, dieſen alten Streit mit wenigen Worten ſchlichten zu können, und am wenigſten möchte ich ihn verbittern. Aber ich halte es für meine Pflicht, — gegenüber dieſen endloſen Vorwürfen, die in den Reden der Gegner des Ausſchußantrags eine weit geräumigere Stelle als die Frage ſelbſt, die uns beſchäftigt, einnehmen, — den Standpunct der Majorität dieſer Verſammlung zu bezeichnen. Ich glaube nicht, daß dieſe Majorität ſich die Gefahren, die auch auf dem friedlichen Wege, den ſie eingeſchlagen hat, ihrem Werke drohen, einen Augenblick verhehlt, daß ſie namentlich die Gefahr verkannt hat, es könnte

nach wieder hergestellter Ordnung auch das dynastische Interesse und die von ihm beschützte Richtung des Particularismus Gelüste nach der Rückkehr der alten Zustände an den Tag legen. Wenn wir trotz dieser Einsicht den Weg der Mäßigung und des Friedens verfolgt haben, so haben wir es darum gethan, weil wir auf dem entgegengesetzten Wege eine noch größere Gefahr für die Freiheit und Einheit des Vaterlandes erblickt haben. So ernste Gefahren die jetzige Lage der Dinge bietet, glauben wir doch, daß sie durch feste und angemessene Beschlüsse zu bekämpfen sind, während ein im Ganzen und Großen eingeschlagener entgegengesetzter Weg — denn auf jedem Puncte immer das Rechte gefunden zu haben, dessen wird sich kein menschlicher Verstand vermessen — das Vaterland in rettungslose Verwirrung und Unheil gestürzt haben würde. Wir haben niemals geglaubt, daß in einer Zeit, deren Charakter es zu sein scheint, daß Jeder schroff und starr auf seinem Willen besteht, über die Fürsten allein ein solcher Geist der Hingebung, der Selbstverleugnung und des Gehorsams gekommen sei, daß sie ohne allen Versuch des Widerstandes die Debatten dieser Versammlung, auch wenn sie von der allerwiderstrebendsten Art wären, annehmen würden. Wir waren aber überzeugt, daß wenn wir den Weg der Zerstörung und Auflösung gingen, wenn wir uns ausschließlich auf diejenigen Kräfte im Volk stützten, die der gesetzlichen Ordnung der Einzelstaaten den Krieg erklärt hatten, — daß dann eben diese Kräfte sich nach dem gemeinschaftlichen Siege zum großen Theil gegen unser Werk, gegen das Gesetz und die Ordnung der Gesammtnation würden gewendet haben. Wir haben darum geglaubt, für den Aufbau des Vaterlandes, auch die friedlichen und erhaltenden

Kräfte desſelben aufrufen und gewinnen zu müſſen. Wenn man uns aber die alte Zerriſſenheit und den alten Druck wieder aufdringen wollte, dann würden ſie den abwehrenden Damm mehr als irgendwo ſonſt in der Majorität dieſer Verſammlung finden. Wenn zumal jener Kampf zwiſchen der Barbarei und Civiliſation, von dem Herr Vogt geredet hat, einſt anbricht, nun dann glaube ich nicht, daß wir minder würdige Streiter in dieſem Kampfe ſein würden, weil wir eine Entartung und einen Mißbrauch der Freiheit im Keime zu erſticken beſtrebt geweſen waren, bei deren weiterer Entwicklung es zweifelhaft geworden ſein dürfte, auf welcher Seite des Kampfes denn noch für Civiliſation und Menſchlichkeit geſtritten werde. — Ich komme nun auf die ſpeciellen Vorwürfe, die der politiſchen Richtung, welche die Majorität dieſer Verſammlung Oeſterreich gegenüber beobachtet hat, gemacht worden ſind, zurück. Es iſt ſchon viel über die Macht und das Recht zu jener gewaltſamen Intervention, die man von uns gefordert hat, geſagt worden. Ich habe nur Eines noch hinzuzufügen. Herr Berger hat geſagt: die Oeſterreicher in dieſem Hauſe ſeien die einzigen legalen Vertreter des öſterreichiſchen Volkes. Nun denn, wenn die Oeſterreicher in dieſem Hauſe die einzigen legalen Vertreter des deutſch-öſterreichiſchen Volkes ſind, ſo hat das deutſch-öſterreichiſche Volk das angefochtene Verfahren der Majorität dieſes Hauſes in der Sache Deutſch-Oeſterreichs gebilligt und zu dem ſeinigen gemacht; denn es hat zu allen Zeiten nur eine Minorität der Oeſterreicher für jene Anträge geſtimmt, welche eine gewaltſame Intervention in den deutſch-öſterreichiſchen Angelegenheiten wollten; die Majorität der Oeſterreicher hat gegen alle ſolche Anträge mit der Majorität dieſes Hauſes geſtimmt.

Wenn wir alſo nicht ſchon aus anderen Gründen zu der Ueberzeugung gelangt wären, daß auch die deutſchen Länder Oeſterreichs, und namentlich das ſo deutſche Tirol, den Gedanken einer gewaltſamen Einmiſchung in die Angelegenheiten Oeſterreichs mit Entrüſtung würden aufgenommen haben, und daß gerade dadurch ein Keim langjährigen Haſſes würde ausgeſtreut worden ſein, ſo würden wir in den Abſtimmungen der Majorität der öſterreichiſchen Abgeordneten dieſes Hauſes allein ſchon den entſchiedenſten Grund für unſere Anſicht finden. Ich kann nicht umhin, hier, wo es ſich um das öſterreichiſche Volk und um ſeine Vertreter handelt, noch darauf hinzuweiſen, daß auch derjenige Verfaſſungsentwurf, welchen der Kremſier'ſche Reichstag, in welchem die außerdeutſchen Provinzen Oeſterreichs nur theilweiſe, mithin das deutſche Element ſehr ſtark vertreten war, — daß auch dieſer Verfaſſungsentwurf, eben ſo wohl wie die octroyirte Verfaſſung, keinerlei Beziehungen auf Deutſchland enthält. Ich muß aus dieſem Grunde annehmen, daß nicht allein die öſterreichiſche Regierung, ſondern auch ein ſehr großer Theil, ich möchte faſt ſagen, die Majorität des öſterreichiſchen Volkes, nicht für eine ſo gar innige nationale Vereinigung mit Deutſchland geſtimmt iſt. Oder, meine Herren, würde ſich etwa jene Majorität in unſerem Hauſe anders ſtellen, wenn wir nach einem conto finto, das uns Herr Berger vorgeſchlagen hat, die Vertreter derjenigen öſterreichiſchen Diſtricte, welche nicht gewählt haben, mitzählen? Würden die Vertreter jener Diſtricte, die nicht gewählt haben, nicht etwa darum weil man ſie daran verhindert, weil ihnen irgend eine Gewalt im Wege geſtanden hätte, ſondern welche nicht gewählt haben, weil ſie nichts von Deutſchland und von einer innigeren Verbindung

mit Deutſchland wiſſen wollten, würden dieſe etwa den Ausſchlag gegeben haben für eine bewaffnete Intervention Deutſchlands in den öſterreichiſchen Angelegenheiten? Ich will mich aber dieſes Arguments meinerſeits nicht bedienen, denn ich kann das Rechenexempel des Herrn Berger nicht für richtig halten. Ich kann nicht zugeben, daß wir die Vertreter der Wahldiſtricte, welche nicht gewählt haben, in irgend einer Weiſe in unſere Berechnung aufzunehmen haben. Ja, meine Herren, wenn jene Diſtricte hätten wählen wollen, wenn ſie die Hand nach dem deutſchen Vaterlande ſehnſüchtig ausgeſtreckt hätten, und eine feindliche Macht wäre gewaltſam hemmend dazwiſchen getreten, dann würden wir der Abweſenden mit Liebe gedenken und ihre Plätze in unſerer Mitte offen laſſen, dann würden wir ſie zu den Unſrigen zählen. Solchen Bevölkerungen aber, die nicht wählen wollten, weil ſie eben nichts von inniger Verbrüderung mit uns wiſſen wollten, noch einen moraliſchen Einfluß auf die Beſtimmung unſeres Schickſals zu gewähren, nachdem ſie redlich genug waren, ſich ſelbſt einen unverdienten politiſchen Einfluß nicht anmaßen zu wollen, das wird uns Niemand zumuthen. Meine Herren, jeder Oeſterreicher iſt uns von Anfang bis zu Ende in dieſer Verſammlung willkommen geweſen; jeder an die Stelle eines Ausgetretenen wieder Eingetretene iſt mit freundlicher, brüderlicher Geſinnung von uns empfangen worden. Wenn aber jetzt in ſolchen Diſtricten, die ſich zehn Monate lang um unſer Daſein und Wirken nicht haben bekümmern wollen, gewählt würde, wenn jene Bevölkerungen dieſelbe Geſinnung, die ſie uns die ganze Zeit über negativ an den Tag gelegt haben, jetzt am Schluſſe unſerer Arbeit in poſitiver Weiſe durch ihre Theilnahme bethätigen wollten, — meine Herren,

ich will eine schwierige staatsrechtliche Frage nicht vor der Zeit berühren, ich schweige über die Rechtsfrage, aber das darf ich jetzt schon sagen: wenn ein solches Recht der Mitwirkung in Anspruch genommen würde und rechtlich behauptet werden könnte, dann würde in keinem Falle das positive Staatsrecht mit dem Rechte, das mit uns geboren ist, in so schreiendem Widerspruch stehen wie in diesem. Doch ich bezweifle, daß der Fall eintreten wird. Man sagt, jene Districte würden auch jetzt nicht wählen, und wenn sie wählten, würden sie nicht im Sinne unserer Gegner wählen, sondern redlich genug sein, das heiligste Volksrecht, das Wahlrecht, nicht zu mißbrauchen, um eine ihnen fremde, nationale Entwickelung zu stören. — Wenn nun in der Debatte über die §§. 2 und 3 und in der Zeit, die darauf folgte, nur diejenige Opposition uns entgegengetreten ist, die die Paragraphen durch gewaltsame Mittel verwirklicht haben wollte, so ist von einer Opposition im entgegengesetzten Sinne, welche verlangte, daß der Wille Oesterreichs über das Schicksal Deutschlands entscheide, und daß Deutschland in der Befriedigung seines Bedürfnisses der Einheit nicht weiter gehen dürfe als diese Einheit auch für Oesterreich tauge — von einer solchen Opposition ist damals nicht die Rede gewesen. Diese Ansicht ist erst ein Erzeugniß der neuesten Zeit, sie ist auch jetzt auf der Tribüne nicht hervorgetreten, ist auch von der österreichischen Regierung niemals ausgesprochen worden. Ich wiederhole es, jedes Vertragsverhältniß, jede Beziehung, welche durch Verträge unter Völkern gegründet werden kann, ist uns angenehm, und das innigste Verhältniß ist uns das liebste. Wir hegen auch die zuversichtliche Hoffnung, daß gerade dann,

wenn unser Bundesstaat stark und mächtig in's Leben tritt, Oesterreich mit dem ebenbürtigen, einigen Deutschland in ein möglichst enges Bündniß zu beiderseitigem Heile treten wird. Jene nationale Vereinigung aber mit dem gesammten Oesterreich, welche die neueste Note vorschlägt, weisen wir zurück, und ich brauche darüber nicht viel zu sagen, da von allen Seiten dieses Hauses dieser Zurückweisung beigestimmt worden. Nur darüber waren die Meinungen verschieden, ob es möglich sei, daß Oesterreich auf der von ihm gegebenen Grundlage der Gesammt-Vereinigung ein Volkshaus bewillige. Ich geselle mich denjenigen Rednern aus verschiedenen Theilen dieses Hauses bei, welche erklärt haben, das sei unmöglich. Auch ich, meine Herren, kann mir kein Volkshaus denken ohne Volk; auch für mich ist der Boden des gemeinsamen Vaterlandes die nothwendige Grundlage jener volksthümlichen Institution. Aller Streit der Parteien, aller Kampf der Meinungen und der Interessen selbst muß in dem Gedanken an das Heil und die Ehre des Vaterlandes ein Moment der Einigung, Versöhnung und Erhebung finden, und die Geschichte wird ihr Wehe! rufen über eine volksvertretende Versammlung, in welcher zu allem anderen Haber noch der Zwist der Völker und der Stämme träte. Wir haben kleine, schüchterne Proben eines solchen Mißverhältnisses in der letzten Zeit erlebt, und sie werden uns wahrlich keinen Muth gemacht haben, dasselbe Mißverhältniß in einem neuen und unerhörten, riesenhaften Maßstabe zu versuchen. Ich will damit nicht sagen, meine Herren, daß ich den Gegensatz der Völker und Stämme für einen wesentlich gehässigen und unversöhnlichen halte. Ich erkenne neben dem Absolutismus, der die Völker äußerlich aneinander bindet, ein höheres Moment

an, das ſie innerlich zu einigen vermag; ich erkenne an, daß im Laufe der Geſchichte eine mächtige Strömung von Freiheit und Bildung, Völker und Stämme zu einem lebendigen Vaterlandsgefühle verbinden kann. Deutſchland iſt in dieſer Hinſicht unglücklich geweſen. Die Stämme, die im Weſten von ihm abgeriſſen worden, ſind nach langem Widerſtreben durch den gemeinſamen Kampf für Freiheit und Ruhm dem fremden Volke geiſtig verwandt geworden. Auf die fremden Stämme des Oſtens unter Oeſterreichs Scepter iſt jenes Sühnungsmittel der Freiheit nicht angewendet worden, darum ſtehen ſie ſich ſelber, wie dem deutſchen Geiſte noch mehr oder weniger feindlich und grollend gegenüber. Hätte Oeſterreich früher daran gedacht, jene Stämme durch freie und edle Inſtitutionen, durch das milde Band gemeinſamer Bildung mit ſich und mit Deutſchland auszuſöhnen: möglich, daß dann jetzt von beiden Seiten auf ein inniges nationales Band willig eingegangen werden würde; aber ſo wie jetzt die Sachen ſtehen, wo es ſehr zweifelhaft iſt, ob jene Bevölkerungen vorerſt anders als durch Gewalt und Knechtſchaft zuſammengehalten werden können, iſt es unmöglich, daß wir ſie in unſer Staatsleben aufnehmen, ohne auf unſere eigene nationale Entwickelung und auf die Ausbildung unſerer Freiheit zu verzichten. Meine Herren! Man hat uns geſagt: „Jene öſterreichiſche Geſammtmonarchie werde den Frieden der Welt ſichern.“ Ich glaube nicht, daß der Friede der Welt dadurch geſichert werden kann, daß wir den ewigen Krieg in unſer eigenes Herzblut aufnehmen. Man hat uns freilich, wenn wir in der öſterreichiſchen Frage von Freiheit reden, manchmal ſpottend entgegengehalten: es ſtehe ja auch bei uns, auf deutſchem Boden, noch nicht ſo glänzend und geſichert mit der Freiheit,

daß wir darauf ſtolz ſein dürften. Ich gebe das zu, die Freiheit bedarf bei uns noch der ſorgſamen Pflege, der Mäßigung und der Wachſamkeit, damit ſie gedeihe und wachſe. Aber ich ziehe daraus nur eine weitere Folge für meine Behauptung. Wenn der Strom der Freiheit bei uns ſchon in ſo mächtiger Fülle dahinflöſſe, daß wir, fürſtlicher als Fürſten — nach Uhlands Dichterwort — eine nach Freiheit dürſtende Welt mit Freiheit tränken könnten, nun, meine Herren, dann möchten wir es darauf wagen, eine weite Völkerſchaar zum reichen Freiheitsmahle einzuladen. Aber weil wir der eigenen Ausbildung unſerer heimiſchen Freiheit noch bedürfen, ſo können wir ſie nicht, ohne ſie aufzugeben, an die zweifelhafte politiſche Zukunft aller jener Bevölkerungen auf unauflösliche Weiſe feſſeln. — Einer der erſten Redner in dieſer Debatte hat geſagt: weil Preußen mit den Ländern, die vorher nicht zum deutſchen Bunde gehört hätten, in Deutſchland eingetreten ſei, ſo habe auch Oeſterreich ein Recht darauf. Meine Herren! Die Bundesacte ließ den Zutritt von Provinzen, die nicht zum Bunde gehörten, zu, und knüpfte ſie an die Einſtimmigkeit. Unter dieſer Form ſind Oſt- und Weſtpreußen aufgenommen worden. Ich bin aber der Ueberzeugung, daß eine gleiche Uebereinſtimmung für die Aufnahme der ſämmtlichen nichtdeutſchen Provinzen Oeſterreichs ſich am Bundestage nicht gefunden haben würde. Und dann, weil ich den Bruder in mein Haus aufnehme mit den Seinen, und wenn auch etwa ein Adoptivkind darunter wäre, — habe ich darum mein Haus zu einer offenen Halle gemacht, in die fremde Schaaren nach Belieben eintreten könnten ohne meine Zuſtimmung? — Man hat dieſe Frage mit den materiellen Intereſſen in Beziehung gebracht. Ich will auf

dieſe Seite der Sache nicht näher eingehen, ſondern ſie nur berühren, um ein Mißverſtändniß aufzuklären, vielleicht einen Mißton zu löſen. Herr Mohl hat denjenigen Rednern, die, als Herr von Herrmann zuerſt dieſe Frage zur Sprache gebracht hatte, das Motiv der materiellen Intereſſen ablehnten, vorgeworfen, ſie ſchätzten die materiellen Intereſſen gering, und träten damit dem Wohlſtande und der Arbeit des Volkes entgegen. Meine Herren! Ich glaube, daß dies ein Mißverſtändniß iſt, und Herr Mohl hätte am wenigſten ſeinen Vorwurf, wie es den Anſchein hatte, gegen eine beſtimmte Seite dieſes Hauſes richten ſollen, während die lebhafteſten Zurückweiſungen des Motivs des Herrn v. Herrmann von der entgegengeſetzten Seite erfolgt waren. Aber ich bin überzeugt, daß eben ſo wohl Herr Vogt und Herr Simon, wie Herr Waitz eine Geringſchätzung der Geſammt-Intereſſen, der Arbeit und des Wohlſtandes nicht haben ausdrücken wollen. Ich glaube, wir ſind alle darin einig, den materiellen Intereſſen zu geben, was ihnen gehört, aber auch den höheren moraliſchen Intereſſen den Bereich, den ſie für ſich allein in Anſpruch nehmen dürfen, nicht durch fremdartige Rückſichten zu verkümmern. Keiner von uns wird den Vorlagen über materielle Intereſſen diejenige ernſte Aufmerkſamkeit entziehen, die ſie verdienen; aber um der materiellen Intereſſen willen unſer Volksleben hinzugeben, die Staatseinheit, die Volkseinheit und die Volksvertretung an den Schweif jener Intereſſen zu binden, das wird wohl Keiner von uns gewollt haben, davor werden wir uns wohl Alle verwahren. So wie der Einzelne ſeinen Vortheil durch äußere vorübergehende Verbindungen pflegt, das Band der Familie aber durch höhere, innigere, geiſtigere Beziehungen gehalten wird, ſo ſollen

auch die Völker sich über ihre Interessen durch Verträge einigen; aber über das Zusammenleben der Völker soll allein ihr Geist und Herz entscheiden, und wir wollen uns durch die reiche Mitgift, von der ein Redner gesprochen hat, nicht zu einer unglücklichen Verbindung für's Leben bestimmen lassen. Erlauben Sie mir noch eine andere Bemerkung in dieser Richtung. Es kann das unter Umständen richtig sein, daß die politische Einigung ein Mittel zur Vereinigung der materiellen Interessen sei. Aber das ist doch nur dann der Fall, wenn die politische Vereinigung nicht bloß ein Wunsch der Dynastien, sondern auch ein Wunsch der Völker ist, für dessen Erfüllung sie allenfalls Opfer zu bringen bereit sind. In dieser Lage befinden sich z. B. gegenwärtig diejenigen Staaten Norddeutschlands, die bisher in Handels- und Zollverhältnissen von dem übrigen Deutschland ganz unabhängig waren. Diese Staaten würden es, — ich will auf die volkswirthschaftliche Frage, ob sie darin irren oder nicht, nicht eingehen, — sie würden es, sage ich, ihren materiellen Interessen weit vortheilhafter erachten, wenn die enge Einigung, wie unsere Verfassung sie mit sich führen wird, nicht einträte, und sie, wie früher, auf dem Wege des Vertrages mit dem Zollvereine unterhandeln könnten; sie erblicken eine große Gefährdung ihrer Interessen darin, daß sie sich der Gesetzgebung Deutschlands in diesen Puncten unterwerfen müssen. Aber sie werden sich darin nichts desto weniger willig und freudig fügen, wenn ihnen zugleich durch die Erfüllung des lang genährten Wunsches der innigeren politischen Einigung Deutschlands eine moralische Befriedigung zu Theil wird. Ich kann Sie versichern, daß auch in meiner kaufmännischen Vaterstadt, wo eine wahrscheinlich richtige Erwägung der eigenen

materiellen Intereſſen zu entſchiedener Abneigung gegen einen Anſchluß an den Zollverein geführt hatte, wo man jedenfalls den Anſchluß nur auf dem Wege des Vertrages, nicht auf dem des zwingenden Geſetzes für zuläſſig hielt, daß auch da im vorigen Jahr, als der Gedanke von Deutſchlands Einheit mit erneuter Kraft hervortrat und die Geiſter durchdrang, augenblicklich die Ueberzeugung laut wurde, man müſſe ſich jetzt einer allgemeinen deutſchen Handels- und Zollgeſetzgebung unterwerfen, und das Gefühl, daß man die dazu nöthigen Opfer willig bringen werde. Wir konnten, ſagte man, wohl einem preußiſchen Zollverein widerſtehen, einem deutſchen werden wir nicht widerſtehen können und wollen. Eine ſolche Geſinnung wird allerdings da vorherrſchen, wo nicht allein dynaſtiſche Intereſſen, ſondern auch die innigſten Wünſche der Völker für die politiſche Vereinigung ſind. Aber, meine Herren, wo iſt denn das in den nichtdeutſchen Ländern Oeſterreichs der Fall? Wer wird denn da das geringſte aller Opfer bringen wollen, um eine Verbindung zu erlangen, die nach allen Thatſachen, wie ſie vorliegen, von den außerdeutſchen Völkern Oeſterreichs mit der tiefſten Abneigung wird zurückgewieſen werden? Wenn Ungarn z. B. jene berüchtigte, volkswirthſchaftliche Thorheit des Schutzvereins gegen deutſche Induſtrie aus bloßem nationalen Widerſtreben gegen Deutſchland begangen hat, — ein Beginnen, das, weil es nicht auf irgend verſtändiger Berechnung, ſondern auf bloßer Leidenſchaft beruhte, wie eine Seifenblaſe zerplatzen mußte, — ſo kann ich mir nicht denken, daß derſelbe Magyarismus, der dieſes Windei ausgebrütet hat, um der innigſten Vereinigung mit Deutſchland willen jetzt nur das geringſte, vorübergehendſte Opfer ſollte bringen wollen. Und Herr Mohl,

von dem wir Alle wiſſen, daß er ſeinerſeits die nationalen Intereſſen niemals den materiellen nachſtellen wird, — Herr Mohl will während er uns die materiellen Vortheile jener großen Völkerverbindung zuwendet, daß wir zugleich für die Freiheit in Oeſterreich und gegen die Hemmniſſe, die ihr entgegenſtehen, mit aller Kraft auftreten. Ich frage Sie aber, wenn wir das Schwert ziehen gegen jene Verfaſſung, welche den Oeſterreichern octroyirt worden iſt, oder gegen das dort herrſchende Regierungsſyſtem, — denn darauf läuft doch am Ende der Kampf für die Freiheit Oeſterreichs hinaus, — wie iſt es dann möglich, daß wir uns in demſelben Augenblick friedlich mit Oeſterreich verſtändigen, um auf den Grund einer gemeinſamen Verfaſſung, die wiederum ganz weſentlich durch die öſterreichiſche bedingt iſt, unſere gemeinſamen materiellen Intereſſen zu pflegen? — Nun aber komme ich an eine ernſte Erwägung, die wohl ein Jeder von uns vornehmen muß. Wie ſoll die ſchwere Frage des Verhältniſſes zu Oeſterreich gelöſt, wie ſoll dieſe Löſung durch die gegenwärtige Verſammlung gefunden werden? denn daß ſie die Löſung finde, davon hängt ihre Exiſtenz ab. Wie aber, frage ich, ſoll ſie gefunden werden, wenn der Gedanke des innigen, friedlichen Vertragsverhältniſſes, den der Ausſchuß zu Grunde legt, zurückgewieſen wird? Man ſagt: unſere Majorität werde im günſtigſten Fall eine geringe ſein in dieſem Puncte wie in anderen. Meine Herren! Dieſer Umſtand verdient im politiſchen Leben eine hohe Berückſichtigung, und ich würde auch ſagen, wir müßten mit einer ſtarken Minorität eine Ausgleichung ſuchen, wenn dieſelbe ein einiges und durch Einigkeit mögliches Syſtem hätte, wie wir es zu haben glauben. Wie iſt es aber mit dieſer Minorität beſchaffen? Da iſt eine

Anzahl von Stimmen, die es uns noch immer nicht vergeben können, daß wir Oesterreich in den Herbstmonaten des vorigen Jahres nicht entweder mit Krieg überzogen oder wenigstens mit Krieg bedroht haben, und die um so weniger der höchsten Selbständigkeit Deutschlands in dieser Frage das Allerminbeste vergeben möchten. Daß diese Stimmen nur eine nicht beträchtliche Minorität in diesem Hause bilden, wissen wir Alle. Wodurch nun könnte diese Minorität gegen unsere Ansicht eine stärkere oder gar zur Majorität werden? Dadurch allein, daß auch Die, welche von dem gerade entgegengesetzten Gedanken ausgehen, gegen uns stimmen, die, denen eben der zwingende Einfluß Oesterreichs auf Deutschland, — und ich verdenke es ihnen von ihrem Standpunct aus nicht, — zum Ausgangspunct dient, die eben Deutschland auf das Maß von Einheit zurückführen wollen, das auch Oesterreich vertragen kann. Und nun, meine Herren, frage ich, kann durch diese beiden Minoritäten die Frage gelöst, kann das Schicksal des Vaterlandes, das mit dieser Frage innig zusammenhängt, durch sie entschieden und gelenkt werden? Ich bin hier sehr weit entfernt, auf das alte Mährchen einer Coalition hinzudeuten; wenn je ein solcher Verdacht vorhanden war, so hat die achtungswerthe Offenheit ihn zerstört, mit welcher jede Partei dieses Hauses, welche sich überhaupt dabei betheiligt hat, in dieser Debatte ihre Meinung ausgesprochen hat. Aber eben dann, wenn hier von einer absichtlichen Coalition die Rede wäre, wo die eine Partei der andern hie und da ein wenig nachgiebt, dann wäre es vielleicht möglich, daß die Angelegenheiten Deutschlands durch eine Art Flickwerk eine Zeit lang fortbetrieben werden könnten: aber, wo ein Jeder so scharf und fest auf seiner entgegengesetzten Meinung besteht wie hier, da ist eine gemeinsame Leitung unmöglich; und ich behaupte daher,

die praktiſche Löſung der öſterreichiſchen Frage iſt unmöglich, wenn Sie die Anſicht, die der Verfaſſungsausſchuß zu Grunde legt, verwerfen. Man hat es in einer früheren Debatte über die öſterreichiſche Frage beklagt, daß aus dieſer Frage eine Cabinetsfrage gemacht worden ſei. Meine Herren! Der Vorwurf wäre begründet geweſen, wenn Cabinetsfragen lediglich gemacht würden, wenn nicht die innere Nothwendigkeit einer beharrlichen, ehrlichen und möglichen Politik Cabinetsfragen wider den Willen der Träger der Vollziehungsgewalt herbeiführte. In dieſem Sinne iſt denn auch eine Cabinetsfrage keine Perſonenfrage, ſo wenig wie es etwa eine Perſonenfrage iſt, wenn auf einem Schiff, das mit den Wellen kämpft, die es zu verſchlingen drohen, eine Welle den Steuermann über Bord ſchleudert. Liegt nun gegenwärtig eine eigentliche Cabinetsfrage nicht vor, ſo muß ſich doch Jeder von uns die Frage ſtellen und gewiſſenhaft beantworten, wie die Politik Deutſchlands, Oeſterreich gegenüber, künftig im Sinne dieſer Verſammlung geleitet werden ſoll, und da behaupte ich noch einmal, daß ſie nur auf dem Wege, den Ihnen im Sinne der bisherigen Majorität der Ausſchuß vorſchlägt, geleitet werden kann. Wir, die vermittelnde Partei in dieſer Frage, haben mit jeder Seite des Hauſes etwas Gemeinſames, aber die beiden Parteien, die gegen uns auftreten möchten, haben gar nichts mit einander gemein. Wir haben mit der einen Seite Das gemein, daß wir, wenn wir auch nicht die öſterreichiſchen Dinge beherrſchen können, doch unſerer Seits einen Eingriff in unſer Volksleben auf keine Weiſe dulden werden; wir haben mit dem andern Theile der Minorität wiederum Das gemein, daß wir, indem wir ſolche Eingriffe zurückweiſen, uns auch wiederum keine erlauben; mithin haben wir nach jeder Seite einen weſentlichen Berührungspunct; aber die

beiden Fractionen, die eine Minorität oder Majorität gegen uns bilden, die beiden Parteien, von denen die eine Oesterreich unserer, die andere uns der österreichischen Herrschaft unterwerfen will, haben gar keine Berührungspuncte; sie würden den Widerspruch und den Krieg, ich glaube zwar nicht nach Außen tragen, denn dazu würden sie unmächtig sein, aber sie würden die Zwietracht und den Widerspruch in die Leitung der Geschicke Deutschlands selber tragen. — Meine Herren! Ich glaube, denselben Grundgedanken auf die andere große Frage, auf die der Regierungsform des werdenden Deutschlands, anwenden zu können. Wenn wir Alle besorgt sind, daß diese Versammlung keinen Entschluß in einer der Hauptfragen zu Stande bringen werde, so ist es wahrlich nicht ein vorausgesetzter Mangel an Energie und Entschlossenheit bei ihren einzelnen Mitgliedern, so ist es nicht ein Glaube an ihre Ermüdung, der eine solche Sorge hervorruft. Meine Herren! Wenn die Bausteine zu dem Bau unserer Verfassung in den Ueberzeugungen der Versammlung vorhanden wären, die Kraft, sie auf ihre Schultern zu nehmen und zu einem Bau zusammenzutragen, würde uns nicht fehlen. Die Frage ist nur die, ob noch außer dem Wege, den wir im Großen und Ganzen zu betreten Ihnen vorgeschlagen, ob außer dieser Lösung der großen Frage in unserem Hause eine andere möglich ist, und ob auch hier nicht wieder die extremen Meinungen, die gegen unsere vermittelnden Ansichten stimmen, ihrer Natur nach unfähig sind, eine positive, schöpferische Majorität zu erzeugen. Eine Seite dieses Hauses ist gegen unser Werk, nicht darum weil sie die Einheit des Vaterlandes etwa nicht wollte. Wir räumen ihr vollkommen ein, daß sie die Einheit will, wie wir, ja, ich nehme keinen Anstand, ihr auch einzuräumen, daß, weil ihre

Politik überhaupt eine schroffere, rücksichtslosere ist als die unsere, daß sie auch jene Einheit schroffer und rücksichtsloser verfolgt als wir. Was dieser Partei an unserem Verfassungsentwurf widerstrebt, das ist die monarchische Erblichkeit der höchsten Gewalt, an deren Stelle sie eine republicanische Form setzen möchte. Jene Seite des Hauses ist freilich, wie mehrfach versichert worden und wie ich auch unbedingt glaube, nicht gewillt, gegen die Monarchie in den einzelnen Staaten, die sie als Thatsachen anerkennt, wie Herr Fröbel gesagt hat, etwas zu unternehmen. Aber es versteht sich von selbst, daß ihr die Erhaltung der Lebensbedingungen dieser geduldeten Thatsache der Monarchien nicht sonderlich am Herzen liegen kann, daß sie keinen Grund hat, sich um diese Lebensbedingungen zu bekümmern. Auch hat Herr Schüler vorher erklärt, daß er eine Föderation von Monarchien — also die einzige Form, die ohne Vertreibung der Fürsten für die Einheit Deutschlands möglich ist — eigentlich nicht als eine mögliche begreife. Daß nun diese Grundsätze in unserem Hause die Majorität nicht finden werden, davon ist jene Seite selbst überzeugt. Auf der andern Seite steht uns eine Fraction entgegen, die der Monarchie ergeben ist, die in ihr das Heil der Völker erblickt. Diese Fraction hat natürlich durchaus nichts gegen ein erbliches monarchisches Oberhaupt als solches; aber sie will es darum nicht an der Spitze Deutschlands, weil sie den darin liegenden Einheitsgedanken nicht will, weil sie die Selbständigkeit, das particuläre Leben der Einzelstaaten, insbesondere die Macht der Fürsten in keiner irgend wesentlichen Weise beschränken und schmälern lassen will. Sie will daher folgerichtig nicht eine einheitliche, selbständige Macht, die über den einzelnen Staaten steht, sie will die Gesammt-

regierung eben in die Hände der einzelnen Staaten legen, sie will, daß Deutschland durch die einzelnen Staaten, durch die Vertreter der einzelnen Fürsten, mit einem Worte — durch ein Directorium regiert werde. Sie negiert also das Princip der Einheit, das wir mit jener anderen Seite gemein haben, ebenso wie jene Partei den Grundsatz der Monarchie, den wir mit der anderen Seite gemein haben, negiert. Eine Vereinigung aber zwischen diesen beiden Richtungen ist nicht möglich. Meine Herren! Wenn der monarchische Grundsatz in unserer Zeit eine Bedeutung hat, wenn das Erbkönigthum, freilich ein Kind der Geschichte, doch in Wahrheit das Adoptivkind der politischen Vernunft ist, — so ist es darum, weil man es an der höchsten Stelle denkt als den einheitlichen Träger der Macht eines einheitlichen Volkes. Eine republicanische Spitze der Staatspyramide, eine wirkliche, ernste Gewalt, vom Volk oder seinen Vertretern gewählt und unter dieser Gewalt erbliche Fürsten — das ist ein Wahnsinn, das ist die Verhöhnung und Vernichtung der Monarchie. Das fühlt auch alle Welt im Lande, Fürsten wie Völker, und darum haben diejenigen Fürsten der kleineren Staaten, die das Bedürfniß einer einheitlichen Regierung wirklich fühlen und eine solche ernsthaft wollen, sich auch der Idee des Erbkaiserthums wirklich angeschlossen; denn wenn die höchste Spitze eine monarchische ist, so ist eine mit beschränkten Attributen bekleidete Erbherrschaft unter ihr noch immer möglich; aber unter der Oberherrschaft eines vom Volk gewählten Präsidenten ist sie die absoluteste aller Unmöglichkeiten. Zu der Wahl des Oberhauptes durch die Fürsten aber will gewiß Niemand zurückkehren, und es ist wohl nur eine zufällige Hindeutung auf das alte Wahlkaiserthum in der gestrigen Sitzung die Ver-

anlaſſung dazu geweſen, daß auch heute deſſen wieder gedacht worden. Daß die Kaiſerwahl durch die Fürſten den Intereſſen der Freiheit und des Volkes jemals günſtig geweſen ſei, das hat noch Niemand behauptet; im Gegentheil, jene Form der Wahl, während in Wahrheit in der Regel doch die Dynaſtie in Betracht kam — jenes unglückliche Syſtem hat Deutſchland ſeine Einheit und ſeine Freiheit gekoſtet, ſie hat es zerriſſen und geknechtet. Die Monarchie, welche wir ſchaffen, wird allerdings im Volke ihre Stütze ſuchen und finden, denn ſie iſt aus ihm hervorgegangen. Eine Regierung, die aus den Bevollmächtigten der Einzelſtaaten beſteht, kann dagegen den einheitlichen Intereſſen des Volkes auf keine Weiſe entſprechen. Ein beſtändiger Kampf zwiſchen der aus der Geſammtheit des Volkes hervorgegangenen Vertretung und einer zerriſſenen, ohnmächtigen Regierung iſt, unausbleiblich, ein Kampf, der in jeder Diät von Neuem die Frage anregen wird, ob das Volkshaus das Directorium, oder das Directorium das Volkshaus über den Haufen wirft. Iſt nun eine republicaniſche Spitze nicht möglich, ſo lange man nicht die Fürſten der Einzelſtaaten abſetzt, wie man es uns trotz aller Anerkennung der Thatſachen vielfach angerathen hat; kann andererſeits das Directorium weder den Intereſſen der Einheit noch der Freiheit die mindeſte Bürgſchaft geben, ſo iſt das Zuſammenſtimmen der einheitlichen Republicaner und der monarchiſchen Particulariſten in unſerer Verſammlung, wenn auch vielleicht im Stande, ein Werk zu ſtören, doch ganz gewiß unfähig, eines zu ſchaffen. Ich behaupte aber nochmals mit vollſter Ueberzeugung und ohne vielen Widerſpruch zu fürchten, daß, wenn die Grundzüge des Verfaſſungsentwurfs nicht angenommen werden, eine poſitive Majorität für ein anderes Syſtem

in dieſem Hauſe unmöglich iſt. Meine Herren! Es iſt von früheren Rednern zur Genüge ausgeführt worden, wie die Mittelſyſteme, die man verſucht, die Wahl eines lebenslänglichen Kaiſers oder die Wahl auf eine Reihe von Jahren, wie dieſe Formen die Nachtheile der verſchiedenen Syſteme nur miteinander vereinigen, wie ſie uns mit denſelben Gefahren bedrohen würden, mit welchen uns vielleicht das erbliche Kaiſerthum bedroht, ohne uns die Mittel zu gewähren, dieſen Gefahren zu begegnen. Es iſt uns wahrlich nicht eingefallen, daß, weil wir nach üblicher Redeweiſe dem Sprachgebrauch und der Geſchichte die Bezeichnung für einen Gedanken entlehnten, der weſentlich unſerer Zeit und ihrem Bewußtſein angehört, man uns vorwerfen würde, wir dächten an allerlei Flitterſtaat früherer Jahrhunderte, oder, wie Herr Fröbel geſtern geſagt hat, an den religiös-romantiſchen Weltkaiſer des Mittelalters. Ich verſichere Sie, daß uns an dem Namen nichts liegt, und daß wir ihn unſererſeits gerne vertauſchen mit jedem andern, der uns die Sache giebt. Es iſt uns eben ſo wenig in den Sinn gekommen, den Kaiſer aus den vorſündfluthlichen Erinnerungen zu ſchöpfen, die Herr Fröbel angeführt hat, als wir ihn den nachſündfluthlichen Hoffnungen preiszugeben gedenken, die derſelbe Redner an den Tag gelegt hat. Man hat uns ſtatt des Kaiſers eine vorübergehende Dictatur als Mittel gegen etwanige Gefahren des Augenblicks angeboten. Es iſt dagegen ſchon wiederholt geltend gemacht worden, daß die Dictatur ein Mittel ſein kann, um eine ſchon vorhandene in den Händen Mehrerer geſammelte Kraft noch ſtärker zu concentriren dadurch, daß man ſie Einem übergiebt; daß aber die Dictatur nicht das Mittel iſt, um Kräfte erſt zu ſchaffen und zu ſammeln. Dazu, meine

Herren, sind Institutionen, ist eine Verfassung nothwendig. Die Dictatur kann ein Mittel sein gegen eine acute Krankheit, bei der der Patient auf Leben und Sterben behandelt werden muß. Das Uebel aber, an dem Deutschland leidet, ist keine acute sondern eine chronische, durch die Jahrhunderte schleichende Krankheit, von der hoffentlich jene schmachvolle Geschichte der Flottenbeiträge eines der letzten, ekelhaften Symptome sein wird. Um diese Krankheit zu heilen, dazu ist eine veränderte politische Lebensweise, dazu ist die kräftige Diät einer starken, einheitlichen Verfassung nöthig; und nur als ein wesentliches Moment einer solchen Verfassung wünschen und wollen wir das Kaiserthum. Freilich, meine Herren, wenn das Volk so voll Abneigung gegen die Monarchie wäre, wie Herr Schüler es annimmt, dann wäre unser Werk ein vergebliches; denn ich glaube nicht, daß Einer im Ernste in diesem Hause glauben wird, eine solche neue Institution lasse sich auf die Macht der Bajonnette gründen. Eine neu erstandene Monarchie, die nicht die Macht der Zeit und nicht die Herzen der Völker für sich hätte, würde fallen beim ersten Sturm. Wenn das Volk wirklich so republicanisch, wenn es dem Gedanken der Monarchie als der Vertreterin einer großen, volksthümlichen, einheitlichen und festen Gewalt so feindlich gesinnt oder auch nur so gleichgültig dagegen wäre, dann würde unser Werk ein verfehltes sein. Ich behaupte aber das Gegentheil. Wenn im Volk Abneigung ist gegen die Monarchie, so ist sie meist gegen die Erscheinung derselben in allzukleinem Maßstabe gerichtet, welche den Gedanken der Monarchie herabzieht. Aber, meine Herren, wo die Monarchie sich als eine mächtige Lenkerin und Beschützerin eines großen Staates und seiner Interessen nach Innen und Außen bewährt, da ist sie

wahrlich den Herzen des Volkes nicht fremd. Meine Herren! Ich erinnere Sie daran, daß jene Linke der Berliner Nationalverſammlung, jene vielfach und zum Theil mit Unrecht verfolgte Linke erklärt hat, man verleumde ſie, wenn man ſage daß ſie von der Monarchie abfallen wolle, daß ſie zugegeben hat, ſie werde das Herz des Volkes in dem Augenblicke verlieren wo man glaube, ſie habe das Königthum ſtürzen wollen. Meine Herren! In dem großen Preußen ſieht man die Monarchie nicht als ein Spielwerk, als einen Flitterſtaat an, man erkennt das Mächtige, Große, Schützende und Erhaltende des Königthums an, und ſo, bin ich überzeugt, wird man es in Deutſchland anerkennen, wenn ſich die Monarchie als eine große und kräftige Trägerin und Schützerin der Staats- und Volkseinheit bewährt. Indeß, meine Herren, ſind wir jetzt in der Lage, eben an dem Uebel, dem die Erblichkeit begegnen ſoll, zu leiden, an dem Uebel der Wahl, und die Schwierigkeiten, die uns dabei begegnen, ſind in meinen Augen ein Argument mehr für die Erbherrſchaft. Man hat bei dieſem Anlaß vielfach den Süden und Norden Deutſchlands einander entgegengeſtellt, und man iſt auch hier auf die materiellen Intereſſen und deren Colliſionen zurückgekommen. Meine Herren! Dieſe Grundſätze der materiellen Intereſſen gehören nicht zu den beſonderen Uebeln, an denen Deutſchland ſeiner Verfaſſung wegen leidet; ſie liegen vielmehr in der Natur der Dinge, und das föderative Nordamerika, das einheitliche England und das centraliſirte Frankreich leiden an demſelben Uebel. Ueber dieſe Gegenſätze werden wir nicht hinaus kommen. Wir wollen uns nicht vor der Zeit darüber erhitzen; wenn die betreffenden Fragen an uns kommen, wollen wir durch Gerechtigkeit, Mäßigung und Umſicht die vorhandenen

Gegensätze auszugleichen suchen. Ich bitte für jetzt nur die Vertreter der verschiedenen Interessen in diesem Hause, sich von der gefährlichen Auffassung fern zu halten, welche die eigenen Interessen ohne Weiteres als die des Vaterlandes und daher ganz consequent die unglücklicher Weise entgegenstehenden als einigermaßen landesverrätherische ansieht. Ich für meinen Theil habe nicht die mindeste Geringschätzung gegen Waarenballen; ich begreife vollkommen die Sympathie, welche sich an die vaterländischen Fabrikzeichen knüpft, die die Producte unseres Kunstfleißes über die Meere geleiten. Was ich aber weniger begreife, ist eine gewisse Bitterkeit, mit der z. B. Herr Mohl der harmlosen Kornladungen gedacht hat, welche von den Ostseeküsten nach England gehen. Wir wollen unsere wechselseitigen Interessen als gleichberechtigte anerkennen, um so die rechte Grundlage einer späteren billigen Ausgleichung zu finden. Die Irrthümer, die in der Auffassung liegen, als wenn in diesen Dingen die Interessen Süddeutschlands und Norddeutschlands — Letzteres gar mit Inbegriff von ganz Preußen — einander absolut entgegen ständen, sind oft genug aufgedeckt; aber da sie immer wiederkehren, erlauben Sie mir ein Paar Worte darüber. Wenn eine, wie man eingeräumt hat, durch den Zollverein gehobene und großentheils erst geschaffene Industrie es Preußen zum Vorwurf gemacht, daß es auch die Interessen der Ackerbau treibenden Gegenden zu berücksichtigen hat und nicht auf die immer fortschreitenden Schutzansprüche jener Industrie hat eingehen können, so sollte man wenigstens so billig sein, es nicht ganz zu vergessen, daß Preußen mit Hintansetzung mancher eigenen Interessen den beinahe deutschen Zollverein geschaffen hat. Auch ist es ja bekannt genug, daß Preußen in

dieſen Dingen mit ſich ſelbſt nicht einig iſt. Es hat Provinzen, welche theils ohnehin zu Süddeutſchland im wahren Sinne des Wortes gehören, theils wenigſtens deſſen induſtrielle und ſonſtige ſchutzzöllneriſche Intereſſen vollkommen theilen. Wenn man aber geſagt hat, daß alles dahin Gehörige vom Mittelpunct aus beſtimmt werde und die mit den Süddeutſchen harmonirenden Intereſſen der Provinzen nicht durchdringen können, ſo iſt auch das augenſcheinlich unrichtig. Ich erinnere daran, daß in dieſem Augenblick der öſterreichiſche Handelsminiſter ein Trieſter Freihändler und der preußiſche ein rheiniſcher Schutzzöllner iſt. Ich erinnere ferner beiſpielsweiſe daran, daß eine der entſchiedenſten Manifeſtationen für den Schutzzoll von der preußiſchen Herrencurie des vereinigten Landtages ausgegangen iſt, welche doch den Entſchlüſſen der Regierung näher ſtand als die Ständecurie, die ſich weder für noch gegen ausgeſprochen hat. Meine Herren! Man hat auch von Stammesabneigung geſprochen; nun, es freut mich, daß denn doch diejenige Stimmenzahl in dieſer Kammer, von der ich hoffe, daß ſie die Majorität bilden werde, verehrte Abgeordnete aus allen Stämmen Deutſchlands enthält; ich hoffe, daß es dieſen und auch den anderen, die dann, wie ich zuverſichtlich erwarte, ſich uns in patriotiſchem Sinne anſchließen werden, gelingen wird, was noch an Stammesabneigung vorhanden, und was ſicher nicht ſo ſtark iſt, wie man es von einigen Seiten geſchildert hat, zu überwinden. Aber es iſt mit vollem Rechte geſtern von Herrn von Gagern geſagt worden, daß die Stammesabneigung nicht den Preußen gelten kann. Ja, ich gehe noch weiter, ich behaupte, dieſe Stammesabneigung exiſtirt in Preußen ſelbſt in lebhafterer Weiſe als irgendwo anders, wie denn überhaupt die nähere politiſche

Verbindung, wenn sie nicht auf Freiheit und eigener Wahl, auf einem gemeinsamen Nationalgefühl beruht, die Stammesabneigung nur um so schärfer hervortreten läßt. Ich behaupte, wenn der Name des „Preußen" noch irgendwo in Deutschland von einem Theile des Volkes mit einem gewissen Widerwillen ausgesprochen wird, so ist es in der preußischen Rheinprovinz. Diese Stammesabneigung wird durch Deutschland überwältigt werden. Wie Deutschland Preußens zu seiner Erstarkung, so bedarf Preußen Deutschlands zu seiner innerent Versöhnung; denn der Name des „Deutschen" schlägt an alle Herzen an, der wird nirgends zurückgestoßen. Und Preußen, meine Herren, dessen Größe ich verehre, ist doch immer ein Kunststaat, Deutschland ist ein Volksstaat, ein Naturstaat, und so wie die Natur mächtiger ist als die Kunst, so wie der gewaltige Strom, den die Natur geschaffen, eine größere Gewalt hat, als das künstlichste Wasserwerk, das der weiseste Werkmann gefügt hat, so, behaupte ich, wird, wenn Preußen und Deutschland vereint sind, die Naturkraft Deutschlands die künstliche Kraft von Preußen überwiegen. Der Name „Preußen" spricht mächtig zum politischen Verstand, aber nur der Name „Deutschland" spricht zugleich zum Herzen. Dieses Uebergewicht aber, dieses geschichtliche „Aufgehen Preußens in Deutschland" kann nur das allmälige Werk der freien, edlen Hingebung des großen Preußens an das größere Deutschland sein; aber nimmermehr können wir Preußen Bedingungen stellen, die seine Existenz aufheben; nimmermehr können wir Preußen zumuthen, daß es über Sein oder Nichtsein mit uns in Verhandlung trete; ja, ich erkläre es offen, so wohl Deutschlands als Preußens wegen dürfen wir nicht wünschen, daß Preußen im Mindesten in seinem Bestande erschüttert werde, bis Deutsch-

land ſicher und feſt für die Ewigkeit gegründet iſt. — Man hat geſagt, daß die Richtung in politiſchen Dingen, nicht allein in materiellen, immer vom Mittelpunct aus beſtimmt werde. Nun, meine Herren, in der neueren Geſchichte Preußens iſt das offenbar nicht der Fall geweſen. Sie Alle werden ſich gerne mit mir des großen moraliſchen und politiſchen Eindrucks erinnern, den vor zwei Jahren die Verhandlungen des vereinigten Landtages gemacht haben; wohl waren ſie machtlos, weil ihnen leider die Mittel unmittelbarer Wirkſamkeit verſagt waren, aber zum Herzen des deutſchen Volkes haben ſie den Zugang gefunden, und haben Keime der Freiheit ausgeſtreut an manche Orte hin, wo früher keine zu finden waren. Nun denn, wir haben geſehen, daß die geiſtige Entwicklung, daß der Fortſchritt der Freiheit, der zu dem vereinigten Landtag geführt hat, und der wiederum durch ihn in mühſamer Arbeit erwirkt wurde, nicht vom Mittelpunct, ſondern vom Oſten und vom Weſten ausgegangen iſt. Wahr iſt dagegen, daß die Barrikadenfreiheit, die Freiheit, welche weniger wurzelt in dem ausdauernden, durch die Beſten des Volkes geleiteten Streben einer Nation, die Freiheit und die Freiheitsliebe, die Manchem unerwartet über Nacht kommen, — daß dieſe in der Hauptſtadt ihren Ausgangspunct gefunden haben. Nun wir wollen ſehen, welches dieſer beiden Elemente der keimenden Freiheit einen bleibenderen Einfluß auf die Nation üben wird. Verbannen Sie den Gedanken, als wenn Preußen als Staat in bevorzugter Stellung an die Spitze treten ſolle. So wenig wie Preußen ſelbſt im Zollverein, wo es ſich um die materiellen Intereſſen handelt, daran dachte, ſich als Staat Vortheile zu bedingen, eben ſo wenig iſt in unſere Verfaſſung der mindeſte Keim zu einer ſolchen Bevorzugung

gelegt. Wir geben Preußen die moraliſche Befriedigung, die Anerkennung, die ihm gebührt, durch die Wahl ſeines Königs, aber wir geben ihm als Staat keinen Vorzug an Macht und Einfluß; ja wir können ihm nach der Natur des Bundesſtaates im Staatenhauſe nur eine im Verhältniß zur Bevölkerung weit zurückſtehende Vertretung geben. — Ich habe auf dieſer Tribüne mehrmals einen Gedanken erwähnen hören, den ich für bedeutend halte; man hat ſeiner aber bisher nur erwähnt, um ihn zurückzuweiſen; darum erlauben Sie mir, daß ich im entgegengeſetzten Sinne darauf zurückkomme. Auch ich habe in Preußen von Männern, die in der entſchiedenſten Oppoſition gegen die jetzige Richtung der Regierung ſind, die, ohne der vorigen Nationalverſammlung angehört zu haben, die Anſichten der letzten Majorität derſelben theilen, die Anſicht ausſprechen hören, daß Preußen auch die Löſung ſeiner inneren Freiheitskämpfe von Deutſchland auf dem Wege, den wir jetzt verfolgen, erwarte, weil die aus dem Bedürfniß der Gegenwart wiedergeborene Monarchie ſich von den alten Traditionen befreien und mit dem Geiſte der Gegenwart aufrichtig verſöhnen werde. Ich hoffe zuverſichtlich, Deutſchland *wird* die erwartete Löſung geben. Die Verſöhnung des Königthums mit der Volksfreiheit datirt ſich in England von dem Augenblicke an, wo die Volksvertretung eine neue Monarchie geſchaffen hat, obgleich man auch damals nicht Jedermann für wählbar erachtet, ſondern den Schwiegerſohn des vertriebenen Königs, noch dazu einen *fremden* Fürſten, gewählt hat. Dieſe Monarchie iſt durch die Volkswahl nicht geſunken an Macht und Anſehen, jeder Engländer ehrt in ihr die Majeſtät der Krone und des Volkes zugleich, und ſeit dem haben die erſchütternden Kämpfe um die Freiheit in England

aufgehört. Wie nahe liegt der Gedanke, daß die Lösung der Freiheitsfrage in Deutschland mit Inbegriff Preußens eine ähnliche, wenn auch in ganz anderer Gestalt herbeigeführte sein werde, daß auch in Deutschland die Wahl eines erblichen Kaisers durch die Volksvertretung die Volksfreiheit mit der Monarchie versöhnen und uns Freiheit und Einheit, Macht und Sicherheit und inneren Frieden geben werde. Man hat der Möglichkeit gedacht, daß die gegenwärtige preußische Regierung unsere Verfassung und die Grundrechte nicht annehmen werde. Nun, meine Herren, wenn das der Fall sein könnte, wenn die von dieser wegen ihrer Mäßigung so viel geschmähten Versammlung beschlossene Verfassung nicht angenommen würde, wenn die Grundrechte, — man scheint es oft zu vergessen, und darum erinnere ich daran — wenn die aus der Gesammtheit dieser Versammlung hervorgegangenen Grundrechte der jetzt in Preußen herrschenden Ansicht zu weit scheinen für das preußische Volk, wenn wirklich das Ministerium Brandenburg-Manteuffel, dessen muthiges Auftreten mit Recht auch von Gegnern anerkannt wurde, die letzte Entwickelung der großen Geschichte Preußens enthielte, wie die von diesem Ministerium gemachten Vorlagen, von welchen ich zuversichtlich hoffe, daß sie auch ohne Intervention Deutschlands durch einen einfachen Beschluß beider Kammern werden verworfen werden — wenn diese Vorlagen das letzte Wort der preußischen Geschichte wären — dann, meine Herren, seien Sie unbesorgt, dann fällt unsere Verfassung und mit ihr der Kaiser. Wenn die jetzt in Preußen herrschende Richtung auf die Freiheit, welche wir geschaffen haben, nicht eingehen wollte, dann wird sie die Kaiserkrone weder annehmen, noch wird Letztere unter dieser Voraussetzung als von uns ange-

boten gelten. Es wird dann vielleicht nach Auffassung Einiger die ich nicht theilen kann eine persönliche Verlegenheit für die Mehrheit dieser Versammlung, aber eine Gefährdung für die Freiheit Deutschlands wird nicht entstehen. — Meine Herren, ich habe die Pflicht, auf einen in Deutschland verehrten Namen der in der früheren Debatte vorgekommen ist, noch einmal zurückzukommen. Wenn man den Namen Paul Pfizers in dieser Debatte genannt hat, so ist es gewiß nicht geschehen, um durch eine Autorität zu imponiren oder zu bestechen. Jeder wird seine eigene Meinung in dieser Sache haben, und sie schwerlich nach der Meinung eines Anderen, und wäre es der Besten und Größten einer, modificiren. Aber, meine Herren, wenn man in diesem Plane geheime, freiheitsmörderische Absichten wittert, dann wird es wohl gestattet sein, wie einen Schild gegen den Dolch der Verdächtigung, wie einen Talisman gegen das Gift der Verleumdung, einen reinen und unbefleckten Namen zu nennen, den Namen eines Mannes, von dem jeder Deutsche weiß, daß in seinem edlen Herzen die Liebe zur Einheit und zur Freiheit Deutschlands zu allen Zeiten wie der Doppelstrahl einer Sonne geglüht haben. Ich habe mitzutheilen, daß Paul Pfizer die folgenden Zeilen, deren Verlesung die Versammlung mir erlauben wird, an Herrn Wurm gerichtet hat: „Auf deinen an meinen Bruder gerichteten Brief vom 17. d. Mts. gebe ich dir die Versicherung, daß ich keinen Augenblick aufgehört habe, das preußische Erbkaiserthum als das einzige Heil für Deutschland zu betrachten, und daß jede entgegengesetzte Behauptung auf Mißverständniß oder bösem Willen beruht. Der Deinige. Paul Pfizer." — Meine Herren! Es liegt mir noch ob, einzelne Amendements zu besprechen, die im Zusammenhang der Erörte-

rung nicht berührt werden konnten. Ueber den Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung habe ich nichts mehr zu sagen, in so fern demselben von Denen beigestimmt wird, die unsern Vorschlag seinem materiellen Inhalte nach verwerfen wollen. Wenn aber Solche unter Ihnen wähnen, die dem Vorschlag der Sache nach günstig sind, die darin im Wesentlichen das Ziel unserer Arbeit erkennen, und die nur durch formelle Bedenken zurückgehalten werden, so lege ich es Ihnen nochmals ans Herz, zu erwägen, was durch die Verwerfung dieses Antrages auf das Spiel gesetzt wird. — Ein anderer Antrag geht auf einen neu zu wählenden Ausschuß zur Berichterstattung über die neueste österreichische Note. Ich habe Anfangs diesen Antrag so gedeutet, als solle eine neue Erläuterung dieser Note gegeben werden. Ich habe, von dieser Deutung ausgehend, nach Momenten gesucht, die die Note deutlicher machen könnten als sie ist: ich bin aber immer wieder darauf zurückgekommen, daß es gegen diese vermeintliche Dunkelheit das beste Mittel bleibe, die Note noch einmal zu verlesen, und da nun die Note Ihnen Allen zur Genüge bekannt ist, so will ich darauf verzichten. Aus dem gestrigen Vortrage des Herrn Berger aber, der den Antrag gestellt hat, entnehme ich, daß es ihm um ein wirkliches Eingehen auf die Vorschläge der Note zu thun ist. Das fällt also zusammen mit der materiellen Frage der Aufnahme von ganz Oesterreich und des Verzichtes auf ein Volkshaus; denn nur auf dieser Grundlage, nur auf Grund dieser beiden Postulate hat Oesterreich sich zu weiteren Verhandlungen bereit erklärt. Diese materielle Frage aber ist genugsam erörtert. — Ich erlaube mir noch die eine Bemerkung zur Aufklärung eines Mißverständnisses hier ein-

zuſchalten, daß es ſich von ſelbſt verſteht, daß der Abſchnitt vom Reichsgericht in der Weiſe Theil der Verfaſſung wird, wie es bei der zweiten Leſung angenommen worden iſt, und daß der Antrag des Ausſchuſſes auf Annahme in Bauſch und Bogen ſich nur auf die Theile bezieht, die in zweiter Leſung noch nicht angenommen ſind. Ein in einem der Amendements vorkommender Antrag veranlaßt mich zu dieſer Erörterung. — Bedeutſam in hohem Grade, meine Herren, iſt das von Herrn v. Radowitz geſtellte Amendement, und Sie werden mir erlauben, darauf etwas näher einzugehen. Ich halte es nicht darum für bedeutſam, weil ich glaube, daß es in dieſer Verſammlung eine Majorität finden könnte. Es iſt nicht möglich, daß die Mehrheit dieſer Verſammlung auf einen Antrag eingehe, der die Stellung, die dieſe Verſammlung einzunehmen erklärt hat, negiert. Man wird die Beharrlichkeit ehren, mit welcher ein Theil dieſer Verſammlung auf dieſer, ihrerſeits zu allen Zeiten feſtgehaltenen Anſicht beſteht; aber dieſe Verſammlung kann nicht auf dieſe Anſicht eingehen, darum ſchweige ich darüber. Aber das Amendement hat eine hohe Bedeutung erlangt durch die Erläuterungen, die der verehrte Antragſteller daran geknüpft hat. Er hat uns geſagt, wir könnten Gefahren begegnen, wenn wir unſern Beſchluß freilich in ſeinen übrigen Theilen faßten, aber für jetzt einen hohen Namen zu nennen unterließen, und dieſes einer ſpäteren Entwickelung vorbehielten. Ich würde dieſem Argumente die größte Bedeutung beilegen, wenn jener hohe Name etwas wirklich und weſentlich vom Beſchluſſe zu Trennendes wäre. Aber, meine Herren, das iſt die Lage der Sache, das iſt die Bedeutung dieſes Namens, daß er von dem Beſchluſſe der Sache nach

unzertrennlich ist; und wenn wir unsere Verfassung mit dem Kaiserthume annehmen, so wird es in Betreff der Wirkungen unseres Entschlusses wenig Unterschied machen, ob wir den Namen aussprechen, oder ob, wenn wir ihn verschweigen, Millionen in Deutschland ihn einander zurufen. Meine Herren, der Neid und der Haß haben scharfe Ohren und hören auch das leiseste Wort; aber der Enthusiasmus, die frohe Sympathie wollen durch ein lautes, freies, offenes, muthiges Wort geweckt sein; nur dem Jubelruf tönt Jubelruf entgegen. Ich fürchte sehr, daß wenn wir jenen Weg einschlagen, wir auf demselben nicht einen Feind, aber sehr viele Freunde weniger finden würden. Oder sollte wirklich diese große Frage sich in einen bloßen Competenzstreit, in einen Rangstreit über persönliche Befugniß auflösen? Sollte das wirklich der klägliche Ausgang einer geschichtlichen Entwickelung sein, die so groß begonnen hat? — Ich kann es nicht glauben. Meine Herren, wenn in diesem Falle eine höhere Macht, mag sie der Eine die Vorsehung, der Andere die Macht der Geschichte nennen, das Haus nicht baut, so werden die Bauleute vergebens bauen. Wir erkennen die Macht des Volkes und seine Freiheit an, indem wir den Beschluß fassen; wir erkennen zugleich die Macht der Geschichte, wir erkennen die wahre, hohe Bedeutung des Königthums als des Trägers der einheitlichen Macht und Größe des Vaterlandes an durch den Beschluß, den wir fassen, durch die Wahl, die wir treffen. Wenn man in der Hauptsache, in der Anerkennung der geschichtlichen Nothwendigkeit — denn nicht durch ein blindes Ankämpfen gegen diese kann die Freiheit der Völker begründet werden — mit unserem Beschluß auch von Seite der Fürsten übereinstimmt, sollte man eine bloße Competenzfrage daraus

machen, sollte man uns um die Macht beneiden, die wir wahrlich nicht in dünkelhafter Ueberschätzung der eigenen Kraft, sondern als treue Werkleute der Geschichte, als Priester des Genius des Vaterlandes, die nur verkünden was ihnen die Gottheit eingiebt, ausüben? Jeder Einzelne von uns hat die Ehre der Theilnahme an diesem Beschlusse durch innere und äußere Kämpfe und eine schwere sittliche Verantwortlichkeit theuer erkauft; ich glaube nicht, daß Einer uns die Ehre mißgönnen wird, und ich lebe der Ueberzeugung, daß wenn dieser Beschluß die wahre innere Nothwendigkeit der Geschicke Deutschlands, das wahre Mittel für seine Macht, Größe und Einheit ausspricht, er anerkannt werden wird, mögen wir, mögen Andere die Initiative ergreifen. Man hat die Frage der Annahme in den Vordergrund gestellt. Meine Herren! Ich will nicht fragen, ob denn irgend einer der Mittelwege, den man uns vorgeschlagen hat, ob eine Wahl auf sechs Jahre, auf zwölf Jahre oder auf Lebenszeit der Annahme gewiß ist, und ob die Gefahr der Ablehnung in dem einen Falle geringer sein würde als in dem anderen. Ich kann überhaupt bei einer solchen Frage die Rücksicht der persönlichen Genugthuung oder der persönlichen Beschämung nicht gelten lassen; meines Erachtens ist der Fall, wenn unser Anerbieten nicht angenommen wird, kein schlimmerer als wenn wir es nicht machen. Meine Herren, es ist vollkommen richtig, daß wir für die Durchführung unseres Beschlusses und für die Annahme der Kaiserwürde auf die öffentliche Meinung sowohl in Preußen als im übrigen Deutschland rechnen. Wenn bisher, wie Herr Raveaux gesagt hat, nur die erste Kammer sich mit Entschiedenheit für die Sache der deutschen Einheit erklärt hat, so habe ich meinerseits die Ueberzeugung, daß auch die zweite es thun

werde, wenn sie auch bisher, wie wir in der Zeitung gelesen haben, eben so wie vielleicht manche Fürsten, den Beschlüssen der Nationalversammlung sich so lange nicht unterwerfen will, als sie nicht voraus weiß, daß dieselbe allen ihren Wünschen entsprechen werde. Ich glaube, daß auch die zweite Kammer in ihrer Mehrheit sich jenem patriotischen Gedanken anschließen wird, ich glaube es um so lieber, weil ich, obgleich ich nicht alle Bedenken wegen des allgemeinen, gleichen Wahlrechts unterdrücken kann, doch keineswegs so entschieden für eine solche Beschränkung bin, daß ich den Freunden des Census die Genugthuung gönnen möchte, es sei die erste Kammer in Preußen patriotischer gewesen als die zweite. Wenn wir nun auf die Macht der öffentlichen Meinung in Preußen rechnen, so sind wir sehr weit entfernt, dabei an ein Gerücht zu denken, das ich erst gestern aus dem Munde des Herrn Simon von Trier vernommen habe, daß nämlich eine Revolution in Preußen zu diesem Ende gemacht werden solle. — Meine Herren! Wenn wir von der öffentlichen Meinung reden, so meinen wir nicht die Revolution, sondern wir meinen das feste Bewußtsein, das dauernde Wollen und Streben eines Volkes, das sich nicht in einzelnen gewaltsamen Thaten ausläßt, sondern fest und stetig, dem Fortschritt der Menschheit und der Geschichte folgend, im Geiste des Volkes lebt. Diese öffentliche Meinung wird in Preußen wie in Deutschland ihre moralische Macht dafür geltend machen, daß unser Anerbieten angenommen werde zum Heile Deutschlands. Man hat uns von verschiedenen Seiten vorgeworfen, bald, daß unser Beschluß einen Krieg hervorrufen werde, wobei man sich leider von einer Seite bemüht hat, nachzuweisen, daß wir diesen Krieg nicht führen können, —

von der andern Seite hat man gerade im Gegentheil unſeren Beſchluß der Furcht zugeſchrieben. Meine Herren! Laſſen Sie doch aus dieſer großen Frage jene Knabenkategorien von Muth oder Furcht hinweg. Wir befinden uns hier ja nicht auf einem Fechtboden, ſondern auf einem heiligen Boden, wo wir Beſchlüſſe zum Heile Deutſchlands faſſen ſollen. Ich gehöre zu Denen, die nicht erwarten, daß eine fremde Macht die Selbſtbeſtimmung Deutſchlands über ſein Geſchick zu verhindern verſuchen werde; aber gewiß bin ich, daß wenn Solches verſucht wird, Deutſchland alle ſeine Kraft dieſen Hinderungen entgegenſetzen wird. Man hat das Beiſpiel Belgiens angeführt, und ich kann die Analogie als eine ganz äußerliche nicht zurückweiſen. Dennoch erlauben Sie mir, auf den großen inneren Unterſchied hinzuweiſen, der nicht hätte übergangen werden ſollen. Wir alle, meine Herren, verehren in Belgien den conſtitutionellen Muſterſtaat, der hochgeachtet wird wegen ſeiner politiſchen Einrichtungen, wegen des Bundes, der auch in ihm in Folge einer Königswahl zwiſchen der Freiheit und der Monarchie geſchloſſen worden iſt. Aber, meine Herren, ich kann die Frage der Geſtaltung Deutſchlands nicht mit jener früheren Frage über die Beſtimmung Belgiens auf eine Linie ſetzen: bei der Letzteren handelte es ſich vor Allem um eine Frage des europäiſchen Gleichgewichts, um die Frage, ob durch die Königswahl England oder Frankreich an Macht gewinnen würde; ich hoffe aber, hier handelt es ſich allein um die eigene Macht, hier handelt es ſich um die freie, ungeſchmälerte Selbſtbeſtimmung Deutſchlands, und beim Himmel! Deutſchland wird es abzuwenden wiſſen, daß Londoner Conferenz-Protokolle über ſein Schickſal und ſeine Zukunft entſcheiden! Darum hätte man nicht ſo ohne Weiteres die Krone Deutſchlands

mit der Krone Belgiens, nicht unſern Fall mit einem Falle, in dem die drohenden Rivalitäten am Ende durch eine Heirath glücklich beſeitigt wurden, auf eine Stufe ſtellen ſollen. Meine Herren, man hat auch in dieſer Debatte wieder mit, ich darf wohl ſagen, affectirter Geringſchätzung auf das Kleindeutſchland von 32 Millionen hingewieſen; erlauben Sie mir darum an ein einſt kleines, geſchmälertes, verkleinertes Land in Deutſchland zu erinnern, und an die innere Kraft, die es entwickelt hat. Meine Herren, wenn wir die wahre ſittliche Größe Preußens, wenn wir Preußen da ſuchen, wo es als Licht und Schirm der Freiheit Deutſchland voranleuchtete und voranging, wo ſuchen wir es? In einer Zeit, wo es durch den Tilſiter Frieden eingeengt war; wir ſuchen es in dem Preußen von fünf Millionen, das zur Rettung des Vaterlandes dreimalhunderttauſend Krieger ins Feld ſtellte, wir ſuchen es in jener Zeit der inneren Befreiung, wo Volk und König im engen Verein durch die Weihe der Freiheit und des Fortſchritts ſich zum Kampfe rüſteten für die Erlöſung, die Ehre und die künftige Größe des Vaterlands. Wenn jener Geiſt ſpäter zu Deutſchlands Unglück wieder zurücktrat und verdunkelt wurde, wenn der Freiheitsbau jener Zeit nicht zu ſeiner Vollendung gelangt iſt während eines ganzen Menſchenalters, ſo war es doch die Erinnerung an jene Zeit und die auf ſie gegründete Hoffnung, die während der langen Nacht Preußens durch Preußen und durch Deutſchland gleich glänzenden Sternen geleuchtet hat. Meine Herren! Geben Sie den 32 Millionen Kleindeutſchlands einen Funken der Begeiſterung, die in den fünf Millionen Preußen nach dem Tilſiter Frieden gelebt hat, und wir werden, wenn es ſein muß, wenn es einem Angriff zu widerſtehen gilt, — denn wir

ſelbſt werden Niemand angreifen, — gegen Europa Stand halten können. Es mag der Redner Recht gehabt haben, der geſagt hat, wir könnten nicht rechnen auf das Volk der Barrikaden; aber, meine Herren, auf das Volk, das 1813 und 1815 das Vaterland befreit hat, können wir rechnen und werden wir rechnen zu aller Zeit! Meine Herren! Der Ausgang der Abſtimmung iſt ungewiß; wenn wir ſiegen mit einer kleinen Majorität, ſo halten wir den Sieg der Lage der Sache nach für vollkommen ausreichend; aber wir werden uns unſeres Sieges wahrlich nicht überheben; wir werden kein Triumphlied anſtimmen; jede Stimme aus einem Munde, deſſen Ausſpruch Deutſchland ehrt, — und es giebt ſolche Männer unter allen Fractionen des Hauſes — jede Stimme, die aus ſolchem Munde ein Nein gegen die Verfaſſung Deutſchlands uns entgegenwirft, wird uns ſchmerzen wie eine Wunde an dem einheitlichen Körper Deutſchlands. Wir werden nicht triumphiren, wenn wir ſiegen, wir werden vielmehr zu unſeren Gegnern flehen, wir werden ſie beſchwören, ſich dem Vollzuge unſeres Werkes mit reger Thätigkeit anzuſchließen um des Vaterlandes willen. Frohlocken werden wir erſt dann, wenn nirgends mehr auf deutſcher Erde ein edles Herz mit Bitterkeit gegen unſere Verfaſſung erfüllt iſt, und ich bin gewiß, die Zeit wird kommen. Vielleicht, meine Herren, liegt die Entſcheidung über das Schickſal Deutſchlands in den Händen der Mitglieder aus Oeſterreich, die unter uns ſind. Ich habe Denen nichts zu ſagen, die in der öſterreichiſchen Verfaſſung die Zukunft Oeſterreichs erblicken. Sie haben es mit ihrer Ueberzeugung und mit ihrem Gewiſſen, in das kein Sterblicher ſich drängen darf, abzumachen, ob ſie ſich unſerem Werke entgegenſtellen dürfen oder nicht. Aber Diejenigen von

Ihnen, meine Herren, die dem deutſchen Geiſte in Oeſterreich zum Siege verhelfen wollen und darum gegen uns ſind, glauben Sie, daß, wenn der deutſche Geiſt in Deutſchland abermals zu Schanden wird auf dem politiſchen Gebiet dadurch, daß wir zu keinem Reſultat kommen, wenn er ſich von Neuem auf das alte Gebiet des Denkens und der Phantaſie, worin er ſo lange gelebt hat, beſchränken müßte, glauben Sie, daß er dann in Oeſterreich zur Blüthe gelangen kann? Glauben Sie, daß, wenn der Strom deutſchen Lebens im Heimatlande verſiegt und vertrocknet, ein abgeleitetes Bächlein davon in Deutſch-Oeſterreich Macht werde gewinnen können? Wenn die Lage der Dinge in Oeſterreich ſo troſtlos wäre, wie ſie Viele von Ihnen anſehen, was hülfe es Ihnen, wenn Sie, dem Ertrinkenden gleich, der ſich unauflöslich an den rettenden Freund klammert, uns mit in den Abgrund ziehen? Laſſen Sie uns den Arm, die Seele frei, laſſen Sie uns die Werkzeuge der Rettung ſchaffen, damit wir Ihnen einſt in den Wechſelfällen der Geſchichte die rettende Hand reichen können; das Leben der Völker hängt ja nicht an Wochen und Monden. Wenn Sie es über ſich gewinnen können, uns unſer Werk vollenden zu laſſen, nun denn, Sie werden an dem dankbaren Deutſchland ein Vaterland finden, wenn Sie deſſen bedürfen. Jeder Deutſche, der Ihnen entgegentritt, wird Ihnen in ſeinem Händedruck den Dank Deutſchlands darreichen, und jeder deutſche Heerd, an dem Sie ſich niederlaſſen, wird Ihnen ein heimatlicher werden. Wenn aber unſer Werk nicht gelänge, nun dann, meine Herren, wir verhehlen es uns nicht, daß damit ein großer Theil der Hoffnung Deutſchlands verſchwinden würde. Aber an dem Werke des Aufbaues des Vaterlandes verzweifeln werden wir für unſer Theil nicht.

Wenn der Römer das Schickſal und die Freiheit des Vaterlandes aufgab, ſo geſchah es mit dem letzten Hauch ſeines von eigener Hand genommenen Lebens. Als Kosciusco jenes weltgeſchichtliche Finis Poloniae ausrief, lag er nach verlorener Schlacht unter den Hufen der feindlichen Roſſe. Die Behaglichkeit aber, mit der jetzt manchmal Buben an dem Geſchicke des Vaterlandes verzweifeln, gehört zu den widrigſten Erſcheinungen der Gegenwart. Darum, meine Herren, wenn unſer Vorſchlag fiele, ſo würden wir nicht ermüden, ſo ſehr auch unſere Hoffnungen geſunken ſein mögen, Paragraph für Paragraph mit treuer Arbeit, wie Sandkorn auf Sandkorn, nach dem Worte des Dichters, zu dem Bau der Ewigkeiten zu tragen. Wir werden, wenn der Stein, den wir dem Gipfel nahe glaubten, ſich abermals herabwälzt und „mit Donnergepolter“ zu unſeren Füßen niederfällt, ihn immer von Neuem heben und emporzuwälzen ſuchen, und in duldender Arbeit beharren, bis der erwachende Genius des Vaterlandes die Feſſel bricht und uns von der Qual vergeblicher Arbeit erlöſt. Ich gehöre nicht zu Denen, die zu einer ermüdeten Verſammlung zu reden glauben; ich meine, daß, wenn die Verſammlung das Ziel ihrer langen Wanderung vor ſich ſieht, ſie zu dieſem letzten Schritt dieſelbe Kraft und Begeiſterung mitbringen wird, die ſie bei unſerem erſten Zuſammenkommen in ſich trug. Ich fordere Sie daher nicht auf, Ihre letzte Kraft aufzuraffen, denn die unvergängliche Kraft und Größe Deutſchlands lebt in Ihnen; ich rufe Ihnen vielmehr zu: Bleiben Sie bei Ihrem Charakter, krönen Sie Ihr Werk, erfüllen Sie den alten, edlen Traum des deutſchen Volkes von ſeiner Einheit, Macht und Größe, faſſen Sie einen großen, rettenden, weltgeſchichtlichen Entſchluß!

Rechenschafts-Bericht

an

meine Wähler

zur

Deutschen National-Versammlung.

1849.

Seit wenigen Tagen aus der National-Verſammlung getreten, in welcher ich nicht mehr glaubte dem Vaterlande nützen zu können, habe ich noch eine Pflicht gegen meine Wähler und gegen mich ſelbſt zu erfüllen, indem ich durch die offene Darlegung meiner Handlungsweiſe und ihrer Motive darthue, daß ich das ehrende Vertrauen, das mich zu dem Poſten eines Volksvertreters berufen hat, wenigſtens von Seiten des redlichen Willens nicht getäuſcht, daß ich bei meiner Thätigkeit in der Verſammlung, wie bei meinem Austritt aus derſelben, das Wohl des Vaterlandes ehrlich im Auge behalten habe. Dieſe Pflicht iſt es allein, die mir die folgenden Worte eingiebt, welche ich der nachſichtsvollen Erwägung Derer, an die ich dieſelben richte, empfehle.

Die National-Verſammlung iſt im vorigen Jahre vom deutſchen Volke gewählt worden, um die Bewegung, welche das geſammte Deutſchland ergriffen hat, zum Abſchluß zu bringen und zu einem ihrer würdigen Ziele zu führen durch eine Verfaſſung, welche das allgemeine Bedürfniß nach politiſcher Einigung und nach feſt verbürgter, geſetzlicher Freiheit befriedige. Neben der Frage nach dem Inhalte dieſer Verfaſſung, nach der Beſchaffenheit der Beſtimmungen, welche am Beſten zur Erreichung des vorgeſteckten Ziels geeignet wären, ging von Anfang an eine zweite Frage her, welche ſich oft vor jene erſtere in den

Vordergrund drängte, und welche die unheilvolle Wendung der vaterländiſchen Angelegenheiten, an der wir gegenwärtig angelangt ſind, in ihrem Schooße trug. Es war die Frage der alleinigen Befugniß der National-Verſammlung zur Feſtſtellung der deutſchen Verfaſſung aus eigener Machtvollkommenheit, oder der erforderlichen Zuſtimmung der Regierungen der Einzelſtaaten. Dieſe Frage iſt von einer ſehr großen Mehrheit der Verſammlung beharrlich im erſteren Sinne entſchieden worden. Um aber die Thätigkeit und Stellung derſelben richtig zu würdigen, muß man ſich das Motiv klar machen, weshalb die gemäßigte Majorität ſich dieſer Anſicht anſchloß und ihr zum Siege verhalf. Es lag dieſes Motiv keineswegs in einer Geringſchätzung des Anſehens der Regierungen, in einer Ueberhebung der eigenen Machtvollkommenheit, in dem Wunſche, die abſolute Gewalt des Volkswillens geltend zu machen und ſeine Entſcheidungen den Regierungen als zwingende Machtgebote aufzubringen, es lag jenes Motiv vielmehr einzig und allein in der Ueberzeugung, daß auf keinem anderen als auf jenem Wege überhaupt eine Verfaſſung, welche die Bedürfniſſe des Volkes irgend befriedige, zu Stande kommen könne, weil die 38 Regierungen, wenn ihre förmliche Zuſtimmung zur Gültigkeit der Verfaſſung erforderlich wäre, ſich niemals einigen würden. Es war der Majorität der Verſammlung niemals darum zu thun, jene Competenzfrage auf die äußerſte Spitze zu treiben und einer gewaltſamen Entſcheidung entgegenzuführen; ſie wünſchte vielmehr ein thatſächliches Einverſtändniß mit den Regierungen, und war bereit, demſelben jedes Opfer zu bringen, das nicht das Weſen der Sache betraf. Ihr Streben ging deshalb in Betreff des Verfaſſungswerkes dahin, demſelben eine Geſtaltung

zu geben, welche alle billigen Anſprüche der verſchiedenen Stämme und ihrer Regierungen mit einander ausgleiche, welche weder die Einen noch die Anderen weſentlich verletze, und welche durch den vernünftigen, gemäßigten Charakter ihrer Beſtimmungen von allen Seiten — eine ächte und warme Hingebung an die Sache der Kraft und Einheit des Vaterlandes immer bei Allen vorausgeſetzt — eine freie Zuſtimmung anſprechen dürfe, ſo daß die Vereinigung der Anſichten in der Sache ſelbſt die Frage der Befugniß in den Hintergrund drängen, daß die Freude über das gelungene Werk den Schöpfer und ſeinen ausſchließlichen Anſpruch ſo viel wie möglich vergeſſen laſſen möge.

In dieſem Sinne allein iſt der Anſpruch der National-Verſammlung auf endgültige Feſtſetzung der Verfaſſung in vielfachen Aeußerungen von Männern der Majorität der Verſammlung, namentlich von ihrem Führer Heinrich v. Gagern, aufgefaßt und behauptet worden. Es wird mir vergönnt ſein, zur Bezeichnung meines eigenen Standpunctes auf einige von mir in dieſer Richtung bei mehreren Anläſſen geſprochene Worte Bezug zu nehmen. Noch in der Sitzung vom 30. April, als die Hoffnung, daß die friedliche und verſöhnliche Politik der Majorität der Verſammlung das von ihr erſtrebte Ziel erreichen werde, ſchon der entgegengeſetzten Befürchtung Platz gemacht hatte, bezeichnete ich jene Politik als eine ſolche, welche auf die „Souverainetät der Vernunft und der Gerechtigkeit“ gebaut habe. Bei einem früheren Anlaß, am 12. Februar — es handelte ſich um die Ueberweiſung einer öſterreichiſchen Note an den Verfaſſungs-Ausſchuß — äußerte ich: „Dieſe Verſammlung hat gewiß in der Frage der Vereinbarung oder Nicht-Vereinbarung niemals eine Frage der Eiferſucht auf die eigene Macht, der Macht eines

Dritten gegenüber, sie hat darin lediglich eine Frage des Wohles, der Freiheit, der Einheit Deutschlands erblickt." Am 21. März endlich, in der Vertheidigung des Ausschußberichts über den bekannten Welckerschen Antrag, sprach ich mich über diesen Punct in folgender Weise aus: „Sollte wirklich diese große Frage sich in einen bloßen Competenzstreit, in einen Rangstreit über persönliche Befugniß auflösen? Sollte das wirklich der klägliche Ausgang einer geschichtlichen Entwickelung sein, die so groß begonnen hat? — Ich kann es nicht glauben. Meine Herren, wenn in diesem Falle eine höhere Macht, mag sie der Eine die Vorsehung, der Andere die Macht der Geschichte nennen, das Haus nicht baut, so werden die Bauleute vergebens bauen. Wir erkennen die Macht des Volkes und seine Freiheit an, indem wir den Beschluß fassen; wir erkennen zugleich die Macht der Geschichte, wir erkennen die wahre, hohe Bedeutung des Königthums als des Trägers der einheitlichen Macht und Größe des Vaterlandes an durch den Beschluß, den wir fassen, durch die Wahl, die wir treffen. Wenn man in der Hauptsache, in der Anerkennung der geschichtlichen Nothwendigkeit — denn nicht durch ein blindes Ankämpfen gegen diese kann die Freiheit der Völker begründet werden — mit unserem Beschluß auch von Seite der Fürsten übereinstimmt, sollte man eine bloße Competenzfrage daraus machen, sollte man uns um die Macht beneiden, die wir wahrlich nicht in dünkelhafter Ueberschätzung der eigenen Kraft, sondern als treue Werkleute der Geschichte, als Priester des Genius des Vaterlandes, die nur verkünden was ihnen die Gottheit eingiebt, ausüben? Jeder Einzelne von uns hat die Ehre der Theilnahme an diesem Beschlusse durch innere und äußere Kämpfe und eine schwere sittliche Verantwortlichkeit

theuer erkauft; ich glaube nicht, daß Einer uns dieſe Ehre mißgönnen wird, und ich lebe der Ueberzeugung, daß wenn dieſer Beſchluß die wahre innere Nothwendigkeit der Geſchicke Deutſchlands, das wahre Mittel für ſeine Macht, Größe und Einheit ausſpricht, er anerkannt werden wird, mögen wir, mögen Andere die Initiative ergreifen."

Wenn nun die Vorausſicht der Majorität der Verſammlung auf manchen anderen Puncten durch den Erfolg mag getäuſcht worden ſein, ſo iſt ſie leider auf dieſem einen Puncte durch die neueſten Thatſachen vollſtändig beſtätigt worden. Die gefährliche Lage, in der ſich unſer Vaterland gegenwärtig befindet, müſſen auch dem widerſtrebendſten Bewußtſein klar machen, daß die Anſchauung Derjenigen eine richtige war, die ein Einverſtändniß unter den Fürſten von vorn herein als unerreichbar anſahen, und deshalb das Ziel des Friedens und der Einheit auf anderem Wege erſtreben zu müſſen glaubten. Jetzt, wo nicht allein das Wohl und der Frieden des Vaterlandes, ſondern — was manchen unter ihnen mehr noch am Herzen zu liegen ſcheint — die eigene Macht, das eigene Anſehen, die eigene Ehre, wo das verpfändete Königswort „eines der mächtigſten Fürſten Deutſchlands" auf's Allerdringendſte die Einigung heiſchen, iſt dieſe Einigung noch immer in weiter Ferne. Jetzt, wo die hochmüthige Zurückweiſung des von den Gewählten des Volkes dargebotenen Werkes das Vaterland an allen Ecken in Flammen geſetzt hat, wo vom Standpuncte der Regierungen aus Alles darauf ankam, dem verſchmähten Werk ein anderes raſch entgegenzuſtellen und ſo einen friedlichen Ausgang der ausgebrochenen Kämpfe und Wirren möglich zu machen, jetzt ſehen wir ſtatt der Einigung eine liſtige Diplomatie ihr

ſchlechteſtes Spiel treiben; jetzt hören wir Preußen und Baiern einander wechſelſeitig Täuſchung vorwerfen; jetzt hat man ſtatt der abgewieſenen Löſung keine andere zu bieten; man hat nichts zu bieten als das Chaos und den ewigen Widerſpruch, und man giebt die eigenen Lande lieber der Verwirrung und dem Bürgerkriege Preis, als man einen kleinen Theil der dynaſtiſchen Intereſſen dem Frieden und der Rettung des Vaterlandes opfert. Freilich hat Deutſchland nach langem Harren in dieſen Tagen erfahren, daß es Preußen gelungen iſt, durch Aufopferung weſentlicher Bedingungen der Stärke und Einheit des künftigen Bundesſtaates die Zuſtimmung von Hannover und Sachſen zu ſeinem Verfaſſungsentwurfe — verſteht ſich, vorbehaltlich der Genehmigung abſeiten der Volksvertretung beider Staaten — zu gewinnen. Bedenkt man, welche Schickſale erforderlich waren, um die Unterwerfung der einen, welche Conceſſionen, um die Einwilligung der anderen dieſer beiden Regierungen in die Abſichten Preußens zu erzielen, ſo darf man aus dem bisherigen Reſultat jener ſo pomphaft angekündigten Verhandlungen wenig Hoffnungen auf eine fernere Einigung ſchöpfen. Wenn man ſo in ſolcher Lage verfährt, was würde dann zu hoffen geweſen ſein, wenn man, nach ausdrücklich zugeſtandenem, allſeitigem Rechte der Zuſtimmung und Vereinbarung, in gemächlicher Ruhe, in beliebig zu erſtreckenden Friſten, ſeine von unbeſtrittener Machtvollkommenheit zu dictirenden Bedingungen hätte ſtellen können? War doch ſelbſt die Bundesacte nach langem zielloſem Streite erſt durch die drohende Rückkehr des Verwieſenen von Elba zu einem jämmerlichen Abſchluß gelangt! War doch keine einzige derjenigen Verheißungen, welche ein Uebereinkommen der Regierungen erforderten, während mehr als

eines Menſchenalters zur Erfüllung gelangt! Was konnten alſo ſelbſt die Verſöhnlichſten und Vertrauensvollſten von einem Verfahren erwarten, das die Zuſtimmung aller Fürſten vorausſetzte? Denn eine Entſcheidung durch die Majorität der Regierungen wäre gewiß noch weniger als eine ſolche durch die National-Verſammlung im poſitiven Rechte begründet geweſen.

Auf welche Weiſe nun die Mehrheit der Verſammlung geſucht hat ihre Aufgabe zu löſen, wie ſie beſtrebt war, durch den Inhalt ihres Werkes mit der Machtvollkommenheit, die ſie ſich beilegen mußte, nach allen Seiten hin ſo viel wie möglich zu verſöhnen, davon geben ihre Verhandlungen, davon giebt deren Reſultat, das Verfaſſungswerk, Zeugniß; ich gehe darauf nicht weiter ein. Nur über diejenigen Puncte muß ich Einiges erläuternd bemerken, wo durch beſondere Umſtände die gemäßigte Mehrheit der Verſammlung unterlag, und wo eine Minorität ſiegte, welche jene Rückſichten auf die zu erlangende freie Zuſtimmung der Regierungen als dem Grundſatze der Volks-Souverainetät widerſtreitend verwarf, vielmehr den unbedingteſten Gehorſam derſelben, der erforderlichen Falls durch jedes Mittel erzwungen werden müſſe, von Anfang an zu ihrem Loſungsworte machte. Dieſe Thatſachen ſind von Bedeutung, weil ſie zuerſt die moraliſche Schwächung der gemäßigten Mehrheit der Verſammlung bewirkt haben, die ſpäter bis zur Vernichtung derſelben fortgeſchritten iſt.

Dieſe Puncte ſind die Faſſung des §. 1. der Verfaſſung über das Landesgebiet, das abſolute Veto der Reichsregierung bei Verfaſſungs-Aenderungen, und der Reichsrath. — Nachdem es ſich als unzweifelhaft herausgeſtellt hatte, daß Deutſch-Oeſterreich unter den obwaltenden Verhältniſſen und ohne eine

gänzliche Umwälzung der Lage der gesammten österreichischen Monarchie in die Reichsverfassung nicht eintreten werde, wünschten wir, daß, ohne den Rechtspunct zu entscheiden, die Thatsache des vorläufigen Nichtbeitritts von Deutsch-Oesterreich ausgedrückt werde. Es schien uns in hohem Grade bedenklich, dem künftigen Reichsoberhaupte den Eid auf eine Verfassung zuzumuthen, deren erster Paragraph entweder eine Fiction enthielt, oder Dem, der ihn leistete, die Verpflichtung zur Eroberung Deutsch-Oesterreichs auflegte. — Auf die zweite Frage legten wir keinen hohen praktischen Werth; aber wir wußten, welch ein hoher moralischer Werth darauf von der anderen Seite gelegt werde, wie man die Bürgschaft und die Würde der monarchischen Regierungsform, mit deren Hülfe wir die Einheit des Vaterlandes gründen wollten, bei dieser Entscheidung wesentlich betheiligt erachte; wir wünschten darum ein Hinderniß aus dem Wege geräumt zu sehen, das der Erreichung unseres Zieles wesentlich im Wege stand, dessen Wegräumung aber nach unserer Ueberzeugung die Freiheit auf keine Weise gefährdete. — Durch einen Reichsrath mit berathender Stimme endlich glaubten wir einem dringenden Anspruch der mittleren Mächte zu genügen und dem Verfassungswerke bei denselben einen leichteren Eingang zu verschaffen.

Wäre die gemäßigte Partei auf diesen Puncten einer Mehrheit erlegen, welche auf grundsätzlich entgegenstehenden Ueberzeugungen beruhte, so würde es jener Partei schlecht anstehen, sich über eine parlamentarische Niederlage, die ihr in ehrlichem Kampfe beigebracht worden, zu beklagen; sie würde dann einem Siege der gegen sie gewendeten Volksmeinung unterlegen haben, für dessen Folgen das Volk hätte einstehen

müſſen, und es war nichts Weſentliches gefährdet. Diejenigen, welche dazu drängten, Deutſch-Oeſterreich mit den Waffen zu erobern, die es für eine ſchwere Schuld der Majorität der Verſammlung erklärten, daß ſie es nicht durch bewaffnete Unterſtützung des Wiener October-Aufſtandes zu behaupten geſucht habe — ſie waren berechtigt, für den §. 1. der Verfaſſung, ſo wie er angenommen worden, zu ſtimmen. Diejenigen, die in jeder Schwächung der monarchiſchen Gewalt einen wünſchenswerthen Sieg der Freiheit und der Volksherrſchaft erkennen, waren conſequent, wenn ſie gegen das abſolute Veto auch bei Verfaſſungs-Aenderungen ſtimmten. Diejenigen endlich, welche jede Conceſſion an die Wünſche der Regierungen für Verrath oder Thorheit erklärten und in dem entſchiedenſten Zwange gegen dieſelben das einzige Heil erblickten, durften mit gutem Fuge den Reichsrath verwerfen. Wenn aber eine große Anzahl der conſervativſten Oeſterreicher, die nimmermehr unſere Verfaſſung auf Deutſch-Oeſterreich angewendet wiſſen wollten, für den §. 1. ſtimmten als für ein Mittel, durch welches Oeſterreich dieſe Verfaſſung ſtören und untergraben könne; wenn eifrige Anhänger des Princips einer ſtarken Regierung in ihrer Heimat nur darum hier gegen das abſolute Veto ſtimmten, weil ſie dieſe einheitliche Regierung von vorn herein entkräften und entwürdigen wollten; wenn Männer, welche die Selbſtändigkeit der Einzelſtaaten bis an ihre äußerſte Gränze verfochten, doch gegen den Reichsrath aus dem alleinigen Grunde ſtimmten, um eben dieſe Verfaſſung ſo unannehmbar und unmöglich wie möglich zu machen: ſo iſt wohl das Gefühl erklärlich, das ſich damals Vieler bemächtigte, und das, einen Augenblick zurückgedrängt, ſich ſpäter wieder auf die traurigſte Weiſe bewährt

hat: das Gefühl, daß ſich bei ſo rückſichtsloſer Feindſchaft im eigenen Lager eine geſunde, heilbringende Schöpfung, die zu kräftigem Leben gedeihe, ſchwer erwarten laſſe. Wenn ſpäter die Regierungen von Baiern und Hannover ſich über den Mangel einer ſie vertretenden Inſtitution beſchwert haben, nachdem doch der Reichsrath durch das Zuſammenwirken ihrer vertrauteſten Anhänger mit der Linken und mit den conſervativen Oeſterreichern war verworfen worden, ſo muß man ſich wahrlich über die Offenheit wundern, mit welcher das ſchamloſe Spiel des Zerſtörens und Untergrabens vor unſern Augen getrieben worden.

Ich muß in dieſem Zuſammenhange noch des Wahlgeſetzes, insbeſondere des allgemeinen Wahlrechts gedenken. Dieſer Gegenſtand ſteht mit dem eben erwähnten in ſo fern im Zuſammenhange, als dieſelbe Combination der Parteien, deren ich oben gedacht habe, jede Beſtreitung bei der zweiten Leſung im Voraus erfolglos machte und als zwecklos erſcheinen ließ. Doch liegt die Sache auf dieſem Puncte weſentlich anders als auf den übrigen. Es iſt nämlich in hohem Grade zweifelhaft, ob in dieſer Frage auch eine reine, durch keine Coalition verrückte Majorität zu irgend einer Beſchränkung des Wahlrechts geführt haben würde, und ob nicht das Wahlgeſetz der wahre, ungetrübte Ausdruck der wirklichen Geſinnungen der Mehrheit iſt. Nur Das muß zugegeben werden, daß auf dieſem Puncte die Mehrheit innerlich geſpalten, unſicher und ſchwankend war. Zur Erklärung dieſer Unſicherheit und dieſes Schwankens aber, deſſen ich mich auch für meine Perſon mit aller Offenheit ſchuldig bekenne, und um zu verſuchen, dieſe Frage, in die man mit Unrecht ſo viel Leidenſchaft und Gehäſſigkeit gemiſcht hat, auf

ihre wahre Bedeutung zurückzuführen, möge mir hier ein etwas näheres Eingehen vergönnt sein. Denjenigen, der das allgemeine Wahlrecht nicht will und nicht wünscht, auch wenn es sich als möglich, als heilsam bewährte, den halte auch ich für einen Feind der Freiheit und der rechtlichen Gleichheit. Aber ich bin überzeugt, daß diese Gesinnung in der National-Versammlung wenig oder gar nicht vertreten war; daß die unendlich überwiegende, wenn nicht die gesammte Zahl der Mitglieder allen Staatsangehörigen von ganzem Herzen dasselbe Recht, das ihnen selbst zu Theil geworden, gönnte, wenn jedes Bedenken, welches dagegen im Interesse der gesammten Gesellschaft obwaltet, beseitigt wäre. Aber auch Diejenigen für Feinde der Freiheit zu erklären, die sich solcher Bedenken nicht erwehren können, die Zweifel darüber hegen, ob ein allgemeines, absolut gleiches Wahlrecht unter allen gegebenen Umständen heilsam, ob es zum Schutz sämmtlicher natürlichen Interessen der Gesellschaft geeignet, ob es immer mit einem geordneten Staatsleben und mit der Erhaltung der politischen Freiheit verträglich ist — Diejenigen, sage ich, für Feinde der Freiheit erklären, die hierin noch unentschiedene Fragen sehen, welche nur eine längere Erfahrung mit Sicherheit wird beantworten können, das halte ich für ein Urtheil des Fanatismus oder der Böswilligkeit. Es ist eine offenbare Täuschung, wenn man die Frage der Ausdehnung oder Beschränkung des Wahlrechts mit den alten Bevorzugungen gewisser Classen nach dem Zufall der Geburt auf eine Stufe stellt. Jene alten Standesunterschiede waren etwas rein Künstliches und Willkürliches, und hatten mit den natürlichen Verhältnissen und Bedürfnissen des Lebens und der bürgerlichen Gesellschaft nichts zu schaffen. Als die Revolution

von 1789 jene große Lebensfrage: „Was iſt der dritte Stand?“ aufſtellte und löſte, da ergab ſich bald, daß dieſer Stand, der Bürgerſtand, alle wahren und ächten Elemente des bürgerlichen Lebens, alle Kräfte, deren die Geſellſchaft zu ihrer Erhaltung, zu ihrer Thätigkeit, zu ihrem Fortſchritt bedarf, in ſich ſchloß, und daß die privilegirten Stände nichts als ein überflüſſiger Auswuchs ſeien, deren geſonderter Exiſtenz die Geſellſchaft ſehr wohl entbehren könne, ohne irgend ein Moment der Kraft und Wirkſamkeit, des Wohlbefindens und der Bildung damit einzubüßen, deren ſie ſich daher in ihrer Eigenſchaft als privilegirter Stände entledigen könne, ja müſſe, ſobald ſie zu Einſicht in dieſe ihre wahre Beſchaffenheit gelangt ſei. Keiner aber — etwa mit Ausnahme einer geringen Anzahl von Träumern oder Schelmen, die der bürgerlichen Geſellſchaft den Krieg erklärt haben — wird dasſelbe von den beſtehenden Unterſchieden der Bildung, der Einſicht, des Vermögens behaupten wollen; Keiner wird auch dieſe für ohne Weiteres entbehrliche und ſchädliche, welche eben vertilgt werden müſſen, erklären. Ja, es wird auch Niemand wollen, daß dieſe Unterſchiede ſich in derſelben Weiſe, wie es mit dem Adel als ſolchem nach Beſeitigung ſeiner Standesprivilegien ganz naturgemäß der Fall iſt, in der Volksvertretung gar nicht geltend machen. Jeder wird zugeben, daß eine Volksvertretung, die gar nichts Anderes als die Zahl darſtellt, in welcher Bildung, Kenntniß, Wohlſtand der Minderheit in der That gar keine Stelle gefunden haben würden, nicht im Stande wäre, auf die Geſchicke eines Landes einen erſprießlichen Einfluß zu üben. Die Frage des allgemeinen, abſolut gleichen Wahlrechts iſt alſo nicht die, ob die Kräfte und Stellungen, deren Einfluß für die Leitung

der Geſellſchaft unerläßlich iſt, in der Volksvertretung überhaupt Geltung haben ſollen, ſondern ob ſie ſich dieſe Geltung durch ihr eigenes, natürliches Gewicht auch bei ganz allgemeinem Wahlrecht zu erringen und zu erhalten wiſſen werden. Dieſe Frage aber läßt ſich nicht nach einem allgemeinen, theoretiſchen Grundſatz, ſondern nur nach den verſchiedenen Verhältniſſen und Stimmungen verſchiedener Zeiten beantworten, und darum muß die Frage der Ausdehnung oder Beſchränkung des Wahlrechts für jeden Unbefangenen eine offene bleiben, die zu jeder Zeit nach den wahren Bedürfniſſen des Gemeinwohls ihre Löſung erhalten muß. Eines aber darf dabei nicht außer Acht gelaſſen werden. Wenn das Experiment des allgemeinen, abſolut gleichen Wahlrechts mißglückte, wenn die daraus hervorgehenden Verſammlungen ſich nicht im Beſitz der öffentlichen Achtung behaupteten, wenn ſie ſich nicht als fähig bewährten, die wahren, allſeitigen, materiellen und geiſtigen Intereſſen der Geſellſchaft zu ſchützen, wenn ihre Maßregeln Verkehr und Wohlſtand und fördernde Arbeit zerrütteten, ſo iſt es nicht die bürgerliche Geſellſchaft, welche ſchließlich zu Grunde gehen würde, ſondern die Volksvertretung. Die Geſellſchaft, getragen durch ihre innere Nothwendigkeit, gleicht dem Rieſen, der, zu Boden geworfen, neue Kraft aus der Berührung der mütterlichen Erde ſchöpft; aber eine politiſche Form, und ſei ſie dem Freiheitsbedürfniß noch ſo entſprechend, und ſei ſie bei ihrer Entſtehung noch ſo ſehr mit Jubel empfangen worden, wird vom Volke ſelbſt am Erſten zerbrochen werden, wenn ſie ſich ohnmächtig oder unheilbringend zeigt. Es entſpricht der Erfahrung, vielleicht auch der menſchlichen Natur nicht, ſo natürlich es auch auf den erſten Blick erſcheinen möchte, daß

die Menſchen gerade diejenige Macht vorzugsweiſe achten und ſchützen und unter allen Umſtänden aufrecht halten, die ſie ſelber geſchaffen haben; es ſind offenbar andere Gründe, die hier entſcheiden. Das Parlament Englands, das nur von einem Theile des Volks gewählt wird, iſt vom ganzen Volke geachtet wegen ſeiner Kraft, Einſicht und Geltung; die Verſammlung, die ein ſiegreicher Feldherr einſt unter dem Beifallrufen und Hohngelächter des franzöſiſchen Volkes auseinander jagen durfte, war dagegen aus den allgemeinſten Wahlen hervorgegangen; und in demſelben Lande iſt es gerade die Verſammlung, die zum erſten Male ſeit langer Zeit durch das allgemeine Stimmrecht gebildet worden, welche ſich gewaltſamer Angriffe der gefährlichſten Art durch aufgeregte Volksmaſſen zu erwehren hatte. Darum ſei man überzeugt, daß viele Derjenigen, die ſich ernſter Bedenken gegen das allgemeine, gleiche Stimmrecht nicht erwehren können, vor Allem durch die Beſorgniß beſtimmt werden, es werde durch die Ergebniſſe des allgemeinen Stimmrechts mehr als alles Andere das Princip der Freiheit und der Volksvertretung ſelbſt dauernd gefährdet werden.

Ich kehre zur Hauptſache zurück. Die Verfaſſung war alſo nach mühevoller Arbeit vollendet, und wir Alle hofften einer befriedigenden Zukunft für unſer Vaterland entgegenſehen zu dürfen. Die Verfaſſung war freilich nach der Anſicht der Mehrheit ihrer aufrichtigen Anhänger durch die Vereinigung ungünſtiger Umſtände mit den oben erwähnten Mängeln behaftet; ſie war mit einem Wahlgeſetze verknüpft, das Vielen Bedenken einflößte; allein es waren andererſeits ſo weſentliche und bedeutſame Elemente der Erhaltung und der Sicherheit von der einen, wie der Freiheit und des Fortſchritts von der anderen

Seite gerettet worden, daß alle Vaterlandsfreunde eine heilbringende Wirksamkeit des Ganzen, eine wohlthätige Entwickelung der guten Bestandtheile, eine Heilung der Mängel mit Zuversicht erwarten zu dürfen glaubten. Die Grundrechte, die erst als Bestandtheil einer lebendig gewordenen Verfassung eine wahre Gewähr dauernder Geltung für ganz Deutschland erhielten, ein Volkshaus mit dem umfassendsten Wahlrecht gaben den Freiheits-Ansprüchen die weiteste Befriedigung; in einem Staatenhause, das zur Hälfte durch die Regierungen beschickt wurde, in dem erblichen Oberhaupte endlich waren Bürgschaften der Dauer und des inneren Friedens, auch der Erhaltung der Einzelstaaten in den durch die Verfassung beschränkten Gränzen ihrer Befugnisse, in vollem Maße gegeben. Die Kraft zur Durchführung der Verfassung war nach unserer Ueberzeugung, wenn nicht die gewaltsamste Umwälzung aller Verhältnisse vorangehen sollte, nur in der Stellung zu finden, welche dem mächtigsten rein deutschen Staat und seinem Fürsten an der Spitze des Reiches übertragen wurde. Aber eben dieser Gedanke des preußischen Oberhaupts, gegen welchen im Süden Deutschlands die lebhaftesten Antipathien, aus verschiedenen Quellen entsprungen und genährt, obwalteten, mit dem erst allmälig sich durch die Läuterung der Ueberzeugungen die Gemüther aussöhnten, so daß seine Verwirklichung ein halbes Jahr früher noch in das Gebiet des Unmöglichen würde gehört haben — dieser Gedanke war auf keine andere denkbare Weise in's Leben zu führen, als dadurch, daß die auf den Volkswillen sich stützende Versammlung den Grundsatz feststellte und die Wahl traf; nur durch den Grundsatz der Freiheit, der sich darin kund gab, war die Zustimmung der

Völker zu gewinnen, nur durch die Geltendmachung einer von ihnen unabhängigen Macht war die Einwilligung der Fürsten zu ersetzen. In der tiefen Ueberzeugung, die uns alle durchdrang, daß auf diesem Wege allein das Vaterland von der drohenden Verwirrung und Zerrissenheit, die leider seitdem mit allen ihren Schrecken über uns hereingebrochen, ohne das gleich schreckliche Heilmittel eines blutigen Despotismus könne gerettet werden, lag der Grund, weshalb selbst die gemäßigtsten Männer der Versammlung, darunter manche, deren Ansichten sonst eine Vereinbarung mit den Fürsten über das Verfassungswerk besser würde entsprochen haben, jeden Widerstand gegen die endgültige Verkündigung der Verfassung und die auf solcher Grundlage allein mögliche, sofortige Wahl des Kaisers durch die Versammlung aufgaben.

Der Eindruck, den die verkündete Verfassung und getroffene Wahl im deutschen Volke hervorbrachte, war ein entschieden, ja in für Viele unerwartetem Maße günstiger. Alle Parteien, die es mit dem Vaterlande gut meinten, hatten einen Einigungspunct gefunden. Während alle wahren Bedürfnisse der Freiheit sich in reichem Maße befriedigt fanden, schöpften von der anderen Seite Diejenigen, denen es vor Allem um Bürgschaften des inneren Friedens, um Wiederherstellung des Vertrauens, um Wiederbelebung des Verkehrs zu thun war, die frohesten Hoffnungen auf einen befestigten Zustand. In keinem Momente seit dem vorigen Frühjahr waren die Aussichten der Partei des gewaltsamen Umsturzes, die allerdings in den schwankenden und unsicheren Verhältnissen einen bedeutenden Spielraum gewonnen hat, und von welcher dem Vaterlande Gefahren drohen, die keinem unbefangenen Blick verborgen bleiben können, geringer

als in den Tagen nach der Verkündigung der Verfassung. Auch der Widerstand von anderer Seite her schien keine ernsten Gefahren zu bieten. Die besten, kundigsten und einsichtsvollsten Männer aus Baiern, Hannover und Sachsen gaben uns die Versicherung, daß, wenn von preußischer Seite eine schleunige Annahme erfolge, die öffentliche Meinung in ihren Ländern die Anerkennung der Verfassung durch gesetzliche, verfassungsmäßige Mittel ohne Anwendung irgend einer, der Mehrheit der Versammlung entschieden widerstrebenden Gewalt binnen Kurzem durchsetzen werde.

Alle jene Hoffnungen sind bitter getäuscht worden. Man hat der Mehrheit der Versammlung den Vorwurf gemacht — und gewiß hat derselbe den stärksten Schein der Wahrheit für sich — daß sie alle ihre Kraft auf ein Ziel gewendet habe, ohne sich versichert zu haben, daß im Fall des Gelingens in der Versammlung durch Annahme von Seiten der preußischen Krone das Ziel auch wirklich erreicht werde. Ich mag hier nicht auf Einzelheiten eingehen, die mir wenigstens die Ueberzeugung gegeben haben, daß — vermuthlich zufolge starker Schwankungen in den Ansichten der betreffenden Personen — Manche, die den Dingen näher standen, gar wohl berechtigt waren, an einen anderen Ausgang zu glauben; aus eigenem, unmittelbarem Wissen kann ich nur die Thatsache anführen, daß ich am Abende vor der bekannten Antwort des Königs aus sehr guter Quelle Aeußerungen vernommen habe, die nicht ahnen ließen, daß eine Antwort werde gegeben werden, die, indem sie die gesammte Verfassung in Frage stellte und als eine durch die Fürsten umzubildende bezeichnete, der Wahl, in der sie doch ein schätzenswerthes Anrecht erkennen wollte, alle

und jede Grundlage entzog. Allein die eigentliche Rechtfertigung für das Wagniß, das man der Mehrheit der Verſammlung Schuld giebt, liegt in der weſentlichen Natur der Sachlage ſelbſt. Die eine Karte, auf welche jene Mehrheit, wie man tadelnd geſagt, Alles geſetzt hat, war eben keine willkürlich gewählte, keine, bei der man den Zufall des Glückes walten ließ; es war die einzige, nach der Beſchaffenheit der gegebenen Verhältniſſe mögliche Löſung, zu der man zu greifen genöthigt war. Auch jetzt, nach der unheilvollen Wendung, welche die Dinge genommen haben, bin ich überzeugt, daß keine andere Löſung der Oberhauptsfrage größere Chancen der Verwirklichung des Verfaſſungswerks mit ſeinen Elementen der Einigung und der Freiheit dargeboten hätte, ja daß bei jeder anderen das Werk, das jetzt an einer äußeren, zufälligen Thatſache, für welche die politiſche Vernunft keinen Maßſtab hatte, geſcheitert iſt, an ſeiner inneren Unmöglichkeit geſcheitert wäre.

Es entſtand nun die Frage nach den Mitteln, wie dem durch die Vertreter des deutſchen Volkes feſtgeſetzten Verfaſſungswerk Geltung und Verwirklichung zu Theil werden ſolle. Hätte das Werk bei der öffentlichen Meinung ſelbſt keinen Eingang gefunden; hätte es ſich gezeigt, daß die Verſammlung über die wahren Bedürfniſſe und Wünſche des Volkes in Betreff der Einigung hinausgegangen ſei; wäre der Widerſtand, wie Manche im Voraus beſorgt hatten, von der Mehrheit in ihrer Sonderſtellung verletzter Bevölkerungen ausgegangen, das Werk hätte müſſen aufgegeben werden, und die Frage nach der formellen Berechtigung der Verſammlung zu ſeiner Feſtſetzung wäre eine müßige geweſen. Aber ſo lag die Sache nicht. Vielmehr war offenbar die große Mehrheit des deutſchen Volkes

auf Seiten der Verfassung; diejenigen Regierungen, auf deren Verfahren die öffentliche Meinung Einfluß übte, erklärten sich für sie; nur die Regierungen von Preußen, Baiern, Sachsen, Hannover traten den Wünschen des deutschen Volkes entgegen. Unter diesen Umständen mußten einem wahren und ernsten constitutionellen System Mittel zu Gebote stehen, um in ehrlichem, offenen, gesetzlichen Kampfe, wenn auch unter manchen entgegenstehenden Hindernissen, dem Volkswillen schließlich Geltung zu verschaffen. Indem die National-Versammlung auf diesen Weg hinwies, bewies sie eben so wohl, daß sie die Durchführung ihres Werkes durch gesetzliche Mittel wolle, wie auch, daß sie der Mehrheit nach nicht, wie man ihr vorgeworfen hat, starr auf dem Grundsatz ihrer Souverainetät beharrte; denn nach diesem konnte sie die Geltendmachung der Verfassung nicht von der Majorität der Volksvertretungen in den Einzelstaaten abhängig machen: sie vertraute vielmehr dem inneren Werthe des Werkes, der öffentlichen Meinung, der Einsicht der wahren Freunde des Vaterlandes. Allein jene Regierungen ihrerseits verschmähten es, jenen Weg zu betreten. Sie ließen es sich angelegen sein, dem Volke abermals zu zeigen, daß das constitutionelle Wesen zu einer wahren Bedeutung in Deutschland noch nicht gelangt, daß es nichts sei als eine Form, unter welcher die Regierungen in einer oder der anderen Weise zuletzt immer und unter allen Umständen Recht behalten müssen. Diejenigen Regierungen, welche, indem sie der National-Versammlung entgegentraten, zugleich dem eigenen Volke den rechtmäßigen Anspruch auf den durch seine Vertreter zu übenden Einfluß auf die wichtigste aller Entscheidungen durch Vertagungen und Auflösungen verkümmert haben, sie trifft ein

großer Theil der Schuld an der Verkehrung des Rechtsbewußtseins im Volk, an jener traurigen Verzweiflung an der Wirksamkeit gesetzlicher Mittel, an jenem alleinigen Glauben an die Gewalt und an allem Unheil und Blutvergießen, das daraus hervorgegangen. Die wahre Bedeutung des constitutionellen Lebens besteht nicht in seinen Fictionen und sonstigen Außenwerken; sie liegt in dem friedlichen Fortschritt, in der gesetzlichen Entwickelung, in dem sicheren, wenn auch langsamen, in dem wohl zu verzögernden, aber nicht zu verhindernden Sieg der öffentlichen Meinung. Den Glauben an das Alles hat man gründlich getödtet, und es wird schwer sein, ihn wieder zu erwecken.

Ich muß hier zunächst die Stellung Preußens zu der Sache besprechen und zu dem Ende etwas weiter ausholen. Ich bekenne mich zu der Ansicht Derer, die den tieferen Grund alles Unheils, das über Deutschland eingebrochen ist, darin erblicken, daß die über Preußen waltende Macht, treulos den in heiliger Stunde gegebenen Versprechungen, die lange Zeit des Friedens und der unbestrittenen Regierungsmacht nicht benutzt hat, freisinnige Institutionen zu gründen und ihre Wurzeln tief in den Boden des Volkslebens zu senken. Preußen, nebst seinen übrigen, unbestreitbaren Vorzügen als Musterstaat gesetzlicher, vernünftiger Freiheit eines reichen und edlen öffentlichen Lebens voranleuchtend, würde die Suprematie, welche die Reichsverfassung ihm zur Stärkung des Vaterlandes geben wollte, längst durch die Natur der Dinge, durch sein eigenes, sittliches Gewicht erobert haben. Die schwerste Schuld aber, welche die Lenker der Geschicke eines großen Landes jemals auf sich geladen haben, lag in der Zurückweisung der gemäßigten Forderungen

des ersten Vereinigten Landtags. Wenn eine Versammlung, deren ganze Zusammensetzung dafür bürgte, daß sie die conservativsten Elemente des Landes enthielt und vertrat, die Erfüllung alter Verheißungen, die Gewähr sicherer Bürgschaft für Freiheit und Recht mit solcher Entschiedenheit forderte, so lag in dem Widerstande dagegen ein so hoher Grad von Herzensverhärtung, von vermessener Hartnäckigkeit gegenüber dem Willen der Geschichte und der nothwendigen Entwickelung der Dinge, daß die Schuld nicht ohne Sühne bleiben konnte. Und sie ist gesühnt worden, aber leider nicht bloß an Denen, die sie auf sich geladen. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß, wenn Preußen beim Schluß des Vereinigten Landtags den verlangten Grund zu einer ernsten Verfassung gelegt, wenn der Eintritt Preußens in die Reihe constitutioneller Staaten die unausbleibliche Rückwirkung auf das übrige Deutschland und auf das Bundesverhältniß geübt hätte, — daß dann Preußen und Deutschland mit ihm so gut wie das große England und das kleine Belgien dem Sturme des Frühjahrs 1848 widerstanden hätten, daß sie auf dem Wege sicheren, friedlichen Fortschritts zu den höchsten Zielen der Einheit und der Freiheit geblieben wären. Aber es sollte anders kommen. Die Erschütterungen des vorigen Jahres trafen Preußen unbewehrt durch die Schutzwälle freisinniger Institutionen. Die Folge war, daß man sich durch die Gewalt weit mehr mußte abtrotzen lassen, als man dem friedlichen Verlangen verweigert hatte. Aber die Geschichte aller Zeiten lehrt und die Erfahrungen des vorigen Jahres bestätigen, daß der Sieg der Gewalt in Fragen der inneren Staatsverfassung niemals zu einem unmittelbar heilsamen Ziel, sondern erst nach langen Wirkungen und Gegenwirkungen, nach wiederholten

Ueberſchreitungen von beiden Seiten zu einer wahrhaft wohlthätigen und bleibenden Vermittelung führt. Die Regierungsgewalt war durch die Umwälzung des März allzuſehr geſchwächt worden; ein Zuſtand der Unſicherheit, des Unbehagens, des Mangels an Vertrauen trat ein, der nicht währen konnte. Im November ermannte ſich die Regierung zu einem Kampfe gegen ihre Gegner, aus dem ſie ſiegreich und geſtärkt hervorging. Die Mehrheit der deutſchen National-Verſammlung hat nicht geglaubt, in dieſem Kampfe ihr Gewicht in die Schale der erbitterten Gegner der preußiſchen Regierung werfen zu dürfen. Indem ſie ſich vergebens gegen ein Miniſterium erklärte, deſſen Namen allgemein die Beſorgniß einer weit über das Maß hinausgehenden Reaction erregten, mißbilligte und annullirte ſie andererſeits den bekannten Steuerverweigerungsbeſchluß, zu welchem die Berliner Verſammlung als zur letzten Waffe gegen die Maßregeln der Regierung gegriffen hatte. Hat die deutſche National-Verſammlung hierin gefehlt, ſo trage ich durch meine Abſtimmung meinen Theil an dieſer Schuld und will die Verantwortung dafür nicht abweiſen; ich halte die Stellung, die ſie zu jener Zeit genommen hat, auch jetzt noch aus den Gründen, die ich damals zu entwickeln verſucht habe, für gerechtfertigt. Ich will nicht unterſuchen, ob ihre Beſchlüſſe zu dem Ausgange des Kampfes in der That wirkſam beigetragen haben, ob, wenn ſie ſich nicht gegen die Steuerverweigerung erklärt hätte, dieſelbe darum in Preußen mehr Anklang gefunden und einen Rückſchlag in der öffentlichen Meinung weniger hervorgerufen hätte. Aber das iſt gewiß, daß die deutſche National-Verſammlung, indem ſie, die aus den Wahlen des Volkes hervorgegangene, es über ſich gewann, weil ſie es als ihre Pflicht erkannte, ſich in einem

ernſten Falle für die Regierungsgewalt gegen die Sache einer gleich ihr vom Volke gewählten Verſammlung zu erklären — daß ſie dadurch den unverſöhnlichen Haß einer ſtarken Partei ſich zuzog und ſich in eine ſchwierige Stellung begab, ſo daß ſie wohl darauf zählen durfte, man werde ihr den Dank für die gewiſſenhaft geleiſtete Hülfe, wenn auch nicht in anderer Weiſe, doch wenigſtens dadurch zollen, daß man es durch Mäßigung auf dem eingeſchlagenen Wege vermeide, ſie zu compromittiren. Man hat leider das Gegentheil gethan. Die Erfahrung hat wieder gezeigt, daß die Reaction Das mit der Revolution gemein hat, daß ſie nicht einzuhalten weiß auf der abſchüſſigen Bahn, und gleich jener ſich und die Sache, die ſie retten will, in unaufhaltſamer Bewegung in den Abgrund ſtürzt. Hätte die preußiſche Regierung, nachdem ſie wieder die gebührende materielle Macht gewonnen und ein anſehnlicher Theil der Bevölkerung, die Nothwendigkeit vorübergehender, ſtrenger Maßregeln gegen die theilweiſe eingeriſſene Verwirrung anerkennend, ſich ihr zugewandt hatte, durch die zeitige Rückkehr auf den Weg des ordentlichen Rechtszuſtandes zu der materiellen die moraliſche Macht geſellt, es ſtände jetzt anders und beſſer in Preußen. Aber wenn man den unerhörteſten Ausnahmezuſtand in der Hauptſtadt aus ſo kärglichen Gründen, wie die in der Kammer angegebenen waren, in's Unendliche fortbeſtehen läßt, dann zeigt man freilich, daß man nicht mit den Geſetzen regieren will oder kann, und daß man in der Gewalt ſein bleibendes Heil zu ſuchen entſchloſſen iſt Ein geſellſchaftlicher Zuſtand, in welchem der Belagerungsſtand zur gewöhnlichen Diät wird, ſo daß er bei dem kleinſten Uebelbefinden durch den Hinzutritt des Standrechts verſchärft werden muß — ein ſolcher Zuſtand

ist kein gesunder, bei dem ein Staat lange bestehen kann; er muß Haß und Erbitterung der gefährlichsten Art erregen und eine traurige Kette maßloser Gegenwirkungen von beiden Seiten beginnen; er nutzt die Springfedern der bürgerlichen Ordnung nothwendig ab, und sie werden sich in der Stunde wahrer Gefahr, wenn man nicht zeitig einlenkt, unbrauchbar erweisen. So ist denn auch, nachdem die Kammerauflösung im November und die darauf erfolgte Octroyirung von Manchen als durch einen traurigen Nothstand hervorgerufen noch entschuldigt wurde, die letzte Auflösung der zweiten Kammer mit den daran sich knüpfenden Maßregeln allen Unbefangenen als ein Beweis erschienen, daß man sich den Bedingungen des constitutionellen Systems noch nicht zu fügen Willens sei und die Gelüste nach absoluter Gewalt bei einem leeren Spiel mit Verfassungsformen noch überwiegen. Man hat für die Auflösung den Grund der unsichern und geringen Majorität in der Kammer geltend gemacht; aber gerade die beiden Beschlüsse, auf welche man mit der Auflösung antwortete, der gegen den Belagerungszustand und der auf Anerkennung der deutschen Verfassung gerichtete, waren mit genügender Majorität gefaßt; und ein aufrichtig constitutionelles Ministerium konnte sich auf diejenige Majorität, welche den zuletzt erwähnten Beschluß zu Stande gebracht hatte, um so eher stützen, als sie aus den gemäßigten Fractionen mit Ausschluß beider extremen Parteien bestand. Aber man hat es vorgezogen, das Heil abermals aus der Quelle der absoluten Gewalt zu schöpfen, und hat dadurch dem Rechtsgefühle im Volke, dem Vertrauen auf die rechtliche Absicht der Regierenden, auf die wirkliche Geltung der Gesetze tiefe Wunden geschlagen, deren schmerzliche Nachwirkungen, und wenn auch die Gewalt

noch so viele augenblickliche Siege feierte, im Leben der Völker nicht ausbleiben.

Aber das größere Uebel für das gesammte Deutschland bestand in der systematischen Nachahmung, welche dem Vorgange Preußens in anderen Staaten zu Theil wurde. Während man allenthalben die vermeintlichen Interessen und Neigungen der Bevölkerungen als Grund für die Ablehnung der Reichsverfassung vorzuschieben bemüht war, erstickte man allenthalben die gesetzliche Stimme des Volkes, beseitigte man seine Vertreter, um hinter ihrem Rücken eine der öffentlichen Meinung widerstrebende Entscheidung herbeizuführen. Das hannoversche Ministerium scheute sich nicht, in einem und demselben Actenstück den Grundsatz aufzustellen, daß ein freier Austausch der Meinungen, eine offene, ernste Discussion der Fragen des Staatslebens zwischen der Volksvertretung und den Organen der Regierungsgewalt das Wesen des constitutionellen Systems sei, und zugleich kund zu geben, daß es die Kammern vertagt habe, damit sie ihre Ueberzeugung in Betreff der Reichsverfassung nicht an den Tag legen könnten. Als Grund der Auflösung ward geltend gemacht, daß die Mitglieder der vertagten zweiten Kammer sich über gemeinsame Schritte verständigten, und daß in der Kammer Parteibildungen und Verabredungen über künftige Abstimmungen Statt fänden, wie sie bekanntlich zu allen Zeiten und in allen Ländern im Schoße parlamentarischer Versammlungen stattgefunden haben, und wie sie nach allen Erfahrungen und nach der Natur der Sache in der That unentbehrlich sind. Eine ärgere Verhöhnung aller constitutionellen Sitten und Grundsätze, als dieses Actenstück sie enthält, ist niemals vorgekommen. — In Baiern regte man durch wiederholte Vertagung der Stände in dem entscheidendsten

Zeitpunct die öffentliche Meinung auf's Aeußerſte auf. — Das Bezeichnendſte und Folgenreichſte ſind die Vorgänge in Sachſen. Die Kammern dieſes Landes, in ultra-demokratiſchem Sinne gewählt, hatten im Lauf ihrer Wirkſamkeit der deutſchen Sache gegenüber eine ſehr zweideutige Geſinnung an den Tag gelegt. Sie hatten eine ſtarke gemäßigte Partei im Lande gegen ſich; aber dieſe Partei war entſchieden deutſch geſinnt. Auf dieſe Partei, auf ihren Einfluß bei neuen Wahlen ſich ſtützend, konnte ein Miniſterium, ohne den conſtitutionellen Weg zu verlaſſen, vielmehr des Beifalls wenigſtens eines namhaften und achtbaren Theiles der Bevölkerung gewiß, zu einer Auflöſung der Kammern ſchreiten, die übrigens auch, durch die Meinung des Landes gedrängt, ſich für die Verfaſſung zu erklären im Begriff waren; aber es mußte ſich dann beſtimmt für die deutſche Sache erklären, es mußte die Reichsverfaſſung anerkennen. Dieſen Weg wollte das Miniſterium gehen, wie ſein Manifeſt über die Auflöſung andeutete; es hatte dem Könige ſeine Unterſchrift zu dieſer Maßregel nur unter der Bedingung bewilligt, daß die Anerkennung der Verfaſſung demnächſt erfolge. Als ein preußiſcher Sendbote den Sinn des Königs gewendet hatte, und dieſer ſeine Zuſtimmung zur Anerkennung verweigerte, trat das Miniſterium zurück, und es wurde nach langem Mühen ein anderes in ſehr unvollſtändiger Weiſe zuſammengeſetzt, das nach der allgemeinen Ueberzeugung jedes conſtitutionellen Charakters entbehrt, indem es ſich auf gar keinen Theil der Meinung des Landes ſtützt und ſchlechterdings unfähig iſt, jemals im Einklange mit der Majorität einer Volksvertretung zu regieren. So iſt der Hergang aus zuverläſſigen Quellen geſchildert, und es iſt ihm nicht widerſprochen worden. Ich

werde auf die entſetzlichen Folgen dieſes Verfahrens zurückkommen. Hier nur noch eine Bemerkung. Wenn das die Bedeutung der conſtitutionellen Monarchie wäre, daß ſich der Eigenwille des Monarchen der einſtimmigen Ueberzeugung der Kammern, des Landes und des Miniſteriums entgegen, ſiegreich müßte geltend machen können, dann wäre jene Inſtitution nichts als eine unſittliche, koſtſpielige Täuſchung, und es würde dann dem Volke nur die Wahl zwiſchen dem ehrlichen Abſolutismus und der ehrlichen Republik bleiben.

Allen dieſen Vorgängen gegenüber beharrte die National-Verſammlung dabei, die Anerkennung der Verfaſſung der wirkenden Macht der öffentlichen Meinung in den Einzelnſtaaten anzuvertrauen. Die Mehrheit der Verſammlung konnte, ihrem ganzen Charakter nach, den Weg der Gewalt nicht betreten zu ſehen wünſchen. Aber auch die einfachſte Ueberlegung mußte zu der Ueberzeugung führen, daß für Diejenigen, welche die Verfaſſung, wie ſie war, in's Leben gerufen wiſſen wollten, der Weg der Gewalt gar nicht zum Ziele führen könne, daß er dasſelbe nothwendig entweder verfehlen oder weit über dasſelbe hinaus gehen müſſe. Eine friedliche Einigung, eine Ausgleichung der widerſtrebenden Intereſſen auf dem Wege der Ueberzeugung — darauf war das Werk weſentlich berechnet. Nur eine gleichmäßige Bewegung nach dem Ziele der Anerkennung in allen Staaten, deren Regierungen noch widerſtrebten, konnte die Sache wahrhaft fördern; eine ſolche war aber nicht möglich bei den Wechſelfällen gewaltſamer Auflehnung. Gelang auch eine ſolche in manchen Staaten, ſo blieb ſie doch ziellos, und konnte deshalb zu nichts als zur Verwirrung führen, wenn nicht die Stellung Preußens zur Verfaſſungsfrage zugleich

umgeſtaltet wurde. Eine ſolche Umgeſtaltung auf friedlichem Wege wurde ſicher immer ſchwieriger, je mehr außerhalb Preußens die Gewalt entſchied; die Herbeiführung derſelben auf gewaltſamem Wege in Preußen ſelbſt war aber nothwendig bedingt durch eine ſo heftige Erſchütterung, durch eine Zerrüttung ſeiner Macht, ja durch eine Zerreißung ſeines Territorialbeſtandes, daß das durch Bürgerkrieg durchwühlte und gelähmte Preußen unmöglich die Stellung einnehmen konnte, welche ihm das Verfaſſungswerk angewieſen, auf welche es ſeine praktiſche Durchführung weſentlich gebaut hatte. So trafen denn Neigung und politiſcher Grundſatz mit den Rückſichten der Zweckmäßigkeit, wie die Anſchauung der Sachlage ſie darbot, zuſammen, um bei den wahren Freunden des Verfaſſungswerks den Gedanken an gewaltſame Mittel zurückzudrängen. Die Mehrheit der Verſammlung hat denn auch in dieſem Sinn bis zum 10. Mai, trotz des täglichen, heftigen Dringens der Minderzahl, alle darauf abzielenden Vorſchläge zurückgewieſen. Freilich wurde die Stellung Derer, welche dieſes abwehrende Verhalten zu vertheidigen übernahmen, von Tag zu Tag ſchwieriger und drückender gegenüber den Maßregeln, welche die friedlichen und geſetzlichen Mittel zur Geltendmachung der Reichsverfaſſung lähmten; ich für mein Theil habe die ſchwere Pflicht zum letzten Male am 7. Mai erfüllt, indem ich den Vorſchlag der Beeidigung des Heeres auf die Verfaſſung auf der Tribüne bekämpfte. Die Verſammlung beſchränkte ſich während dieſer ganzen Zeit darauf, die widerſtrebenden Regierungen wiederholt zur Anerkennung der Verfaſſung aufzufordern, das dringende Verlangen auszuſprechen, daß dem Ausdruck des Volkswillens vermittelſt ſeiner geſetzlichen Organe nicht durch Auflöſung oder Vertagung der

Ständeversammlungen während der entscheidenden Krisis möge entgegengetreten werden, in diesem Sinne die stattgehabten Auflösungen in Preußen und Hannover zu mißbilligen, endlich durch den bekannten Beschluß vom 4. Mai einen Termin für die Wahlen zum Reichstag und für dessen Zusammentritt anzusetzen, und die damit im Zusammenhang stehenden vorläufigen Maßregeln zu treffen. Keiner von diesen Beschlüssen griff in irgend einer Weise in den gesetzlichen und geordneten Bestand der Einzelstaaten, in die Befugnisse ihrer verfassungsmäßigen Behörden ein. Der Beschluß vom 4. Mai begann mit der Aufforderung an „die Regierungen, die gesetzgebenden Körper, die Gemeinden der Einzelstaaten, das gesammte deutsche Volk, die Verfassung des deutschen Reichs vom 28. März d. J. zur Anerkennung und Geltung zu bringen." Dieser Fassung ist hinterdrein von den entgegengesetztesten Seiten her die Deutung unterlegt und der Vorwurf gemacht worden, daß sie zu gewaltsamen Aufständen provocirt und dieselben wirklich veranlaßt habe. In Betreff der thatsächlichen Wirkung steht einfach der Umstand entgegen, daß sowohl der Aufstand in Dresden als der in der baierischen Pfalz schon zum vollen Ausbruch gediehen war, ehe die Kunde des Beschlusses dorthin gelangt sein konnte. Was den Sinn der Aufforderung anlangt, so hat — auch abgesehen von den durch die Redner der Majorität in der Debatte darüber gegebenen Erläuterungen, abgesehen von der inneren Unmöglichkeit, die Verfassung durch örtliche Aufstände zur Anerkennung und Geltung zu bringen — die Mehrheit der Versammlung es für unmöglich gehalten, daß die Aufforderung an das deutsche Volk in diesem Zusammenhange als ein Aufruf zur Gewalt mißdeutet werden könne. Die Redlichkeit

der Deutung, da wo sie für den Aufstand oder gegen die Versammlung hat benutzt werden sollen, überlasse ich dem unbefangenen Urtheil. Als die Versammlung in dem Beschluß vom 28. März, kraft dessen sie die Reichsverfassung verkündete und die Kaiserwahl vornahm, das feste Vertrauen aussprach, „daß die Fürsten und Volksstämme Deutschlands großherzig und patriotisch, in Uebereinstimmung mit der Nationalversammlung die Verwirklichung der von ihr gefaßten Beschlüsse mit aller Kraft fördern würden" — da fiel es Niemanden ein, der Versammlung vorzuwerfen, daß sie zum Aufruhr provocire, und doch sagte sie damals wesentlich dasselbe wie jetzt. Ueberhaupt, wenn in allen neueren amtlichen Erlassen der widerstrebenden Regierungen, insbesondere der preußischen, die einseitige Verkündigung der Verfassung durch die National-Versammlung — allerdings der entscheidendste Schritt, die bedeutsamste Folge der Befugniß, welche sie sich beilegte — derselben, als das Abbrechen der letzten Brücke zur Vereinbarung, zum schwersten Verbrechen angerechnet wird: so liegt die Frage sehr nahe, warum man ihr denn nicht gleich damals feindlich und kampfgerüstet entgegengetreten ist. Warum hat man denn in jener Kaiserwahl, die doch allein durch die vorangegangene Verkündigung der Verfassung, als einer rechtsgültigen, Sinn und Bedeutung erhielt, den Ruf des deutschen Volkes und ein schätzenswerthes Anrecht erkannt? Warum hat man nicht durch eine telegraphische Mittheilung, zu welcher reichliche Zeit vergönnt war, die Abreise der Deputation verhindert, indem man erklärte, man wolle mit einer Versammlung keinerlei Gemeinschaft haben, die schon damals jene Richtung, welche man nachmals für eine aufrührerische erklärt hat, in

vollſtem Maße eingeſchlagen hatte? Durch ein ſolches, klares und entſchiedenes Verfahren hätte man die Sachlage weſentlich vereinfacht, und ſicher einen großen Theil des ſpäter hereingebrochenen Unheils abgewendet. Warum hat man ſtatt deſſen lange Zeit hindurch nicht einmal den ablehnenden Charakter der königlichen Antwort zugeben wollen, vielmehr die derſelben von der Deputation gegebene Deutung als eine voreilige zurückgewieſen und ſich in vielfacher, mindeſtens halb officieller Weiſe darzuthun bemüht, der König habe ja eigentlich gewiſſermaßen angenommen? Es ſcheint, man habe, indem man das durch den Volkswillen Dargebotene mit monarchiſchem Stolze verſchmähte, doch das Anerbieten benutzen wollen, um von den Fürſten beſſere Bedingungen zu erhalten. Was man durch dieſe zweideutige Politik erreicht hat, liegt jetzt vor. Mindeſtens ſollte man aus dem eigenen, gefährlichen Schwanken ein glimpflicheres Urtheil über das Verhalten Anderer unter den ſchwierigſten Umſtänden lernen.

Ich habe in dem Obigen das Verfahren der Verſammlung bis zum 10. Mai geſchildert. Durch den Beſchluß von dieſem Tage, durch welchen ſie „das unbefugte Einſchreiten der preußiſchen Regierung in das Königreich Sachſen für einen ſchweren Bruch des Reichsfriedens, dem durch alle zu Gebote ſtehenden Mittel entgegenzutreten ſei," erklärte, betrat die Mehrheit der Verſammlung einen von dem bisherigen in gewiſſem Maße abweichenden Weg. Da ich mit einer Anzahl politiſcher Freunde dieſem Beſchluſſe zugeſtimmt habe, und wir uns durch dieſe Abſtimmung von der Mehrheit Derjenigen entfernt haben, mit denen wir bis dahin in allem Weſentlichen übereingeſtimmt hatten, ſo liegt mir bei dieſem wichtigen Wendepuncte in der

Geſchichte der Verſammlung noch die perſönliche Pflicht ob, mich über die Motive dieſer ernſten Abſtimmung und über ihr Verhältniß zu der Richtung, die ich früher und ſpäter in der Verſammlung verfolgt habe, vor meinen Wählern zu erklären.

Auch an jenem ernſten Tage habe ich die oben ausgeſprochene und in der Verſammlung am 7. Mai näher entwickelte Ueberzeugung feſtgehalten, daß gewaltſame Bewegungen zur Erringung der Einheit, zur Verwirklichung der Reichsverfaſſung ſchlechterdings kein geeignetes Mittel ſeien. Aber es handelte ſich in der ſächſiſchen Frage und in Dem, was damit zuſammenhing, noch um etwas Anderes als um Einheit und Reichsverfaſſung; es handelte ſich um den Schutz der Freiheit gegen eine abſolutiſtiſche Reaction. Preußen, das offenbar im Begriffe ſtand, von Octroyirung zu Octroyirung, von Mißachtung zu Mißachtung der ſelbſtgegebenen Geſetze, von Ausnahms-Maßregel zu Ausnahms-Maßregel auf den Weg der alten ſchrankenloſen Herrſchaft, — ja einer noch ſchlimmeren, einer argwöhniſchen und gehäſſigen, weil in ſtetem Kampf begriffenen, ſtatt der alten vertrauenden und friedlichen, weil unbeſtrittenen — zurückzukehren — Preußen hatte ſich in dem bekannten Circulare bereit erklärt, zur Unterdrückung jeder Bewegung, welche durch den Verfaſſungsſtreit hervorgerufen werden möchte, ſeine Bayonnette zur Verfügung zu ſtellen. Nun wurde aber jener Streit nach unſerer feſten Ueberzeugung von mehreren Regierungen durch gänzliche Mißachtung der einſtimmigen Volksmeinung, durch Vertagung oder Auflöſung der Kammern, auf eine verfaſſungswidrige Weiſe geführt und dadurch von ihnen ſelbſt zu einer gewaltſamen Löſung hingedrängt. Jenes Anerbieten warf alſo das Gewicht der preußiſchen Streit-

kräfte in die Wagſchale einer unconſtitutionellen Entſcheidung; es war darauf berechnet, jedem fürſtlichen Eigenwillen ſeine abſolute Geltung zu behaupten, den vereinigten, geſetzlichen Gewalten entgegen, denen er ſchließlich weichen ſoll, wo es mit dem Verfaſſungsleben Ernſt iſt. Dieſelben unglücklichen Räthe der preußiſchen Krone, unter deren Verantwortung der König es abgelehnt hatte, auf den Ruf eines freien Volkes als deſſen Erſter an ſeiner Spitze zu ſtehen, würdigten die Krone jetzt zum Schergen des Eigenſinnes des kleinſten ſeiner Despoten herab. Es galt hier offenbar, das Verfaſſungsweſen in dem nichtpreußiſchen Deutſchland wieder auf Dasjenige zurückzuführen, was es unter der Obhut Preußens und Oeſterreichs ein Menſchenalter hindurch geweſen war, auf eine Täuſchung und eine Lüge. Dazu kam nun, daß ſich Preußen durch jene allgemeine Erklärung eine Stellung in Deutſchland anmaßte, die ihm in keiner Weiſe rechtlich zukam; ſelbſt die Central-Gewalt, die bis dahin alles Erdenkliche aufgeboten hatte, um jeden Bruch mit Preußen zu vermeiden, hatte ſich genöthigt geſehen, gegen jene Erklärung, als gegen einen offenbaren Eingriff in ihre geſetzmäßigen Rechte, zu proteſtiren. Preußen gab dadurch offen zu erkennen, daß es ſich einen Theil der Macht, die es von der Freiheit anzunehmen verſchmäht hatte, auf dem Wege der Gewalt anzumaßen ſehr geneigt ſei. Jede Niederhaltung aufrühreriſcher Bewegungen, die unter den Auſpicien der Centralgewalt, welcher in dem Augenblicke, wo die preußiſchen Truppen in Dresden einen blutigen Sieg erfochten, noch ein Miniſterium, welchem Deutſchland vertraute, zur Seite ſtand, mit der Zuſtimmung aller Redlichen, durch moraliſche Macht mit phyſiſcher Gewalt gepaart geſchehen konnte, wie die Beiſpiele des vorigen

Jahres es gezeigt haben, mußte durch ein einseitiges Einschreiten Preußens eine unheilbare Erbitterung, ein um vieles vermehrtes Blutvergießen erzeugen. Nicht der einzelnen Thatsache des Einschreitens Preußens in Sachsen galt der Beschluß vom 10. Mai; ich gebe zu, daß diese einzelne Thatsache ihn nicht gerechtfertigt, behaupte aber zugleich, daß sie ihm auch keine Majorität gewonnen haben würde; sie galt weit mehr, wie auch die Motive andeuten, jener widerrechtlichen Erklärung und der ersten That ihrer Verwirklichung. Ich räume ein, daß Preußen die verlangte nachbarliche Hülfe gegen einen Aufstand, dem sich unläugbar Elemente der schlechtesten Art sehr bald beigemischt haben, leisten durfte; aber es mußte der Centralgewalt davon Anzeige machen, es mußte sich als in ihrem stillschweigenden Auftrage handelnd ansehen, es mußte ihrem Commissär, sobald er eingetroffen war, die obere Leitung der ganzen Angelegenheit überlassen. Durch ein solches Verfahren konnte Preußen noch in jenem Augenblick wesentlich zur Beruhigung der Gemüther, zur Förderung des Friedens und der Versöhnung in Deutschland, zur Befestigung der Centralgewalt, Deutschland und der National-Versammlung gegenüber, beitragen. Durch die Handlungsweise, die es beobachtete, hat es dagegen die Centralgewalt, das einzige, schwache, äußere Band, welches Deutschland vorläufig zusammenhielt, moralisch vernichtet. Durch ihr von Anfang bis zu Ende eigenmächtiges und unpatriotisches Verfahren haben diejenigen Männer, welche jetzt zum Unglück Preußens seine Geschicke lenken, gezeigt, daß die Sicherheit, der Friede und die Einigung Deutschlands von ihnen nichts zu hoffen haben, daß es ihnen viel weniger darum zu thun ist, dem Vaterlande Versöhnung und Beruhigung zu geben, als hie und da ein

Stück deutſches Land mehr und mehr unter den fühlbaren Einfluß preußiſcher Militärmacht zu bringen, die Gewalt Preußens auf Koſten des Friedens und der Einheit Deutſchlands zu vermehren.

Eines Umſtandes, welcher auf die Mehrheit, die dem Beſchluß vom 10. Mai zu Theil geworden, nicht ohne mittelbaren Einfluß geweſen iſt, muß ich noch gedenken. Gerade vor der Faſſung jenes Beſchluſſes hatte der Rücktritt des Miniſteriums Gagern ſtattgefunden in Folge der Weigerung des Reichsverweſers, einem Programme ſeine Zuſtimmung zu geben, das die Hinwirkung auf die Anerkennung der Reichsverfaſſung durch die allerfriedlichſten und geſetzlichſten Mittel zum Gegenſtande hatte. So ſchwand abermals eine der letzten Hoffnungen auf eine friedliche Löſung des ſchweren Streits; ſelbſt diejenige Macht, auf deren vermittelnde Einwirkung zu Gunſten des Werkes der Verſammlung dieſelbe wohl hätte zählen dürfen, wendete ſich gegen ſie; es wurde immer klarer, daß man von einer Seite die Gewalt allein über das Schickſal Deutſchlands rückſichtslos wolle entſcheiden laſſen; und ſo mußte wohl in manchem der Gewalt ſonſt abgeneigten Gemüthe der Zweifel rege werden, ob es nicht Pflicht ſei, der Gewalt des Angriffs die der Vertheidigung, ſo viel man könne, entgegenzuſtellen.

Doch muß zugegeben werden, daß der Beſchluß vom 10. Mai, ſo wie er gefaßt worden, die oben entwickelten Gedanken nicht ſo ſcharf und beſtimmt, wie es zu wünſchen geweſen wäre, ausdrückt. Die ſich drängenden Thatſachen und Erwägungen, die jenem Beſchluß die Mehrheit in der Verſammlung verſchafften, wirkten erſt in einem Augenblick zuſammen, wo aus formellen Gründen eine neue Faſſung nicht mehr in Vorſchlag gebracht

werden konnte; eine andere vorliegende Faſſung, die auf verwandten Anſchauungen beruhte, und welcher faſt die ganze gemäßigte Partei würde zugeſtimmt haben, war für uns darum nicht annehmbar, weil man darin aus einer Schonung gegen Preußen, die wir unter den obwaltenden Verhältniſſen für unangemeſſen hielten, die namentliche Bezeichnung dieſer Macht, auf die man übrigens vernehmlich genug hinwies, weggelaſſen hatte. So kam denn der Beſchluß vom 10. Mai zu Stande, und die alte Majorität der übrigens ſchon an dieſem Tage in ihrem Beſtande gegen früher ſehr geſchwächten Verſammlung war zum erſten Male in einer wichtigen Frage weſentlich verrückt.

Es ergibt ſich nun die Frage, entſcheidend für die Stellung der Verſammlung in den letzten Wochen und zugleich eine politiſche Lebensfrage für mich und für diejenigen Freunde, mit denen ich am 10. Mai einen gemeinſamen Weg einſchlug — die Frage, ob aus dem Beſchluſſe dieſes Tages der fernere Anſchluß an die revolutionäre Bewegung mit Nothwendigkeit folgte, und ob es die Pflicht Derer war, welche die Majorität für jenen Beſchluß hatten bilden helfen, ſich bei den weiteren Schritten, zu welchen derſelbe den Weg geöffnet hat, bis an ihr äußerſtes Ziel zu betheiligen. Ich weiß, daß uns in dieſem Puncte Viele verurtheilen und uns eine doppelte Inconſequenz Schuld geben. Ich will die Motive, die mich — und ich glaube, im weſentlichen auch meine Freunde — leiteten und das Verhältniß, in welches ſie uns zu jedem weiteren Schritte der Verſammlung ſetzten, offen darlegen; meine Wähler und alle Die, welche etwa ſonſt noch meinem Thun irgend eine Aufmerkſamkeit widmen, mögen über mich richten!

Ich muß hier zunächſt von der Thatſache ausgehen, daß ich von den gewaltſamen Bewegungen, die ſich unter dem Panier der Reichsverfaſſung erhoben haben, von Anfang an für die Sache der Einheit Deutſchlands, für die Durchführung der wirklichen, durch die National-Verſammlung verkündeten Reichsverfaſſung nicht das Mindeſte erwartet habe. Die inneren Gründe für dieſe Anſchauung habe ich zum Theil ſchon oben dargelegt. Aber die Natur der Bewegungen ſelbſt und der Elemente, die vorzugsweiſe, ja faſt ausſchließlich dabei thätig waren, führt mit Nothwendigkeit zu demſelben Reſultat. Ich will den Bewegungen in Sachſen und in der bairiſchen Rheinpfalz — denn von der badiſchen, auf die ich zurückkommen werde, darf in der That in dieſem Zuſammenhange gar nicht die Rede ſein — gern ihrem erſten Urſprunge nach alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen; ich will ihnen die verwerflichen Beſtandtheile, die ſich ihnen leider allzubald beigemiſcht haben, nicht zur Laſt legen; ich will jeden irgend zweifelhaften Punct in ihrem Sinne deuten und der Aufrichtigkeit ihres der Reichsverfaſſung gewidmeten Strebens jede mögliche Conceſſion machen: Eines bleibt immer übrig, was durch den Charakter jener Bewegungen und ihrer Urheber und Beförderer außer allen Zweifel geſtellt wird, was aus der Stellung und den Anträgen derjenigen Partei der National-Verſammlung, die jenen Bewegungen am nächſten ſtand und ſich am entſchiedenſten auf ſie ſtützen wollte, mit vollſter Klarheit hervorging, was auch in der That von Keinem, ſo warm er auch die Verfaſſungstreue, die jene Bewegungen beſeele, vertreten mochte, ernſthaft hat in Abrede geſtellt werden können: das Eine nämlich, daß ſie die Oberhaupts-Frage in einem anderen Sinn, als die Verfaſſung

es gethan, gelöst wissen wollten, daß sie die verfassungsmäßige Entscheidung derselben durch die Ablehnung abseiten der Krone Preußens als ein für alle Male erledigt ansahen, und die Frage in jedem Fall als eine vollkommen offene betrachteten. Die Männer derjenigen Mehrheit aber, aus deren Ueberzeugungen die Verfassung, wie sie vorliegt, hervorgegangen war, hätten ihre wesentlichsten Anschauungen verleugnen müssen, wenn sie die Möglichkeit zugegeben hätten, die Festsetzungen über das Oberhaupt als etwas rein Aeußeres und Wesenloses von der Verfassung abzulösen, ohne deren übrigen Bestand und deren Ausführbarkeit zu zerstören. Siegten jene Aufstände mit ihrem, leider in gewissem Maße gerechtfertigten, vorwiegend preußenfeindlichen Charakter, so war die Rückkehr zu der mit der Preußischen Krone vereinigten, erblichen Oberhauptswürde schlechterdings unmöglich; an das aus Fürsten bestehende Directorium war eben so wenig zu denken; es blieb nichts übrig, als entweder — was allerdings für solchen Fall das Wahrscheinlichste war — die Einheits-Frage vorerst ganz auf sich beruhen zu lassen, oder auf die von der Linken der National-Versammlung beharrlich vorgeschlagene Form eines vom Volke oder von dessen Vertretern aus der Reihe sämmtlicher deutschen Bürger gewählten Reichsoberhaupts zurückzukommen. Daß aber diese Form ohne eine vollständige Umwälzung aller Verhältnisse, ohne die gänzliche Zerstörung der Monarchie in den Einzelstaaten unmöglich sei, daß der Versuch, jener Form Geltung zu verschaffen, zu nichts Anderem führen könne, als zu endlosem Bürgerkrieg und zur Zerreißung Deutschlands, nimmermehr aber zur Einheit auf der Grundlage der Principien unserer Verfassung: das ist jetzt wie vor Monaten meine und meiner Freunde unwandelbare Ueber-

zeugung. Ich bekenne offen, daß ich in jenen, seit Wochen vielfach gehörten Reden, die darauf hinausgehen, die Form der Reichsregierung sei ja eine Nebensache, über die man später einmal etwas festsetzen könne, wenn erst einmal der Kampf für die „Durchführung der Reichsverfassung" siegreich beendet sein werde — daß ich in jenen Reden nur Albernheit und Unredlichkeit erblicken kann, die eine, die, selbst gedankenlos, das Volk in einen ziellosen Kampf stürzen will, die andere, die ein anderes Ziel verfolgt als sie auf ihre Fahne geschrieben hat. Eben so kann ich mich nimmermehr der Ansicht beigesellen, die bei der zu erkämpfenden Verfassung nichts Anderes als die Grundrechte und das allgemeine Wahlrecht im Auge hat. Ich will Beiden wahrlich ihren Werth nicht absprechen, aber das Leben und die Kraft und die Einheit eines Volkes vermögen sie nicht zu begründen. Eine Nation kann als Nation mit allen Grundrechten zu Grunde gehen, und das allgemeinste Wahlrecht vermag ihr die freie Wahl ihres eigenen Schicksals und ihrer eigenen Zukunft nicht zu sichern, so lange nicht der Einheitspunct für ihre zersplitterten Kräfte, für alle zerstreuten Bestrebungen der Vaterlandsfreunde gefunden ist. Grundrechte und Wahlrecht allein können Deutschland nicht schützen vor einem schlimmeren Zerfallen, als ihm jemals gedroht hat; sie geben ihm keine Bürgschaft gegen die Gefahr, eine ohnmächtige Beute übermüthiger Nachbaren im Osten oder Westen zu werden. Darum würde die National-Versammlung ihre Aufgabe auf's Aeußerste verkannt haben, wenn sie der Bewegung auf einen Weg gefolgt wäre, auf welchem die Begründung einer Regierungsform, d. h. des Mittelpunctes einer einheitlichen Macht, bei Seite gerückt oder einer ungewissen Zukunft überlassen wurde. — Da

ich dieſen Geſichtspunct zur Beurtheilung jener Bewegungen vom Standpunct der National-Verſammlung und ihrer Aufgabe aus für durchaus genügend halte, ſo enthalte ich mich, auf diejenigen Einzelheiten einzugehen, welcher zur Beantwortung der Fragen führen könnten, ob die bei der Dresdener Bewegung hervortretenden Perſonen und Richtungen eine Bürgſchaft für den reindeutſchen Charakter derſelben gaben, ob in der Zuſammenſetzung der proviſoriſchen Regierung eine ſolche erblickt werden konnte; ob es in der Rheinpfalz mehr der Eifer für die Reichsverfaſſung war, welche die Gemüther erregte, oder der Wunſch nach Umgeſtaltung der Regierungsform der eigenen Provinz, oder doch nach Losreißung derſelben von Baiern: ein Wunſch, der, wie er nun in der Lage der Provinz oder in der ihr widerfahrenen Behandlung begründet ſein möge, jedenfalls ein für die Einigung Deutſchlands förderndes Moment nicht enthält.

Ich muß jedoch von dieſer allgemeinen Auffaſſung ausdrücklich eine Thatſache ausnehmen, in welcher wir allerdings einen Augenblick hofften eine wirkliche Stütze für die wahrhafte Geltendmachung der Reichsverfaſſung finden zu können. Es war das die nicht gewaltſame, aber, wie es ſchien, moraliſch kräftige Bewegung im preußiſchen Rheinland und Weſtphalen, wie ſie ſich zumal in den bekannten Beſchlüſſen des rheiniſchen Städtetages und verwandten Aeußerungen kund gab. Hier war ein ernſtes Streben nach Durchführung der ganzen Reichsverfaſſung, einſchließlich des erblichen Oberhaupts, nicht zu verkennen; ja es hat nach allen Berichten in einigen, der Dynaſtie vorzugsweiſe ergebenen Theilen jener Provinzen die Idee des preußiſchen Kaiſerthums die Erregung der Gemüther weſentlich gefördert. Die Nachricht von den Beſchlüſſen des

rheiniſchen Städtetages kam am Abend des 9ten Mai nach Frankfurt; war ſie auch nicht geeignet, zu dem Beſchluß des folgenden Tages ein poſitives Motiv zu bilden, ſo mag ſie doch bei Manchen die Hoffnung genährt haben, es werde der angedrohten und begonnenen gewaltſamen Einmiſchung Preußens in die Verfaſſungsbewegung mit Erfolg entgegengetreten werden können, ja es werde die preußiſche Politik, dem gewaltigen Drange im eigenen Volke nachgebend, Deutſchland gegenüber einen anderen Pfad betreten müſſen. — Jene Bewegung hat nun den Erwartungen, die ſie erregte, nicht entſprochen; vielmehr iſt ſie raſch und ſpurlos vorübergegangen. Ich weiß nicht, waren es auch hier die ſchlechten, die der bürgerlichen Geſellſchaft feindlichen Kräfte, die namentlich in Elberfeld nur allzubald hinzutraten, welche den beſſeren Theil der Bevölkerung erſchreckten und von der Bewegung zurückſcheuchten, war es der Rückſchlag, den die wilderen Auftritte im Südweſten Deutſchlands erzeugten, oder war die Bewegung von Anfang an eine mehr künſtliche und oberflächliche ohne wahren Nachhalt in den Gefühlen des Volks, oder endlich iſt ſie durch das neue, ſo beſtimmte und deutliche Verſprechen in der bekannten Proclamation beſchwichtigt worden, von dem man annehmen mochte, es werde beſſer als manches alte Verſprechen gehalten werden? Wie dem ſein möge, ſo viel iſt gewiß, daß die aufgeregten Fluthen ſo raſch in ihr friedliches Bette zurückkehrten, daß die National-Verſammlung dieſelben ſchwerlich mehr zu höherem Anſchwellen hätte bringen können, wenn auch ihre in jenen Tagen noch gemäßigte Mehrheit nicht die Zumuthung abgelehnt hätte, bei jeder derartigen Fluth die Rolle des Sturmwinds, der die Wellen peitſcht, zu übernehmen.

Wenn es uns demnach nicht ſchwer geworden iſt, unſere Stellung zu jenen Bewegungen vom Standpuncte der Einheit und der Reichsverfaſſung aus zu beſtimmen, ſo war die Aufgabe viel ſchwieriger, die Verantwortung viel größer, der Kampf, den Jeder mit ſich ſelber zu beſtehen hatte, viel ernſter vom Geſichtspuncte der Freiheit. Daß die Stellung, die Preußen einnahm, Deutſchland ernſthaft mit der Rückkehr zur abſoluten Gewalt zu bedrohen begann, und daß es eben dieſe Rückſicht war, die uns bewogen hatte, dem Beſchluß vom 10ten Mai zuzuſtimmen, habe ich oben dargelegt. Hierin lag allerdings eine Verpflichtung, ſich denjenigen Kräften, welche jener Reaction Widerſtand zu leiſten beſtrebt waren, ſo lange anzuſchließen, wie ſie ſelbſt ſich nicht auf einen Weg verirrten, der von dem Ziele wahrer, rechtlicher Freiheit eben ſo weit abliegt wie die Gefahr, welcher zu begegnen war, und deſſen Betreten nur den Planen der Feinde der Freiheit in die Hände arbeiten konnte. Es fragt ſich, ob wir dieſe Gränze eingehalten, oder ob man uns vorwerfen kann, diesſeits derſelben ſtehen geblieben zu ſein.

Das hatten wir uns Alle vom erſten Augenblick an als entſcheidende Bedingung des Mitwirkens aus ſittlichen wie aus politiſchen Gründen vorgeſetzt — auch ich hatte es am 7ten Mai auf der Tribüne ausgeſprochen — daß die unter dem Panier der Reichsverfaſſung ausgebrochene Bewegung ſich von jedem gewaltſamen Unternehmen gegen eine der Regierungen, welche die Verfaſſung anerkannt hatten, entſchieden fern halten, ja daß ſie weſentlich beſtrebt ſein müſſe, mit dieſen Regierungen und ihren freiſinnigen, das Vertrauen der Mehrheit des Volks beſitzenden Miniſterien Hand in Hand zu gehen, weil gerade ein

ſolches Zuſammenhalten dem Widerſtande gegen reactionäre Eingriffe von Außen in errungene Volksfreiheiten einen feſten, unerſchütterlichen Damm entgegenſetzte, während im Gegentheil revolutionäre Bewegungen gegen jene verfaſſungstreuen, freiſinnigen Regierungen den Feinden der Verfaſſung und der Freiheit die willkommenſten Vorwände und Mittel leihen mußten. Schon aus dieſem einfachen Grunde mußte der elende, grund- und zielloſe badiſche Aufſtand der Wendepunct unſerer Stellung zu der Bewegung werden. Die ſcheuslichen Symptome, mit denen dieſer Aufſtand in's Leben trat, — Soldaten, die ihre Führer todtſchlagen oder wegjagen und auseinanderlaufen, eine Horde von betrunkenen Soldaten, die ſich in den Beſitz der Hauptſtadt ſetzt und die Regierung nöthigt, ſich zu entfernen: Ereigniſſe, die an die ſchlechteſten Zeiten entſittlichter, untergehender Völker erinnern — waren nicht geeignet, mit der Bewegung zu verſöhnen. Der ſchmähliche, heuchleriſche Mißbrauch, der bei dem Allen mit der Reichsverfaſſung getrieben wurde, war nur geeignet, die Empörung über das Treiben zu ſteigern. Die Rheinpfalz, indem ſie mit dieſem Aufſtand ſofort fraterniſirte, warf die Verfaſſungsmaske ab und zeigte die wahre Natur ihrer Bewegung. Mit welcher unſäglichen Anſtrengung in Würtemberg ein Miniſterium, deſſen Freiſinnigkeit, deſſen aufopfernde Hingebung für die Sache der Reichsverfaſſung über jeden Verdacht erhaben iſt, bis auf den heutigen Tag gegen eine andrängende Bewegung ankämpft, welche dieſes Land in denſelben Abgrund zu ſtürzen beſtimmt iſt, in welchem die höchſten geiſtigen und materiellen Intereſſen Badens begraben liegen, iſt bekannt. Die Gründe, mit welchen man den badiſchen Aufſtand zu beſchönigen verſucht hat, und die darauf hinausgehen,

daß die Regierung es doch immer noch nicht gut und ehrlich genug mit der Reichsverfassung und mit den Volksfreiheiten gemeint habe — diese Gründe erinnern lebhaft an jene entfernten Versuche des Hochverraths, mit welchen die absolute Gewalt ihre Rechtspflege befleckt hat, und weisen wie vieles Andere die innere Verwandtschaft nach, die zwischen dem Despotismus der Alleinherrschaft und dem einer gewaltsamen Demagogie stattfindet. Was die Menschen und ihre Richtungen betrifft, welche bei dieser Bewegung thätig waren oder im ersten Augenblick nach ihrem Gelingen ihr beitraten und sich an ihre Spitze stellten, so will ich gern einräumen, daß darunter Männer sind, die sich bemühen, so lange es angeht, eine Art von bürgerlicher Ordnung zu erhalten; aber das ist von der anderen Seite gewiß, daß alle jene Kräfte, welche seit einem Jahr in Deutschland jede bürgerliche Ordnung zu untergraben bemüht sind, daß die Männer, die zwei Mal zum unsäglichen Schaden für die Sache der deutschen Entwickelung einen bewaffneten Einfall in Baden zum Umsturze seiner Verfassung gemacht haben, daß nicht minder Die, an denen die Schuld jenes wahnsinnigen Aufstandes vom 18ten September gegen die National-Versammlung und des damit verknüpften Meuchelmords haftet — es ist gewiß, daß alle diese Leute sich jetzt an höherer oder untergeordneter Stelle bei der badisch-pfälzischen Bewegung betheiligen, und daß der beste Wille einiger der Leiter nicht hinreichen würde, um auch nur die allerverworfensten jener Elemente, die auch die beste Sache beflecken würden, fernzuhalten. — Ich muß endlich noch eine Seite berühren, die uns mit tiefem Widerwillen gegen den badischen Aufstand und, so wie er gemeinschaftliche Sache mit diesem machte, auch gegen den

pfälziſchen erfüllen mußte. Die Lage jener Länder an der Gränze Deutſchlands, während ſie den Führern eines Aufſtandes den Vortheil eines leichten Rückzuges bietet, hat von der anderen Seite den großen Nachtheil, daß ſie der fremden Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten Deutſchlands — dem größten Unglück und der größten Schmach, die einem Volke widerfahren können, — leichten Anlaß bietet. Die Beſorgniß, daß der badiſche Aufſtand in franzöſiſcher Hülfe ſeine Stütze ſuchen werde, drängte ſich gleich Anfangs Vielen auf. Der Erfolg beſtätigt dieſe Beſorgniß. Ich weiß nicht, ob es unter den Führern einige giebt, die in dieſer Hinſicht noch ſchwanken, und ob die Nachrichten von einem nach Paris gerichteten, officiellen Geſuch um Hülfe gegründet ſind; aber das iſt gewiß, daß das amtliche Blatt der gegenwärtigen badiſchen Machthaber tagtäglich die Franzöſiſche Intervention zum Schutz der augenblicklichen Zuſtände in Baden und „zur Durchführung der deutſchen Reichsverfaſſung“ anruft. Die gegenwärtige franzöſiſche Regierung wird die angerufene Hülfe ſchwerlich bewilligen; aber die Partei des badiſchen Aufſtandes zählte auf einen anderen Ausgang der Wahlen, und mag wohl nach der Vereitelung dieſer Hoffnung auf eine neue Revolution in Frankreich zählen, um mit Hülfe einer dort Raum gewinnenden Blut- und Schreckens-Herrſchaft diejenige Einheit und Freiheit, welche ſie Deutſchland zugedacht haben mag, zu erobern. Solche Wege konnte die Mehrheit der National-Verſammlung nicht gehen, ſolchen Beſtrebungen konnte ſie ſich nicht anſchließen; ſie mußte ſelbſt den Kampf gegen die Reaction aufgeben, wenn ſich ihr keine anderen Waffen und Mittel als dieſe mehr zum Kampfe darboten. Es handelte ſich für jene Mehrheit nicht darum, ſich ſelber zu opfern;

wie man die Sache von Seiten ihrer Gegner gern dargeſtellt hat; es handelte ſich darum, das Vaterland zu opfern, es der Zerriſſenheit, dem Bürgerkriege, der Fremdherrſchaft preiszugeben, die Hoffnung auf ſeine Einheit auf lange Zeit hinaus zu vernichten, um einen zweifelhaften, von vorn herein befleckten Kampf für die Freiheit eine Zeitlang fortzuſetzen.

Es mag nun aber manchem Fernſtehenden ſo erſcheinen, als hätte die National-Verſammlung zwiſchen der abſolutiſtiſchen Reaction von der einen und zwiſchen einer revolutionären Bewegung, zu deren Grundſätzen und Handlungen, zu deren Zwecken und Mitteln ſie ſich nicht bekennen konnte, von der anderen Seite — als hätte ſie zwiſchen dieſen beiden Gewalten ihre Stellung füglich behaupten, gegen beide zugleich Front machen und ihnen nach Kräften Widerſtand leiſten können. Eine lebendige Anſchauung der Sachlage ergiebt aber leicht die Unmöglichkeit einer ſolchen Stellung. Die eigentliche Lebensthätigkeit einer geſetzgebenden Verſammlung war für die unſrige mit der Beendigung des Verfaſſungswerks erledigt; die friedliche Bewegung für deſſen Durchführung mußte Spielraum und Haltpuncte in den Einzelſtaaten ſuchen und gewinnen; was die Verſammlung für den Schutz dieſer Bewegung hatte thun können, war durch ihren Ausſpruch gegen die Vertagung und Auflöſung der Landtage erſchöpft. Alles Intereſſe des Augenblicks zog ſich von Tag zu Tag mehr auf die beginnenden materiellen Kämpfe, auf ihre Wendung und ihren Ausgang zurück; alles Uebrige fing an, leer und bedeutungslos wie das verhallende Wort unter dem Geklirr der Waffen zu erſcheinen. In jenem Kampfe nun waren die regelmäßigen Streitkräfte zum großen Theil auf Seiten der Reaction; die ungeregelten folgten ihrerſeits einer Leitung,

mit der die Mehrheit der Verſammlung nicht einverſtanden ſein konnte; ſie ſelber, in der Mitte ſtehend, hatte keine materielle Macht zu ihrer ſelbſtändigen Verfügung. Der Wahn, daß revolutionäre Kräfte durch eine gemäßigtere Richtung, welche ihre Leitung übernimmt, gezügelt und auf einer geordneten Bahn feſtgehalten werden können, iſt ein kindiſcher, den die Geſchichte jeder Revolution Lügen ſtraft; eine Revolution kann nur geleitet werden von Dem, der an ihrer äußerſten Spitze ſteht, und von dieſem nur ſo lange, bis ein Anderer, weiter Gehender ihn überflügelt. Wenn indeſſen der badiſche Aufſtand nicht eintrat, ſo war der Verſammlung — und einer von ihr zu ſchaffenden, nach Analogie der Reichsverfaſſung durch einen aus der Reihe der Fürſten gewählten Reichsſtatthalter geleiteten Executiv-Gewalt — noch eine ſehr würdige Aufgabe geſtellt, nämlich die geſammten Kräfte der verfaſſungstreuen Staaten, ſowohl ihre regelmäßigen Militärkräfte, wie die ſich dieſen anſchließenden Volkskräfte durch ein einigendes Band zum feſten Schutz gegen die Reaction zuſammenzuhalten. Jedoch läßt ſich nicht verkennen, daß auch dieſe Aufgabe, ſo würdig und ehrenwerth ſie war, ſo pflichtgemäß es war, ſie zu verfolgen, doch eben nicht die Aufgabe der National-Verſammlung war. War es auch ein gerechter und nothwendiger Kampf, der auf dieſe Weiſe organiſirt und vorbereitet wurde, ſo war es doch vom deutſchen Geſichtspuncte aus ein Bürgerkrieg, ſo lag doch darin der Keim der gefährlichſten Trennung, des gehäſſigſten Zwieſpalts zwiſchen Stamm und Stamm, vielleicht einer dauernden Sonderung zwiſchen Norden und Süden. War die Bewegung für die Verfaſſung in Preußen, Hannover, Sachſen, Baiern nicht ſtark genug, um zu ſiegen, ſo mußte die große Mehrzahl der Abgeordneten jener Länder, wenn

ſie ſich jenem an ſich vollkommen gerechtfertigten Verfahren anſchloß, auf die Dauer in eine falſche und unhaltbare Stellung zu ihren Wählern gerathen. Aber dieſer Weg, den auch ich und meine Freunde eine Zeit lang mit zu verfolgen für unſere Pflicht erachteten, wurde zur Unmöglichkeit durch den badiſchen Aufſtand. Mit den Militärkräften und der Volksbewaffnung der verfaſſungstreuen Staaten die badiſche Bewegung zu beſiegen, die rheinpfälziſche zu mäßigen und in den Schranken der Verfaſſung zu halten, die in Würtemberg drohende niederzuhalten und zugleich mit denſelben Kräften ſich zum Widerſtande gegen unzuläſſige Einwirkungen abſeiten Preußens zu rüſten, das war eine Unmöglichkeit. Ueberhaupt hatten ſich die Verhältniſſe durch jenen Aufſtand auf ſo unſelige Weiſe verwirrt, daß eine feſte, ordnende Hand zu ihrer Leitung äußerſt Noth that, und daß die Beſchlüſſe einer leidenſchaftlich erregten Verſammlung leicht die Verwirrung aufs höchſte ſteigern und unabſehbares Unheil anrichten konnten. Alle und jede Anträge, welche die Verſammlung in den letzten Wochen beſchäftigt haben — die Beeidigung des Militärs, die Errichtung einer Reichsſtatthalterſchaft, die Entfernung der nicht auf die Verfaſſung beeidigten Truppen aus Frankfurt, die Herabſetzung der beſchlußfähigen Anzahl von Mitgliedern, die Verlegung der Verſammlung endlich — alles das hatte ſeine eigentliche, praktiſche Bedeutung durchaus in nichts Anderem, als in der Stellung der Verſammlung zu den ſüdweſtlichen Aufſtänden, in der Frage, ob ſie dieſelben, ſo weit es an ihr lag, fördern, hemmen, oder ſich gleichgültig dagegen verhalten ſolle. Manche mögen glauben, ſie hätte *gegen* dieſe Aufſtände auftreten, ſie hätte ihre *moraliſche Macht* gegen dieſelben in die Wagſchale legen ſollen. Ich gebe zu, daß das

ihre Pflicht war, wenn ſie es vermochte, wenigſtens dem badiſchen Aufſtand gegenüber. Aber jene moraliſche Macht — täuſchen wir uns darüber nicht — war an die Bedingung geknüpft, daß ſich dieſelbe auch zum Schutz der Freiheit, zum Schutz der geſetzlichen Bewegung für die Reichsverfaſſung, zum Schutz der Unabhängigkeit der Einzelſtaaten gegen einſeitige, despotiſche Einflüſſe in der That wirkſam bewies. Hätte man der gerechten Forderung der National-Verſammlung in Betreff der Volksvertretungen Gehör gegeben, hätte man die ſächſiſchen Zuſtände unter die Obhut der damals noch geachteten Centralgewalt geſtellt, hätte dieſe, geſtützt auf die gemäßigte Majorität der National-Verſammlung, eine hohe, vermittelnde Stellung behauptet, anſtatt durch ihr tragikomiſches Miniſterium mit der Verſammlung zu brechen und ſich moraliſch zu vernichten, während ſie eine materielle politiſche Exiſtenz eigentlich niemals gehabt hat; dann hätten beide Gewalten vereint auch eine moraliſche Macht von der größten Wirkſamkeit dem badiſchen Aufſtand entgegenſtellen können; dann hätten ſie den Guten im badiſchen Volke den ſittlichen und politiſchen Halt gegeben, deſſen gänzlicher Mangel allein jenen unheilvollen Sieg des ſchlechteſten aller Aufſtände möglich gemacht hat. Aber durch ihre kundgewordene Ohnmacht dem Despotismus gegenüber war die Verſammlung auch ohnmächtig wider die Anarchie geworden, und es hätte nur bitteres Lachen erregt, wenn ſie mit pomphaften Worten den Herold der Militärmacht, gegen deren Verwendung wider das badiſche Treiben man freilich mit gutem Gewiſſen nichts einwenden kann, hätte machen wollen. Ob nun die Großmacht, welche ſich in dieſem Augenblick eine bewaffnete Dictatur über Deutſchland beigelegt hat, Bayonnette und Geld-

mittel genug und für alle Ewigkeit genug haben wird, um ihre Herrſchaft zu behaupten und jeden Widerſtand auf dem eigenen Boden und in dem übrigen Deutſchland niederzuwerfen, oder ob ſie noch einſt bei der moraliſchen Macht wird betteln müſſen, die ſie in frevelndem Uebermuthe von ſich geſtoßen hat, das wird die Geſchichte lehren. Das fühlt Jeder, dem die Verhältniſſe und Stimmungen Süd-Deutſchlands nicht fremd ſind, daß die Fahne der Einigung Deutſchlands, die einer Armee der Ordnung, welcher Stamm ſie auch ſendete, voranwehte, ihre Kraft gegen die Anarchie verdoppelt hätte, während die große Mehrzahl ſelbſt Derer, die den badiſchen Aufſtand entſchieden verdammen, doch dem Einrücken eines preußiſchen Heeres, das in dem eigenen, jetzt leider wieder ſo verhaßten Namen, oder unter dem fingirten einer nicht mehr vorhandenen Reichsgewalt handelt, nicht ohne Widerwillen und Grauen entgegenſehen. Dieſe Art der Intervention, möge ſie einen leichten und unblutigen oder einen durch Ströme von Blut erkauften Sieg erringen, wird in jedem Fall eine tiefe Erbitterung zurücklaſſen, die der wahren Einigung auf lange Zeit hinaus ein ſchweres Hinderniß bereiten wird.

So fand ſich denn die Verſammlung in eine Stellung gedrängt, in welcher ſie, dem einzigen Intereſſe des Augenblicks gegenüber, weder nach der einen noch nach der anderen Seite hin einen Schritt thun konnte. Aber unbeweglich auf ihrer Stelle verbleiben konnte ſie eben ſo wenig, etwa ſo wie man gegen einen ſtarken Strom wohl mit rüſtiger Kraft ſchwimmen, aber unmöglich ſtehend dagegen Stand halten kann. Es war dahin gekommen, daß jedes Wort der Verſammlung zu ihr fremden und unlauteren Zwecken ausgebeutet und mißdeutet wurde.

Ja das bloße Daſein der Verſammlung gab Anlaß, um unter dem Vorwande ihres Schutzes den Brand jener ſchlechten Bewegung von Baden aus in die Nachbarſtaaten zu verpflanzen, wie jene berüchtigte Proclamation des badiſchen Landes-Ausſchuſſes, welche drei Mitglieder der Linken der National-Verſammlung mitunterzeichnet haben, zur Genüge beweiſt.

Ich muß zur Vervollſtändigung des Bildes einige der Gegenſtände, die den Inhalt der letzten Verhandlungen der National-Verſammlung ausgemacht haben, ſpecieller berühren. Die erſte Frage, welche ſich, nachdem ſie vorher verneinend war entſchieden worden, nach dem 10ten Mai in einer neuen Stellung darbot, war die der Beeidigung auf die Reichsverfaſſung, zumal die des Militärs. Man kann nicht leugnen, daß alle Gründe, die am 7ten dagegen waren geltend gemacht worden, noch in voller Kraft waren. Die Bedenken gegen den Eid auf eine Verfaſſung, welche noch nicht in's Leben getreten war, welche ihrem ganzen Inhalte nach unter denjenigen Staaten, die ſie bisher anerkannt hatten, nicht in's Leben treten konnte, wenn nicht die größeren hinzutraten, welche noch der Regierungs-Gewalt ermangelte, in der ſich ihr Wille verkörpern und Gehorſam fordern könnte — alle dieſe Bedenken waren nicht zu beſeitigen. Wie dieſer Eid mißbraucht werden könne, hat bald nachher die Erfahrung in Baden auf zwiefache Weiſe deutlich gezeigt. Zuerſt hat man die Soldaten, die ihn theils eben geleiſtet hatten, theils ſofort leiſten ſollten, damit zum Treubruch verführt; ſpäter hat man in denſelben ein Gelöbniß des Gehorſams an den Landes-Ausſchuß — ein Gelöbniß, das die proviſoriſche Regierung in Frankreich im vorigen Jahre nicht einmal zu fordern gewagt hatte, — eingeſchwärzt. — Von der

anderen Seite konnten wir uns nicht verhehlen, daß das Verlangen nach dieser Beeidigung bei der Bevölkerung der Staaten, welche die Verfassung anerkannt hatten, ein sehr allgemeines war, daß man darin einen Schutz für die durch die Verfassung gewährten Freiheiten gegen unrechtmäßige Gewalt erblickte. Die sämmtlichen Landtage dieser Staaten hatten die Beeidigung verlangt; zahlreiche Petitionen forderten ihre Anordnung durch die National-Versammlung. Es war schwer, sich einem solchen Drange der Meinung zu entziehen. Die Versammlung entschied sich für eine feierliche Verpflichtung des Militärs, deren Form und Anordnung sie jedoch den Einzelstaaten überließ. Was mich anlangt, so habe ich, da ich den Beschluß aus inneren Gründen nicht gut heißen, das Gewicht der Motive, die in der augenblicklichen Sachlage dafür sprachen, aber nicht in Abrede stellen konnte, zum ersten Mal während der Dauer der Versammlung zu dem traurigen Auskunftsmittel gegriffen, mich der Abstimmung zu enthalten.

Ich habe schon oben des Planes der Ernennung eines Reichs-Statthalters aus der Reihe der Fürsten, die der Verfassung zugestimmt hatten, gedacht. Schon der Beschluß vom 4. Mai deutete auf diesen Weg hin. Auch später noch, bis zu dem badischen Aufstand, schien er uns ein mögliches, wenn auch sehr schwieriges und für die verfassungstreuen Staaten des Nordens kaum irgend annehmbares, vorübergehendes Auskunftsmittel zu bieten. Nach dem badischen Aufstand war die Stellung des zu wählenden Fürsten eine vollkommen unhaltbare geworden. Die Hoffnung, daß die Krone Baierns noch jetzt die Verfassung und mit ihr die Statthalterwürde annehmen werde, wurde sehr bald vereitelt. Bei einer auf den König von Wür-

temberg fallenden Wahl war nach dem Urtheil von der Landesverhältniſſe ſehr kundigen Männern die große Gefahr, daß, während die Annahme jetzt unmöglich erſchien, doch die Ablehnung das Land in Aufruhr und Verwirrung, den Thron in's Verderben ſtürzen werde. Auch auf dieſem Wege war alſo nur Unheil zu erwarten; ich habe es darum für meine Pflicht gehalten, auch zu dem letzten in dieſer Richtung am 19. Mai gefaßten Beſchluß nicht mitzuwirken.

Die heftigſten Vorwürfe ſind gegen mich und meine Freunde in Beziehung auf einen anderen Punct gerichtet worden. Wir haben den Beſchluß der Verſammlung, welcher die zur Beſchlußfaſſung erforderliche Anzahl auf 100 Mitglieder herabſetzte, durch unſere Entfernung zu verhindern geſucht. Wenn jemals irgend einer politiſchen Handlung egoiſtiſche Motive fern gelegen haben, ſo war es dieſe, in ſo fern ich und andere Collegen aus dem nördlichen Deutſchland dabei betheiligt waren. Wir hatten die Ueberzeugung, daß Beſchlüſſe, von 100 Mitgliedern gefaßt, unter welchen Nord-Deutſchland kaum irgend eine der Zahl nach in Betracht kommende Vertretung noch würde gehabt haben, auf unſere Wahlbezirke, auf unſere Heimath, wenn es ihnen auch dort an Anhängern keineswegs fehlen werde, keinen politiſchen Einfluß würden üben können. Die Sache konnte uns deshalb von dieſem Standpunct aus gleichgültig ſein. Dagegen wurden uns von den redlichſten und ſachkundigſten Männern aus dem Südweſten, aus Würtemberg, Heſſen-Darmſtadt und Naſſau, — zum Theil von Solchen, die den Grundſätzen der Linken näher ſtanden als wir, — die lebhafteſten Vorſtellungen darüber gemacht, daß für ihre Länder in jener geringen beſchlußfähigen Anzahl eine ſehr große Gefahr liegen würde; daß bei der

schwankenden Lage, in welcher sich dieselben ohnehin befänden, die Macht jenes Ueberrestes der Versammlung, wenn mit formeller Befugniß ausgerüstet, immer noch genügen würde, die politische Ordnung dort über den Haufen zu werfen und jenen Ländern das Schicksal Badens zu bereiten. Freilich haben Andere diese Besorgniß nicht getheilt, vielmehr geglaubt, es werde einem solchen Ueberreste sowohl an der Energie wie an dem Einfluß zu einer solchen Wirksamkeit fehlen. Indessen schien uns die von jener ersteren Seite hervorgehobene Gefahr groß genug zu sein, um uns die Pflicht aufzuerlegen, dem Beschluß durch jedes Mittel entgegenzutreten. Es gelang uns das erste Mal, am 21sten, ihn durch unsere Entfernung zu verhindern; als die Abstimmung am 24sten wiederholt wurde, war gerade die beschlußfähige Anzahl von 150 ohne uns anwesend, und der Beschluß konnte gültig gefaßt werden. Durch jene Maßregel, zu welcher uns das Gefühl einer traurigen Pflicht bestimmte, war unser Verhältniß zu der Versammlung freilich ein schiefes und unhaltbares geworden.

Am 21sten war der Austritt der Mehrheit meiner politischen Freunde, unter ihnen des Führers unserer Partei, Heinrich v. Gagern's, erfolgt. Ich hatte mich damals von der Nothwendigkeit dieses Schrittes noch nicht überzeugen können, und gehörte zu Denen, die sich bemüht haben ihn abzuwenden. Durch diesen Austritt wurde die alte, schon vorher durch zahlreiche Entfernungen geschwächte und bei mehreren wichtigen Abstimmungen verrückte Majorität vollends gesprengt und die Stellung der Zurückbleibenden wesentlich verändert. Ich bin jedoch sehr weit entfernt, jenen Männern die Schuld an dem weiteren Gange der Dinge in irgend höherem Grade

als uns, die ihnen erſt ſpäter folgten, beimeſſen zu wollen; vielmehr bin ich bereit, ihre Verantwortung im vollſten Maße zu theilen. Es waren unter ihnen viele der beſten Männer der Verſammlung, manche, die Deutſchland ſeit Jahren verehrt und zu denen es — ich bin deſſen gewiß — bald zurückkehren wird, und wäre es auch an ihrem Verfahren in einer gränzenlos ſchwierigen Lage einen Augenblick irre geworden. An ihrer Vaterlandsliebe, an ihrem Muthe, an ihrer aufopfernden Hingebung an Dasjenige zu zweifeln, worin ſie das Heil Deutſchlands erkannten, wäre von Allen ein Unrecht, von Denen, die jene Männer kennen, zugleich eine Thorheit. Was mich und Andere auf einige Tage von ihnen trennte, war keine Verſchiedenheit in den Grundſätzen, auch keine weſentliche in der Auffaſſung der Lage Deutſchlands und der National-Verſammlung; es waren nur Abweichungen in der Anſchauung untergeordneter Puncte, mehr oder minder täuſchende Hoffnungen, von denen ſich der Sinn des Einen ſchwerer losſagen mochte als der des Anderen. Wohl hat es eine kurze Zeit gegeben, in der Viele wünſchten und hofften, Gagern möge ſich an die Spitze einer ſtarken, durch die beſten, der Freiheit und dem Rechte zugewandten Kräfte des Vaterlandes geleiteten und getragenen Bewegung zum Schutz der Reichsverfaſſung und der durch ſie verbürgten Freiheit und Einheit ſtellen. Es fragte ſich nur, ob die Elemente einer ſolchen Bewegung vorhanden, ob ſie in den verſchiedenen ausgebrochenen, oder noch zu gewärtigenden Aufſtänden zu finden ſeien. Der badiſche Aufſtand und was ſich daran knüpft, hat das Gegentheil gezeigt; er hat eine Richtung zu Tage gefördert, von der man nicht bezweifeln kann, daß ſie Namen wie Gagern's nur im erſten Anlauf zur Täuſchung der Beſſeren

mißbraucht, ſeinen und ſeiner Geſinnungsgenoſſen Einfluß aber nach dem erſten Gelingen weit von ſich gewieſen haben würde. Eine Verbindung von Parteien und Männern, die ſich ſeit einem Jahre lebhaft — und zwar von Seiten der journaliſtiſchen Organe der extremen Partei mit dem wüthendſten, tödtlichſten Haſſe und mit den Waffen der giftigſten Verleumdung — bekämpft hatten, für eine revolutionäre Bewegung iſt an ſich unmöglich. Es handelte ſich jetzt nicht mehr um einen parlamentariſchen Kampf, in dem die Minderheit, nachdem ſie durch das Ausſprechen ihrer Ueberzeugung ihre Pflicht gethan, die Beſchlüſſe der Mehrheit anzuerkennen hat; es handelte ſich allein noch um die Gründung einer revolutionären Gewalt, in welcher nur eine Richtung, eine Ueberzeugung, eine eng geſchloſſene Partei herrſchen kann, und wo ſich für eine Minorität keine Stelle mehr findet. Wäre die Bewegung, auf welche ſich die jetzige Mehrheit der National-Verſammlung allein ſtützen kann, eine gute und für das Vaterland heilſame, wären Die im Irrthum die ſie mißbilligen, ſo würde ſie doch mit dieſen Letzteren nicht gehen können, ſie würde in ihnen nur ein ſtörendes und hemmendes Element finden, deſſen ſie ſich um ihres eigenen Heiles willen zu entledigen ſtreben müßte.

So konnte denn auch unſer Verweilen in der Verſammlung nicht mehr von langer Dauer ſein, und wir mußten unſeren ausgeſchiedenen Freunden bald folgen. Der nächſte Anlaß unſeres Austritts knüpfte ſich an eine am 26. Mai erlaſſene Proclamation an das deutſche Volk. Der poſitive Inhalt dieſer aus Uhland's reiner Dichterſeele gefloſſenen Proclamation war durchaus tadellos; man konnte ihr nur vorwerfen, daß ſie einen concreten Gehalt, eine verſtändliche Beziehung zu den

bringenden, brennenden Fragen des Augenblicks in der That nicht hatte. Sie gab Keinem im Volke Antwort auf die praktische Frage, wie er sich zu dem badischen Aufstand und zu den entsprechenden Bewegungen verhalten, ob er sich ihnen anschließen oder ihnen widerstehen solle. Die Soldaten der südwestlichen, verfassungstreuen Regierungen, die sich mit Mühe noch aufrecht hielten, hätten darin vergebens Belehrung darüber gesucht, ob sie ihre Pflicht gegen das Vaterland erfüllten, wenn sie, den Befehlen ihrer Oberen gehorchend, sich gegen die angreifenden badischen Insurgenten schlügen, oder wenn sie, der Proclamation des badischen Landes-Ausschusses folgend, die ja von „drei Abgeordneten der National-Versammlung" unterzeichnet war, die Waffen wegwürfen und zu den Angreifern übergingen. In so fern war sie bedeutungslos und gestattete Allen, sie nach ihren Parteimeinungen zu deuten. Meine politischen Freunde verlangten einen Zusatz, welcher daran mahne, nicht über das Ziel der Reichsverfassung hinauszugehen und vor Allem keine Einmischung Fremder in die Angelegenheiten Deutschlands herbeizurufen. Zu beiden Mahnungen war in der That Anlaß genug gegeben. Die Antragsteller hatten die Genugthuung, daß sich der edle Verfasser der Proclamation entschieden für den Zusatz erklärte; dennoch wurde derselbe durch die Mehrheit verworfen. Wir sahen darin ein Zeichen, daß die jetzige Majorität weder die Verfassung noch selbst das höchste Interesse des Vaterlandes mehr als Gränze der Bewegung anerkenne, und wir erklärten unseren Austritt.

Ich habe vom Anfange der Austritts-Erklärungen an von der Tribüne aus wiederholte Bitterkeiten darüber hören müssen, daß ich, als ich am 30. April den schon damals ge-

stellten Antrag auf Herabsetzung der beschlußfähigen Anzahl auf hundert Mitglieder bekämpfte, geäußert habe: „wenn die Gefahr äußerer Gewalt gegen die Versammlung drohe, werde sie vollzählig genug, ja zahlreicher als jemals sein.“ Man hat mich dieser Worte wegen als einen schlechten Propheten verhöhnt. Ich muß jedoch bemerken, daß es ein anderes Motiv war als die Gefahr äußerer Gewalt, welches den Bestand der Versammlung so wesentlich gemindert hat. Die am 21. Mai und später Ausgetretenen sind nicht den Feinden der Versammlung, nicht dem von manchen Seiten ohne Grund besorgten Angriff einer militärischen Macht, sie sind vielmehr den Bundesgenossen aus dem Wege gegangen, denen die Versammlung auf dem eingeschlagenen Wege sehr bald begegnen mußte. Jener Gefahr des Angriffs war ja noch auf lange hinaus, wie die Folge gezeigt hat, durch eine Verlegung zu begegnen: eine Maßregel, aus der ich übrigens dem Ueberreste der Versammlung hiermit keinen Vorwurf machen will, da sie durch die Lage der Sache eine eben so taktisch nothwendige geworden war, wie sie eine politisch — für den Frieden und die Einheit des Vaterlandes — heillose ist. Aber sich auf den Boden einer Partei zu stellen, deren Grundsätze und Mittel er jederzeit bekämpft hat, kann man Niemanden zumuthen. So wenig uns die im Namen der Freiheit begangenen Excesse jemals veranlassen werden, uns der Reaction und dem Absolutismus zuzugesellen, eben so wenig kann uns der Mißbrauch der Regierungsgewalt die Pflicht auferlegen, uns einer revolutionären Richtung anzuschließen, die wir verwerfen und von der wir, wenn sie auch für den Augenblick durch die Fehltritte der Gegenpartei günstigere Aussichten als noch jemals erlangt haben mag, doch kein Heil für

das Vaterland erwarten können. Ist unsere Partei durch die Lage des Augenblicks zur Ohnmacht verdammt und außer Kampf gesetzt, so wollen wir diese Lage sammt dem daran geknüpften, tödtlichen Haß der beiden äußersten Parteien lieber ertragen, als wir uns einem der Extreme, die wir gleich sehr verwerfen, gegen unsere Ueberzeugung hingeben. Kann das Vaterland uns jemals wieder gestatten, ihm unsere Kraft im Sinne unserer Grundsätze zu widmen, so wird es an uns nicht fehlen. Was einige Regierungen bisher geboten haben, kann meiner Meinung nach den Punct schließlicher Verständigung unmöglich abgeben. Wollte man halten, was man wiederholt so prunkend versprochen hat, wollte man wirklich die Abänderungen der durch die Nationalversammlung verkündeten Verfassung auf diejenigen Puncte beschränken, die „aus den Kämpfen und Concessionen der Parteien" hervorgegangen: so dürfte man nur eine Modification der im Eingange dieser Schrift speciell erwähnten Puncte, höchstens mit Einschluß weniger Vorschriften des Wahlgesetzes, eintreten lassen. Aber die Grundzüge einer bundesstaatlichen Verfassung, in die man vernichtend eingegriffen hat — z. B. die finanzielle Selbständigkeit des Reichs, deren letzten schwachen Rest man dem Vernehmen nach noch ganz am Ende, um nicht völlig zu scheitern, dem beharrlichen Verlangen der hannöverschen Regierung preisgegeben hat — sind wahrlich nicht aus Kämpfen und Concessionen der Parteien, sondern aus der großen, aufrichtigen, das deutsche Volk wahrhaft vertretenden Mehrheit der Versammlung hervorgegangen. Weit eher könnte man sagen, daß die an die Stelle getretenen Bestimmungen aus den Kämpfen und Concessionen der zum Theil mehr persönlichen als nationalen, oder selbst Stammesinteressen, die sich

bei den Verhandlungen geltend machten, hervorgegangen ſind. Will man auf dieſem Wege fortſchreiten, will man z. B. die Zuſtimmung der baieriſchen Regierung durch Opfer erkaufen, die im Verhältniß ſtehen zu denen, welche man der hannöverſchen gebracht hat: dann wird man das Werk der Penelope vollbringen und mit der durchgeführten Vereinbarung wird gerade der letzte Faden der Einigung aus dem Gewebe verſchwunden ſein. Sollte es aber noch dahin kommen, daß zwiſchen den gleich ſtarren, von beiden Seiten erhobenen Anſprüchen, zwiſchen beiden Werken eine ernſte und aufrichtige Vermittelung verſucht würde, ſollte man in ehrlicher Weiſe an das deutſche Volk appelliren wollen, daß es durch neue Wahlen eine gewichtige Stimme zur Löſung des gewaltigen Streites abgebe, ſollte einige Hoffnung vorhanden ſein, auf dieſem Wege dem weiteren Blutvergießen vorzubeugen und ohne ferneren Bürgerkrieg dem deutſchen Volke das Gut der Einheit und Freiheit in ſeinen weſentlichſten Beſtandtheilen zu retten, dann würde es die Pflicht jedes Vaterlandsfreundes ſein, zu dieſem Ziele auch mit Aufopferung des politiſchen Stolzes und mancher Lieblingsmeinung nach Kräften mitzuwirken.

Reden

im

Erfurter Volkshause

1850 gehalten.

Rede

über

die Principien der preußiſchen Regierung ſeit Friedrich dem Großen und ihre Stellung zum übrigen Deutſchland.

15. April 1850.

Meine Herren! wenn diejenigen Abgeordneten dieſes Hauſes, denen nicht der Vorzug zu Theil geworden iſt, Deutſchlands größtem und mächtigſtem Staate anzugehören, in wechſelnder Rede die Mitglieder aus dieſem Staate ihre weit auseinandergehenden Anſichten entwickeln hören, ſo iſt es ihnen, als ſähen ſie das zwiefache Princip, ich möchte ſagen, den zwiefachen Dämon verkörpert vor ſich, der ſeit einem halben Jahrhundert die Geſchichte Preußens beſeelt und bewegt hat. Und wenn es mir, wenn es vielleicht einem nichtpreußiſchen Abgeordneten überhaupt nicht zuſtehen möchte, ſich eine Entſcheidung anzumaßen über den Werth dieſer beiden Principien, über den Einfluß, den jedes von ihnen auf die Geſchicke Preußens geübt hat und noch üben wird, ſo werden Sie mir doch den Ausſpruch der Ueberzeugung vergönnen, daß das eine dieſer Principien Deutſchland jederzeit abgeſtoßen und daß das andere

Deutſchland jederzeit angezogen hat zur Verehrung und Begeiſterung für Preußen, für ſeinen Beruf und ſeine Geſchichte. Deutſchland hat Preußens größten König geliebt und verehrt, der ihm ſeine Liebe, namentlich in Beziehung auf den damals einzigen, gemeinſamen Ausdruck deutſchen Geiſtes, auf Deutſchlands werdende Literatur und ihre Heroen nicht erwiderte. Deutſchland hat verehrend zu den Füßen des großen Friedrich gelegen, weil es in ihm den Repräſentanten der Geiſtesfreiheit, des Fortſchritts und der Aufklärung, und zugleich den Vertreter deutſcher Macht dem Auslande gegenüber erblickte. Deutſchland hat ſich abgewendet von Preußen, als nach dem Tode des großen Königs ſeine Traditionen vergeſſen wurden und ein entgegengeſetzter Geiſt die innere Verwaltung Preußens und ſeine Politik nach Außen hin zu leiten begann. Deutſchland iſt erſt nach dem Jahre 1806 wieder zu bewundernder Verehrung für die Lebensrichtung, die der preußiſche Staat damals einſchlug, zurückgekehrt: aber ich frage Sie, meine Herren! der Geiſt, der die preußiſche Geſetzgebung von 1806 bis 1813 durchdrungen hat, der Geiſt, durch deſſen erhabenes Wirken Preußen ſich vorbereitet und würdig gemacht hat, an die Spitze der großen Nationalerhebung zu treten und ſeine Fahnen über das willig folgende Deutſchland zu halten, — ich frage Sie, war es ein anderer Geiſt als der des jetzt ſo viel geſchmähten Liberalismus? Iſt jene Geſetzgebung, welche die Jahre von 1806 bis 1813 theils ſchufen theils vorbereiteten, über Befreiung des Bodens, über Selbſtändigkeit der Gemeinden, über Gleichheit der Rechte und der Laſten aller Staatsbürger — iſt jene Geſetzgebung eine andere als die, für welche die liberale Partei in Deutſchland ſtreitet, und hat ihr zur Erfüllung aller

gemachten Anſprüche daran, die nur geſetzliche Freiheit wollen, etwas Anderes gefehlt als ihre vielfach durch heilige Verheißungen zugeſagte Vollendung durch die Krone einer die Rechte des Volkes ſichernden Verfaſſung? In jenen großen Jahren, wo der Geiſt der Freiſinns und des Fortſchritts in Preußen herrſchte, dem jene Seite des Hauſes die Herrſchaft über Deutſchland ſichern will, in jenem Jahre hat einer der Leiter der preußiſchen Geſchicke das denkwürdige Wort geſprochen: Preußen ſei berufen, die Früchte der Revolution auf friedlichem Wege zu ernten. Damals wies man wohl die Gewalt der Revolution, man wies ihre Frechheit, ihre Geſetzloſigkeit zurück, aber man wagte damals nicht, den Geiſt der Freiheit ſelbſt, den Geiſt der Entwickelung, den gerechten Anſpruch des Volkes auf wirkſame Theilnahme an der Lenkung ſeiner Geſchicke, zu ſchmähen und als einen verderblichen darzuſtellen, wie man es jetzt mit ſo vieler Vorliebe thut. Jener Geiſt der Freiheit nach allen Richtungen war es, der das Werk der Befreiungskriege vorbereitet, der es geſchaffen und beſeelt hat. Ich fordere Jedermann heraus, mir nachzuweiſen, daß man während dieſer Kriege jene Grundſätze der Freiheit zu ſchmähen gewagt hätte, wie man es ſpäter gethan. Man hat damals die Befreiung nach Außen und die Herſtellung eines freien, würdigen, ſelbſtändigen Volkslebens im Innern als den Doppelſtrahl einer und derſelben Sonne betrachtet, und es iſt Niemanden eingefallen, ſie von einander zu unterſcheiden oder gar in einen feindlichen Gegenſatz zu einander zu ſtellen. Erſt eine gute Weile, nachdem jene durch die Kraft und Begeiſterung des Volkes gewonnenen Siege erfochten und vergeſſen waren, iſt jener Gegenſatz hervorgetreten; erſt da hat man dieſelben Patrioten, unter welchen

ich nur den Namen Arndt hervorheben will, welche die Begeiſterung des Volkes zum Kampfe mächtig erregt hatten, als Sünder wider diejenige innere Ordnung, die man der öffentlichen Meinung zum Trotz aufzurichten beliebt hatte, von ſich gewieſen und mit ſchweren Verfolgungen überhäuft. Wenn man gern der freieren Richtung franzöſiſchen Urſprung und franzöſiſche Elemente vorwirft, ſo möchte ich beiſpielsweiſe fragen, in welcher Gemeindeverfaſſung ſich mehr franzöſiſche Elemente vorfinden, in jener glorreichen Städteordnung vom Jahre 1808 oder in der Gemeindeordnung, wie ſie die neueſte Zeit, von den überwiegendſten adminiſtrativen Einflüſſen durchdrungen, aus der Geſetzgebung Preußens hat hervorgehen ſehen? Jene Richtung, die uns gegenüber ſteht, hat niemals franzöſiſche Regierungs- und Polizeimittel, ſie hat niemals neutraliſirende franzöſiſche Adminiſtrationsbefugniſſe zurückgewieſen, ſie hat ſich auf vermeintlich deutſche Inſtitutionen nur da zurückgezogen, wo ſie in ihnen eine Waffe gegen die Freiheit finden zu können geglaubt hat. Sie hat es dagegen niemals geſcheut, ſich das Fremde anzueignen, wenn es ihr Mittel der Unterdrückung darbot. Ich ſtelle es nun nicht in Abrede, daß diejenige politiſche Richtung die uns entgegenſteht, diejenige die ſich in vielen Anträgen der letzten Tage kundgegeben hat, daß dieſe Richtung auch außerhalb Preußens Sympathien findet. Aber ich ſtelle durchaus in Abrede, daß Sympathien, welche außerhalb Preußens jener Richtung zugewendet ſind, jemals den Bundesſtaat werden gründen helfen. Alles was jene Richtung außerhalb Preußens theilt, iſt gegen Preußen, iſt gegen den Bundesſtaat! Ich weiß nicht, meine Herren, geht es dem glorreichen Emporkömmling der europäiſchen Geſchichte ſo, wie es

anderen Emporkömmlingen im gewöhnlichen Leben zu ergehen pflegt, die ihren Urſprung gern verleugnen möchten, und die doch von Denen, denen ſie ſich beigeſellen möchten, ſtolz zurückgewieſen werden? oder iſt es eine dunkle Ahnung des unverwüſtlichen Fortſchrittsgedankens der preußiſchen Geſchichte, iſt es die Erinnerung an Preußens großen König, an jene Geſetzgebung der Jahre der edelſten Entwickelung und Weihe zum heiligen Kampfe, an den Geiſt der Befreiungskriege ſelbſt, und ich ſetze es mit Freudigkeit hinzu, an die Oppoſition des vereinigten Landtags, — die erſte Thatſache, welche ſeit dreißig Jahren die Herzen Deutſchlands Preußen wieder zugewendet hat, — iſt es, ſage ich, jene Ahnung und dieſe Erinnerung, welche es Denen, die die Freiheit nicht wollen, nun einmal unmöglich machen, mit Preußen zu gehen? Komme es, woher es wolle; aber die Thatſache iſt gewiß: es wird Preußen vielleicht möglich ſein, die Sympathien der Männer der Freiheit außerhalb Preußens zu verſcherzen, aber die Sympathien der Männer des Abſolutismus wird es darum doch niemals gewinnen! Dem Schwarz in Preußens Farben mögen ſie wohl von Herzen ergeben ſein; aber ſtatt des Weiß, das ſich dem Lichte nähert, tragen ſie die Farbe, mit welcher die Symbolik der Farben die Falſchheit und den Neid darzuſtellen pflegt, auf ihren Fahnen. Sie werden allerdings zu Preußen ſtehen, ſo lange es ſich darum handelt, den letzten Funken der Freiheit in Deutſchland zu erſticken, und äußerſte Trauer in alle Herzen zu ſenken, welche die Freiheit lieben; aber das Reich der Macht und des Lichtes, die Erbſchaft Friedrichs des Großen und der Befreiungskriege — die werden ſie niemals erhalten, pflegen und fördern helfen. Die Geltung und den Einfluß Preußens

in Deutſchland wird jene Partei immer bekämpfen, und Preußen wird den Bundesſtaat, in welcher Form es auch ſein möge, an deſſen Spitze es ſtehen ſoll, niemals gründen können, als wenn es die Hülfe der Männer, die die verfaſſungsmäßige Freiheit in Deutſchland mit aller Kraft wollen, zu bewahren weiß. Es giebt eine Partei in Deutſchland, meine Herren, die ſeit dreißig Jahren niemals geherrſcht hat und die niemals geſchlagen worden, weil man ihren Weg noch niemals gegangen iſt, weil man ihren Rath niemals befolgt hat. Es iſt eben die Partei, die nach dem Hardenberg'ſchen Worte die Früchte der Freiheit auf friedlichem Wege hat pflücken wollen, deren Begehren man vor der Bewegung des Jahres 1848 höhnend zurückgewieſen hat, und deren Meinung noch jetzt darüber feſtſteht, daß wenn man die freien Inſtitutionen, welche die einſtimmige öffentliche Meinung Deutſchlands entſchieden verlangte, zu rechter Zeit im Frieden gewährt hätte, wenn man dieſe im Frühjahre 1848 als ſchirmende Wälle dem revolutionären Einfluß von Außen hätte entgegen halten können, daß dann Deutſchland in den Gränzen der wahren Freiheit und des Geſetzes unerſchütterlich feſtgeſtanden hätte, wie Belgien und England. Darum iſt, wenn wir auch mit ihnen manche Gräuel und viele ſchlechte und verwerfliche Elemente in der Bewegung des Jahres 1848 anerkennen, unſer Glaube an die Freiheit doch um nichts geſchwächt und erſchüttert worden, da wir jenes Schlechte mit eben ſo feſter Ueberzeugung dem Walten des Abſolutismus, wie Sie es dem Walten der Freiheit zuſchreiben. Auch dieſe Partei will die Macht des Königthums, und ich glaube, viele ihrer Mitglieder haben dieſen Willen in ſchwerer, ſtürmiſcher Zeit genügend bewährt; aber ſie will es allerdings als in der Ver-

faſſung ſtehend, und keineswegs als Schwerpunct außerhalb der Verfaſſung, um dieſelbe jederzeit über den Haufen ſtürzen zu können. So glaube ich den hier zur Sprache gekommenen Gegenſatz der Anſichten am richtigſten zu bezeichnen. Wenn man dem Königthum immer wieder die über dem Geſetze ſtehende Macht giebt, nach eigener Anſicht die Verfaſſung zu modificiren, dann, meine Herren, wird man nicht umhin können, dem Volke eine gleiche Macht außer der Verfaſſung einzuräumen, das iſt die Macht der Revolution. Wer die Revolution nach der einen Seite hin von der Verfaſſung abhalten will, muß auch im Bundesſtaat und in den einzelnen Staaten jene über der Verfaſſung ſtehende Königsmacht, welche mit ihrem Einzelwillen die Verfaſſung zu vernichten vermag, ein für alle Mal ablehnen. Wenn ich nun hieran eine Erörterung der ſpeciellen Vorſchläge anknüpfe, um die es ſich handelt, ſo bin ich mit meinen politiſchen Freunden dabei in einer eigenthümlichen Lage. Wir Alle, meine Herren, haben eine Inſtitution, wie die des Fürſtencollegiums, urſprünglich nicht gewollt. Wir Alle haben uns bemüht, eine einheitliche Macht für Deutſchland zu gründen, die wir für unſer Vaterland heilſam glaubten, und die ſich allerdings nach unſerer Ueberzeugung mit einer Einrichtung wie das Fürſtencollegium ſchwer verträgt. Eine ſolche Macht waren wir in Frankfurt zu gründen bedacht. Das abſolute Veto, in welchem allein doch am Ende auch nach dem Sinne des verehrten Vorredners Das liegt, daß der König keinen fremden Willen zu vollziehen braucht, haben alle unſere Freunde in der Frankfurter Berathung vertheidigt, und es werden Ihnen die näheren Umſtände und die Elemente bekannt ſein, denen es erlegen iſt. Es ſind dies keineswegs bloß demokratiſche, ſondern

es waren zum großen Theil auch sehr conservative Elemente. Das bitte ich bei dieser Frage nicht außer Acht zu lassen. Wenn nun unsere jetzige Lage, verzeihen Sie den Ausdruck, eine so dürftige ist, daß wir für diesen Augenblick gegen die von uns bekämpften Concessionen, die einmal dem Particularismus — oder richtiger den einzelnen Regierungen gemacht sind, nicht ankämpfen können, wenn wir uns ihnen fügen müssen, so bringen wir ein für uns schmerzliches Opfer. Denn wir sind Alle der Ueberzeugung, — und Alles, was wir über Fragen dieser Art von Seiten des Verwaltungsraths zu hören Gelegenheit hatten, kann nur unsere Meinung befestigen, — daß es unser Werk zerstören hieße, wenn wir jetzt an den Garantien, die mit Recht oder Unrecht den einzelnen Regierungen gegeben sind, rütteln wollten. Das ist der Grund, weshalb wir auf Abänderungen in dieser Beziehung verzichten und uns mit der Hoffnung trösten, daß der in's Leben gerufene Bundesstaat, daß ein auf Macht, Freiheit und Gerechtigkeit gegründetes Volksleben im Bundesstaat am Ende auch die Kraft haben werde, diejenigen particularistischen Elemente, die sich auflösend dem Bundesstaat entgegenstellen sollten, durch die Macht der öffentlichen Meinung, durch die Macht des lebendigen Gedankens, durch die Macht der Freiheit zu überwinden.

Rede

gegen

die Beschränkung der Geschwornengerichte.

18. April 1850.

Antrag des Abgeordneten Fürst Reuß und Genossen: Die Versammlung wolle beschließen, im §. 177 anstatt des zweiten Alinea die Worte zu setzen:

Bei schwereren Strafsachen und schwereren politischen Vergehen soll die Thatfrage durch Geschworene entschieden werden.

Meine Herren, ich erlaube mir einige Worte gegen den Antrag, den ich erst bei meinem Eintritt in dieses Haus kennen lernte, und über den ich meine Gedanken nicht in dem Verhältnisse zu dessen Wichtigkeit zu sammeln im Stande gewesen bin. Ich glaube, es wird darin allseitiges Einverständniß sein, daß wenn Sie die Befugnisse des Geschwornengerichtes, namentlich bei politischen Verbrechen, lediglich darauf beschränken, die Frage, ob der Angeklagte diese oder jene Handlung begangen, nicht aber, ob er mit dieser Handlung dieses oder jenes Verbrechens sich schuldig gemacht, daß, wenn Sie die Geschworenen auf jenen ersten engen Kreis beschränken, Sie die Bedeutung der Geschwornengerichte, die sie bei allen freien Völkern hat, bei

denen jene Institution gilt, vollkommen vernichten. Es ist das namentlich in England die Bedeutung der Geschwornengerichte, daß der Ausspruch „schuldig" oder „nichtschuldig" zugleich das in sich begreift, ob der Angeklagte die Handlung, die ihm Schuld gegeben ist, begangen hat, und ob die von ihm ausgeübte That den Charakter des Vergehens hat, dessen er angeklagt. Was das englische Verfahren von unserem unterscheidet, ist die Belehrung über das Verhältniß der That zu dem Begriff des Verbrechens, den Geschworenen ertheilt, und es ist schon an einem anderen Orte als ein zweckmäßiges Correctiv der Mängel bezeichnet worden, die hier und da — aber nach meiner Ueberzeugung nicht bloß durch lossprechende, sondern auch durch verurtheilende Erkenntnisse — durch das Geschwornengericht begangen worden sind, wenn eine solche Belehrung bei uns eingeführt würde. Aber wenn Sie die an die Geschworenen gerichtete Frage auf die angegebene Weise beschränken, wenn Sie vollends diese in ihren Details und in ihren Folgen überaus verwickelte Unterscheidung, statt sie der Praxis und Doctrin anheimzustellen, hier dictatorisch erledigen wollen, so verwirren und vernichten Sie das Institut der Geschwornengerichte. Meine Herren, freie Völker führen Beschränkungen ein in stürmischen Zeiten, wo sie nothwendig zur Verhütung von Excessen erscheinen, aber wenn die stürmischen Zeiten vorüber sind, dann heben sie sie wieder auf und kehren zur Regel des Rechts und der Freiheit zurück. In Deutschland ist es bisher Sitte gewesen, in bewegten Zeiten Repressivgesetze zu schaffen, nach wiederhergestellter Ruhe sie aber noch zu verschärfen, weil in der erwachten Zeit der Revolution, wie man sich ausdrückt, noch zu viel Concessionen gemacht worden seien. Auf solche Weise

werden Sie nie einen Rechtszuſtand, nie feſte Inſtitutionen gründen. Man ſpricht mit Recht von dem Alter und der Ehrwürdigkeit freier Inſtitutionen, wie ſie namentlich England beglücken, und die allerdings ein Correktiv gegen die Mißbräuche jener Inſtitutionen bilden. Aber wundern Sie ſich nicht, meine Herren, wenn die Inſtitutionen der Freiheit bei uns niemals alt und niemals ehrwürdig werden, wenn man jederzeit ſo ſehr bemüht iſt, ſie in der Wiege zu erſticken.

Rede

über

den Vorschlag, die Wahlgesetze der Einzelstaaten mit denen des Bundesstaates conform zu machen.

25. April 1850.

Antrag des Abgeordneten Bassermann und Genossen: Jeder deutsche Staat soll eine Verfassung mit Volksvertretung haben. Der Reichsgesetzgebung bleibt es überlassen, über die leitenden Grundsätze, nach denen die Volksvertretungen der einzelnen deutschen Staaten zu bilden sind, Bestimmung zu treffen.

Meine Herren! Wenn ich mir das Wort erbeten habe über eine Frage, deren große Schwierigkeiten und mächtige Zweifel ich nicht verkenne, in einer Frage, wo ich Männer, deren Wegen ich, seit dem Beginn meiner Betheiligung am öffentlichen Leben, mit Verehrung gefolgt bin, in den Reihen der Gegner weiß, — wenn ich in einer solchen Frage mir dennoch das Wort erbeten habe, so will ich lediglich meiner parlamentarischen Pflicht genügen, indem ich die Gründe der eigenen tiefen Ueberzeugung nach Kräften zu entwickeln mich bemühe, und wenn es sonst wohl dem Redner ein peinliches Gefühl ist, daß er dem Ausdruck seiner Ueberzeugung nicht die

Kraft zutraut, Andersdenkende zu beſtimmen, ſo bekenne ich, daß ich in dieſem Gefühle, im Angeſichte ſolcher Zweifel und ſolcher Gegner, faſt eine Beruhigung finden möchte. Auch ich theile zunächſt die Meinung des erſten Redners, daß die fragliche Befugniß über die Gränze derjenigen Rechte hinausgeht, welche dem Bundesſtaate, als ſolchem, gebühren. Ich gebe zu, daß ſich dieſer Satz nicht aus einer feſten theoretiſchen Grundlage, aus einer doctrinären Definition entwickeln läßt. Ich glaube, daß eine Meinung darüber ſich nur aus der Totalanſchauung der wirklichen, gegebenen Verhältniſſe, um die es ſich bei dem Wahlgeſetze handelt, entwickeln kann. Ich erlaube mir nur zu bemerken, daß ich und viele meiner Freunde ſchon in der Lage geweſen ſind, dieſen Grundſatz, daß es dem Bundesſtaat nicht zuſtehe, in die Wahlgeſetzgebung der einzelnen Staaten einzugreifen, im conſervativen Intereſſe mit Ernſt und Erfolg geltend zu machen. Zu einer Zeit, wo das allgemeine, gleiche Wahlrecht nach der Kopfzahl einer unbeſtrittenen Herrſchaft, ſelbſt in Preußen, ſich erfreute, drang ein Theil der Nationalverſammlung in Frankfurt darauf, daß auch das allgemeine Wahlrecht in den Einzelſtaaten für ein Grundrecht des deutſchen Volkes erklärt werde. Das Argument aber, womit der Verfaſſungsausſchuß und deſſen Berichterſtatter dieſer Anſicht mit Erfolg entgegen getreten ſind, war eben das, daß die Normirung des Wahlrechtes und des Wahlgeſetzes für die einzelnen Staaten tief in einen der weſentlichſten Momente der Selbſtändigkeit derſelben eingreife, und nur dem Einheitsſtaate zuführe. Der Umſtand, daß die Frankfurter Grundrechte das allgemeine Wahlrecht in Beziehung auf die einzelnen Staaten nicht aufgenommen haben, hat freilich manche Staaten nicht vor einem Wahlſyſtem, deſſen

Bedenklichkeiten ich nicht verkenne, zu ſchützen vermocht. Es waren einzelne Staaten in ihrem Innern nicht ſtark genug, um dem Drange nach dem allgemeinen Wahlrechte, ohne alle ſchützenden und erhaltenden Elemente, widerſtehen zu können. Es iſt aber in derſelben Zeit, noch ehe in Preußen das allgemeine Wahlrecht modificirt worden, anderen kleineren Staaten, z. B. Kurheſſen, in Folge jener Beſchränkung der daſelbſt anerkannten und geltenden Grundrechte allerdings gelungen, weſentlich conſervative Beſtandtheile in ihre Wahlgeſetze aufzunehmen, deren ſie ſich noch heute erfreuen. — Jenen Grundſatz aber, meine Herren, den wir damals ſiegreich geltend gemacht haben, als wir ihn im conſervativen Intereſſe aufſtellten, dürfen wir, glaube ich, auch heute nicht verleugnen, wo ihm ein ſcheinbar conſervatives Intereſſe entgegen treten will. Ich ſage, ein *ſcheinbar* conſervatives Intereſſe. Ich gebe nämlich zu, daß in dem vorgeſchlagenen Satze eine Aushülfe für momentane Uebelſtände in conſervativem Sinne, ich weiß freilich nicht, ob gewährt, aber doch in Ausſicht geſtellt wird. Ich kann aber nicht zugeben, daß der Grundſatz, nach allgemeinen Normen die Wahlgeſetze der Einzelſtaaten feſtzuſtellen, ein *conſervativer* iſt. Ich glaube, es würde leicht ſein, für alle deutſchen Staaten *ein radicales* Wahlgeſetz zu machen, ein Wahlgeſetz, das — wie oft geſagt iſt — nach dem Rechenbuche gemacht werden kann. Ich halte es dagegen für ſchwer, ja für unmöglich, allgemeine Normen für ein Wahlgeſetz zu finden, in dem wirklich die Sicherheit liegt, daß es in allen Einzelſtaaten auf conſervative Weiſe wirkt. Gerade die conſervativen Elemente ſind weſentlich particularer Natur, gerade ſie wurzeln in den beſonderſten, eigenthümlichen, gegebenen Verhältniſſen, für die

es keinen allgemeinen Maßstab giebt. Ich glaube mit dem ersten Redner, daß eine allgemeine deutsche Gesetzgebung schon über die ersten leitenden Grundzüge eines Wahlsystems für alle Staaten nicht wird zu einer Einigung gelangen können. Zu diesen ersten allgemeinen Grundzügen gehört doch wohl vor Allem die Frage des Ein- oder Zwei-Kammersystems; Sie werden unmöglich eine reine volksvertretende Kammer in gleicher Weise constituiren wollen, wenn sie die einzige ist, und wenn eine erste Kammer, entweder eine erbliche oder eine das große Besitzthum repräsentirende, ihr zur Seite steht. Sie können unmöglich für diese verschiedenen Fälle ein gleiches Wahlgesetz machen. Daß aber die Reichsgewalt, welche Fassung Ihres Satzes Sie auch wählen mögen, die Befugniß, Normen auch für die ersten Kammern aufzustellen, zumal da wo sie erblich sind oder erblich werden sollen, in Wirklichkeit nicht haben wird, davon, glaube ich, werden Sie Alle überzeugt sein, und ich werde darauf wohl noch zurückkommen. Die vom Staatenhause angenommene, von den vereinigten Ausschüssen aber einstimmig verworfene Fassung hat in dieser Hinsicht, indem sie die ersten Kammern ausdrücklich aufnahm, freilich einen sehr bedenklichen Grundsatz sanctionirt. aber zugleich eine unleugbare Thatsache anerkannt.* Wird nun demnach der Reichsgewalt eine Competenz über Dasein und Beschaffenheit einer ersten Kammer, namentlich über ihre Erblichkeit, factisch sicher nicht

* Der Paragraph lautet nach dem Beschlusse des Staatenhauses: Die gesetzlichen Bestimmungen über die Wahlen zu den landständischen Versammlungen der Einzelstaaten sind, mit Anschluß der für die erste Kammer geltenden oder anzuordnenden Bestimmungen, nach den Grundnormen einzurichten, auf welchen das Gesetz zu den Wahlen zum Volkshause beruht.

zuſtehen, ſo iſt ſchon das allein für mich ein genügender Grund, ihr eine Competenz über Bildung der Volksvertretung nie und nimmer einzuräumen. Ich behaupte ferner, daß auch alle übrigen praktiſch wichtigſten Fragen des Wahlgeſetzes, wie die des directen oder indirecten Wahlſyſtems, des Cenſus oder der Claſſenwahl, nur nach localen Verhältniſſen, nach dem Unterſchied von Stadt und Land, nach den Vermögensverhältniſſen, nach der wechſelſeitigen Beziehung der Stände entſchieden werden können, und daß in allen dieſen Hinſichten dieſelbe Norm, die für den einen Staat heilſam, für den anderen verderblich ſein kann. Sie werden in den größeren Staaten die indirecte Wahl für eine geeignete halten, und jedenfalls iſt ſie bei dem Claſſenſyſteme eine unbedingt nothwendige; denn Sie werden mir einräumen, daß, wenn das Claſſenſyſtem mit directer Wahl in Verbindung geſetzt würde, das unmittelbare Gegenüberſtellen der Vertreter der verſchiedenen Claſſen einen für die bürgerliche Geſellſchaft ſehr bedenklichen Conflict herbeiführen könnte. Man wird ſich auch, abgeſehen hiervon, im conſervativen Intereſſe meiſt für die indirecte Wahl entſcheiden; in ſolchen kleineren Staaten aber, die nach der Natur ihrer Verhältniſſe, der Größe und Mannichfaltigkeit ihrer Intereſſen, wie nach alter Gewohnheit einer verhältnißmäßig zahlreichen Vertretung bedürfen, iſt ein indirectes Wahlſyſtem nicht anzuwenden. Eben ſo iſt nach meiner Ueberzeugung im conſervativen, wie überhaupt im höheren politiſchen Intereſſe die öffentliche Ausübung des Wahlrechtes im Allgemeinen entſchieden vorzuziehen; dennoch iſt nicht zu leugnen, daß in kleineren Staaten nicht ohne Grund ein entſchiedener Widerwille gegen die öffentlichen Wahlen herrſcht, ſo daß z. B. in meiner Heimat vielleicht weſentlich conſervative

Conceſſionen zu gewinnen ſind, wenn man die öffentliche Wahl aufgiebt. Erlauben Sie mir beiſpielsweiſe noch ein Factum aus meiner Heimat anzuführen. In Hamburg iſt dasjenige conſervative Element, das man im Kampfe mit dem allgemeinen Wahlrecht vorzugsweiſe zu behaupten ſucht, das bei weitem populärſte, vielleicht das einzige, praktiſch möglich conſervative Element, ein ſo eigenthümliches, daß es ſich ſchwerlich irgendwo ſonſt wiederfindet. Es beſteht darin, daß gewiſſe Aemter, zum größeren Theil unbeſoldete Ehrenämter, denjenigen, die ſie bekleiden, die Befugniß geben, Mitglieder der geſetzgebenden Körperſchaft zu ſein. Ich wüßte kaum eine allgemeine Norm für das Wahlgeſetz zu finden, mit welcher ſich eine ſolche, örtlich höchſt heilſame Einrichtung vertrüge, ja durch welche ſie nicht von ſelbſt ausgeſchloſſen würde. Erlauben Sie mir jedoch die Bemerkung, daß, wenn ich hier den Verhältniſſen meiner Heimat ein Beiſpiel entlehne, ich damit keineswegs andeuten will, daß ich mit meiner Ueberzeugung durchaus die in meiner Heimat herrſchende zu vertreten glaube. Auch bei uns wird gegen das allgemeine Wahlrecht gekämpft, auch bei uns ſind dieſe Uebelſtände gekannt und gefürchtet, und es iſt daher ſehr wohl möglich, daß Einzelne im conſervativen Intereſſe auch dort die dargebotene augenblickliche Abhülfe gerne annähmen; während ich allerdings glaube, daß auch dort diejenige conſervative Geſinnung, die mehr den Grundſatz als das momentane Bedürfniß in's Auge faßt, eine ſolche Abhülfe zurückweiſen wird. Ich vertrete demnach hier weſentlich nur meine eigene Ueberzeugung. Ich habe dieſe Bemerkung machen zu müſſen geglaubt, weil ich weiß, daß bei dieſer Frage, welche Preußen weniger berührt, von Vielen auf die Stimmung der kleineren Staaten beſonderer

Werth gelegt wird, und weil es mir deshalb als eine Pflicht der Unparteilichkeit erscheint, nicht ohne die vollste Berechtigung auch nur das kleinste Gewicht in die Wagschale des Urtheils zu legen. Vergönnen Sie mir, noch ein anderes, nachbarliches Beispiel anzuführen. In Lübeck hat das allgemeine Wahlrecht durchaus conservative Wahlen ergeben, ohne alle radicale Beimischung. Diejenigen radicalen Elemente, welche bei der Wahl nach Classen oder Ständen, wenn auch in der Minorität, doch sicher irgend eine Vertretung gefunden hätten, sind dort durch die freie Einwirkung natürlicher Verhältnisse, durch den wechselseitigen Einfluß der verschiedenen Classen der Bevölkerung, durch die Macht eines gesunden bürgerlichen Lebens bei dem allgemeinen Wahlrecht vollkommen überwunden worden. Ich weiß, daß dieses isolirte, dieses vielleicht einzige Beispiel wenig oder nichts bedeuten würde, wenn man es schlechthin zu Gunsten der allgemeinen Kopfzahlwahlen geltend machen wollte. Den Beweis aber, daß es sich bei dem Wahlwesen um so eigenthümliche Verhältnisse handle, daß selbst das im Allgemeinen für noch so nachtheilig Geltende, unter gegebenen Umständen wohlthätig wirken könne, glaube ich allerdings schon durch dieses Beispiel führen zu können. Man hat das Argument geltend gemacht, daß die Wahlen für das Staatenhaus theilweise aus der Volksvertretung hervorgehen, und darum die Reichsgesetzgebung die Befugniß haben müsse, das Wahlgesetz für die Volksvertretung zu bestimmen. Ich kann diese Schlußfolgerung weder im Princip noch nach ihren praktischen Folgen zugeben. Es ist eben Das die Bedeutung des Staatenhauses, daß die einzelnen Staaten in ihrer besonderen Beschaffenheit, in ihrer Eigenthümlichkeit, wie sie eben vorhanden ist, dort zur Vertretung

gelangen ſollen. Die allgemeinen Intereſſen und Ueberzeugungen ſollen durch das Volkshaus, die beſonderen durch das Staatenhaus vertreten werden. Nun ſcheint es mir eine völlige Umkehr des wahren Verhältniſſes zu ſein, wenn man daraus, daß eben dieſes beſondere Weſen das Recht der Vertretung hat, für die Geſammtheit das Recht ableiten will, die eben zu vertretende Individualität rückwirkend zu beſtimmen und nach Ermeſſen zu modificiren. Ich halte dies, wie geſagt, im Grundſatz für weſentlich unrichtig, glaube aber auch, daß derſelbe Grundſatz in ſeiner weiteren Anwendung zu Conſequenzen führen würde, die wir gewiß Alle nicht wollen. Ich habe ſchon auf das Verhältniß der erſten Kammern hingedeutet, und muß noch das der Regierungen hinzufügen, da ja auch dieſe beiden Factoren das Recht beſitzen, zum Staatenhauſe zu wählen. Nehmen wir nun zuvörderſt die Sachen, wie ſie gegenwärtig liegen, wie ſie ſich bei der Wahl zu dem neben uns wirkenden Staatenhauſe hergeſtellt haben, ſo werden wir einräumen müſſen, daß, abgeſehen von dem traurigen Beiſpiel zweier Staaten, in dem die Volksvertretung gar nicht gewählt hat, im Uebrigen die Wahlen dieſer Ständekammern, welche nach ſehr verſchiedenen Wahlgeſetzen in den einzelnen Staaten gebildet worden ſind, ein für den Bundesſtaat treffliches Reſultat geliefert haben. Ich darf wohl, da ich zu dieſem Hauſe ſpreche, auch im Sinn der Majorität dieſes und des anderen Hauſes und ihrer Beſchlüſſe ſprechen. Glauben Sie, daß jene Majorität im Staatenhauſe ſo ſicher geweſen ſein würde, wenn in allen kleinen Staaten eine nach einem gewiſſen einſeitigen, conſervativen Zuſchnitte gewählte zweite Kammer beſtanden hätte? Sind Sie ſo vollkommen ſicher, daß ſich dann im Staatenhauſe ſo warme und entſchiedene

Vertreter der Sache des Bundesstaats in der Mehrheit gefunden haben würden, wie wir sie in diesem Augenblicke im Staatenhause besitzen? So viel, meine Herren, für die Gegenwart. Wenn man mir aber einwendet, daß das für die Zukunft anders werden könne, nun, meine Herren, so frage ich, wo denn die Reichsverfassung Garantien bietet, daß nicht etwa eine erbliche erste Kammer in einem großen Staate, oder gar eine Regierung später einmal, — denn ich rede hier, wie Sie sehen, lediglich von der Zukunft, — in größter Anzahl Wahlen treffen könnten, die dem Gedanken und der Kraft und der Dauer des Bundesstaates feindlich entgegenträten? Ja, meine Herren, dagegen haben Sie keine Waffe, und dagegen wird und kann die Reichsverfassung keine Waffen bieten, sie kann kein Mittel geben, eine erbliche Kammer so zusammenzusetzen, daß sie sicher nur Abgeordnete im Geiste des Bundesstaates hierher sende; sie kann und darf kein Mittel bieten, eine Regierung, die für bundesfeindlich gilt, dergestalt zu modificiren, daß man sicher wäre, daß sie treu gesinnte Vertreter wähle. Das liegt aber in der Natur unseres Werkes, daß der Gedanke und der Geist des Bundesstaates sich aus dem Patriotismus der Nation mühsam herausarbeiten muß, und daß äußere, sichernde Garantien für gut bundesstaatliche Wahlen, nach mehreren, sehr wesentlichen Seiten hin sich nicht geben lassen, nicht gegeben werden können und dürfen. Ich kann daher das Recht nicht zugeben, daß wir Das, was wir zwei Factoren in den einzelnen Staaten gegenüber nicht thun werden, können und dürfen, einem Factor, der Volksvertretung gegenüber, in so ausgedehnter Weise auszuüben gestatten. — Ich kann deshalb diesem Argumente durchaus keinen Werth beilegen. Ich komme nun auf ein Moment, auf das

ich ſonſt den größten Werth in dieſer Sache lege, und das ich Sie bitte mir zu geſtatten, etwas ausführlicher zu entwickeln. Ich behaupte nämlich, die Reichsgeſetzgebung würde ſich, wenigſtens in den nächſten Jahren, bei Feſtſetzung jener Normen eines allgemeinen Wahlgeſetzes nicht frei bewegen können. Ich glaube, ganz Deutſchland wird, wenn wir einen ſolchen Ausſpruch thun, wie die Sachen jetzt liegen, wiſſen und fühlen, daß die Reichsgeſetzgebung ſich dabei nicht in voller Freiheit befinden wird, und darum glaube ich, wird ein ſolcher Beſchluß nicht allein bei den Exaltirten, ſondern auch bei den Gemäßigten einen ſehr üblen Eindruck machen. Ich glaube nämlich, die Reichsgewalt würde nicht frei ſein, wegen des Verhältniſſes der Reichsgeſetzgebung zu Preußen, ſie würde nicht frei ſein, weil, ſo wie man uns mit großer Entſchiedenheit entgegengehalten hat, die deutſche Verfaſſung ſei, wenn auch nicht rechtlich, doch praktiſch verbunden, keine Normen aufzuſtellen, welche Modificationen der preußiſchen Verfaſſung zur Folge hätten, man uns mit demſelben Rechte und in mancher Hinſicht, wie ich glaube, mit noch größerem Grunde entgegenhalten wird, die Reichsgeſetzgebung dürfe keine Normen aufſtellen, welche Aenderungen des preußiſchen Wahlgeſetzes bedingen. Ich geſtehe, daß ich dieſe Anſchauung der Dinge erſt hier, erſt aus dem Verlaufe der Verhandlungen gewonnen habe, und daß gewiß nicht ich allein, ſondern mit mir ein großer Theil der Bevölkerung Deutſchlands früher anderer Meinung war. Allerdings haben die Bewohner der kleineren deutſchen Staaten gehofft, daß ſie im Großen und Ganzen, daß ſie in der Ausführung des Gedankens des Bundesſtaates und in der Feſtſtellung ſeiner Grundzüge mit Preußen gehen, ihm folgen werden

und folgen müſſen, wenn dieſer patriotiſche Gedanke zu irgend einer Verwirklichung gelangen ſoll. Man war dagegen der Meinung, daß in Beziehung auf Einzelnheiten die Nothwendigkeit, die deutſche Verfaſſung mit der preußiſchen in Einklang zu bringen, nicht in dem Grade vorhanden ſei, wie ſie hier hervorgetreten iſt. Wenn das ein Mißverſtändniß geweſen iſt, ſo glaube ich, Deutſchland hat dieſes Mißverſtändniß getheilt, und ich glaube hinzufügen zu dürfen, Preußen hat dieſes Mißverſtändniß verſchuldet, und zwar durch jenen Artikel der preußiſchen Verfaſſung, der ſolche Abänderungen als in leichteſter Form zu bewirken in Ausſicht geſtellt hat. Nothwendig war dieſer Artikel an ſich nicht. Wenn Preußen der Verfaſſung beitrat, ſo war von der ſtets bewährten und mit Recht gerühmten Loyalität Preußens ohnehin zu erwarten, daß es ſich den von ihm anerkannten Beſtimmungen fügen werde. Wenn man dennoch, nach wiederholten feierlichen, in ganz Deutſchland wiederhallenden Verhandlungen der preußiſchen Kammern, dieſer Satz wiederholt angenommen worden iſt, ſo war Deutſchland um ſo mehr zu dem Glauben berechtigt, es habe Preußen wirklich die Bereitwilligkeit, und es finde auch keine Schwierigkeit darin, wenigſtens in untergeordneten Puncten, der deutſchen Verfaſſung nachzugeben. Ich gebe gern zu, daß, wenn hier das Machtverhältniß allein berückſichtigt wird, wenn wir uns über den Standpunct nicht erheben können, der lediglich die Beziehungen des Großen zu dem Kleinen, des Starken zu dem Schwachen in's Auge faßt, daß dann — nach dem gegenwärtigen Umfang des Bundesſtaats — ein ſolcher Anſpruch an ſich thöricht geweſen wäre: aber es war doch ſelbſt von dieſem Geſichtspuncte aus eben ein gegebenes Wort Preußens,

um das es ſich handelte, und es iſt eben das Wort des Starken, den nichts Anderes bindet als das eigene Wort, als die ſelbſt angelegte Feſſel des eigenen Entſchluſſes, dem Schwächeren gegenüber von der allergrößten Bedeutung. Ich bitte Sie, meine Herren, halten Sie es, wenn ich die Möglichkeit in Ausſicht ſtelle, daß ſich die preußiſche Verfaſſung in einem oder dem anderen Puncte der deutſchen hätte fügen können, — halten Sie es nicht für einen Ausdruck kindiſcher Ueberhebung der Ohnmacht! Glauben Sie nicht, daß Deutſchland in dieſer Frage das Machtverhältniß außer Augen laſſen, daß namentlich die Vertreter der kleinen Staaten die Macht Preußens in irgend einer Weiſe zu verkennen geneigt ſind! Wenn wir den Muth, den ich angedeutet, gehabt, wenn wir den Anſpruch, den ich erwähnt, erheben zu können geglaubt haben, ſo war es darum, weil wir wähnten, daß hier ein höherer Gedanke, ein höheres einigendes Band, daß hier Deutſchland vertreten werde, deſſen Einfluß auch der Stärkſte unter ſeinen Söhnen frei und willig anerkenne! Meine Herren! Wenn Sie in dem Keim des werdenden Bundesſtaates nicht die künftige Frucht pflegen und ſchonen, hüten und ehren wollen, dann ſenken Sie jenen Keim nur immerhin in das unfruchtbare Erdreich des neueſten Vier-Königbundes, denn ohne jenen Glauben an die künftige Frucht, ohne jene treue Pflege, die er anſpricht um der künftigen Frucht willen, wird er niemals und in keinem Erdreich aufgehen und zur Frucht gedeihen. Wenn aus dieſen Hallen nicht ein ſtolzer, voller, vaterländiſcher Ton, der wie ein heller Klang aus der großen langentbehrten Heimat jedes deutſche Herz ergreift, über Deutſchland hinſchallen darf, dann, meine Herren, ſchließen Sie die Pforten dieſes Tempels, dann werden Sie das Herz Deutſch-

lands niemals unſerem Werke zuwenden können. Wenn Sie die Blicke Deutſchlands auf die großen und die kleinen Heere, die ſich in unſerem Lager ſammeln, lenken wollen, und nicht auf die Fahne Deutſchlands, die auf ſeiner höchſten Zinne weht, neben der Fahne des Rechtes und der Freiheit, dann werden ſich die Blicke Deutſchlands von uns abwenden, und wir werden unter der Laſt ſeiner dumpfen Gleichgültigkeit unſer Werk erliegen ſehen. Ich möchte das einſt verloren gegangene deutſche Reich, welches wir wieder aufzubauen beſtrebt ſind, mit jenem König der Tragödie des großen Dichters vergleichen, der ſeinen Töchtern Alles hingegeben hat, und nun, verrathen und verſtoßen von den Treuloſen und Undankbaren, den Stürmen und jedem Ungemach der Witterung ausgeſetzt, aber doch jeder Zoll ein König, obdachlos und verlaſſen umherirrt. — Meine Herren! Ich will nicht fragen, wer die undankbaren und treuloſen Töchter waren, die das alte Deutſchland in ſolchen Jammer und ſolches Elend verſetzt haben; aber das ſage ich Ihnen, wenn Sie nicht in den zerriſſenen Gliedern und in dem dürftigen Gewande die Majeſtät des Vaterlandes ehren, ſo werden Sie es niemals in ſeiner Glorie ſich wieder erheben ſehen. Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich mich bei dieſer Ausführung ein wenig von der vorliegenden Frage verirrt habe. So wie die Sachen jetzt ſtehen, können wir es als ausgemacht annehmen, daß Preußen, wenn es zu Debatten über allgemeine Normen wegen der Wahlen kommt, den thatſächlichen Anſpruch erheben wird, daß keine Norm geſchaffen werde, die das preußiſche Wahlgeſetz alterirt. Vielleicht hat Preußen dann Formen, denen ſich Deutſchland beſſer accommodiren kann; das gegenwärtige preußiſche Wahlgeſetz hat jedenfalls für viele Staaten die allergrößten Gefahren;

hauptſächlich die Gefahr, daß da, wo das conſervative Element weſentlich in dem bürgerlichen Bewußtſein eines Mittelſtandes beruht, der bisher niemals ein höheres politiſches Recht über dem ſeinigen kannte, — daß da das Dreiclaſſen-Wahlgeſetz die traurige Wirkung übe, daß ſich die zweite Claſſe, erbittert über ein für ſie völlig neues und unhiſtoriſches Privilegium, mit der dritten Klaſſe verbinde, und wir auf dieſe Weiſe noch ſchlechtere Wahlen bekommen, als das allgemeine Wahlrecht ſie erzeugen würde. In dieſer Beſorgniß, daß die Grundzüge des preußiſchen Wahlgeſetzes ſpäter die allgemeinen werden — eine Beſorgniß, die nur allzu begründet iſt, welche Formulirung ſie auch wählen mögen — erblicke ich den Grund, weshalb nicht bloß Demokraten, nicht bloß gemäßigte Liberale, ſondern, wie ich glaube, auch viele Conſervative in den Einzelſtaaten, der fraglichen Beſtimmung entſchieden widerſtreben werden. Ich glaube aber noch einen weiteren Grund in unſerer Lage nach einer anderen Seite hin zu finden. Meine Herren! Deutſchland iſt leider ſeit Langem gewöhnt geweſen, von der Seite her, die es als ein Ganzes, wenn ich ſo ſagen darf, geleitet und regiert hat, ausſchließlich Beſchränkungen ſeiner Freiheit zu empfangen, und niemals Inſtitutionen, die auch das Nationalwohl, die auch die Freiheit, die auch die Bürgſchaften des Rechts förderten. Wenn wir nun anfangen, nicht eine poſitive Inſtitution zu ſchaffen, wie wir es in dieſem Falle nicht können, ſondern nur beſchränkende Normen aufſtellen, ſo nähern wir uns auf bedenkliche Weiſe dem alten Standpuncte. Geſetze, welche die betreffenden Verhältniſſe nach allen Seiten ordnen, die läßt man ſich gefallen mit ihrem Guten und Schlimmen, wie man ſich das Leben gefallen läßt mit ſeinen Leiden und

Freuden; aber gerade eine ſolche Art der Geſetzgebung, die niemals giebt, ſondern nur nimmt, die niemals organiſirt, ſondern nur hemmt, die ſtets das Odium der Schranke auf ſich nimmt, ohne jemals die Wohlthat des Baues, in dem ſich wohnen läßt, zu erweiſen, — gerade dieſe iſt in Deutſchland, nicht mit Unrecht, unpopulär, und es wird nicht ohne Grund ein Odium auf den Bundesſtaat werfen, wenn wir in dieſe Art von Geſetzgebung eingehen. Wenn der Bundesſtaat erſt in's Leben getreten iſt, wird Deutſchland das Vertrauen faſſen, daß es nicht bloß ein Inſtitut von hemmendem, beengendem Charakter vor ſich habe; es wird dann die Zuverſicht gewinnen, daß das Recht und die Freiheit nach allen Seiten geſchützt werde. Aber, meine Herren, täuſchen wir uns nicht, dieſes Vertrauen exiſtirt in Deutſchland noch nicht ... Es kann nach der Lage der Dinge noch nicht exiſtiren. Dieſe Verſammlung iſt nach ihrer ganzen Stellung nicht im Stande, ſolche Intereſſen, die in dieſem Augenblicke viele Herzen in Deutſchland vielleicht tiefer als die Gründung des Bundesſtaates bewegen, auch nur zur Sprache zu bringen. Es iſt dies gewiß für Niemanden ein Vorwurf, es iſt die Folge unabwendbarer Macht der Verhältniſſe. Ich will nicht auf jenen ſchweren Conflict im Nord-Weſten Deutſchlands hinweiſen, einen Conflict, der ſeit Jahren alle deutſchen Herzen erfüllt und in dieſem Augenblick vielleicht mehr als jemals angſtvoll die Gemüther erſchüttert, ohne daß wir im Stande wären, dieſer ſchweren Sorge ein Wort der Beruhigung zu erwirken. Aber laſſen Sie mich wenigſtens eines anderen deutſchen Landes gedenken, deſſen ganzes Rechtsleben in Frage geſtellt und tödtlich bedroht iſt. Ich will hier nicht über Recht oder Unrecht entſcheiden, was mir nicht zu-

ſtehen mag; aber das darf ich und muß ich hervorheben, meine Herren, daß dieſe Sache dem Bundesſtaat, der ihre Entſcheidung anſprach, entzogen und einer anderen Autorität anvertraut iſt, von welcher Deutſchland eine unparteiiſche Entſcheidung nicht erwartet, und deren Einſchreiten an die ſchlimmſten Zeiten und an die ſchlimmſten Schickſale Deutſchlands erinnert. Meine Herren, daß dieſes Ereigniß für den Bundesſtaat ein unheilvolles iſt, daß es uns das Vertrauen, deſſen wir bedürfen, entfremden muß, das, meine Herren, wird Niemand in Abrede ſtellen können. Ich glaube darum nicht, daß es jetzt an der Zeit iſt, der Reichsgewalt tief eingreifende und in gewiſſem Sinn drohende Befugniſſe beizulegen, die das deutſche Volk hoffentlich in einigen Jahren gern in ihre Hände legen wird, die es aber jetzt, wie ich überzeugt bin, nicht ohne Mißtrauen in ihrer Hand ſehen würde. Ich weiß ſehr wohl, meine Herren, daß man gegenwärtig ſehr geneigt iſt, allen Aeußerungen, welche auf Volksſtimmungen hinweiſen, die Anſicht entgegenzuſtellen, daß hier ſolche Stimmungen auf Tod und Leben um jeden Preis bekämpft werden müſſen. Ich gebe vollkommen zu, meine Herren, daß ſolche auflöſende Elemente, welche dem Staate überhaupt feindlich entgegenſtehen, auch dem Bundesſtaat feindlich ſind und ſein müſſen, und daß wir ſie zu bekämpfen haben: aber, meine Herren, wenn wir jede Bewegung der Gemüther, jede Wärme der Geſinnung, jede Regung der Geiſter unterdrücken laſſen, dann müſſen wir auch auf den Bundesſtaat verzichten, auf jenen ausſchließlichen Conſervatismus*, der allein auf's Er-

* So der ſtenographiſche Bericht. Vielleicht ſoll es heißen: „und uns auf jenen ausſchließlichen Conſervatismus ſtützen.“

halten bedacht und jedem höheren und weiteren Streben im Staatsleben fremd ist. Als jener große Seefahrer mit dem Gedanken einer neuen Welt im edlen Geiste über das Weltmeer hinfuhr, da wurde sein Schiff zuerst vom Sturme gepeitscht und drohte ihm den Untergang. Aber die schlimmste Gefahr lag nicht in dem Sturme, sie lag in der langen, trüben Windstille, die auf den Sturm gefolgt war, und die ihn im Fortschritt zu seinem Ziele hemmte. Da geschah es, daß sein hungerndes, kleingläubiges Schiffsvolk ihn in's Meer werfen und den Gedanken einer neuen Welt mit ihm in den Wellen begraben wollte. Achten wir darauf, daß uns nicht Aehnliches geschehe. Das Schiff, das vor zwei Jahren die Hoffnungen Deutschlands trug, wurde vom Sturme der aufgeregten Leidenschaften gepeitscht und konnte den sichern Hafen nicht erreichen; die Besseren seiner Führer sahen sich zuletzt in der traurigen Nothwendigkeit, durch ihren Austritt aus der Nationalversammlung die Segel zu kappen, damit nicht das Schiff des Vaterlandes auf gefährlichen Klippen scheitere. Aber jetzt, meine Herren, ist auf den Sturm eine dumpfe, trübe Gleichgültigkeit gefolgt, die Segel schlottern in dürftigem Luftzug und so lange sie nicht von einem frischeren Wehen der öffentlichen Sympathien geschwellt werden, werden wir den Gedanken des Bundesstaates in weiterer Ausdehnung nicht verwirklichen können, er wird den Gleichgültigen und Engherzigen unterliegen, die ihn nicht kennen oder nicht wollen, und von denen Manche ihn gar gern über Bord werfen möchten. Darum, meine Herren, setzen Sie sich mit den regeren, mit den edleren und besseren, aber vorwärts strebenden Elementen der öffentlichen Meinung nicht in Zwiespalt. Die Partei, die aller Orten

redlich für den Bundesſtaat ſtrebt, iſt durch viele Ereigniſſe, die ich nicht näher zu bezeichnen brauche, ſehr geſchwächt worden, aber noch ſteht ſie aufrecht und hält die Mitte zwiſchen beiden Extremen; ſie iſt verhaßt bei den Demokraten, aber ſie iſt an ſehr vielen Orten nicht minder verhaßt bei den Ultra-Conſervativen. Dieſe Partei iſt darauf angewieſen, die edleren Elemente aus beiden Lagern — denn es giebt auch unter den Radicalen edlere Elemente, die Sie befriedigen können, wenn Sie ihnen ein großes, würdiges Staatsleben in Ausſicht ſtellen, die Sie anziehen können durch die Verwirklichung des Gedankens des Bundesſtaates — ich ſage, dieſe Partei iſt darauf angewieſen, die edleren Kräfte aus beiden an ſich zu ziehen und ſich dadurch zu verſtärken. Ich habe die Ueberzeugung, daß Sie dieſe freiſinnig-patriotiſche Partei ſowohl in manchen derjenigen Staaten, die dem Bundesſtaate angehören, wie auch ganz beſonders in den Staaten, die wir wieder zu gewinnen haben, in Hannover und Sachſen, durch einen Beſchluß, wie der vorliegende iſt, ſehr weſentlich ſchwächen würden, und ich bitte Sie, dieſen Umſtand gegen die Gunſt, die Sie vielleicht nach anderen Seiten unſerer Sache dadurch zu gewinnen meinen, doch ja in die Wagſchale zu legen. Dieſer Partei gegenüber wird freilich die Demokratie allein nicht ſtark genug ſein, um den Bundesſtaat zu ſtürzen. Aber wenn ich die Erfahrung des vorigen Jahres frage, ſo kann ich auch hier ein Bündniß der Extreme nicht für unmöglich achten. Scheint es Ihnen denn ſo undenkbar, daß man zuletzt mancher Orten den Rücktritt von dem immer unpopulärer gewordenen Bundesſtaat als Mittel zur Beſchwichtigung der inneren Bewegung brauche? Ich kann die ſchwere Sorge nicht unterdrücken, daß, wenn Sie dieſen Vorſchlag annehmen, in

manchen Staaten sich über der vernichteten Partei der Einheit ihre Feinde aus den beiden entgegenstehenden Lagern die Hand reichen, und daß der Preis und das Siegel der Versöhnung der Abfall vom Bundesstaate sein könnte!

Die deutsche Bewegung.

1859.

Das Streben nach ſtärkerer Einigung des Vaterlandes iſt mit neuer Kraft in den Gemüthern erwacht. Nicht im Sturm geboren wie im Jahre 1848, nicht durch raſche Siege der Volksgewalt zu übermüthiger Zuverſicht geſteigert, es iſt vielmehr aus ernſter Beſorgniß ſchwerer Gefahren entſtanden; es darf daher gehofft werden, daß es, was ihm an Glanz augenblicklicher Erfolge abgeht, durch nachhaltige Ausdauer erſetzen wird. Ein Kind der Noth mehr als des Jubels, nicht verwöhnt durch die Gunſt des Augenblicks, hat es unter früher, ſchwerer Arbeit zur vollen Manneskraft heranzureifen und muß darauf gefaßt ſein, durch Kampf und harte Mühen aller Art dem hohen Ziele nachzuringen. Nicht die Revolution ſteht an ſeiner Wiege; die Vaterlandsliebe allein vertritt die Stelle der ſorgenden Mutter, der zuverläſſigſten und unermüdlichſten aller Pflegerinnen. Wir ſehen daher die gegenwärtige Bewegung nicht wie die frühere, eine ausſchließliche und einſeitige Richtung gegen die Macht der Regierungen nehmen, als liege in ihnen das einzige Hinderniß der Einigung, um erſt viel ſpäter, dem Ziele ſcheinbar nahe gerückt, die widerſtrebenden Momente in den im Geräuſch der erſten Angriffe überhörten Stimmungen der Bevölkerungen zu beachten. Vielmehr gilt jetzt für die nächſte Aufgabe, die Ueberzeugungen zu einigen, die Gemüther zu verbinden, den particulariſtiſchen Geiſt mit den Opfern,

die er zu bringen hat, auszusöhnen, damit die sittliche Macht des Einklanges der Gesinnung den festen Grund des politischen Wirkens bilde. So ist denn mancher Gegensatz der Anschauungen, der im Jahre 1848 verkannt ward, bis er sich mit der Kraft des Thatsächlichen geltend machte, jetzt gleich im Anbeginn in den Vordergrund getreten, und seine Ausgleichung wird mit redlichem Eifer gesucht; so vor Allem in der schweren Frage der Beziehungen zu Deutsch-Oesterreich. Die Partei, welche damals mit Heftigkeit darauf bestand, Deutsch-Oesterreich dem geeinigten Deutschland einzuverleiben, weil sie auf die Erfolge der Revolution, auf die Niederlagen und die Zerreißung Oesterreichs zählte, fand unglücklicher Weise in dem Gedanken der gewaltsamen Einigung einen Berührungspunct mit der ihr am feindlichsten entgegenstehenden, welche, fest auf die Siege Oesterreichs, auf seine unzerstörbare Macht vertrauend, unter der Form der Einheit die Herrschaft Oesterreichs über Deutschland verewigen wollte. Dieses Bündniß, wenn auch am Ende scheinbar besiegt durch eine mühsam errungene Mehrheit weniger Stimmen, war es doch nichtsdestoweniger, welches zuerst die Macht der Nationalversammlung gebrochen hat. Jene erstere Partei ist jetzt, durch schlagende Thatsachen belehrt, anderen Sinnes geworden; ihre Anhänger gerade haben sich am frühesten zu jenem Programm bekannt, welche, indem sie die Nothwendigkeit der preußischen Leitung einräumen, zugleich die einer wenigstens vorläufigen Ausschließung Deutsch-Oesterreichs anerkennen. Ganz anders verhält es sich mit Denen, bei welchen — wie namentlich bei Gagern — der enge Bund des geeinigten Deutschlands mit dem gesammten Oesterreich bis zur vollständigen Garantie seiner Besitzungen — für eine

weſentliche, mit innigſter Aufrichtigkeit gewollte Ergänzung des Einheitsgedankens galt. Dieſen ſcheint ſich jetzt die Beſorgniß aufgedrängt zu haben, daß Oeſterreich jenem engen Bunde mit dem geeinigten Deutſchland den Kampf wider dasſelbe, vielleicht im Bunde mit dem Auslande, vorziehen werde, und dieſe Erwägung ſcheint ſie der Bewegung leider fern zu halten. Die Zahl Derer, die noch jetzt eine einheitliche Verfaſſung mit Einſchluß Deutſch-Oeſterreichs für möglich halten, dürfte eine ſehr geringe ſein; vielmehr verzichten Diejenigen, die um keinen Preis von Oeſterreich laſſen wollen, wie die Verhandlungen der baieriſchen Kammer zeigen, — wenn auch Viele von ihnen mit tiefem Schmerz — auf die Verwirklichung des Einheitsgedankens. Dagegen iſt eine andere Stimmung in Süddeutſchland ſehr verbreitet, die man im Auge behalten muß, um die Vorgänge der letzten, in Frankfurt ſtattgehabten Verſammlung zu erklären. Viele, die zur Herbeiführung einer engeren Einheit die Trennung von Deutſch-Oeſterreich als eine Nothwendigkeit anſehen, ſcheuen ſich doch, dieſe Nothwendigkeit, die ſie beklagen, in einer Form auszuſprechen, die als eine freie Willenserklärung könnte gedeutet werden. Sie geben zu, daß die Gewalt der Thatſachen mit der preußiſchen Leitung den Ausſchluß Deutſch-Oeſterreichs herbeiführen werde; allein ſie halten es für eine Forderung der Pietät gegen die deutſchen Brüder in Oeſterreich, dieſen Erfolg eben auf dem Wege der Thatſachen herankommen zu laſſen, die Zerreißung des Bandes lieber dem Schwerte des Geſchickes anheimzuſtellen, als es mit anſcheinend freiem Entſchluſſe zu löſen. Wir können uns die Schwäche einer ſolchen Stellung als einer politiſchen nicht verbergen, allein wir müſſen die Stimmung annehmen, wie ſie iſt. Zu ihrer Entſchuldigung läßt ſich geltend

machen, daß, so lange es sich noch weniger um unmittelbares Handeln als um Wünsche handelt, so lange die nächste Aufgabe in der Stärkung vaterländischen Sinnes, in der geistigen Vorbereitung besteht auf die Tage, die da kommen werden, den Wünschen und der Gesinnung ja ohne Schaden das weiteste Ziel könnte gesteckt werden. Kommt der Augenblick der That, so wird die Kraft sich auf das Erreichbare beschränken müssen, und die Ereignisse werden eben dann die Einigung herbeiführen, die in der Theorie vergebens angestrebt worden.

Mit Recht hat man der Bewegung den Rath ertheilt, sich auf die nothwendigen Zielpuncte zu beschränken, in dem Streben nach Concentrirung dieses Mal nicht über das Unerläßliche hinauszugehen. Wir glauben ebenfalls, daß unsere Zeit geneigt ist, sich zu bescheiden, und daß jede Uebertreibung dem nationalen Streben den Boden entziehen würde. Wir wollen uns indessen nicht verhehlen, daß hier das Erste und Nächste zugleich das Größte und Schwerste ist. Wir sind von Herzen einverstanden mit der anempfohlenen Mäßigung, welche das Ziel der Bewegung auf Einigung der Wehrkraft und der auswärtigen Politik beschränken soll. Wir bezweifeln jedoch, daß diese gewiß weise Genügsamkeit die Arbeit wesentlich erleichtern werde. Denn gerade diese beiden Momente sind es, in denen die Frage des politischen Einflusses für Oesterreich, des persönlichen Ehrgeizes für die Herrscher der Mittelstaaten, ihren Brennpunct finden; sie berühren also das Gebiet, auf welchem der Streit in seinen schärfsten Spitzen zum Austrage kommen muß. Doch hat jene Einschränkung vielleicht das Gute, daß sie es etwas erschwert, Antipathien der Bevölkerungen zur Hülfe für das Widerstreben der Regierungen aufzubieten.

Auch die fernere Warnung beherzigen wir, die nationale Bewegung unabhängig von jeder politischen Parteiung zu erhalten. Selbst die Einschränkung auf die verschiedenen Fractionen der liberalen Partei erscheint in abstracto nicht als gerechtfertigt, da an und für sich Anhänglichkeit an absolutistische Staatsformen mit dem Eifer für nationale Einheit und Macht durchaus nicht in Widerspruch steht. Wie die Sachen in Wirklichkeit liegen, glauben wir freilich nicht, daß die Bewegung unter der Partei des Absolutismus sonderlich viele Theilnehmer finden wird. Aehnlich wie der Mönch im Götz von Berlichingen sagt, sein Gelübde verbiete ihm freilich den Wein nicht, aber der Wein sei dennoch gegen sein Gelübde: so verbietet dem Absolutisten allerdings sein politisches Bekenntniß nicht, die nationale Einheit zu fördern; allein die nationale Bewegung mit ihren volksthümlichen Formen, die Strömung eines regen, öffentlichen Lebens, dessen sie, wie ihres Elementes, nicht entbehren kann, gehen dennoch gegen sein Bekenntniß. Zudem hat die Sache eine Seite, von welcher ihr enger Zusammenhang mit der freiheitlichen Entwickelung des Staatslebens nicht in Abrede gestellt werden kann. Ihr Gelingen ist wesentlich bedingt durch die wachsende Popularität Preußens in Deutschland, diese aber wiederum durch die Befestigung echter Freiheit und aufrichtiger Verfassungstreue in seinem Inneren, so wie durch sein Eintreten für die Sache des Rechts in der Bundesversammlung. Darum blicken alle Freunde deutscher Einheit mit gespannter Erwartung auf die bevorstehende Abstimmung Preußens am Bunde über die Angelegenheit des kurhessischen Landes. Thäte Preußen hier nicht das Seine, um, so weit es noch möglich, ein Unrecht zu sühnen, dessen Andenken noch jetzt,

nachdem faſt ein Jahrzehend darüber hingegangen, das Herz jedes rechtliebenden Deutſchen erzittern macht, ſo würden ſeine Freunde die hochgehaltene Fahne mit Flor umhüllen und das Haupt trauernd zur Erde ſenken müſſen. Bliebe dagegen Preußen mit einem das Recht ſchützenden Votum in der Minderheit: nun ſo wäre der Bundestag mehr als jemals gerichtet in den Augen der Nation, und außerhalb ſeiner durch Gewalt und Unrecht entweihten Hallen wäre die Morgenröthe des Rechts und der Freiheit für Deutſchland angebrochen.

Auch in Hamburg iſt eine öffentliche Erklärung im Sinne der Einheitsbewegung im Werk. Wir hoffen, daß man in einer Sache, in welcher es viel mehr auf Nachhaltigkeit und Dauer als auf Priorität ankommt, an der Verſpätung keinen Anſtoß nehmen wird. Die im Umlauf befindliche Erklärung lautet:

Die unterzeichneten Bewohner Hamburgs,

überzeugt, daß das Wohl des deutſchen Vaterlandes die ſchleunige Veränderung ſeiner fehlerhaften Geſammt-Verfaſſung und die Erſetzung des Bundestages durch eine feſte und ſtarke, auf eine Vertretung des deutſchen Volkes ſich ſtützende Central-Regierung erheiſcht,

überzeugt, daß die Initiative zu dieſen Schritten nur von Preußen ausgehen kann,

daß auch ſchon vor ſolcher Umgeſtaltung jeder äußeren Gefahr nur mit Uebertragung der militäriſchen und diplomatiſchen Leitung Deutſchlands an Preußen wirkſam zu begegnen iſt,

überzeugt, daß das Zuſammenwirken aller Vaterlandsfreunde ohne Rückſicht auf politiſche Parteiungen in dem

Streben für nationale Unabhängigkeit und Einheit gebieterische Pflicht ist,

schließen sich hiermit der Eisenacher Kundgebung vom 14. August aus vollem Herzen an, und begrüßen mit Freude die Bildung eines National-Vereins für diese höchsten Zwecke.

Zeitfragen.

I.

Der Nationalverein und die Reichsverfassung von 1849.

Von vielen Seiten her ist dem Nationalverein der dringende Rath ertheilt, die Reichsverfassung von 1849 als sein Programm anzunehmen. Ohne Zweifel glauben Manche im wohlmeinendsten Sinne damit seiner Wirksamkeit eine festere Richtung, eine positive Grundlage zu geben. Es ist um so wünschenswerther, daß eine Verständigung mit den Rathgebern dieser Art erreicht werde, als offenbar Viele innerhalb des Vereins der Einschlagung dieses Weges von Herzen zugethan sind. Auch dürfte die Verständigung nicht schwer sein. Handelte es sich bei dem Vorschlage darum, die Reichsverfassung von 1849 oder eine derselben möglichst ähnliche Schöpfung als das wünschenswerthe Ziel der Bestrebungen des Vereins hinzustellen, so möchte darüber unter den Anhängern der nationalen Sache kaum eine wesentliche Meinungsverschiedenheit obwalten. Die sehr überwiegende Mehrzahl derselben wird darin übereinstimmen, daß jene Verfassung ihrem wesentlichen Inhalte nach den Bedürfnissen der Nation entspricht, daß sie ihrer Sehnsucht nach durch Einheit zu gewinnender Kraft genügt, ohne die berechtigten Ansprüche

der Einzelſtaaten auf Selbſtändigkeit in ſolchen Dingen, welche die Macht der nationalen Geſammtheit nicht berühren, zu verletzen. Werden Viele auch Mängel in den Einzelheiten des Werkes erkennen — Mängel, die ſich für Diejenigen leicht erklären, welche ſich daran erinnern, daß manche jener Einzelheiten den Anhängern des Werkes durch eine Verbindung ſeiner Gegner aus den entgegengeſetzten Lagern abgewonnen wurden — ſo wird es doch Wenige unter den Freunden nationaler Einheit geben, die nicht in der Hinnahme jener Mängel gern den Preis für die hohen Vorzüge der Schöpfung bezahlten. Mögen die Meinungen getheilt ſein über das nur ſuspenſive Veto des Reichsoberhaupts, über das allgemeine, ſchrankenlos gleiche Wahlrecht mit directen Wahlen und geheimer Abſtimmung: es wird doch gewiß nicht Viele geben, deren Abneigung gegen dieſe Einrichtungen ſo maßlos wäre, daß ſie um ihretwillen den unermeßlichen Fortſchritt zurückweiſen möchten, der für die Sache nationaler Einigung in der Ausführung der Verfaſſung von 1849 liegen würde. Allein die Frage iſt eben nicht die, ob dieſe Verfaſſung als ein wünſchenswerthes Ziel des nationalen Strebens anerkannt, ſondern ob ihre Ausführung als die unerläßliche Bedingung jedes Wirkens, als die rechtliche Grundlage, von welcher, wenn einmal angenommen, die geringſte Abweichung als Verrath zu brandmarken ſein würde, ſolle hingeſtellt werden. Die Frage iſt, ob der eintretende geſchichtliche Moment, aus deſſen fruchtbarem Schooß die vaterländiſche Einheit hervorgehen ſoll, die eigenen Lebensbedingungen zu erfüllen die vollſte Freiheit haben, oder ob er, an eine ihm von der Vergangenheit hinterlaſſene Formulirung unauflöslich gefeſſelt, von vorn herein in ſeinen Bewegungen gehemmt ſein ſoll.

Wir gehen hierbei von der Anſchauung aus, daß zu der Durchdringung der Nation mit der Idee der Einheit ein mächtiger thatſächlicher Antrieb hinzukommen müſſe, um das Werk der Einigung in die Wirklichkeit zu führen. Käme dieſer Antrieb, und träfe er nicht auf ein vorbereitetes Bewußtſein der Nation, ſo wäre Gefahr da, daß er unbenutzt vorüberginge, und aus dieſem Grunde kann man die Beſtrebungen, die darauf gerichtet ſind, jenes Bewußtſein zu fördern und wach zu erhalten, nicht genug hochſchätzen. Allein daß dieſes Bewußtſein auf dem Wege rein idealen Vorſchreitens ohne die Hülfe tief erſchütternder Ereigniſſe zum Ziele gelange, halten wir für wenig wahrſcheinlich. Dieſe Ereigniſſe müſſen ſolcher Art ſein, daß ſie ſowohl Preußen als das geſammte übrige Deutſchland das Bedürfniß enger Einigung mit zwingender unabweislicher Gewalt empfinden laſſen. Aber dieſes Bedürfniß darf weder von der einen noch von der anderen Seite das Bedürfniß der Ohnmacht, es muß auf beiden Seiten das Bedürfniß der Kraft ſein, die ſich durch eine andere geachtete Kraft ergänzen will. Denn der Ohnmächtige iſt kein begehrenswerther Genoſſe, und wenn einer der beiden Theile in der Lage wäre, die Einigung mit dem anderen um jeden Preis erſtreben zu müſſen, ſo wäre ſie eben für den anderen werthlos und ein gedeihliches Ergebniß für beide nicht zu hoffen.

Iſt es nun die Lage des Augenblicks, welche die Schöpfung eines einheitlichen Staatslebens begünſtigen ſoll, ſo wird man auch der Beſchaffenheit dieſer Lage einen weſentlich beſtimmenden Einfluß auf die Form und Geſtaltung dieſes Staatslebens nicht entziehen können. Nehmen wir den wahrſcheinlichſten aller Fälle an, daß es nämlich die dringende Gefahr eines auswärtigen

Krieges sei, die das Bedürfniß der Einigung zu einer unbezwinglichen Macht werden ließe. Täuschen wir uns nicht sehr, so ist es schon jetzt eben diese, wenn auch noch nicht in die nächste Nähe gerückte Gefahr, welche mehr als jedes andere Moment das Bewußtsein der Nation zur Einheit drängt. Mehr als vor und in dem Jahr 1848 stehen darum die militärischen und auswärtigen Angelegenheiten im Vordergrunde unter denen, für welche die öffentliche Meinung bindendere Formen der Einheit als die Bundesverfassung sie bietet, fordert; und sie würde, wenn in diesen Puncten das ersehnte Ziel rasch zu erreichen wäre, vorerst die Erfüllung anderer auf das innere Staatsleben gerichteter Wünsche zu vertagen geneigt sein. Mag nun die näher tretende Gefahr die schon vorhandene Stimmung auf das Aeußerste treiben, immer wird doch Das im allgemeinen Bewußtsein unerschütterlich feststehen, daß eine starke und wirksame Volksvertretung der unerläßliche Bestandtheil eines monarchisch organisirten Bundesstaates ist, ohne welchen er die Volksthümlichkeit, welche die einzig mögliche Wurzel seines Daseins ist, nie erlangen kann. Aber ob die Verfassung von 1849, die sich umfassendere Ziele gesteckt hatte, deren geschichtlicher Ursprung zudem weniger in der Gefahr äußeren Krieges als in inneren Erschütterungen lag, ob diejenige Form der Volksvertretung, die zu jenen Zielen und jenem Ursprunge paßte, ob beide in allen ihren Einzelnheiten dem Bedürfniß eines Moments, wie wir ihn voraussetzen, entsprechen würden, dagegen möchten sich ernste Zweifel erheben lassen. Diejenigen, welche sich von vorn herein verpflichtet hätten, auf keinem anderen Weg vorzuschreiten als auf dem der Berufung des Volks- und Staatenhauses nach der Verfassung und dem Wahlgesetze von 1849, dürften sich leicht außer Stande

geſetzt ſehen, den wahren Erforderniſſen des Moments gerecht zu werden. Freilich können wir gewiß ſein, daß die Macht des Augenblicks ſich ihre Werkzeuge ſchaffen und daß ſie treue Arbeiter außerhalb des Kreiſes Derer finden wird, die ſich ihr durch ein der Vergangenheit geleiſtetes Gelöbniß entzogen haben. Aber wir müſſen doch im Intereſſe des Vaterlandes die Fülle edler Kräfte und reinen Willens beklagen, die der guten Sache verloren gehen würden. Wir würden den Keim einer tiefen Spaltung beklagen, der in der Thatſache liegen würde, daß Alle, die dem Nationalverein ihre Kräfte gewidmet haben, ſich durch die Annahme der Reichsverfaſſung von 1849 in dem Sinne, wie ſie dazu vorgeſchlagen worden, als Programm des Vereins, im Voraus in die Lage verſetzt hätten, jedem Verſuch, das hohe Ziel nationaler Einigung in mehr oder weniger abweichender Form zu erreichen, ihre Theilnahme entziehen zu müſſen.

II.

Preußen und die Reichsverfassung von 1849.

Ein weiterer Punct, der bei der Frage der Annahme der Reichsverfassung als Programm des Nationalvereins in Betracht kommt, ist die Stellung Preußens zu jener Verfassung. Wir mögen den zwischen Beiden vorhandenen Antagonismus beurtheilen, wie wir wollen; wir mögen ihn als einem reinen Vorurtheil auf preußischer Seite entspringend ansehen, oder ihn durch manche Bestimmungen der Reichsverfassung und des dazu gehörenden Wahlgesetzes genügend erklärt finden; wir mögen ihn weniger in dem Inhalt Beider begründet, als durch den mit dem Namen der Reichsverfassung getriebenen Mißbrauch und die unglücklichen Ereignisse, die sich daran knüpften, hervorgerufen finden: verhehlen können wir uns immerhin nicht, daß ein solcher schwer zu versöhnender Antagonismus zwischen der gegenwärtigen preußischen Regierung auch in ihren besten Elementen und Richtungen und der Reichsverfassung von 1849 stattfindet. Wir wollen nicht mit Denen rechten, denen dieser Umstand, wenn er zugegeben wird, genügt, um eben mit Preußen zu brechen, um die Hoffnungen, die sie auf dasselbe für das Werk deutscher Einigung setzen, aufzugeben. Wir

würden vielleicht eben ſo empfinden, wenn wir der Anſicht wären, daß es ſich hier um eine völlig freie Wahl und Entſchließung und nicht um eine gegebene, geſchichtliche Nothwendigkeit handelte, wenn wir meinten, daß ſich an die Stelle der verloren gegebenen Hoffnung eine andere ſetzen ließe. Aber Diejenigen, die mit uns auf gleichem Boden, d. h. auf dem Boden des Programms des Nationalvereins ſtehen, die mit uns die Vermittelung des Werkes bundesſtaatlicher Einheit Deutſchlands durch Preußen und ſein Königthum als eine durch die Natur der vaterländiſchen Dinge gebotene anſehen, möchten wir vor der Täuſchung warnen, als könne die Ausgleichung des Gegenſatzes von einem Zuſtande gehofft werden, in welchem die preußiſche Regierung zu ſolcher Ohnmacht herabgekommen wäre, daß ſie die ihr gebotene Einigung um jeden, alſo auch um dieſen Preis annehmen müßte. Wir erinnern an das früher Geſagte, daß das Bedürfniß der Einigung von der einen wie von der anderen Seite nicht das Bedürfniß der Ohnmacht ſein dürfe. Der Augenblick, in welchem die preußiſche Regierung in der Lage wäre, alles Gebotene annehmen zu müſſen — und wir fürchten ſehr, daß ſie nur in einem ſolchen Augenblick bereit ſein würde, die Reichsverfaſſung von 1849 anzunehmen — würde muthmaßlich derſelbe ſein, in welchem Deutſchland Anſtand nähme, ihr irgend etwas zu bieten.

Es ſcheint uns, daß man bei der Erwägung der Urſachen des unglücklichen Ausganges der Einheitsbeſtrebungen von 1848 gewöhnlich den zwiefachen Umſtand zu ſehr außer Acht läßt, daß die allgemeine Stimmung im Frühjahr 1848 derjenigen Löſung, die ſich bald nachher und die ſich bis auf dieſen Augenblick dem prüfenden Verſtande als die einzig mögliche darſtellt,

ſehr wenig geneigt war, und daß dieſe Abneigung in der damaligen augenblicklichen Herabwürdigung des preußiſchen Königthums ihren überwiegenden Grund hatte. Der Vorwurf wider die Nationalverſammlung, daß ſie die koſtbare Zeit mit langen Verhandlungen über Grundrechte vergeudet habe, anſtatt die Verfaſſung zum Abſchluß zu bringen und für Einheit und Freiheit eine feſte Grundlage zu gewinnen, iſt freilich an allen Enden zu hören. Aber die Frage, ob denn während jener angeblich für den Hauptzweck verlorenen Zeit die Gemüther für die Gewinnung einer ſolchen Grundlage vorbereitet waren, ob damals für die der in Preußen herrſchenden Dynaſtie zu übertragende Oberhauptswürde ſtatt der — freilich ſehr dürftigen — Mehrheit, die ſie im März 1849 gefunden hat, auch nur eine in Betracht kommende Minderheit zu gewinnen war, die Frage wird ſelten aufgeworfen. Wir erinnern nur an die eine Thatſache, daß der von einem muthigen Manne im Juni 1848 in der Verſammlung gemachte Vorſchlag, dem König von Preußen die proviſoriſche Centralgewalt zu übertragen, nicht mit Entrüſtung, ſondern mit Hohn aufgenommen wurde. Daß aber dieſe Stimmung zum großen Theil in den Berliner März-Vorgängen ihren Urſprung nahm, kann von keinem unbefangenen Beobachter jener Zeit verkannt werden. Hätte Preußen feſtgeſtanden im Sturme des Frühjahres 1848, wie England und Belgien feſtſtanden durch geſicherte, freiſinnige Inſtitutionen, während das abſolutiſtiſche Oeſterreich an den Rand des Abgrundes ſchwankte und der von ſeinem Geiſte beſeelte Bundestag wie Spreu vor dem Winde zerſtob, hätte ſich die Woge der Revolution dort an einem durch weiſe Geſetze beſchränkten und darum wahrhaft hoch geachteten Königthum gebrochen, hätte das

erſchütterte Deutſchland an dem ohne Wanken aufrecht ſtehenden Preußen einen Halt gefunden: die Ueberzeugungen hätten ſich dann wohl um manche entſcheidende Monate früher dem einzigen Wege zugewendet, auf dem ein Ausgang zu finden war, und die Entwicklung wäre eine glücklichere geweſen. Es iſt eine ſehr beachtenswerthe Thatſache — über die wir nicht hinwegſehen dürfen, ſo unangenehm ſie uns ſein mag — daß dem wieder zur Macht gelangten Königthum trotz alles Haſſes, den es durch den Staatsſtreich des November auf ſich geladen hatte, doch angeboten werden konnte, was dem in den Staub getretenen anzubieten unmöglich geweſen war. Läge, wie Manche glauben, in der Monarchie das einzige Hinderniß der Einigung, wäre dieſe ſo leicht zu erzielen, wenn die Völker allein die abſchließenden Mächte wären, ſo war damals, wo für den Augenblick in Preußen das Volk Alles, und der König Nichts zu ſein ſchien, der günſtigſte Zeitpunct für den Abſchluß. Aber in Wirklichkeit war nie die Ausſicht auf Einigung durch das Anlehnen an den feſten Kern preußiſcher Macht geringer als in jenen Tagen. Dem Königthum wären damals — in den erſten Monaten nach jenem Umzuge mit der deutſchen Fahne und der Verkündigung, daß „Preußen in Deutſchland aufgehe“ — Conceſſionen leicht abzugewinnen geweſen; eine Reichsverfaſſung wie die von 1849 wäre damals für das wankende preußiſche Königsthum eine weſentliche Stütze geweſen: aber darum eben dachte Niemand daran, ihm eine ſolche Stütze anzubieten, und ein preußiſches Oberhaupt, auch mit der volksthümlichſten aller Verfaſſungen, erſchien damals als die unmöglichſte aller Unmöglichkeiten. Mit der Macht ſeines Königthums, an das nun einmal die Vorſtellung von preußiſcher Macht geknüpft iſt, war auch die Geltung

Preußens geſunken, und es würde deshalb die Aufgabe, ihm in dem Organismus deutſcher Einigung die gebührende Stellung anzuweiſen, niemals weniger als in jener Zeit ihre Löſung haben finden können. Erſt nachdem das Königthum, wenn auch auf gewaltſame Weiſe, wieder zu genügender Stärke gelangt war, um in ihm von Neuem die Vertretung preußiſcher Kraft zu erkennen, vermochte der Grundgedanke der Reichsverfaſſung von 1849 Boden zu gewinnen. Freilich ſetzte die Verwirklichung dieſes Gedankens voraus, daß das Königthum die gewonnene Macht nicht wider die gerechten Anſprüche der Volksfreiheit, nicht wider die Verfaſſung ſelbſt, unter deren Aegide es geſiegt hatte, gebrauchen werde. Als es ſpäterhin zum dienenden Werkzeug einer blinden Reaction herab kam, erſchien es wieder eines entſcheidenden Einfluſſes auf die Geſchicke Deutſchlands eben ſo unwürdig wie zur Zeit ſeines Zurückweichens vor den Barrikadenkämpfern, und der Einheitsgedanke trat abermals aus dem Leben in das innerſte Gemüth der Nation zurück, weil die Form, unter der er allein in's Leben treten kann, von Neuem alle Sympathien verloren hatte. Mit der veränderten Richtung, die das Königthum in Preußen eingeſchlagen zu haben ſcheint, iſt der Einheitsgedanke wieder eine reale Macht geworden, und das Weſen der Reichsverfaſſung von 1849, wenn auch nicht ihre Paragraphen, iſt wieder zum Hoffnungspanier der Gegenwart, zum Programm des Nationalvereins geworden.

Nicht auf die Ohnmacht des preußiſchen Königthums dürfen die vaterländiſchen Hoffnungen ſich ſtützen. Bedürfen ſie zu ihrer Erfüllung der Hingebung Preußens an die deutſche Sache, und iſt dieſe Hingebung, die Deutſchland aus vollem

Herzen zu erwidern bereit ſein würde, nur von einer von edlem Freiſinn durchdrungenen Leitung der preußiſchen Geſchicke zu erwarten, ſo bedürfen ſie in gleicher Weiſe der Kraft Preußens. So wenig wie die Kraft Preußens ohne ſeine Hingebung den Hoffnungen Deutſchlands gerecht werden kann, ſo wenig würde es ſeine Hingebung ohne ſeine Kraft vermögen. Die Natur dieſer doppelten, gleich unerläßlichen Bedingung wird, wie uns ſcheint, manchmal bei den Anſprüchen, die man im Namen der nationalen Sache an Preußen ſtellt, außer Acht gelaſſen.

III.

Deutſchland und Preußen.

Wenn wir die Anſprüche ins Auge faſſen, welche im Intereſſe deutſcher Einheit gegen Preußen erhoben zu werden pflegen, ſo liegt ihnen unverkennbar eben jenes zwiefache Erforderniß der Kraft und der Hingebung, das wir hervorgehoben haben, zu Grunde. Alle Welt fühlt, daß es eben die Machtſtellung Preußens iſt, die es zu dem unentbehrlichen Haltpunct der Einigung macht, und es iſt deshalb natürlich, wenn bei jedem Anlaß verlangt wird, daß es ſeine Macht ſich ſelbſt und Anderen mit vollſter Energie zum Bewußtſein und aller Welt gegenüber zur Geltung bringe, damit es immer mehr von allen Deutſchen als der Hort und der Stolz Deutſchlands anerkannt werde. Zugleich aber ſoll es jeden Augenblick in vollſter Selbſtverleugnung bereit ſein, ſeine ganze Kraft und ſein ganzes Sein auf dem Altare Deutſchlands niederzulegen, mit vollkommener Selbſtentäußerung, wie man es auszudrücken pflegt, in Deutſchland aufzugehen. Wir können uns der Sorge nicht erwehren, daß man, indem man mit den Zumuthungen beider Art in äußerſter Folgerichtigkeit vorangeht, dazu gelange, die Verſchmelzung von Gegenſätzen zu fordern, die ſich nach

der Natur der Dinge nicht leicht zuſammenfügen. Das höchſte Maaß der Kraft mit dem geringſten Maaße des Selbſtgefühls, die geſpannteſte Machtanſtrengung einer politiſchen Perſönlichkeit gepaart mit der ſteten Bereitwilligkeit auf eben dieſe Perſönlichkeit zu verzichten, eine Opferfreudigkeit, die, während ſie der Geltendmachung des eigenen Selbſt vorläufig alle ihre Mittel widmen muß, ſich doch darnach ſehnt, alle Opfer durch das Opfer jenes eigenen Selbſt, dem ſie gebracht werden, zu beſiegeln: man muß geſtehen, daß dieſe Bedingungen faſt an einen inneren Widerſpruch ſtreifen, und ihre Erfüllung mindeſtens an Vorausſetzungen der ſeltenſten Art geknüpft iſt. Man hat gern das Verhältniß Preußens zu Deutſchland als das des Werbenden um die Braut dargeſtellt. Wir wollen das Gleichniß nicht ganz zurückweiſen. Nur ſcheint es uns, daß man ſich hüten muß, die Einbildungskraft der künftigen Braut des ziemlich ſpröden Freiers allzu ſchwärmeriſchen Vorſtellungen nachhängen zu laſſen. Sie dürfte nur zu geneigt ſein, ſich einen Hercules auszumalen, der mit dem Löwenherzen und der Löwenhaut aller Welt als ein trotziger Held entgegentritt, aber mit der Sanftmuth eines Lammes ſich zu den Füßen ſeiner Omphale ſchmiegt. Solche Ueberſchwänglichkeiten der Phantaſie ſollen erfahrungsgemäß keine gute Vorbereitung für eine künftige Ehe bilden. Wir könnten fürwahr ſchon zufrieden ſein, wenn die fragliche Ehe vorerſt aus einer Vernunftheirath hervorginge, und wenn erſt die dauernde Lebensgemeinſchaft, das treue Ausharren bei einander in Freud und Leid, die gemeinſame Sorge für das unzertrennbar gemeinſame Wohl die Herzen allmählich wärmer zu ſchlagen gewöhnte. Und wenn wir auch meinen, daß einige vorgängige Zuneigung dem Bündniß recht förderlich wäre, ſo

dürfen wir doch von keiner der beiden Seiten eine ſo ſtürmiſche Leidenſchaft erwarten, daß die Perſönlichkeit des einen Theils mit allen ihren Anſprüchen und ihrem Selbſtgefühl ſchon jetzt ganz in die des anderen aufzugehen bereit wäre. Wir müſſen vielmehr darauf gefaßt ſein, daß bei dem zu ſchließenden Bunde — wenn auch die dringendſte Nothwendigkeit zu ihm hintreibt — jeder Theil vorerſt noch den eigenen Vortheil, den eigenen Einfluß, den eigenen Ruhm im Auge haben wird, und daß erſt die in's Leben getretene bundesſtaatliche Einigung — auch im günſtigſten Falle nur langſam und allmählich — ſolche Sonderrückſichten überwinden wird. Deutſchland iſt darüber einig, nicht preußiſch werden zu wollen. Aber wenn Preußen deutſch werden ſoll, ſo muß Deutſchland ſich darüber klar werden, daß dem preußiſchen Volke eine hohe politiſche und moraliſche Befriedigung geboten werden müſſe, um es zu ſolcher Hingebung geneigt zu machen. Es iſt uns die Aufgabe geſtellt, eines Ganges geſchichtlicher Entwickelung Herr zu werden, den wir beklagen mögen, den wir aber nicht vergeſſen dürfen. Preußen iſt in der Lockerung des alten Reichsverbandes zu ſelbſtändiger Größe und Stärke herangewachſen; der günſtigſte Moment, um das verfallene Vaterhaus feſter und ſtattlicher wieder aufzubauen, damit auch für den mächtigſten der ſeiner Zucht entwachſenen Söhne Raum und Luft und Licht, um gern darin zu wohnen, vorhanden ſeien — der Moment nach den Befreiungskriegen iſt verſäumt worden. Der unabhängige Sohn hat ſich im eigenen Haushalt immer beſſer und bequemer eingerichtet, und es muß ihm in dem endlich wieder herzuſtellenden Vaterhaus ein recht willkommener Platz angewieſen werden, wenn er willig

einziehen und auf die ihm zur Gewohnheit gewordene Selbständigkeit verzichten soll.

Diejenigen, welche vor Allem das Erforderniß der Kraft im Auge haben und denen Preußen nie energisch genug, dem Auslande wie Deutschland gegenüber, auftreten kann, haben ihre Anschauung manchmal in schärfster Weise dahin formulirt, daß sie sich einen Friedrich den Großen auf dem preußischen Throne wünschten. Wir finden diesen Ausdruck der Sehnsucht vollkommen schlagend, so weit es sich eben um Bewährung der Kraft handelt; dagegen scheint es, daß man dabei das andere Erforderniß, das der Hingebung, ein wenig aus den Augen verloren hat. Idealisiren wir uns die mächtige Erscheinung des großen Königs so viel wie es irgend zulässig, wenn nicht die geschichtliche Thatsache seines Charakters gänzlich in Nebel zerfließen soll. Scheiden wir manche Härten aus, die als väterliches Erbtheil in sein Wesen übergegangen sein mögen; nehmen wir an, daß sein starker Geist aus einer in Freiheit und edlem Menschenbewußtsein fortgeschrittenen Zeit politische Anschauungen geschöpft hätte, die für die Uebung eines tiefgreifenden Einflusses auf eben diese Zeit unerläßlich sind, die ihm aber sein Jahrhundert nicht darzubieten vermochte. Geben wir uns der willkommenen Vorstellung hin, daß die staatlichen Bestrebungen der deutschen Gegenwart dem gewaltigen Manne diejenige Hochachtung und Theilnahme einflößen würden, welche ihm, der fünf Jahre später als Lessing starb, der sich entfaltende Reichthum deutschen Geisteslebens bis an sein Ende nicht abzugewinnen vermocht hat! Aber wenn wir nicht die ganze Gestalt der Persönlichkeit, wie sie in der Geschichte vor uns steht, in ihr Gegentheil umkehren wollen, so können wir

uns den politiſchen Standpunct des Eroberers von Schleſien Deutſchland gegenüber nicht als über den des Preußiſchwerdens hinausgehend denken, ſo können wir ihn nicht zu dem des Aufgehens in Deutſchland hinaufſchrauben. Wir müſſen demnach beſorgen, daß auch die größte geiſtige Kraft auf dem preußiſchen Throne für ſich allein den Bedürfniſſen Deutſchlands nicht genügen würde, ſondern daß noch eine Richtung des Gemüths hinzu kommen müſſe, die vielleicht der Lauf der Jahrhunderte eben ſo wohl wie die Heldenhaftigkeit und die Geiſtesgröße Friedrichs des Einzigen nur einmal auf dem Throne erſtehen laſſen wird.

Wir ſind trotz allem Dem der Ueberzeugung, daß wenn der rechte Augenblick kommt, die Einigung auf dem einzigen Wege, auf welchem ſie möglich iſt, und welchen das allgemeine politiſche Bewußtſein immer mehr als ſolchen erkennt, erzielt werden wird. Allein es kann dieſen Zweck nicht fördern, wenn man ſich die in der Natur der Dinge mehr als in der Willkür der Perſonen liegenden Schwierigkeiten verbirgt und in Verkennung der obwaltenden Verhältniſſe nur die eigenen Anſprüche ſteigert, und ſo den Riß vergrößert, ſtatt ihn auszufüllen. Durch alle Hinderniſſe hindurch muß das Streben nach Einheit aufrecht erhalten, aber die Hinderniſſe müſſen bekämpft, nicht aus den Augen verloren werden. Und wenn es jeder Zeit Pflicht des Patrioten iſt, Preußen gegenüber den Anſpruch und das Bedürfniß Deutſchlands geltend zu machen, ſo ſcheint es doch eben der deutſchen Sache wegen Noth zu thun, daß auch auf den Anſpruch und das Bedürfniß Preußens manchmal hingewieſen werde.

IV.

Die Nationalpartei und die preußischen Kammerwahlen.

Es ist viel die Rede von dem Einfluß, den die Mitglieder des Nationalvereins, dem Beschluß der Heidelberger Versammlung Folge gebend, auf die Kammerwahlen in den Einzelstaaten, insbesondere in Preußen zu gewinnen suchen. Man geht von einer Seite so weit, dieses Streben als eine unberufene Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Einzelstaaten zu mißbilligen, und selbst einer oder der andere Wohlmeinende äußert die Besorgniß, es möge der Geist des Particularismus durch solches Vorgehen gereizt und zum Widerstande aufgeregt werden. Der Tadel scheint uns völlig unbegründet, so fern er sich gegen das Bemühen richtet, die Stimmen der Wähler auf Männer, die der nationalen Sache treu ergeben sind, zu lenken. Wie mag man doch Männern, die in der bundesstaatlichen Einigung das Heil des Vaterlandes erblicken, zumuthen, daß sie ihr bestes Streben da verleugnen, wo sie in dem engeren staatlichen Lebenskreise das höchste Recht ausüben und auf dessen Ausübung durch ihre Mitbürger Einfluß äußern, daß sie die Fahne, unter der sie streiten und die sie hochhalten, in dem

wichtigſten Momente ſchwachmüthig und ängſtlich verbergen ſollen? Wir halten jenes Streben für durchaus gerechtfertigt, für dringend geboten. Aber es iſt doch dabei eine Klippe zu vermeiden, an der die gute Sache Schaden nehmen könnte. Wenn nämlich die der Sache vaterländiſcher Einheit zugewendete Partei als ſolche in geſchloſſener Reihe auftritt, ſo muß ſie auch eben nur für den nationalen Gedanken auftreten, und muß ſich hüten, über den Bereich desſelben hinaus ſich in die Kämpfe der örtlichen Parteien zu miſchen, und, indem ſie ſich auf die eine Seite ſtellt, die Freunde der nationalen Sache, die ſich auf der anderen finden möchten, ſich und der Sache zu entfremden. Dieſe Gefahr iſt da am Größten, wo jene Sache bei der einen Partei ein willigeres Entgegenkommen, eine offenere durch keinerlei Rückſichten beengte Sympathie findet, und ihre Freunde dadurch leicht geneigt werden, mit dieſer Partei auch in den inneren Fragen unbedingt gemeinſame Sache zu machen, und ſo das höchſte nationale Intereſſe an eine Parteiſtellung zu knüpfen. Wir glauben auf eine ſolche Gefahr um ſo mehr warnend hindeuten zu müſſen, als wir es für ſehr ſchwierig halten, ihr zu entgehen. Es iſt leicht geſagt, man müſſe die nationale Sache von den Parteikämpfen der Einzelſtaaten fern halten; allein derartige Schranken, welche die Theorie mit Leichtigkeit zu ziehen vermag, ſind in der Wirklichkeit ſchwer feſtzuhalten, die gern ſolcher Schranken ſpottet und ſie faſt unmerklich verrückt.

Wir haben bei dieſer Bemerkung wiederum beſonders Preußen im Auge, und finden die angeregte Frage weſentlich durch die allgemeinere der Beziehungen Deutſchlands zu Preußen beherrſcht. Wir würden es als das höchſte Glück anſehen,

wenn Deutſchland an Preußen gar keine Vorbedingungen innerer Umgeſtaltung zur Schließung eines innigeren Bundes zu ſtellen hätte. Aber wir erfreuen uns dieſes Glückes nun einmal nicht. Es kommt deshalb darauf an, jene Bedingungen auf das beſcheidenſte Maaß zurückzuführen. Es kommt mehr noch darauf an, dieſelben mit dem innerſten Weſen der eigenen Bedürfniſſe Preußens, ſeiner Geſchichte und ſeiner Entwickelung in Einklang zu bringen. Es muß der Genius Preußens ſelbſt ſein, der uns die Forderungen dictirt, die wir an dasſelbe richten; wir müſſen im Stande ſein, von jeder momentanen Verirrung, die wir rügen, an das tiefſte Lebensprincip des preußiſchen Staats zu appelliren; die öffentliche Meinung Deutſchlands darf nur ſolche Elemente, welche ſein eigenes Gedeihen und Wachsthum hemmen, die ſeinem eigenſten Daſein fremd und feindlich ſind, aus dem politiſchen Körper Preußens verbannt wiſſen wollen, um ihm die Stellung einzuräumen, durch welche allein die bundesſtaatliche Einigung vermittelt werden kann. Deutſchland darf nichts von Preußen fordern, und braucht glücklicher Weiſe nichts von ihm zu fordern, was nicht ſein eigenes Heil, ſeine ächte Natur auf das Dringendſte von ihm fordert, was nicht die ſtärkſte Ueberzeugung des preußiſchen Volkes ſelbſt auf das Heißeſte erſehnt. Wir brauchen nicht zu ſagen, daß wir weſentlich die Junkerherrſchaft, die gegenwärtige Geſtalt und Thätigkeit des Herrenhauſes im Auge haben. Noch niemals in der Geſchichte iſt einer ſtaatlichen Entwickelung ein innerer Feind in ſolcher Weiſe in den Schooß gepflanzt worden, der alle ſeine Kraft gegen ſie wendet; niemals iſt einer Verfaſſung ein Organ eingefügt worden, deſſen Weſen und Beſtimmung darin lag, eben dieſe Verfaſſung zu unter-

graben und die wesentlichsten Bestimmungen derselben zu vereiteln; ein Organ, bei dessen erster Zusammensetzung der Widerwille gegen das Grundgesetz des Landes die vornehmste aller Bedingungen der Zulassung gewesen ist. So lange von Jahr zu Jahr der gemeinsame Wille von Krone und Volk die zwischen ihnen zur Ausführung der beschworenen Verfassung vereinbarten Gesetze an diesem Widerstande scheitern sieht, so lange können die preußische Krone und das preußische Volk nicht diejenige Hochachtung in den weiten Kreisen des Vaterlandes gewinnen, welche die erste Bedingung der ersehnten einheitlicheren Gestaltung ist. Wenn sich nun bei dem Kampfe gegen dieses Hinderniß die Nationalpartei in geschlossener Reihe mit äußerster Anstrengung betheiligt, so kann man ihr nicht vorwerfen, daß sie sich an dem Kampfe zwischen Parteien des inneren Staatslebens betheilige; denn hier streitet freilich auf der einen Seite eine Partei, aber auf der andern Seite streiten Volk und Krone um ihre Freiheit und Macht, um ihre Geltung und Ehre. Wenn die Freunde der nationalen Einigung sich auf diese Seite stellen, so finden sie auf derselben die verschiedenen Parteien, deren Zwiespalt zum Unheil der gemeinsamen Sache bei den gegenwärtigen Wahlen hervorzubrechen droht; sie finden die Constitutionellen, die den Kampf für die Verfassung manches Jahr hindurch gegen Regierung und Junker mit zähester Ausdauer geführt und das fast verlöschende Flämmchen der Freiheit mit treuer Sorgfalt gehütet haben; sie finden zugleich die Demokraten, die während derselben Zeit im Gefühle gekränkten Rechts die Rolle des im Zelte schmollenden Achilles übernehmen zu müssen geglaubt haben, die zur Sühne dafür bei den Wahlen von 1858 ihre Mitwirkung anspruchslos ge-

währt haben, und die jetzt auf ihren billigen Antheil an der Ehre des Dienstes für die öffentliche Sache nicht noch einmal verzichten wollen. Das Bindemittel zwischen den Besten beider Parteien zu bilden, ihnen vor die Seele zu führen, welchen weiten Weg sie noch gemeinsam zurückzulegen, welche hohe Ziele sie gemeinsam zu erreichen haben, wäre der vaterländische Gedanke vor Allem geeignet, und es ist eine erfreuliche Wahrnehmung, daß einzelne seiner rüstigsten Vertreter diese Aufgabe begreifen und zu lösen bemüht sind. Dagegen würden wir es tief beklagen, wenn der Nationalverein in dieſem Streite Partei nähme, indem er sich z. B. auf die demokratische Seite stellte. Zu dieſem Gegensatz müssen vielmehr der nationale Gedanke und die nationale Partei eine wesentlich neutrale Stellung einnehmen. Wenn es auch wahr wäre, daß ein Theil der preußischen Constitutionellen, und daß namentlich ihr beharrlicher, muthiger und geistvoller Führer sich gegen die Thätigkeit des Nationalvereins gleichgültig und selbst abgeneigt verhielte, so lohnt es fürwahr der Mühe, sich mit diesen Männern zu verständigen, ihre Meinung durch Beseitigung von Mißverständnissen, durch Nachgeben in manchen Puncten, wenn es sein muß, für die nationale Sache zu gewinnen. In den Männern dieser Art stellt sich uns ein gutes Stück ächter preußischer Kraft und preußischen Wesens dar, das man in Rechnung bringen muß, wenn jemals ein Abschluß des Einigungswerks erfolgen soll. Und was zumal den Führer anlangt, so wollen wir ihm, und wenn er auch aus Gründen, die wir nicht kennen, der deutschen Bewegung des Augenblicks zürnen mag, doch die Treue nicht vergessen, die er der vaterländischen Sache in einem großen Moment bewährt hat; wir

wollen es ihm gedenken, daß er ihr das ſchwerſte aller Opfer für einen Charakter ſeiner Art — das ſeiner Meinung — gebracht hat, indem er die Annahme der Reichsverfaſſung von 1849 durch Preußen, obgleich dieſelbe ſowohl in ihren Einzelnheiten als der Art ihrer Entſtehung nach ſeinen Anſichten entgegen war, doch mit aller ſeiner Energie befürwortet hat, als er in ihr das Heil des Vaterlandes erkannte. Sollte wirklich — was wir unſererſeits durchaus in Abrede ſtellen — in dem Weſen des Mannes etwas liegen, was einen leichtfertigen Anhänger der guten Sache bewegen könnte, ſein Ausſcheiden aus den Reihen der Kämpfer mit den Worten des Dichters zu begrüßen:

„So ſind wir eines mürr'ſchen Mannes los,
Der unverträglich uns nur meiſtern wollte",

ſo hat der ernſte Freund des Vaterlandes allen Grund, mit dem Dichter zu antworten:

„Ein Mann iſt viel werth in ſo theurer Zeit,
Ich möcht' ihn nicht mit leichtem Sinn verlieren".

V.

Die Parteien im Nationalverein.

Es wird vielfach als ein erfreuliches Merkmal der zu frischem Leben erwachten nationalen Bestrebungen hervorgehoben, daß sie die freisinnigen Parteien, welche durch die Erschütterungen des Jahres 1848 in feindliche Lager auseinandergesprengt worden, wiederum zu vaterländischem Wirken geeinigt haben. Und welchen preiswürdigeren Einfluß könnte in der That der nationale Gedanke schon vor seinem Eintritt in die Wirklichkeit des staatlichen Lebens üben, als wenn er die entzweiten Gemüther versöhnte, streitende Meinungen in eine höhere Einheit auflöste, kämpfende Brüder zu den Füßen der Mutter, die ihrer liebenden Sorge bedarf, den Haß abschwören und sich zu ernster Pflichtübung verbinden sähe? Aber wenn die liberalen Parteien das als das Höhere anerkennen, was sie einigt, wenn in dieser Anerkennung die Bürgschaft treuen und redlichen Zusammenwirkens für das gemeinsame Ziel beruht, so waren es doch auch tiefe und ernste Ueberzeugungen, die sie getrennt haben. Wir dürfen von diesen Ueberzeugungen fordern, daß sie sich unterordnen, aber nicht, daß sie sich verbergen. Die gewissenhafte Meinung der Partei soll bescheiden zurücktreten vor dem

Gebote des nationalen Bedürfnisses, aber sie soll ihre Fahne nicht verleugnen. Was hülfe es auch, wenn die Unterdrückten und zum Schweigen verurtheilten Gegensätze im Stillen nur um so schärfer und feindlicher sich entwickelten, um nach dem Siege der nationalen Sache um so gehässiger einander anzufallen und durch den neu ausgebrochenen Zwiespalt den gemeinsamen Gegnern Vorschub zu leisten? Wäre es nicht besser, den gewonnenen Einigungspunct zu benutzen, um auf eine offene Verständigung der streitenden Meinungen hinzuwirken, um durch den geistigen Kampf auf dem befriedeten Boden des geeinten Strebens die Heftigkeit eines späteren Zusammenstoßes vielleicht im Voraus zu mildern? Fragen wir nun nach dem Verhalten der Parteien zu einander im Nationalverein, so muß zuvörderst rühmend anerkannt werden, daß jene Neutralität des nationalen Gedankens in den untergeordneten Parteifragen im Mittelpunct der Thätigkeit des Vereins, in seiner Wochenschrift, in den Beschlüssen seines Vorstandes und Ausschusses, in allen denjenigen Lebensäußerungen zumal, die von dem Geiste seines trefflichen Führers durchdrungen sind, streng beobachtet wird. Es ist hier nichts vorgekommen, was der einen oder der anderen der liberalen Parteien irgend gerechten Anstoß geben könnte. Dagegen glauben wir nicht, daß dieselbe Gränze innerhalb der Localvereine, oder — da eigentlich von solchen innerhalb des Nationalvereins nicht die Rede ist — richtiger, innerhalb der Localversammlungen stets eingehalten worden ist. Wir glauben zwar nicht, um die Parteien mit den seit 1848 geläufigen Namen zu bezeichnen, daß irgendwo die constitutionelle Partei durch ihren überwiegenden Einfluß, durch das einseitige Geltendmachen ihrer Richtung die demokratische von der Wirksamkeit im Vereine zurückgedrängt hätte.

Dagegen ſcheint es uns, als ob das Gegentheil an manchen Orten allerdings der Fall geweſen wäre. Wollten wir mit der Conſtatirung dieſer Thatſache einen Vorwurf ausſprechen, ſo würden wir zweifelhaft ſein, gegen welche der beiden Parteien wir ihn richten ſollten. Es könnte ja der conſtitutionellen Partei eben ſo wohl zum Tadel gereichen, daß ſie ſich an manchen Orten nicht in hinlänglicher Anzahl und mit genügendem Eifer an der guten Sache des Vereins betheiligt hat, um ihren Platz auf ſeinem Felde zu behaupten, wie man es an der demokratiſchen rügen könnte, daß ſie ſich in einer Weiſe geltend gemacht habe, die dem Gegner die Betheiligung erſchwerte. Allein es iſt eben gar nicht unſere Abſicht, eine Anklage gegen die Einen oder die Anderen zu erheben. Wir wollen nur eine Thatſache conſtatiren und zu erklären ſuchen, zugleich aber vor einer Gefahr warnen. Wir meinen nämlich, daß die Erſcheinung, auf die wir hindeuten, mehr in der Lage der Sache als in der Schuld von irgend Jemanden begründet iſt, daß es aber im vaterländiſchen Intereſſe liegt, ihr entgegen zu wirken.

Da, wo der Boden und die Form einer beſtimmten Verfaſſung noch nicht gewonnen ſind, wo es ſich um die Verfolgung eines idealen Zweckes handelt, dem noch jede concrete Geſtaltung fehlt, hat offenbar der Conſtitutionalismus eine ſchwierigere Stellung, als das über denſelben hinausgehende politiſche Princip der Demokratie. Daß man als *Ideal* die Republik vorziehe, iſt natürlich. Aus hartem Kampfe mit der Wirklichkeit, aus dem Bedürfniß der Transaction mit dem unabweislich Gegebenen, aus der Scheu, das ſichere Gut bürgerlicher Freiheit und Ordnung, nationaler Macht und Einheit Wagniſſen von ungewiſſem Erfolge preiszugeben, geht die Werthſchätzung der

conſtitutionellen Monarchie hervor. Die Partei der Verfaſſungstreue bedarf eben des Objects einer Verfaſſung, an der ſie einen feſten Halt finde. In dem Streben nach dem ſchmerzlich vermißten Gute nationaler Einigung findet eher diejenige Richtung Vorſchub, die über die Erforderniſſe der Wirklichkeit hinweg zu ſehen geneigt iſt und vom Standpuncte abstracter Anſprüche aus das abſolut Wünſchenswertheſte auf ihre Fahne ſchreibt. Hierin liegt eine Gefahr für jede Agitation, die durch Jahre hindurch ohne unmittelbare, praktiſche politiſche Thätigkeit einem Principe dient; hierin liegt insbeſondere für den Nationalverein die Gefahr, daß zwiſchen ſeinen Mitteln und ſeinem Zwecke ein Conflict einträte. Denn ſein Zweck — die Herſtellung einer deutſchen Macht durch die Anlehnung an die vorhandene Kraft Preußens — iſt unauflöslich verknüpft mit dem Gedanken der conſtitutionellen Monarchie. So durchaus unverträglich dieſer Zweck mit der Herrſchaft des Abſolutismus in Preußen, eben ſo unvereinbar wäre er mit der Herrſchaft des republicaniſchen Princips in dem übrigen Deutſchland. Die ſich zum Ziele geſetzt haben, die Einigung Deutſchlands durch eine directe, völlig ungehemmte Aeußerung des Volkswillens, mit anderen Worten durch eine Revolution zu bewirken, können in dem Daſein einer Macht wie der preußiſchen keine Förderung ihrer Zwecke, ſondern müſſen in derſelben das ſchwerſte aller Hinderniſſe erblicken. Und doch können wir uns nicht verhehlen, daß die Lebhaftigkeit der nationalen Bewegung ſelbſt, die entſchuldbare Ungeduld über das Ausbleiben jedes Fortſchritts zum erſehnten Ziele, die Zurückhaltung Preußens, die Unzufriedenheit mit manchen Thaten und mehr noch mit manchen Worten, die von dort her kommen und den weiteſten Widerhall finden — daß

dieſe Momente geeignet ſind, von jenem Ziele abzulenken und eine ihm widerſtrebende Geſinnung zu fördern. So iſt denn die Gefahr vorhanden, daß, wenn der Augenblick geſchichtlicher Entſcheidung kommt und wenn Preußen endlich ſeinen Beruf erfaßt, diejenigen Stimmungen, die mit den Zielen des Nationalvereins im Weſentlichen nicht harmoniren, in ſeiner Mitte das Uebergewicht haben könnten, und es iſt deshalb ſeiner eigenen Richtung und Zukunft wegen — ganz abgeſehen von jeder Vorliebe für die eine oder die andere politiſche Partei — ein weſentliches Bedürfniß, daß das Element conſtitutionell-monarchiſcher Ueberzeugungen aus ſeinem Bereiche nicht verdrängt werde, ſondern in genügender Stärke in ihm vorhanden bleibe.

VI.

Die Gothaer.

Wir vermuthen, daß manche Leſer, wenn wir in dem letzten Artikel die Gegenſätze der Parteien im Nationalverein beſprochen haben, geneigt waren, uns vorzuwerfen, daß wir den Frieden ſtören, daß wir verſchwundene Unterſchiede heraufbeſchwören oder doch ſchlummernde wecken, daß ja kein Widerſtreit vorhanden ſei, daß Demokraten und Conſtitutionelle ihren Hader auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt, in die mächtig anſchwellende Strömung nationalen Sinnes verſenkt, die Erinnerung des alten Kampfes in dem gemeinſamen Streben faſt verloren hätten. Wir glauben den Vorwurf nicht zu verdienen, weil wir die Sachlage anders auffaſſen. Wir glauben, daß zu wirklicher Verſtändigung noch gar Vieles übrig iſt. Daß von Einer Seite — freilich außerhalb des Nationalvereins — die conſtitutionelle Partei der Demokratie den Bund in ſchroffer Weiſe aufgekündigt hat, iſt vielfachem, ſcharfem Tadel begegnet. Aber man hat es, wie uns ſcheint, mit gleich feindſeligen Aeußerungen in entgegengeſetzter Richtung minder genau genommen. Es iſt wahr, daß Schmähungen gegen das conſtitutionelle Princip und ſeiner Vertreter unter deren eigenem

Namen minder häufig vorkommen. Es iſt ja für den Augenblick von einem Kampfe wider die monarchiſche Form nicht die Rede; das Programm des Nationalvereins vollends ſieht ja gerade in ihr die Heilung der Schäden des Vaterlandes, wie könnte man alſo in ſeinem Bereich den Anhängern einer durch Verfaſſung und Geſetz beſchränkten Monarchie directe und offene Feindſchaft bezeigen? Aber man hat ein Mittel gefunden, den alten Haß nichtsdeſtoweniger an den alten Gegner unter anderem Namen auszulaſſen. Man hat ſich eine Bezeichnung vorbehalten, welche man von der allgemeinen, wechſelſeitigen Amneſtie der liberalen Parteien ausnimmt, welcher man ohne Verletzung des geſchloſſenen — ſollen wir ſagen, Friedens oder Waffenſtillſtandes? — tagtäglich ein „Allen Sündern ſei vergeben, nur Dir nicht“ zurufen zu dürfen glaubt. Will man der Partei der conſtitutionellen Monarchie den alten Ingrimm in's Geſicht ſchleudern, ſo nennt man ſie „Gothaer“, und dieſe Kriegsparole gilt auch innerhalb mancher Kreiſe des Nationalvereins als eine berechtigte.

Es lohnt wohl der Mühe, die Befugniß zu ſolchem Gebahren vom Standpuncte des nationalen Strebens zu prüfen. Es handelt ſich dabei nicht um die Behauptung der Stellung einer wirkſamen und thätigen politiſchen Partei, denn als ſolche exiſtiren die Gothaer nicht, und darum eben eignet ſich der Name ohne Sache ſo gut zu in die Luft geführten Streichen, die einem Gegner gelten ſollten, den man nicht bei ſeinem wahren Namen nennen will. Es handelt ſich für uns hier nur um ein Vergangenes, um einen geſchichtlichen Moment, in ihm aber um eine Geſinnung, um ein Princip, um ein Bleibendes in dem Vergänglichen, das gegen ungerechte Schmähungen

in Schutz genommen werden soll. Fragen wir, was das Bezeichnende der Gothaer als einer Fraction der constitutionellen Partei gewesen ist, so muß zuerst daran erinnert werden, daß die Sache und der an sie sich hängende Haß älter ist, als der Name. Lange vor der Gothaer Zusammenkunft hatten Die, die sich in ihr einfanden, ihre politische Stellung genommen, ihre Ziele gegen Freund und Feind kundgegeben. Und welche waren diese Ziele und diese Stellung? Es ist nicht möglich, Kern und Wesen derselben in etwas Anderem zu erkennen als in dem Streben nach Begründung des erblichen Kaiserthums deutscher Nation mit der Dynastie, die den preußischen Thron inne hat. In diesem Streben wurzelt ganz ausschließlich die Bedeutung der Partei, in ihm auch allein der glühende Haß, der sie von ihrem Entstehen an bis über ihren politischen Untergang hinaus begleitet hat, der zwiefache Haß aus den entgegengesetzten Lagern, der Haß Derer, die die Einheit, und Derer, die die Monarchie nicht wollten. Der Macht dieser allein im Hasse geeinigten, in allem Anderen feindlich getrennten Gegner fast erliegend, hatte die Partei vor Allem die Aufgabe, einen Ausspruch der Nationalversammlung im Sinne jenes Grundgedankens zu erwirken; es ist ihr mit unsäglicher Anstrengung gelungen. Zur Verwirklichung des Gedankens aber war die Zustimmung des augenblicklichen Trägers der preußischen Krone erforderlich. Blieb diese aus, so war nicht der Gedanke, nicht der Ausspruch der Versammlung verloren, der dem bis dahin unklaren Streben der Nation ein festes Ziel steckte, aber die Partei war es, die sich auf einen unter ihr zusammenbrechenden Stützpunct gelehnt hatte. Es ist nun eine sehr verbreitete Anschauung, es habe die Partei in dem blinden Vertrauen,

das man ihr so gern Schuld giebt, eine Ablehnung für unmöglich gehalten. Schärfere Beobachter der damaligen Dinge werden wissen, daß das ein Irrthum ist, daß bei weitem nicht alle Mitglieder der Partei so sanguinisch waren, vielmehr die Gefahr des Scheiterns sich Vielen darbot. Wäre nun das Ziel, das die Partei verfolgte, eine bloße Liebhaberei, eine politische Grille, oder wäre sie eine Form gewesen, die man unter vielen, die sich darboten, beliebig wählen konnte: dann freilich müßten wir eine Partei verdammen, die ihr Alles an einen ungewissen Erfolg gesetzt und jedenfalls den Trieb der Selbsterhaltung in tadelnswerther Weise verleugnet hätte. Wir begreifen vollkommen, daß Diejenigen, welche die Sache so ansehen, auf die erbkaiserliche Partei der Nationalversammlung mit Geringschätzung herabblicken. Ist aber jener Grundgedanke ein richtiger, ist er der durch eine unabänderliche geschichtliche Entwicklung für die Freunde der deutschen Einheit unbedingt gebotene, muß die Nation auf denselben bei jedem erneuten Versuch einer kräftigen Constituirung unvermeidlich zurückkommen, hat jene Partei also den einzig möglichen Weg zum Ziele verfolgt: dann verdient sie Dank, daß sie trotz der Ungewißheit des augenblicklichen Erfolgs, daß sie mit Aufopferung ihrer selbst einen Ausspruch der Nation im Sinne jenes Gedankens erwirkt hat. Und das sollte — so scheint es uns — doch der Standpunct der Beurtheilung für den Nationalverein sein, der eben jene damals besiegte Fahne von Neuem erhoben hat. Wie steht es denn mit jenen anderen Planen, die in der Nationalversammlung denen des Erbkaiserthums entgegen gesetzt wurden? Es war die republicanische Spitze, die über die fortbestehenden mächtigen Erbmonarchien gesetzt werden sollte; es war das

Directorium, der Turnus, die Trias, kurz alle jene ohnmächtigen Schöpfungen, die jetzt noch als Projecte Einzelner hie und da wieder auftauchen, aber ohne daß eines von ihnen die Kraft hätte, auch nur eine Partei in der Nation zu bilden. Und in dieſem Gegenſatze der Meinungen allein liegt doch die tiefe Quelle jener unverſöhnlichen Feindſchaft, in welcher Radicalismus und Reaction von Anbeginn bis auf den heutigen Tag wider die Partei des Kaiſerthums harmoniren.

Muſtern wir jedoch die weiteren Vorwürfe, die der vielgeſchmähten Partei gemacht worden ſind. Auf dem Wege über Gotha nach Erfurt zu dem Verſuche, die Unionsverfaſſung in's Leben zu rufen, hat ſie den neuen Namen erhalten. Wir finden es erklärlich, daß nach den überſpannten Hoffnungen von 1848 und unter der Herrſchaft der glühenden Leidenſchaften von 1849 der eingeſchlagene Weg die heftigſten Angriffe erfahren hat. Aber hätte nicht die ſeitdem gemachte Erfahrung zu einer erneuten Prüfung der Gerechtigkeit jener Angriffe führen ſollen? Können Die, die den Zwecken des Nationalvereins aufrichtig dienen, es in Abrede ſtellen, daß in der Verwirklichung der Unionsverfaſſung ein ungeheurer Fortſchritt auf dem Wege nationaler Einheit gelegen hätte, und können Die, die es anerkennen, in die Schmähungen Derjenigen einſtimmen, die, weit entfernt von hingebendem Vertrauen, es für eine mit ſchwerer Reſignation zu übende Pflicht hielten, den Verſuch, der die Sache des Vaterlandes fördern *konnte*, nicht von ſich zu weiſen?

VII.

Die Reichsverfassung und die Kaiserpartei.

Wir haben nun noch die herbste und gehässigste aller Anklagen wider die Kaiserpartei der Nationalversammlung, nachmals „Gothaer" genannt, zu erörtern; die Anklage, daß sie die Kämpfer für „Durchführung der Reichsverfassung" im Mai 1849 im Stiche gelassen, daß sie sich von der gefahrvollen Vertretung der eigenen Sache zurückgezogen und sie Denen, die bis dahin die Gegner dieser Sache waren, überlassen habe. Diese Anklage gehört um so mehr in den Bereich der gegenwärtigen Erörterung, als sie auch im Schooße des Nationalvereins in der Koburger Generalversammlung von 1860 — bei Gelegenheit der Debatte über die Reichsverfassung — mit vieler Gehässigkeit und unter dem Beifall einiger Anwesenden erhoben worden ist.

Müssen wir bei dieser Erörterung auf die Bewegung von 1849 zurückkommen, so ist es nicht unsere Absicht, Anklage wider Anklage zu erheben und auf unglückliche Opfer neue Vorwürfe zu häufen. Sehen wir jene Bewegung als Das an was sie war, als eine republicanische Schilderhebung, so müssen wir sie freilich als einen politischen Act verurtheilen, weil wir

in der republicaniſchen Form weder überhaupt das Heil der Gegenwart, noch insbeſondere das Mittel der deutſchen Einigung erblicken. Allein nur ein einſeitiger Parteieifer vermöchte es zu verkennen, daß in jenem Augenblick, wo nach einer tiefen Erſchütterung die auf dem Wege einer monarchiſchen Verfaſſung erſtrebte Heilung tief empfundener Uebel mißglückt war, ein heftiges momentanes Aufflackern republicaniſchen Geiſtes natürlich und entſchuldbar war, und man wird jenen Aufſtänden, in denen neben vielen ſchlechten und unlauteren auch manche reine und edle Elemente hervortraten, in dieſem Lichte geſehen, Theilnahme und Mitgefühl nicht verſagen können. Aber der ſchwärzeſte Makel, der an jener Bewegung haftet, liegt eben in ihrer gründlichen Unwahrheit — vielleicht einer Selbſttäuſchung bei manchen gedankenloſen Werkzeugen, einer abſichtlichen, mit Hohn verknüpften Täuſchung Anderer bei den Führern und den Einſichtsvolleren — welche ſie für eine auf Durchführung der Reichsverfaſſung gerichtete ausgeben wollte. Die Reichsverfaſſung war weſentlich auf die Anlehnung an die monarchiſche Kraft Preußens gegründet; ohne die Reichsregierung, die ſie einſetzen wollte, war ſie ein Unſinn, eine Unmöglichkeit, ein Mittel endloſer Verwirrung und der Weg zur nationalen Ohnmacht. Es ſoll nun nicht geleugnet werden, daß diejenige Partei, der es mit der Verfaſſung Ernſt geweſen war, in der unendlich ſchwierigen Lage, in welche die Ablehnung des Königs von Preußen ſie verſetzt hatte, Fehler gemacht hat. Sie rührten im Weſentlichen daher, daß man das Scheitern des Planes nicht früh und klar genug erkannte, daß man die Weigerung Preußens als keine ſchließliche anſah und ſich an den Strohhalm der von Berlin aus genährten Hoffnung hielt, es werde dort ein Ein-

lenken ſtattfinden. Man erinnere ſich der zu wenig beachteten Thatſache, daß, als die Frankfurter Deputation erklärte, ſie müſſe in der Antwort des Königs eine Ablehnung des Antrages erblicken, das Miniſterium Manteuffel mit großer Gereiztheit dieſe Deutung zurückwies, der Deputation eine Ueberſchreitung ihrer Befugniſſe Schuld gab und an die Auffaſſung der Verſammlung appellirte. Die Schroffheit der Ablehnung, mit welcher man ſich nach der ſpäteren Wendung der Dinge ſo gern gebrüſtet hat, war keineswegs vorhanden. Es fehlte offenbar nur an dem Muthe, nicht an der Neigung zur Annahme, und dieſes Schwanken zwiſchen Wollen und Nichtwagen hat zum großen Theil das Unheil jener Zeit verſchuldet. Aber von allen politiſchen Fehlern, welche die erbkaiſerliche Partei der Nationalverſammlung ſich in jener unermeßlich ſchwierigen Lage hat zu Schulden kommen laſſen, war keiner im Entfernteſten ſo groß, wie es der Fehler geweſen wäre, ſich, was man ihr damals zumuthete und jetzt noch zum Vorwurf macht abgelehnt zu haben, von der ſogenannten Reichsverfaſſungs-Bewegung ins Schlepptau nehmen zu laſſen. Allerdings waren es die bitterſten Gegner der Reichsverfaſſung, dieſelben, die ſie im Bunde mit den Freunden öſterreichiſcher Herrſchaft in Deutſchland aufs Aeußerſte bekämpft hatten, welche ſie jetzt „durchführen“ wollten. Aber es war fürwahr nicht die Großmuth des Feindes, der dem Geſchlagenen aufhelfen will, es war eine mit Hohn gepaarte Liſt, die den Namen der unmöglich gewordenen Sache ausbeuten wollte, um ihr Gegentheil zu erreichen. Giebt es wohl einen halbwegs denkenden Menſchen in Deutſchland, der jemals im Ernſte geglaubt hat, daß, wenn die damals in Baden, in der Rheinpfalz und in Sachſen ausgebrochene Bewegung geſiegt hätte,

die Reichsverfaſſung die Frucht des Sieges geweſen wäre? Ihre Schöpfer mußten freilich mit dem Mißlingen der Verſuche von Frankfurt und Erfurt als Partei politiſch zu Grunde gehen; aber ſie haben die Fahne des Gedankens, um den ſie ſich ſchaarten, unbefleckt erhalten, ſo daß dieſelbe, wie die Gegenwart zeigt, neue Schaaren von Vaterlandsfreunden in's Feld führen kann. Hätten ſie dagegen zugegeben, daß aus dem lebendigen Körper der Reichsverfaſſung ein Organ herausgenommen werden könne, ohne ſie zu gefährden, daß man die einheitliche monarchiſche Leitung weglaſſen dürfe, ohne die Sache weſentlich zu ändern, dann hätte ſie mit der Partei den Gedanken, ſie hätte Beide moraliſch wie politiſch zu Grunde gerichtet; ſie hätte, wie ſie in der Gegenwart das Gagernſche Programm damit verurtheilte, ſo für die Zukunft im Voraus das des Nationalvereins unmöglich gemacht.

Aber die Partei mußte nothwendig nach dem zwiefachen Mißlingen vom Schauplatz abtreten. Es giebt überhaupt nichts Thörichteres als die Prätenſion einer Partei, die der Augenblick geboren hat, auf Geltung und Wirkſamkeit in einem ſpäteren, der ſich ſeine Organe ſelbſt ſchaffen muß, und in welchem die durch die Strömung der Zeit Beſeitigten, wenn ſie es aufrichtig meinen, ſich freuen müſſen, daß die Idee, für die ſie geſtritten haben, neue Streiter für ſich gewonnen hat. Wir wüßten aber in der That keine Partei, die ſolche Prätenſion weniger erhoben hätte als die „Gothaer". Wir wüßten keinen Fall — ſeit jener Zeit, da auch das Werk von Erfurt muthlos von Denen im Stiche gelaſſen ward, die ihr Wort dafür eingeſetzt hatten, und ohne die es ins Leben zu rufen eben eine Unmöglichkeit war — wo die Partei als ſolche auch nur den

Verſuch gemacht hätte, wieder auf den Schauplatz zu treten. Die Schuld der ihr aufgedrängten Unſterblichkeit tragen in der That nur die Schmähungen ihrer Gegner. In der Reihe dieſer erſcheint denn neben dem Vorwurf, daß ſie einſt gelebt und gewirkt habe, auch nicht ſelten der, daß ſie jetzt in Unthätigkeit verſunken ſei. Der Partei gegenüber hat der Vorwurf keinen Sinn, wider die Einzelnen iſt er vollkommen ungerecht. Mehrere der hervorragendſten von dieſen haben die Ideen, deren politiſche Durchführung mißlungen war, in der Literatur in ausgezeichneter Weiſe vertreten, und ſie tiefer in das Bewußtſein des Volkes gepflanzt. Andere haben nach Kräften in den Einzelſtaaten für die nationalen Intereſſen gewirkt und zu der Erweckung des beſſeren Geiſtes, wie er an manchen Orten, namentlich in Preußen, zu walten begonnen hat, beigetragen. Wir wiſſen freilich, daß in dem zuletzt gedachten Lande die politiſche Bewegung bereits über den Standpunct Derer, die wir im Auge haben, hinausgegangen iſt. Es iſt hier nicht unſere Aufgabe, in dem dadurch hervorgerufenen Streit Partei zu nehmen; wir meinen nur, daß Denen, die in dieſem Augenblick noch die preußiſchen Staatsangelegenheiten lenken, das eine Verdienſt jedenfalls gelaſſen werden muß, daß ſie ihren neuen Gegnern den Kampfplatz geſchaffen haben. Manche aus der Partei, für die wir das Wort ergriffen haben, ſind ſchon aus dem Leben geſchieden. Man halte es uns zumal um Dieſer willen zu Gute, wenn wir nicht ſittliche Makel auf einer Partei wollen haften laſſen, welcher Männer wie Arndt und Dahlmann in der Fülle ihres Herzens angehört haben.

Schließlich noch ein Wort über die Stellung der „Gothaer“ zum Nationalverein. In den Organen der Reaction und des

Ultramontanismus — hier und da auch einer ultra-demokratiſchen Partei — ſehen wir den Verein täglich, als in Haupt und Gliedern dem Gothaismus verfallen, verdammt. Im Schooß des Vereins ſelbſt haben wir wohl den Vorwurf vernommen, daß die „Gothaer" ſich nur in geringer Zahl dem Verein angeſchloſſen hätten. Es kann uns natürlich nur um die Ablehnung des letzteren Vorwurfs zu thun ſein. Wir glauben, daß ihm theilweiſe ein Irrthum zu Grunde liegt, der eben daher rührt, daß die Anhänger der alten conſtitutionellen Einheitspartei von Frankfurt und Erfurt ſich nicht als Parteigenoſſen zu geriren und nicht in geſchloſſenen Reihen aufzutreten gewohnt ſind. Nach ihren perſönlichen Ueberzeugungen können ſie nur Princip und Tendenz des Nationalvereins von ganzem Herzen als die ihrigen anerkennen und es für eine patriotiſche Pflicht halten, ſich nach Kräften an dem Wirken des Vereins zu betheiligen. Wahr iſt dagegen, daß an einzelnen Orten eine gegen diejenige Partei, die ſehr bereitwillig das in dem neueſten preußiſchen Wahlkampfe ihr vorzugsweiſe vergönnte Epitheton der liberalen annimmt, übelwollende Geſinnung ſich im Verein geltend gemacht und die Angehörigen jener Partei verdrängt hat. Sie wird auch da gern zur Verſtändigung in patriotiſchem Sinne die Hand bieten; aber ſie wird den Frieden niemals — ſo wenig wie die Gegenpartei — durch Verleugnung ihrer Ueberzeugungen erkaufen.

Die kurheſſiſche Frage — keine innere Landesangelegenheit. *

Alle Welt fragt ſich, welcher Löſung die kurheſſiſchen Wirren entgegengehen. Dem Unheil, das durch von Außen geübte Gewalt über das unglückliche Land hereingebrochen, ſoll, wie es ſcheint, kein Heilmittel von außen entgegentreten; es ſoll einer inneren Kriſis überlaſſen werden, den Krankheitsſtoff, den die europäiſche Reaction hier abgelagert hat, zu entfernen. Man hat das Land mit einem brutalen Stoß in einen Abgrund geſchleudert; und nachdem man die Verkehrtheit und Rechtswidrigkeit jenes gewaltſamen Verfahrens endlich eingeſehen hat, iſt man großmüthig genug, dem Lande zu geſtatten, ſich aus dem Abgrunde mühſelig herauszuarbeiten, im günſtigen Fall ihm einige Ausſicht eröffnend, daß man der Gewalt eines wiederholten Stoßes zu wehren verſuchen wolle. Aber hat man auch bedacht, von welcher Art die Kriſis iſt, die man auf ſolche Weiſe heranruft? welche Mittel allein dem verlaſſenen und verrathenen Lande übrig gelaſſen ſind, um ſich aus jenem Abgrund emporzuraffen? Im Inneren ſetzt man den Beſchwerden einer entrüſteten Bevölkerung als letztes Argument die Unmöglichkeit entgegen, ſich von den Banden der Bundesbeſchlüſſe zu befreien, welche die rechtmäßige Landesverfaſſung vernichtet haben, und

* Aus der „Zeit" 1861.

diejenige Macht, welche im Angeſicht von Deutſchland ihr Wort und ihre politiſche Geltung gegen jene Bundesbeſchlüſſe und deren fortdauernde Wirkſamkeit eingeſetzt hat, verweiſt auf eine innere Löſung der Streitfrage, die ſie der Anwendung eigener Kraft zur Sühnung ihres ſchweren Antheils an der alten Schuld überheben ſoll. Wie ſoll das ſchwer heimgeſuchte Land aus dieſem fehlerhaften Cirkel herauskommen? Welcher andere Weg der inneren Löſung bleibt übrig, als der nach voller logiſcher Conſequenz ihm angewieſene der Gewalt? Wenn die Unrechtmäßigkeit des früher gewaltſam Vollführten offen behauptet, aber dennoch jede Abhülfe wider deſſen fortwährende Wirkung beharrlich verweigert wird, was Anderes kann die Folge ſein als die Vorſtellung: das Land müſſe ſich ſelbſt helfen, damit die Mächtigen der Erde ihm helfen? Daß jene concentrirte Macht gebrochen iſt, die einſt für das Unrecht einſtand, leuchtet auch dem blödeſten Auge ein. Daß die gegenwärtige Lage Europas Momente genug in ihrem Schooße birgt, deren Eintritt die Herbeiführung einer jener vollbrachten Thatſachen, vor welchen die Legitimität ſich zu beugen pflegt, weſentlich erleichtern würde, wird ſich auch kaum Jemand verhehlen. Um viel geringeren Unrechts willen hat einſt die Bundesverſammlung den ererbten Anſpruch eines deutſchen Fürſten fallen laſſen; aber eine europäiſche Erſchütterung hatte freilich den Impuls dazu gegeben, und eine Brandfackel hatte dazu geleuchtet. Daß die Erbitterung des heſſiſchen und des geſammten deutſchen Volks nicht minder ausdauernd und beharrlich iſt, als das Unrecht, das ſie erzeugt hat, daß ſie das Eintreten ſolcher Umſtände noch erleben wird, welche das Abwerfen eines verhaßten Joches geſtatten, werden Wenige bezweifeln. Der lebhafte Wunſch, daß vor dem Herannahen

ſolcher Umſtände die Streitfrage eine rechtliche Löſung finden möge, gilt dem Zwecke weniger als dem Mittel. Die Sache der geſetzlichen Ordnung iſt in höherem Grade als die Sache Kurheſſens dabei betheiligt, daß eine rechtliche Löſung des Streites gefunden werde. Daß die Macht des Unrechts gebrochen werden wird, iſt ſo gewiß, als daß es eine Vergeltung in der Geſchichte giebt; daß ſie aber durch das Recht gebeugt werde, ehe ſie durch Gewalt niedergeworfen wird, iſt nöthig, um den Glauben an die Macht des Rechts wieder herzuſtellen wo er verloren gegangen, ihn zu erhalten wo noch ein Ueberreſt davon zurückgeblieben. Dieſer Glaube iſt die Wurzel alles Verfaſſungslebens, iſt der einzige Boden, auf den die Anhänger des Verfaſſungsrechts ſich ſtellen können. Das unerſchütterliche Vertrauen auf die Geltung des Rechts iſt der beſte Ankergrund, auf dem die verfaſſungsmäßige Freiheit Englands ruht, während es die Verzweiflung am Rechte, der Glaube an die Gewalt iſt, was andere Länder zwiſchen Revolution und Despotismus hin und her taumeln läßt. Die Beſorgniß, daß die conſtitutionelle Partei in Deutſchland den Stürmen der Zukunft gegenüber ohnmächtig ſein werde, beruht darauf, daß die Reaction den Stab des Rechts in ihrer Hand zerbrochen hat, und daß der geſetzliche Widerſtand wider die Gewalt — in der kurheſſiſchen Sache zumal — Vielen zum Spotte geworden iſt. Woher ſoll die Achtung vor dem Geſetze im Volke kommen, wenn es wahrnimmt, daß der Mächtige es jederzeit brechen kann, und daß ſelbſt der einmüthige Wille eines ganzen Volkes dem gekränkten Rechte nicht zum Siege helfen kann, wenn nicht Gewalt ſich der Gewalt entgegen ſtellt? Darum gilt der Dienſt, den ganz Deutſchland in dieſer Sache von Preußen erwartet, weniger Kurheſſen,

als er dem constitutionellen Gedanken, dem friedlichen Siege des Rechts, der Wiederherstellung des Vertrauens in seine Herrschaft gilt. Sowohl die Freunde revolutionärer als die Freunde autokratischer Gewalt würden scheel sehen zu einem solchen Erfolge Preußens; denn wie den Letzteren die Herrschaft über die Gegenwart, so wird den Ersteren die Herrschaft über die Zukunft dadurch geschmälert: aber Alle, die eine friedliche Entwickelung der deutschen Dinge, Befriedigung der Gemüther durch den gesicherten Besitz gesetzlicher Freiheit, innere Einigung gegen die von Außen drohenden Gefahren hoffen und wünschen, werden Preußen für den siegreichen Feldzug des Rechtes Dank wissen und werden — zum ersten Mal seit den Befreiungskriegen — von dem frohen Gefühle durchdrungen sein, daß Preußen, einstehend für eine gerechte, für eine deutsche Sache, seine rechte Stellung in Deutschland eingenommen hat.

Und kann Preußen die positivste Verpflichtung, die die Ehre auflegen kann, in Abrede stellen, daß es Kurhessen zu seinem Rechte verhelfe? Wer von uns, der die Schmach und den Jammer des Herbstes von 1850 mit empfunden hat, weiß es denn nicht, daß der wider Kurhessen geführte Streich in Wahrheit der Ehre Preußens galt? Braucht daran wirklich noch erinnert zu werden? Hat die Reaction es nicht von den Dächern gepredigt, daß das unglückliche Land vor Allem dafür gezüchtigt werden müsse, daß es auch nur einen Augenblick preußischer Macht und preußischem Worte vertraut hat? Hat man nicht in Baiern Ehrenmänner, auf denen kein anderer Vorwurf lastet, als daß der baierische Patriotismus in ihnen den deutschen überragt, und daß ihr Preußenhaß für kurze Zeit ihr Rechtsgefühl zu ersticken vermochte — hat man diese nicht

dadurch bestimmt, zu jener schmachvollen Execution zu schweigen, daß man ihnen laut und offen erklärte, daß, wenn auch gegen Kurhessen ein wenig Unrecht geübt, doch damit der glorreiche Zweck der Demüthigung Preußens, der Vernichtung preußischen Einflusses in Deutschland vollständig erreicht sei? Und nach solchen Vorgängen sollte das zu einer würdigeren Politik erwachte Preußen jene Angelegenheit als eine innere des betroffenen Landes ansehen, d. h. sie in einen Weg ohne Ausgang bannen oder als auf ihren einzigen Ausgang auf gewaltsame Selbsthülfe verweisen dürfen? Nein, wenn früher oder später in schwerer Zeit die Keime des Unheils aufgehen, die in dieser Sache in üppiger Fülle gesäet worden, wird die Geschichte Preußen einer schweren Verantwortung wahrlich nicht entheben können.

Daß aber in der gegenwärtigen Lage der politischen Dinge mehr als ein ernstes Wort Preußens dazu gehören sollte, um dem ganzen elenden Treiben ein Ende zu machen und dem kurhessischen Lande sein Recht zurückzugeben, ist in der That kaum zu glauben, wenn man auf den Mittelpunct blickt, von dem die Reaction von 1850 ausging, auf die Stellung der Macht, deren Werkzeug zur Erniedrigung Preußens damals der Bundestag sammt der bayerischen Execution gewesen ist. Freilich scheint Oesterreich entschlossen, von allen Landen, die das Geschick seinem Einfluß unterworfen hat, Deutschland zu allerletzt die politische Wandlung, der es sich unterzieht, empfinden zu lassen. Es scheint ihm daran gelegen, der Welt recht deutlich zu zeigen, daß es ganz allein die Noth ist, die es zur Göttin der Freiheit beten lehrt, indem es da, wo allein die Noth noch nicht groß genug ist, um es zur Heuchelei zu zwingen,

ſo lange wie möglich ſein natürliches Geſicht zeigt. Weil es nicht zu fürchten hat, daß Deutſchland den Schutz des Siegers von Magenta und Solferino anruft, trotzt es dem Haſſe und der Geringſchätzung Deutſchlands und geht hier noch despotiſchen Gelüſten aus glücklicherer Zeit nach, während es anderwärts Provinzen abtritt und um ſeine Exiſtenz verhandelt. Wie jener entthronte italiäniſche Fürſt ſeine politiſchen Gefangenen in die Verbannung mitſchleppte, ſo ſcheint Oeſterreich ſich darin zu gefallen, in ſeinem Nothſtand und ſeinen Verlegenheiten ſich die lange, dünne Kette nachzuziehen, an der es Deutſchland gefangen hält. Während es ſo manche Trophäen hat opfern müſſen, ſcheint es Kurheſſen, die Trophäe von Bronzell und Olmütz, noch nicht fahren laſſen zu wollen. Es ſetzt offenbar Alles daran, den Völkern noch einmal recht gründlich die Lehre einzuprägen, daß ſtarke Regierungen manchmal der Gewalt und der Drohung, aber niemals dem Rechte nachgeben. Indeſſen das iſt eine Stellung, deren Haltbarkeit nur nach Tagen, nicht nach Monaten gezählt werden kann. Oeſterreich kann nicht im Ernſt und auf die Dauer, während es mit vollen Händen neue Verfaſſungen ſpendet, dem armen Kurheſſen das beſcheidene Gut der alten, geraubten vorenthalten; es kann nicht, während es mit den Magnaten Ungarns um die Reichseinheit, das Mark ſeines Daſeins, transigirt, gegen Deutſchland den Tyrannen ſpielen. Wenn Preußen unter dieſen Umſtänden im Kampfe um das Recht Kurheſſens gegen Oeſterreich nicht ſiegt, wird es nicht einmal für die traurige Entſchuldigung der Ohnmacht Gehör finden.

Es gibt noch einen anderen Ort, an dem ein ernſtes Wort Preußens wohl nicht ohne Erfolg würde geſprochen werden.

Wir meinen Kassel. Aber hier hat Preußen einen Vertreter, von dem man erfährt, daß er ein Ehrenmann und rechtlich genug ist, seine Instructionen zu befolgen, daß er aber seinen Sympathien und Verbindungen nach der Reaction von 1850 angehört und deßhalb wenig geeignet scheint, das entscheidende Wort im entscheidenden Augenblick zu sprechen. Wir begreifen und ehren die Rücksichten, die das preußische Ministerium abgehalten haben, im Inneren den Weg der Absetzungen in Masse zu betreten, und würden uns auch über die Frage, ob hier in einzelnen Fällen etwas mehr hätte geschehen können, nicht leicht ein Urtheil erlauben. Aber die Frage, ob nicht die deutsche Politik Preußens an gewichtigen Stellen von Männern vertreten werden müßte, deren Ueberzeugung sich mit der gegenwärtigen Richtung jener Politik in vollem Einklange befindet, dürfte doch ernster Erwägung zu empfehlen sein. —

Schriften vermischten Inhalts.

Ein Wort des Dankes

an die

israelitischen Bürger Badens.

1835.

Hochzuverehrende Herren!

Ein Beweis des Wohlwollens und der Achtung, der für eine um Vieles größere Mühe und Leiſtung, als die meinige, noch ein übergroßer Lohn ſein würde, iſt mir durch Ihre Güte geworden. Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen aus weiter Ferne ein Wort des Dankes zuzurufen, minder weil ich dadurch auch nur des kleinſten Theiles meiner Verpflichtung gegen Sie mich zu entledigen glaube, als weil ich im Danke die Freude, die Sie mir bereitet haben, noch einmal mit aller Lebendigkeit und Innigkeit genieße. Das öffentliche Wort hat mir ſo oft eine Waffe ſein müſſen zur Abwehrung ungerechten Druckes, ſchnöder Liebloſigkeit: wie glücklich bin ich, daß ich mich ſeiner jetzt zum Ausdruck der Liebe und des Dankes bedienen kann! Wie wohlthuend iſt es, das Schwerdt des Wortes zur Sichel zu biegen, um Blumen der Freude auf dem Felde der Liebe zu ärndten! Darum will ich auch in dieſem ſchönen Augenblick nicht zu Gericht gehen mit mir und mit meinen Werken; ich will den Ausdruck und die Gabe Ihrer Liebe freudig hinnehmen, will nicht nach meinem Verdienſte fragen, nicht die Reſultate jener Wirkſamkeit abwägen, die in

Ihrer Güte eine ſo überaus ehrende Anerkennung gefunden hat; ich würde ſonſt in Gefahr kommen, beſchämt vor Ihrer Güte zu ſtehen und ſelbſt dieſen reinſten Genuß meines Lebens durch manches herbe Gefühl getrübt zu ſehen. Wenn ich ſelbſt ſo vermeſſen wäre, allen Erfolg, welcher der Sache der Glaubensfreiheit, der Befreiung unſerer Glaubensgenoſſen von tauſendjährigen Feſſeln in den letzten Jahren in unſerem Vaterlande zu Theil geworden iſt, meinem ſchwachen Wirken zuzuſchreiben, — welchem kaum ein ſichtbares Theilchen deſſelben in Wirklichkeit mag beigemeſſen werden können, — ſo würde aller der Erfolg kaum einen Dank, kaum eine Anerkennung, wie die Ihrige, verdienen. Von ſo manchem Werke, das froh und muthig auf dieſem Gebiete begonnen worden, iſt ja nur eines, die Gleichſtellung der iſraelitiſchen Bürger des Kurfürſtenthums Heſſen — Dank ſei es der hochherzigen Freiheitsliebe ſeiner Volksvertreter — bis heute zum Ziele geführt worden; die übrigen gehen, wenn auch in ſicherem Fortſchritte, doch langſam und unter mühſamen Anſtrengungen dem Ziele entgegen.

Auch an die Arbeit ſelbſt, an die Aufopferung und die Gefahr dabei, darf ich ſo wenig, als an ihren ſichtbaren Erfolg den prüfenden Maßſtab legen, wenn ich mich nicht Ihrer ausgezeichneten Anerkennung unwürdig finden und vor Ihrer Hochachtung erröthen will. Wie unendlich gering iſt Das, was mir zu wagen und zu opfern für die heilige Sache der Freiheit vergönnt iſt, gegen die Wagniſſe und die Opfer, die ſie von uns zu heiſchen berechtigt iſt und die ihr willig gebracht werden von Denen, die von ihrem reinen Feuer durchglüht ſind! Schon manchmal iſt es mir ein Gegenſtand des

Schmerzes geweſen, daß unſere gute Sache der Opfer und der Gefahren ſo wenige zuläßt, daß nur das verhallende Wort den glühenden Wunſch der Seele offenbaren kann, und daß das Wort ſelbſt hier ſo gefahrlos iſt ſeiner Ohnmacht wegen, ſo unbedroht, weil ungefürchtet. Wie Vieles dürfen Andere auf anderen Gebieten im Kampfe für die Freiheit hingeben, und geben es gerne und willig hin! Mag es hart ſein für mich und für Viele, die mit mir ſtreben, keinen Platz zu finden in den Reihen des thätigen Bürgerlebens, ausgeſchloſſen zu ſein von jedem frohen Wirken und Streben der Ehrliebe des Jünglings und des Mannes; viel härter war es noch für andere Kämpfer auf anderen Schlachtfeldern der Freiheit, die froh begonnene Wirkſamkeit gehemmt, die betretene Laufbahn ehrenvoller Arbeit unterbrochen zu ſehen! Genieße ich doch ungeſtört der perſönlichen Freiheit und der Luft des Vaterlandes! Das mag wenig ſcheinen dem ruhig Beſitzenden; aber es iſt mehr Glück, als Viele genießen, die für die Freiheit in gefahrvollerer Bahn, als die meinige, kämpften; es iſt weit mehr, als Das, worauf in unſeren Tagen, wie zu allen Zeiten, Der rechnen darf, der ſich den Kampf gegen übermächtiges Unrecht, gegen Unterdrückung des Schwachen als Lebenszweck vorgeſetzt hat.

Nicht durch äußeren Erfolg, nicht durch Aufopferung, habe ich einen Anſpruch auf Ihre Hochachtung, auf Ihren Dank erworben. Ihre Gabe iſt eine Gabe der Liebe, die nicht nach dem Erfolge fragt und nicht nach der Aufopferung, nur nach dem Willen und nach der Aufrichtigkeit. Und durch Ihre Anerkennung iſt mir zur klaren Ueberzeugung geworden, was ich immer empfand, wie auch der Wille ſeinen Werth hat. Es

giebt Gebiete, wo der recht geführte Kampf ſchon der beſſere Theil des Sieges iſt. Das Ringen um Recht und Freiheit iſt nicht wie ein Ringen um äußeres Gut, wo nur das Errungene Werth hat; es iſt ein ſittlicher Kampf, wo der beſſere Theil des Sieges im Geiſte und in der Ueberzeugung erfochten wird. Wer hier die Geſinnung edlerer Gemüther gewinnt, der darf ſich des ſchönſten Gewinnes rühmen, wenn auch der Widerſtand der Unedlen den Kampfpreis noch lange vorenthalten mag. Der Sinn und die Bedeutung der Freiheit iſt die Würde des Menſchen; wird dieſe im Kampfe behauptet, ſo iſt der höhere Preis errungen. Nur Dem iſt die Freiheit ganz und unwiderruflich geraubt, der an ſeinem Rechte daran irre geworden iſt, deſſen Seele die Knechtſchaft erfaßt hat, daß er nicht mehr kämpft um die Freiheit, daß er ihr niedere Güter vorzieht, daß er verzweifelt an ihrem Siege. Darzulegen, wie das Bewußtſein der Freiheit dem Druck der Jahrtauſende nicht gewichen iſt, wie keine Knechtſchaft es zu vertilgen, wie kein verjährtes Unrecht den ſittlichen Gedanken des Rechts zu ſchmälern vermag, das iſt unſere erſte Aufgabe; dem Gedanken äußere Anerkennung, dem Willen den Sieg zu erringen, das iſt die zweite. Auf dem Gebiete des einen Strebens iſt das Wort allmächtig und der Wille; auf dem des anderen vermag das Wort wenig und der beſte Wille nichts; hier wird meiſt mit Kräften geſtritten, die unſerer Sache ſeit Jahrtauſenden abgehen. Worte, ſeiner Stärke entſprechend, jenem Bewußtſein der Freiheit, jenem Gedanken des Rechts zu leihen, iſt mein höchſtes Streben, iſt der edelſte Theil meiner Aufgabe: daß es mir nicht ganz mißlungen iſt, dafür iſt mir Ihr Wohlwollen, das Zeichen Ihrer ehrenden Theilnahme die erfreulichſte

Bürgſchaft. Es iſt das mehr eine Aufgabe des Eifers und der Liebe, als der Kraft und des Talents. Es gab eine Zeit, wo die Liebe unſerer guten Sache nicht minder, als die äußere Stärke zu fehlen, wo mit dem Unrecht auch der Haß geſiegt und das Mark des Lebens uns vergiftet zu haben ſchien; wo man das Unrecht, das man erlitt, lieber verbergen und verſchweigen mochte, anſtatt es offen zu bekämpfen, wo man ſich ſeiner zu ſchämen ſchien, anſtatt alle Schmach deſſelben auf Die, die es übten, zu wälzen. Wer etwas gelten wollte, Der that, als wolle er vergeſſen machen, daß er der Unterdrückten Einer ſei, als habe er es ſelbſt vergeſſen und möchte er lieber Alles in dem kümmerlichen alten Zuſtande laſſen, als durch den Kampf an ſein Leiden erinnern und erinnert werden. So drohte das Lebensband der Liebe aus der entſeelten Gemeinſchaft zu weichen. Es iſt wieder erſtanden, friſch belebt und geſtärkt, neu geboren in dem Geiſte und der Kraft unſeres Jahrhunderts. Die gemeinſame Abkunft iſt heut zu Tage eine todte, zufällige, bedeutungsloſe Thatſache; der Glaube geht das äußere Leben wenig mehr an, er hat durch die Freiheit der Forſchung nicht an Gehalt, nicht an geiſtigem Werth, aber an Einheit verloren; er bindet die Menſchen noch an den Himmel, noch an ein Jenſeits, aber er vermag nicht mehr, und iſt nicht mehr berufen, ſie an einander zu binden. Das gemeinſame Streben nach dem verſagten Rechte, nach der Anerkennung der verkannten Menſchenwürde, nach der Gewinnung der verſagten Menſchenliebe — das iſt es, worin wir vereinigt ſind, worin wir als eine ſittliche Gemeinſchaft leben. Nirgend hat die Liebloſigkeit ſo tiefe Wurzeln geſchlagen, wie in den Vorurtheilen, unter denen wir leiden; nirgends iſt das Unrecht ſo über-

müthig und ſo übermächtig, die äußere Kraft, die dagegen aufgeboten werden kann, ſo nichtig, wie in unſerer Sache; darum iſt hier der Sieg der Menſchlichkeit der ſchönſte, der Sieg der Freiheit der erhabenſte. Erſt wenn das letzte Unrecht der Ungleichheit und der Bevorrechtung aus den Geſetzen weicht, wird unſer Recht, wird unſere Freiheit gewonnen; erſt mit den letzten Finſterniſſen des Haſſes werden die letzten Vorurtheile gegen uns aus den veredelten Gemüthern ſchwinden. Darum hängen wir durch unſer Streben, ſo wie mit einander, ſo auch mit der ganzen Menſchheit am innigſten zuſammen. Liebe und Freiheit — das ſind die Loſungsworte der ganzen Menſchheit, wie die unſeren; ihr Sieg iſt der Triumph der ganzen Menſchheit, wie der unſere.

Empfangen Sie, hochverehrte Herren, meinen innigſten Dank auch dafür, daß Sie einen Gegenſtand zu Ihrem Ehrengeſchenke gewählt haben, der die edelſte Bedeutung, die ich meinen Beſtrebungen gegeben ſehen möchte, in dem ſchönſten und klarſten Symbole darſtellt. Sie konnten keinen ſchöneren Lohn erdenken, als gerade dieſe Gabe Was die Kunſt ſchafft, iſt der köſtlichſte Preis des Kampfes um die Freiheit; ſie giebt uns den Lorbeerkranz des Sieges, die kühlende Palme des Friedens ſchon in der Hitze des Streites. Mit der reinſten Freude blicke ich auf das ſchöne Kunſtwerk und freue mich, es mein nennen zu dürfen durch Beſitzthum, wie durch ſo manche Beziehung inniger Verwandtſchaft mit ſeinem Geiſte und dem Sinne, in welchem der Künſtler es gebildet. Ich freue mich an der treuen Darſtellung des alten innigen jüdiſchen Familienlebens mit allen den äußeren Zeichen ſeiner Andacht, mit ſeiner von dem Gedanken an Gott ſo durch und durch erfüllten Umgebung.

Wohl hat der Künſtler das rechte Bild gewählt, um unſeren Glauben, wie er ſeit Jahrtauſenden geſtaltet iſt, in lebendiger Anſchauung vor die Seele zu führen: die Familie ſein Heiligthum, die Elternliebe ſein Symbol, Vater und Mutter ſeine Heiligen. Jenes Leben, oft von dem Haſſe, öfter von ſpottender Gleichgültigkeit dargeſtellt, ſieht ſich in froher Ueberraſchung verklärt von dem Lichte der Liebe des Künſtlers. Wohl verſchwindet es in der Erſcheinung des Tages mehr und mehr vor unſeren Augen, dieſes Leben; wohl mag der ſich entwickelnde religiöſe Gedanke einer freieren, leichteren, minder bindenden Form bedürfen. Aber das iſt die ſchönſte Aufgabe der Kunſt, daß ſie den vergänglichen Geſtaltungen des Lebens den Hauch des Ewigen, den Gedanken der Unſterblichkeit abgewinnt, der in ihnen wohnt, und ihn, neu vermählt mit der verklärten Form, der Ewigkeit aufbewahrt. So wie die Kunſt, die freudige Himmelstochter, den Schmerz des Menſchen umfaßt und an ihr Herz ſchließt und ihn läutert zur erhebenden Rührung: ſo vermählt ſie, die unſterbliche, die in ewiger Jugend blühende, ſich dem alternden, dem erlöſchenden Leben, und giebt ihm unverſiegende Jugend wieder; ſo nimmt ſie, die ewig einige, den Zwieſpalt in ſich auf, ihn zu verſöhnen und löſt alles Getrennte auf in Liebe und Einheit. Ihre Liebe geleitet die Völker und die Religionsparteien von der Wiege an das Grab und über das Grab, bis dahin, wo ſie eingehen in das einige Leben der Menſchheit, in das unveränderliche Reich der Wahrheit. Wenn ſich die Gegenwart in hartem Kampfe von den Banden der Vergangenheit befreit hat und manche Wunde in dem Kampfe geſchlagen und mancher Haß erregt worden, ſo tritt die Kunſt verſöhnend dazwiſchen und zeigt der Gegenwart die

Vergangenheit, ehrwürdig, wie einen entthronten Greis, anspruchlos, nichts heischend, als die Achtung vor dem Alter und ein friedliches Ende. Sie erinnert uns an das, was Hohes und Edles und Inniges in jeder Zeit nach ihrer Weise liegt; sie warnt uns vor dem verderblichen Wahn, als seien wir schon darum besser, als die alte Zeit, weil wir einige ihrer Vorurtheile abgelegt haben: sie mahnt uns, den Geist und das Streben unserer Zeit mit ernstem, heiligem Eifer, mit Verleugnung unserer selbst zu erfassen, so wie die alte Zeit an dem ihren hing, wenn unsere Aufklärung nicht erröthen soll vor der Stärke und der Begeisterung jener verschmähten Vorzeit.

Preis darum dem sinnigen Künstler, daß er einen der heiligsten, wenn auch einen noch so vergänglichen Moment aus dem Leben unseres Jahrhunderts in schönen Verein gesetzt hat mit den alterthümlichen Formen jenes jüdischen Lebens, daß er den scheinbaren äußeren Contrast zwischen beiden in künstlerischer Schönheit und hoch menschlicher Gesinnung ausgeglichen hat. In Vater und Sohn schließen alte und neue Zeit, inniger Glaube und muthige Vaterlandsliebe, duldende und handelnde Treue fest anklammernd die Hände an einander. Ja, wie Vater und Sohn, so sollen sich die Zeiten umarmen und ehren und lieben. Thöricht der Vater, der den Sohn in das Kleid des Alters hüllen wollte und sich nicht freute seines jugendlichen Muthes, seines frohen Fortschreitens, seines innigen Anschließens an die kräftigsten Bestrebungen des Jahrhunderts! Thöricht die untergehende Richtung der alten Zeit, welche die jungen aufkeimenden Kräfte mit in ihr Leichentuch hüllen und in der kalten Umarmung hinwelken lassen wollte! Aber ehrlos der

Sohn, der ſich ſeines Vaters, ehrlos das Geſchlecht, das ſich ſeiner Vorzeit ſchämt! Wir ſehen in dem kriegeriſchen Jünglinge die begeiſterte Liebe zum Vaterlande gepaart mit der innigen Anhänglichkeit an das religiöſe Familienleben, in deſſen Schooß er zurückkehrt: wir ahnen in dem wehmüthigen Ausdrucke ſeiner Züge das dunkle Vorgefühl, daß der hohe Freiheitskampf, in welchem mitzukämpfen der Himmel ihm vergönnt hat, für die Gewiſſensfreiheit, wie für ſo manche andere der edelſten Früchte der Freiheit vergebens werde gekämpft ſein und daß neue Kämpfe, neue Opfer werden nöthig ſein. O! ſie iſt wahrhaft die Kunſt! ſie vereinigt in ihren Geſtaltungen nur, was innig vereinigt iſt in der Menſchenbruſt, was nur täuſchender Schein, was nur Wahn des Vorurtheils trennen mag. Wer die Sache der Freiheit vergißt oder verleugnet, da wo ſie ihm am nächſten liegt, wo die heiligſten Beziehungen des Herzens ihn an ſie knüpfen, der wird ihr fürwahr auf keinem anderen Kampfplatze als ein treuer Kämpfer dienen! Wer früh gelernt hat, der Ueberzeugung, der Unabhängigkeit des Geiſtes, der durch dargebotenen ſchnöden Lohn verletzten Würde der Wahrheit die koſtbarſten Rechte des bürgerlichen Lebens, die erfreulichſten Ausſichten auf Thätigkeit und Auszeichnung willig zu opfern, auf Den wird jede gefährdete Freiheit, auf Den wird das Vaterland und die Menſchheit zählen können in der Stunde der Gefahr.

Alle dieſe tiefen Beziehungen ſchauen uns aus dem ſchönen Bilde an; ſie alle kann nur die Kunſt uns mit ſolcher Klarheit und Lebendigkeit vor die Seele führen. Es iſt ein freudiges Zeichen für uns, für unſer Verhältniß, in welchem ſo mancher Schmerz zu lindern, ſo manche Wunde, die der

Haß geſchlagen, zu heilen iſt, daß die Kunſt ſich unſer annimmt, daß ſie es nicht verſchmäht, ihre Stoffe unſerem Leben zu entnehmen und den niedrigen Spott nicht ſcheut, der ſpurlos an ihrer Schönheit vorübergleitet. Das Recht muß errungen werden durch die Macht des Wortes, durch die Kraft der Ueberzeugung; die Liebe darf man auch erbitten. Die Kunſt iſt das Wort der Sympathie, mit welchem die Menſchheit um Liebe bittet; ſie iſt der Genius, der mit liebender Hand auf die liebenswerthe Seite der Menſchheit und des Menſchlichen hinweiſt, ihr beigegeben als ein Genius der Verſöhnung, als Ueberwinder des Haſſes und der herben Strenge des liebloſen Urtheils. Sie flößt den Völkern Liebe und Theilnahme für einander ein: ſie iſt, in unſern Tagen zumal, die ausgeſtreckte Hand, welche die Nationen ſich darreichen als Pfand der wechſelſeitigen Achtung und Anerkennung; ſie vereinigt dieſelben immer mehr und mehr in einem Kreiſe der Bildung und der Schönheit. Wie viel leichter muß es ihr werden, die Religionsparteien zu verſöhnen, die nur Das trennt, was ſeinem Weſen nach Liebe ſein ſollte, und nur durch die traurigſte Verirrung dem Haſſe Raum gegeben hat. Darum iſt jedem Volke ſeine beſondere Kunſt, jedem religiöſen Leben ſeine beſondere Poeſie — im weiteſten Sinne des Wortes — gegeben, damit ſie es vertrete dem fremden Volke, der fremden Religion gegenüber, damit ſie ihm Theilnahme gewinne und Liebe. Darum iſt das Volksleben, das religiöſe Leben verwaiſt und vereinzelt, dem die Kunſt nicht liebend und Liebe gewinnend, nicht verklärend zur Seite ſteht. Darum freuen wir uns, daß uns die Gaben der Kunſt nicht ausbleiben, daß ſie ſich liebend unſer annimmt!

Jedes Geſchenk der Kunſt iſt ein Geſchenk der Liebe; mir iſt das Ihrige ein ſolches in zwiefach beglückendem Sinn. Die Liebe hat es in's Leben gerufen, die Liebe hat es mir gewidmet und es zu meinem ſchönſten Beſitzthum gemacht. Ich will nicht fragen, ob ich ſolche Auszeichnung verdient; die Liebe wägt ihre Gaben nicht und wir empfinden ihren Werth am Innigſten, wenn wir weit mehr von ihr empfangen, als wir zu verdienen uns bewußt ſind. Wen eine ſo liebevolle und ſo ehrende Theilnahme hält und hebt, Der kann nicht ſinken, nicht ermüden in ſeinem Streben. Hemmungen und Schwierigkeiten, die ſich dem Kämpfenden von Feindes Seite entgegenſtellen, lähmen den Willen nicht, wenn ſie auch die Kraft erſchöpften; ſie ſtählen ſelbſt den Muth; nur die Gleichgültigkeit und Theilnahmloſigkeit Derer, die uns zur Seite ſtehen, entmuthigt uns, indem ſie uns den einzigen Lohn raubt, auf den kein menſchliches Herz verzichten mag, den Lohn des Mitgefühls. Wie manche kurzſichtige Klugheit, wie manches engherzige Mißtrauen hat mir bei dem Beginne meiner Beſtrebungen jenes traurige Loos vorausgeſagt und hat meine froheren Hoffnungen als jugendlichen Enthuſiasmus belächelt! Wohl mir, und Dank Ihnen, hochverehrte Herren! und Dank jenen verehrten Männern, die mir ſchon einmal aus einer Ihnen benachbarten Stadt ein ähnliches mir ewig theures Zeichen der Liebe und Theilnahme haben zu Theil werden laſſen, — daß ich im Stande bin, jene Zweifler zu beſchämen! Ich habe mehr Anerkennung gefunden, als meine kühnſten Hoffnungen ſich haben träumen laſſen, mehr, als nöthig iſt, um den Willen durch ein ganzes Leben voll Hemmungen und Schwierigkeiten aufrecht zu erhalten. Jeder Sieg, den der reine Wille zu er-

ringen vermag, iſt mir in vollem Maße geworden: möge die gütige Vorſehung mir Kraft zu dem Willen verleihen, daß ich mich eines Theiles Ihrer Liebe auch durch Thaten würdig zeigen möge!

Hamburg, im Februar 1835.

G. Rieſſer, Dr.

Amerikaniſche

Anſchauungen und Studien.

1858.

Washington. Der Congreß.

Es war ein Schicksal, dem sich der Reisende in Nordamerika im Jahre 1856 zur Zeit des Kampfes um die letzte Präsidentenwahl schwer entziehen konnte, daß er, gekommen mit dem besten Willen, sich an den Segnungen der Freiheit zu erfreuen, auf allen Wegen seine Theilnahme durch die härteste aller Knechtschaften und das mühevolle, meist vergebliche Ringen wider deren Allgewalt und stetes Wachsthum gefesselt fand. Ich hatte schon am Tage nach der Landung in New-York gegen Abend die Reise nach Washington angetreten und hatte Nachts auf der Eisenbahn die Gränze zwischen Pensylvanien und Maryland, zwischen den freien und den Sclaven-Staaten überschritten. Der Tag graute erst, als der Zug Baltimore verließ, und so hatte ich den Contrast, der auf der ganzen Reise meine Gefühle schmerzlich theilte, sogleich in seiner ganzen Schwere zu empfinden, — indem der erste Blick, den ich auf Washington und das Capitol warf, mir auch die ersten Negersclaven, die ich jemals gesehen, vor die Augen führte.

Um das Trübe dieses Eindruckes zu verdrängen, vertiefte ich mich in die eigenthümliche Erscheinung Washington's, wie sie schon vielfach von Beschauern geschildert worden.

Eine Stadt in der neuen Welt ist überhaupt ein Anderes, als eine Stadt in der alten. Die Scheidung zwischen

Geſchichte der Ja
bildet wor
niß
wohn
uft und Licht entz
gt mehr zu fürchten war,
bleiben zum Schutz der ſtädtiſchen
zeugniſſe draußen gethaner Arbeit, der
gegen das, von anderem Recht beherrſchte,
unterworfene Land. Von dieſen künſtlichen
len des Gegenſatzes weiß das junge Amerika nichts;
türliche Gegenſatz, wie ihn das Bedürfniß engeren Zu-
ſammenwohnens oder der Entfaltung in weiterem Raume, in
zahlloſen Abſtufungen nach den verſchiedenen Zweigen bürger-
licher Thätigkeit bildet, iſt weit weniger ſchroff und läßt Ueber-
gänge zu, die ihn faſt dem Auge entrücken. Der ungemeſſene
Raum, der den Städten bei ihrer Gründung zu Gebote ſteht,
läßt ſie die Zwecke des Landlebens mit Leichtigkeit in ihren Be-
reich aufnehmen. So braucht man denn in den meiſten, zumal
den jüngeren Städten der Union die eine, unermeßliche Straße
die gewöhnlich den Mittelpunct eines rieſenhaften Verkehrs
bildet, mit ihren gewaltigen Häuſern, Gaſthöfen und Magazinen,
nur um wenige Schritte ſeitwärts liegen zu laſſen — und
man gelangt in ſtille, freundliche, mit Alleen bepflanzte Straßen,
zu Häuſern, die, durch weite Gärten umgeben und von einan-
der getrennt, mit aller ſtädtiſchen Pracht und Feinheit und in
der nächſten Nähe ſtädtiſcher Arbeit, ſtädtiſchen Lebens und
Gewühles doch manche der Reize des Landlebens bieten.

…en alle übr… …t, sandte er mir einen der
…aße, die … was ich als einen nicht
…ashi … bschaft, die nur dem
…iger Anspruch zusteht,
…taa … Platz unter den
…nus in seiner … der Sitze, nahe
…unct des Verkehrs hat e… ließ er sich nach
…cunde, weil es keinen großen Be… …inige Worte
kaum ein Haus dicht neben dem anderen; … …rn vorzu-
sylvania avenue", die von dem Capitol in die … Bild der
Hauses führt, ist so breit, von so vielen Alleen du… …fangs
daß man sie kaum eine Straße nennen kann; nur das sc… dem
Auge kann von der einen Seite nach der anderen einen Men… n,
schen erkennen; man empfängt den Eindruck einer unermeßlichen
Anhäufung von Landhäusern, etwa eines eleganten europäischen
Curplatzes von immensen Verhältnissen. Der Zusammenhang
zwischen der eigenthümlichen Erscheinung Washington's und der
Verfassung der Union ist übrigens nicht bloß ein symbolischer,
sondern zugleich ein reeller. Bekanntlich wurde Washington
vor mehr als funfzig Jahren für eine halbe Million Einwoh-
ner angelegt und ist, da seine Bevölkerung die Zahl von 60
bis 70,000 noch nicht übersteigt, erst etwa zum achten Theil
ausgebaut; weite wüste Strecken liegen zwischen den bebauten
Stadttheilen, und die Bezeichnung City of magnificent distances,
die ihr ein englischer Reisender gegeben hat, ist eine überaus
treffende. Nun ist ein annähernd ähnlicher Maaßstab bei der
Gründung gar mancher amerikanischen Städte angelegt worden;
aber in keinem Fall hat eine so großartige Verrechnung Statt ge-
funden, wie in diesem. Gegen den riesenhaften Fortschritt anderer

ſtädtiſchen Niederlaſſungen iſt Washington auf die auffallendſte Weiſe zurückgeblieben, offenbar aus dem Grunde, weil hier die Kraft der Städte-Gründung allein in der Arbeit und dem Verkehr, nicht in der Regierung liegt. Es ſcheint faſt, als hätte man bei der Gründung des Regierungsſitzes, bei der Zukunft, die man für denſelben in Anſpruch nahm, europäiſchen Erinnerungen mehr Einfluß, als man ſich deſſen bewußt war, geſtattet; denn es lag in dem rein amerikaniſchen Verhältniß kein Grund zu der Annahme, daß der ſo beſchränkte Einfluß der Centralregierung die Macht üben würde, ihrem im Uebrigen zu einem Mittelpuncte großen Verkehrs nicht geeigneten Sitze eine ſo zahlreiche Bevölkerung zuzuwenden. Wenn man erwägt, wie weit mehrere, um ein Menſchenalter jüngere Städte des Weſtens Washington an Bevölkerung und Wohlſtand überflügelt haben, ſo überzeugt man ſich leicht, wie dort in Wahrheit ganz andere geſellſchaftliche Mächte, als die der Regierung, ihre Kraft auch in dieſer Hinſicht bewährt haben.

Zwei Tage nach meiner Ankunft beſuchte ich eine Sitzung des Hauſes der Repräſentanten. Ich war den Abend zuvor von einem hochgeſchätzten Landsmann in eine Abendgeſellſchaft bei einem penſylvaniſchen Abgeordneten eingeführt und dort dem damaligen Sprecher des Hauſes, Herrn Banks, vorgeſtellt worden, der, nach monatelangen Kämpfen mit einem Uebergewicht weniger Stimmen durch die republicaniſche — d. h. der Verbreitung der Sclaverei abgeneigte — Partei gewählt, ſein Amt mit Würde und Geſchick verwaltete. Das Weſen des Mannes iſt ſchlicht, gerade und verſtändig; ſeine Erſcheinung und Haltung ſind ſehr anſprechend. Er hatte mich aufgefordert, wenn ich in das Haus käme, ihm meine Karte zu

ſchicken, und, als er dieſelbe erhielt, ſandte er mir einen der Diener des Hauſes, und ließ mir, — was ich als einen nicht ungewöhnlichen Beweis der Gaſtfreundſchaft, die nur dem Fremden, als Solchem, dem keinerlei ſonſtiger Anſpruch zuſteht, erwieſen wird, rühmend erwähne — einen Platz unter den Mitgliedern des Hauſes, in der erſten Reihe der Sitze, nahe bei der Bühne des Sprechers, anweiſen; auch ließ er ſich nach einigen Minuten auf kurze Zeit vertreten, um einige Worte mit mir zu wechſeln, und mich mehreren Mitgliedern vorzuſtellen. So günſtig ich demnach placirt war, um das Bild der Sitzung lebendig in mich aufzunehmen, ſo hörte ich doch anfangs ſchlecht, was theils der Beſchaffenheit des Saales, ſo wie dem Umſtande, daß die Mitglieder von ihren Sitzen aus ſprechen, theils meinem an die fremde Sprache nicht gewöhnten Ohr und der Unkenntniß des Gegenſtandes der Debatte zuzuſchreiben war. Ich kannte die Tagesordnung nicht und hatte ſeit meiner Landung nur erſt wenige Zeitungen geleſen, ſo daß ich der augenblicklichen, politiſchen Lage ziemlich fremd war. Ich merkte anfangs nur ſo viel, daß es ſich um eine vom Senate verworfene Clauſel des Repräſentantenhauſes zu einem Geſetzesvorſchlage handelte. Die Debatte war ſehr ruhig, faſt trocken, beſtand in kurzen Bemerkungen, die den Anſchein hatten, ſich um die formelle Seite der Sache, die geſchäftliche Behandlung von Amendements und Unter-Amendements zu drehen; ſo daß ich faſt ſchon bedauerte, nicht zu einer lebhafteren und intereſſanteren Sitzung gekommen zu ſein. Aber wie ward mir zu Muthe, als ich allmählich inne ward, daß unter der dünnen Decke dieſer mühſam feſtgehaltenen Ruhe und Kälte die heftigſten Leidenſchaften loderten, die die Union bereits von einem Ende zum

andern aufregten, daß unter dieſen Fragen der Form und der Geſchäftsordnung, an die man ſich von allen Seiten gefliſſentlich zu klammern ſchien, um jene Leidenſchaften nicht mit der Heftigkeit, wie es früher manchmal zur Unehre des Hauſes geſchehen war, zum Ausbruch kommen zu laſſen, ſich ein leider nur allzu realer Inhalt verbarg; daß es ſich um einen bereits blutig ausgebrochenen Bürgerkrieg, um die Präſidentenwahl, um die Union, vor Allem aber um das Unheil, das wie ein Alp auf der Gegenwart, wie eine furchtbare Drohung auf der Zukunft der Vereinigten Staaten laſtet, um die Sclaverei handle! — Die vom Repräſentantenhauſe dem Armee-Budget mit der Mehrheit weniger Stimmen beigefügte Clauſel war die geweſen, daß der Präſident keinen Theil der bewaffneten Macht zur Aufrechthaltung Desjenigen, was er und ſeine Parteigenoſſen die Sache der Legalität nannten, in dem Gebiete von Kanſas — mit anderen Worten, zu dem Zwecke, die dem werdenden Staate von außen gewaltſam aufgedrungene Thatſache der Sclaverei zum bleibenden Geſetze desſelben zu machen — ſolle verwenden dürfen. So fühlte ich mich denn plötzlich im Mittelpunct der glühendſten Frage, welche die Union in Flammen ſetzte; und wenn auch immer noch von der Reihe kurzer Aeußerungen, die raſch aufeinander folgten, manche aus den entfernteren Theilen des Saales kommende, meinem Ohre entgingen, ſo machten mir fortan die unverſtandenen Töne den Eindruck des fern rollenden Donners, der ſich bald nahen und zerſtörend entladen wird. Bekanntlich hielt das Haus der Repräſentanten ſeinen Entſchluß aufrecht; ein Verſuch der Ausgleichung des Conflictes zwiſchen beiden Häuſern, welchen der folgende Tag brachte, ſchlug fehl, und Tags darauf ſchloß der Congreß ſeine Sitzung, ohne daß das

Armee-Budget bewilligt war. Allein der Präſident berief ſofort eine neue Seſſion, und nach wenigen Tagen brach die ſchwache Mehrheit der republicaniſchen Partei durch den Abfall weniger Stimmen zuſammen; das Armee-Budget ward ohne die Kanſas-Clauſel votirt, und der Gebrauch der Waffengewalt der Union zur Aufrechthaltung der Sclaverei dem Präſidenten ermöglicht. Die wenigen Stimmen, die den Ausſchlag gaben, ſcheinen der Partei der ſogenannten Knownothings angehört zu haben. Dieſe Partei iſt in der Frage der Sclaverei geſpalten; ein dem Norden angehörender Theil derſelben zählt zu den Gegnern ihrer Verbreitung. Allein da auch dieſen doch immer ein anderes Intereſſe für das nähere und weſentlichere gilt, ſo ſind ſie keine zuverläſſigen Bundesgenoſſen; ſie ſind zu gewinnen, wenn ihnen ein Vortheil für ihre Lieblingsrichtung in Ausſicht geſtellt wird. Und ſo haben ſie in jener Zeit, bei der faſt im Gleichgewicht ſtehenden Kraft der beiden großen Parteien, im Hauſe der Volksvertreter trotz ihrer geringen Anzahl in manchen Fällen den Ausſchlag gegeben und dadurch eine Wichtigkeit, die der von ihnen vertretenen Sache ſonſt nicht zukam, gewonnen. In dieſem Augenblick freilich bedarf die ſiegende Partei dieſer ſchwachen Hülfe nicht mehr, und wenn wir dieſen Sieg in der Hauptſache beklagen, ſo liegt einiger Troſt darin, daß das Knownothingthum durch denſelben an Einfluß im Congreß verloren hat. Bekanntlich iſt durch die letzten Wahlen die ſchwache und ſchwankende republicaniſche Majorität vollends gebrochen worden, und die Herrſchaft der demokratiſchen Partei im Hauſe der Repräſentanten iſt eine unbeſtrittene; ſie hat die Sprecherwahl, die im Beginn der vorigen Sitzung nach monatelangem Kampfe gegen ſie entſchieden

wurde, bei der erſten Abſtimmung in ihrem Sinne durchgeſetzt; ſpätere Beſchlüſſe des Hauſes zeugen von derſelben Richtung, und die Männer der Freiheit in Kanſas haben, wenn ſie ſich nicht ſelber gründlich helfen, ſeitens des Congreſſes keine Hülfe zu erwarten.

Standpunct für die Auffaſſung der Sclavenfrage.

So war denn vom erſten Augenblick an jene inhaltſchwere Frage in den Vordergrund meiner Anſchauungen gerückt. Wenn nun der allgemeine Standpunct, die Geſinnung und Empfindung des unbefangenen Europäers dieſer Frage gegenüber von vorn herein feſt ſtehen, und ſeinen Sympathien keine Wahl bleibt, welcher Partei ſie ſich zuwenden wollen, ſo ergiebt ſich doch bald, daß auch bei gleicher Grundüberzeugung mannigfache Abſtufungen der Auffaſſung vorhanden ſind. Von der einen Seite das mächtige, unvertilgbare Gefühl der Menſchenbruſt, der tiefe Abſcheu gegen die Knechtung des Menſchen durch den Menſchen, der in jeder unverdorbenen Seele wohnt, der unerſchütterliche Grundſatz der Freiheit, der tief im Bewußtſein unſeres Jahrhunderts wurzelt; von der anderen Seite eine Thatſache von überwältigender Macht, feſtgewurzelte, unermeßliche Intereſſen, die wenigſtens dem Anſchein nach und für den Augenblick keine Ausgleichung zulaſſen; dazu vor Allem die verhängnißvolle Verſchlingung, die zwiſchen der Duldung jenes ſchrecklichen Uebels und dem Beſtande des großartigſten und mächtigſten Gemeinweſens, das jemals unter republicaniſchen Formen geblüht hat, obwaltet: — Conflicte genug, um den Beobachter ſtutzig zu machen und das Urtheil im Schwanken zu erhalten.

Der ſchmerzliche Kampf zwiſchen den theuerſten Ueberzeugungen und der Macht des Beſtehenden beſchränkt ſich nicht auf die alte Welt; an der Geſchichte der Menſchheit haftend von ihrem Anbeginn, und das innerſte Moment ihrer Bewegung bildend, iſt er mit ihr über das Weltmeer gewandert und macht ſich dort in ſeiner herbſten Geſtaltung geltend. Die Frage, ob die Rechtsideen mit aller Rückſichtsloſigkeit der Wahrheit für ihre Verwirklichung ringen und dadurch den tödtlichen Haß der Gegner herausfordern, oder ob ſie der Macht der Thatſachen und der Intereſſen Rechnung tragen, mit ihnen ſich zu vergleichen, ſie allmählich zu verſöhnen ſuchen ſollen, mit anderen Worten, die Frage zwiſchen Radicalismus und Liberalismus, iſt im Bereich der Union brennender als irgendwo ſonſt. Der Radicalismus heißt dort Abolitionismus; der Liberalismus war es, der den Widerſtand gegen weitere Verbreitung der Sclaverei auf ſeine Fahnen geſchrieben und der, auch auf dieſem Kampfplatz immer weiter zurückgedrängt, doch die Minderheit von elf Staaten für Fremont gewonnen hat. Fern ſei es von uns, die hohe Achtbarkeit der Beſtrebungen dieſer letzteren Partei, das Gewicht der ungeheuren Schwierigkeiten, gegen welche ſie bisher vergeblich gerungen hat, zu verkennen. Wenn der neueſte, einſichtsvolle, deutſche Schriftſteller über amerikaniſche Zuſtände, Julius Fröbel (Aus Amerika 1. Bd. 1857) ſich gegen die rein ideale Behandlung der Frage, gegen das Treiben des radicalen Abolitionismus erklärt, wenn er den Forderungen des Freiheitsprincips gegenüber das Recht der Thatſachen und Intereſſen ſcharf betont und fordert, daß man ſie anerkenne und auf ihrem eigenen Gebiete die Löſung der Schwierigkeit ſuche: ſo ſehen wir klar, daß er die Sclaverei

haßt, ſo gut wie Einer, und daß er ſeinem Gefühle Gewalt anthut, einer unerbittlichen Nothwendigkeit gegenüber. Uns indeß hat die eigene Anſchauung zu einem anderen Reſultat geführt. Wir begreifen jene Mäßigung in der Geltendmachung der Rechtsidee, einem geſicherten, wenn auch noch ſo langſamen Fortſchritt gegenüber; wir würdigen den Werth einer friedlichen Transaction zwiſchen den idealen Forderungen des Rechts und der Wirklichkeit der Thatſachen, da wo auch dieſe letztere einige Neigung zum Transigiren blicken läßt, da wo beide Mächte einander anerkennen und eine Ausgleichung ſuchen. Wo aber die Gewalt der Thatſachen ſo ſpröde, wo der Beſitzſtand ſo ſtarr iſt, daß ſie den leiſeſten Uebergang zum Beſſern ſchroff und für immer zurückweiſen; wo das geltende Unrecht in fortwährender Entwickelung und Verbreitung ſeiner Macht begriffen und nahe daran iſt, ſich ſo zu befeſtigen, daß es jedes Nachgeben für alle Zeiten ausſchließt oder an die Bedingung der furchtbarſten Kämpfe knüpft; wo der Rechtsidee jeder Zugang zu einer mildernden Wirkſamkeit verſperrt iſt: da mag ſie ſich wohl auf dem einſamen Gebiete ſittlicher Ueberzeugung, das ihr allein verblieben iſt, ohne Rückſicht auf die ihr völlig unzugängliche Wirklichkeit der Dinge, in ihrer vollen Macht entfalten Das ſcheint mir die Lage des Abolitionismus in den Vereinigten Staaten zu ſein. Stände irgendwie eine nachdrückliche Einwirkung der Macht des freien Nordens auf den Beſtand der Sclaverei im Süden in Ausſicht, wäre auch nur die Möglichkeit vorhanden, daß der Congreß über eine noch ſo allmähliche Aufhebung, ja nur über die geringſte geſetzliche Milderung der Sclaverei Beſchlüſſe faßte: dann möchte es, um jede Ueberſtürzung fern zu halten, erforderlich ſein, auf das Gewicht eingewurzelter Zuſtände,

gewaltiger Intereſſen, die der Schonung bedürfen, hinzuweiſen. Allein die wirkliche Lage der Dinge in der Union *iſt dem Allen gerade entgegengeſetzt*. Das Inſtitut der Sclaverei beſteht dort in allem Trotze unerſchütterlicher Macht. Das Intereſſe ihrer Erhaltung iſt das überwiegende in der Leitung der Union. Die Centralgewalt iſt ihr gegenüber machtlos durch die Verfaſſung, willenlos durch ihre Zuſammenſetzung und durch die Stellung der Parteien. Der Abolitionismus iſt nichts als ein frommer Wunſch, ein edler, aber ohnmächtiger Gedanke. Wenn die Herrſchaft der Sclavenhalter auch dieſen Wunſch und Gedanken mit tödtlichem Haß und ſchonungsloſer Unterdrückung verfolgt, wenn ſie, um dieſer Verfolgung Nachdruck zu geben, alle Grundſätze, auf denen die Verfaſſung freier Staaten beruht, die Freiheit der Perſon, der Preſſe, der Vereinigung, der Mittheilung durch die öffentlichen Poſten, mit Füßen tritt: ſo folgt ſie darin dem Beiſpiel, das die ſchrankenloſe Gewalt zu allen Zeiten und bei allen Völkern im Kampfe für ihre Erhaltung gegeben hat. Wenn ſie es in den meiſten Sclavenſtaaten bei Strafe verbietet, einen Sclaven leſen zu lehren, damit auch nicht der Wunſch und der Gedanke der Freiheit Zugang zu ſeiner Seele finden könne, ſo geht ſie mit dieſem Mittel eben ſo weit über die ſonſtigen Mittel des Despotismus hinaus, als ihr Zweck deſſen ſonſtige Zwecke an Unnatürlichkeit und Rechtswidrigkeit übertrifft.

Der immer wachſenden politiſchen Macht des Sclavenweſens gegenüber hat nun im Norden allerdings die ſittliche Reaction gegen daſſelbe an Kraft gewonnen. Nachdem der lebendige Freiheitsgedanke, der in den Gründern der Republik lebte, deren faſt ausnahmsloſe Entrüſtung über den Makel des

Sclaventhums, deren leider ſo bitter getäuſchte Hoffnung, daſſelbe innerhalb eines Menſchenalters von ſelbſt erlöſchen zu ſehen, aus zahlreichen Aeußerungen ſpricht, in der Selbſtſucht des ſicheren Beſitzes der eigenen Freiheit bei der nachfolgenden Generation erſchlafft war, trat eine lange Periode ein, in welcher man ſich in jenen Makel, als einen für den ſüdlichen Theil der Union für alle Zeiten doch einmal unvertilgbaren, von allen Seiten gefunden hatte, wo das Beſtreben, Milderungen und Uebergänge zu finden, die eine Ausſicht auf Beſſerung, wenn auch nur für eine ferne Zukunft eröffneten, erloſchen oder wenigſtens verſtummt war. Die Uebereinſtimmung ging damals ſo weit, daß man ſich, ſelbſt in den nördlichen Staaten, nicht offen für einen Gegner der Sclaverei erklären konnte, ohne auf ſeine Stellung in der ſogenannten guten Geſellſchaft zu verzichten; und die erſten Abolitioniſten ſind in dieſer wie in anderen Hinſichten Märtyrer ihrer Ueberzeugung geworden. Das hat ſich nun freilich weſentlich geändert, theils durch das Verdienſt jener Vorkämpfer, theils durch die Sorge, die das immer weiter greifende, immer anmaßendere Uebergewicht der Sclavenhalter-Partei zuletzt wach rufen mußte. So iſt denn die Sache der Freiheit auf dem Gebiete der Macht noch immer im Rückſchritt, auf dem der Ueberzeugung aber im Fortſchritt begriffen, und man verarge es ihr nicht, wenn ſie in dem Bereiche der Idee, in dem ſie herrſcht und ſich ihrer Herrſchaft bewußt iſt, ſo rückſichtslos waltet, wie ihre Gegner in dem ihnen überlaſſenen Reiche der Wirklichkeit. Kommt einmal die Zeit der Transaction, die noch nie da war und jetzt ſo ferne iſt wie je, ſo wird ſich die Rechtsidee ſchon Abſchlagszahlungen gefallen laſſen, die ihr bisher noch niemals angeboten worden.

Freilich wird die der Sclaverei günſtige Meinung durch den Kampf verhärtet und zur Leidenſchaft erhitzt. Uneingedenk, daß ſie während der Zeit, da ſie ſelbſt moraliſch unangefochten herrſchte, niemals der Freiheit das Geringſte eingeräumt hat, niemals der Zukunft, die ſie doch nicht für alle Ewigkeit wird beherrſchen können, mit dem kleinſten Schritte der Milderung vorſorglich und freiwillig entgegengekommen iſt, — ſchiebt ſie jetzt gern, nach Art eines jeden Despotismus, ihre Schroffheit, ihre Sucht nach immer weiterer Herrſchaft und Verbreitung, die immer härteren Schutz-Maaßregeln, mit denen ſie ſich umgiebt, auf Rechnung des Widerſtandes, den ſie findet. Wenn man ihre Vertheidiger hört, ſo iſt an allen Schritten, die man den Sclavenhaltern vorwirft, an der Ueberwältigung von Kanſas, wie an dem von dem Gouverneur von Süd-Carolina geſtellten, jedoch von der Legislatur vorerſt beſeitigten Antrage auf Wiederherſtellung des africaniſchen Sclavenhandels — der Abolitionismus Schuld.

Zu jener Zeit, als man gern ſtill war über die Sclaverei und es nicht der Mühe werth hielt, böſes Blut ihrethalben zu machen, hatte man eine neutrale Formel erfunden, in der ſich ihre Freunde und Gegner vereinigen konnten. Man beklagte die Sclaverei als ein Unglück, als ein von dem alten Colonial-Regiment überkommenes Uebel, deſſen die Gegenwart ſich leider nicht entledigen, für das ſie aber die Verantwortung der Vergangenheit zuwälzen könne. Das iſt z. B. der Ton, in dem noch Bancroft — gewiß ein Gegner der Sclaverei, jedoch einer von denen, die es mit ihren Freunden nicht gern verderben möchten — in ſeiner Geſchichte der Vereinigten Staaten durchweg von der Sclaverei redet. Man verbirgt dabei das

Unrecht hinter dem Unglück, die Schuld und ihre Zurechnung hinter der Geſchichte; man vergißt, daß es ſich nicht ziemt, während man ſtolz darauf iſt, das Joch des alten Regiments abgeworfen zu haben, die von der ausgeſchlagenen Erbſchaft freiwillig übernommene Schuld auf die Vergangenheit zu ſchieben. In einem alten, an den Gebrechen der Vorzeit krankenden Gemeinweſen würde man eher geneigt ſein, ſolcher Entſchuldigung Gehör zu geben. Aber in dieſem Lande ſchaffender, ſelbſtbewußter Kraft, wo man die Feſſeln der Geſchichte abgeſtreift hat, wo man allen Ruhm der Freiheit, des Fortſchritts mit ſtarkem Selbſtgefühl — und meiſt mit gutem Recht — für die Lebenden in Anſpruch nimmt, da iſt es ein greller Widerſpruch, wenn man die Schmach der Gegenwart, ſtatt ſie männlich zu bekämpfen, den Todten aufbürdet. Seitdem ſich die Meinungen entſchiedener gegenüberſtehen, iſt auch jene Auffaſſung ſo ziemlich verſchwunden. Die Gegner ſehen in der Sclaverei nicht mehr ein Uebel bloß, das man beklagen, ſondern ein Verbrechen, das man ausrotten, oder mindeſtens in ſeine Schranken zurückweiſen müſſe; die Freunde aber haben die Maske der Trauer abgelegt, die Hoffnung, Mitleid zu erregen, aufgegeben; trotzend auf ihre Macht, auf beſtehendes Geſetz und Recht, haben ſie den beklagenswerthen Muth gewonnen, die Sclaverei für etwas Gutes, Nützliches, zu ewiger Dauer Geeignetes, ja für den natürlichen Zuſtand der arbeitenden Claſſen zu erklären.

Das Racen-Verhältniß.

Man begegnet in Europa noch vielfach der Anſchauung, die den Kern des ganzen Uebels in der nun einmal vorhandenen

und nicht zu zerstörenden, natürlichen Thatsache des Gegensatzes der Racen, in der entschiedenen Ueberlegenheit der weißen über die schwarze, in der unüberwindlichen Abneigung der Ersteren gegen die Letztere erblickt. Durch diese Thatsache glaubt man die Negersclaverei gerechtfertigt oder doch erklärt zu haben, auf sie ausschließlich die mißliche Lage auch der freien Farbigen von rein schwarzem oder gemischtem Blut zurückführen zu können. Ich glaube dagegen mit Tocqueville, daß es die unselige Combination der Sclaverei mit dem Racen-Gegensatz ist, die allein das Uebel auf diese Höhe treiben konnte.

Wie viel von dem vorhandenen schweren Mißverhältniß auf das eine und auf das andere Moment zurückzuführen sein mag, ist eine sehr schwierige Frage. Mir scheint es, daß man gemeinhin zu viel Gewicht auf die Race legt, zu wenig auf die Folgen der durch Menschenalter fortgesetzten Knechtschaft in ihrer härtesten Form, der Entwürdigung von der einen, der Verachtung von der anderen Seite, die sie nothwendig erzeugen muß. Vor Allem irren Die, welche glauben, daß die Sclaverei auch da, wo sie gilt, noch jetzt ganz allein durch das Moment der schwarzen Farbe, der untergeordneten Race gerechtfertigt werde. Ueber diesen Standpunct ist man in den südlichen Staaten der Union zum großen Theil längst hinaus gekommen. Es kostet freilich Mühe, es zu glauben, aber man braucht nur die tonangebenden Blätter der Sclavenstaaten, zumal von Süd-Carolina, zu lesen, um sich zu überzeugen, daß sehr Viele dort jene Grundlage als unzureichend längst aufgegeben haben, daß sie die Sclaverei der arbeitenden Classen ohne Unterschied der Farbe als Grundsatz aufstellen und die freie Arbeit für ein verunglücktes Experiment der modernen Gesellschaft erklären.

Es ist nicht allein die Uebertreibung, wie der hitzige Streit der Meinungen sie wohl erzeugt, sondern es sind die Thatsachen selbst, die zu solchen Resultaten führen. Bekanntlich haftet die Sclaverei nicht an der Farbe, sondern an der Abstammung, und zwar, da die Ehe für Sclaven gesetzlich nicht vorhanden ist, nur an der Abstammung von mütterlicher Seite; es ist daher nichts Ungewöhnliches, daß Sclaven so viel Blut von weißen Vätern in sich tragen und selbst so weiß sind, daß das Auge die farbige Abkunft nicht mehr in ihnen erkennt. Nichtsdestoweniger sind und bleiben sie Sclaven so gut wie der schwärzeste Neger; nur sind sie werthvolleres und schwerer zu hütendes Eigenthum. Hier kann von dem bis zur Nichtigkeit abgeschwächten Moment der Race nicht füglich mehr die Rede sein, und der Uebergang von der Rechtfertigung solcher Fälle zu der der Knechtung menschlicher Wesen von ganz weißer Abkunft macht sich von selbst.

Die Untersuchung der Frage der natürlichen Unterordnung der Racen, über welche die Männer der Wissenschaft bekanntlich nicht einig sind, liegt außer meinem Bereich; ich will hier nur die einfachsten Beobachtungen, wie sie sich dem Reisenden darbieten, geltend machen. Daß die Schwarzen, Sclaven wie Freie, zu gar vielen Dingen sehr nützlich und brauchbar, daß sie vortreffliche Kutscher, Kellner, Diener, Barbiere, Landbauer und Handwerker aller Art sind, ergiebt der Augenschein, und kein Vertheidiger der Sclaverei leugnet es: ihr Werth als Sclaven besteht ja eben in jenen Eigenschaften, und sie wissen sich als Freie durch dieselben in den meisten Fällen ganz gut ihren Unterhalt zu erwerben. Wir wollen nun einmal zugeben, — was keineswegs erwiesen ist — es ginge ihnen die Be-

fähigung zu Leiſtungen höherer Art ab: was beweiſt dieſer Mangel, wenn man nicht jener merkwürdigen Theorie von der Identität der Arbeit und der Knechtſchaft huldigt, zur Rechtfertigung der Sclaverei? Fürwahr, nicht jeder Weiße bringt es in ſeinem Leben zu einem guten Kellner, Kutſcher, Handwerker und dergl., und wenn er es thut, ſo füllt er ſeinen Platz in der bürgerlichen Geſellſchaft ehrlich aus. Wie iſt es alſo möglich, mit der untergeordneten Fähigkeit die Sclaverei, wenn man ſie ſonſt an ſich nicht gutheißt, beſchönigen zu wollen?

Aber ich glaube auch, daß eine unbefangene Beobachtung ergiebt, daß jener vielbeſprochene Widerwille der weißen gegen die ſchwarze Race und die Miſchlinge, welcher ein friedliches Zuſammenleben beider Racen auf dem Fuße der Rechtsgleichheit unmöglich machen und deßhalb — abgeſehen von dem wohlgemeinten Project der Zurückſendung nach der africaniſchen Heimath, das ſich jedoch in großem Maaßſtab als unausführbar erwieſen hat — die ewige Fortdauer der Sclaverei erfordern ſoll, — daß ſelbſt jener Widerwille viel weniger ein natürlicher, inſtinctmäßiger, als ein durch die Schmach der Sclaverei und alle daran hängende Unnatur künſtlich genährter iſt. Es iſt ein durchgehender Charakterzug dieſes Widerwillens, daß er ſchlummert, da wo der Farbige als Sclave oder doch als Dienender mit dem Weißen in Berührung, und ſei ſie auch die allernächſte, tritt, daß er aber da plötzlich mit aller Energie erwacht, wo der Eine ſich dem Anderen auf dem Fuß der Gleichheit beigeſellen möchte. Laſſen wir die Thatſachen der Reihe nach an uns vorübergehen. Die Ausſchließung der Farbigen von den Eiſenbahnwagen der Weißen gilt, da wo ſie noch beſteht — es iſt ihr in den meiſten Staaten des Nordens

in den letzten Jahren durch Entscheidungen der Gerichte und Berichte der Staaten-Legislaturen ein Ende gemacht worden — nur den freien und selbstständigen, oder doch allein reisenden; der weiße Herr kann so viel schwarze Sclaven oder Diener, als er will, mit in den Wagen bringen; es nimmt Niemand Anstoß daran. In den städtischen Omnibus des Südens — schon in Washington — werden Farbige nicht zugelassen, d. h. wenn sie allein kommen; aber die häßlichste Negerin braucht nur ein weißes Kind auf dem Arm zu tragen, und sie wird unter diesem Schutz ohne alles Widerstreben aufgenommen. Daß Kinder, bei denen ein natürlicher Widerwille doch am Ehesten an den Tag treten müßte, einen solchen gegen ihre schwarzen Wärterinnen oder gegen die Sclaven-Kinder zeigten, die häufig ihre Gespielen sind, ist nirgends wahrzunehmen; und daß Eltern den verachteten Geschöpfen, denen sie, wenn es sich um ihre Freiheit handelt, nicht Uebles genug nachzusagen wissen, doch ganz regelmäßig ohne Arg und Sorge ihre Kinder anvertrauen, ist auch eine Thatsache, die zu denken giebt. — Bekanntlich sind den Farbigen in den Theatern und an ähnlichen öffentlichen Orten besondere Plätze angewiesen; es wird auf diese Scheidung im Ganzen — meistens auch im Norden, streng gehalten, und zu ihrer Vertheidigung wird ganz gewöhnlich in ernsthaftester Weise das Argument geltend gemacht, daß den Farbigen ein durch die Beschaffenheit ihrer Haut erzeugter, nicht zu beseitigender und nicht zu ertragender Geruch, eigen sei. Indessen nimmt der empfindlichste Weiße keinen Anstand, sich von einem farbigen Barbier den Bart scheeren oder von einem farbigen Aufwärter bei Tisch bedienen zu lassen; beide Berührungen dürften aber in rein physischer Hin-

ſicht nähere ſein, als die mit dem Nachbar im Theater. Schwarze Bedienung vollends iſt Sache der Eleganz. Ich habe in dem größten Hotel des belebten Curortes Saratoga fünf bis ſechshundert Gäſte von mehr als hundert Schwarzen bei Tiſche bedienen ſehen. Dieſelbe Proportion der Farben im Parterre eines Schauſpielhauſes würde ohne Zweifel für luftverpeſtend erachtet werden; hier aber habe ich nicht wahrgenommen, daß ſie irgend Einem auch nur den Appetit verdorben hätte. Wir ſehen alſo, der Schwarze iſt ein Gegenſtand des Luxus, wo er dient; er wird ein Gegenſtand des Ekels erſt, wo er als Freier und Gleichberechtigter dem Weißen an die Seite zu treten vermöchte. Selbſt jener üble Geruch, der den Farbigen, ſelbſt bei ſtarker Beimiſchung weißen Blutes eigen ſein ſoll, dürfte im Grunde kein anderer ſein, als der üble Geruch, in dem die Freiheit diesſeits und jenſeits des Oceans bei ihren Unterdrückern ſteht.

Sehr beachtenswerth für die Frage, die uns beſchäftigt, iſt ferner der Umſtand, daß das Vorurtheil — wenn anders dieſe glimpfliche Bezeichnung hier anwendbar iſt — auch da noch in ſeiner vollſten Schroffheit feſtgehalten wird, wo es auch die entfernteſte Beziehung zu allem Natürlichen, zu der unmittelbaren, menſchlichen Empfindung verloren hat; daß es ganz genau ſo weit geht, wie die Möglichkeit der Knechtſchaft. Wer hätte nicht in europäiſchen Hafenſtädten Jünglinge und Jungfrauen geſehen, die, geboren aus Verbindungen zwiſchen Europäern und Mulattinnen, denen das Geſetz der Sclavenſtaaten bekanntlich die Weihe der Ehe zu geben verbietet, in ihrer ganzen, oft äußerſt anmuthigen Erſcheinung, Haltung und Bildung nicht das Mindeſte darbieten, woran das

Auge oder das Gefühl der Europäer die gemiſchte Abkunft erkennen könnte. Und doch laſtet auch auf dieſen, die in Europa gern Jedermann für ſeines Gleichen erkennt, in der Heimath der Druck ſocialer Zurückſetzung und Geringſchätzung ſo ſchwer, wie auf dem Schwarzen ächteſter Race; nur ertragen jene ſie noch ſchwerer: und der unglückliche Vater ſolcher Kinder, als Europäer entſetzt durch ein Mißverhältniß, gegen welches den Americaner die Gewohnheit abhärtet, ſchickt ſie früh nach Europa — nicht ſelten auf Koſten der Geſundheit und des Lebens, die dem fremden Klima erliegen — um ſie der Schmach, die ihrer wartet, zu entziehen. Der letzte Vorwand, hinter den ſich der Hochmuth der Weißen in ſolchen Fällen verſteckt, iſt der der illegitimen Geburt. Aber gerade dieſer Vorwand berührt den ſchwärzeſten Punct des ganzen Verhältniſſes, die ſchlimmſte Schuld, die auf den Weißen und allein auf den Weißen laſtet. Hätten die Racen ſich nie vermiſcht, ſo würde das geſammte Bild der Dinge von ſeinen widrigſten Zügen verſchont ſein. Erſt bringen dieſelben Männer, die mit ihrem Widerwillen gegen die angeblich halb thieriſche, ſchwarze Race prunken, ihr Leben mit Negerinnen zu, die Gewalt des Herrn ſchmachvoll mißbrauchend; dann heftet dieſelbe herrſchende Claſſe der zahlreichen Miſchlings-Bevölkerung, für deren Daſein ſie allein die Verſchuldung trifft, durch die Fortdauer illegitimer Verbindungen und durch das von dem ſchnödeſten Racen-Hochmuth eingegebene Verbot der legitimen Ehe, auf Generationen hinaus den Makel der unehelichen Geburt auf; — und zuletzt finden ſie in dem Werk der eigenen Sünde den Grund der Verachtung und Mißhandlung ganzer Geſchlechter, denen ſie das Leben gegeben. An ſolchen Frevels hat die Natur keinen

Antheil, kein natürliches Gefühl, kein natürlicher Widerwille vermag sie zu beschönigen: sie sind das Werk der Gewalt, der Verworfenheit, der Unnatur.

Wie aber der Makel des Sclavenwesens mit allem daran haftenden Uebel sich von Anbeginn an zu der Gründung und Entwickelung der Union, dieses mächtigen, auf „Freiheit und Menschenwürde" gebauten Gemeinwesens verhalten hat, — davon ein nächstes Mal.

Zweiter Artikel.

Die Unions-Verfassung und die Sclaverei.

Die Anwälte der Sclaverei geben der Sache gern den Anschein, als hätten von Gründung der Union an Freiheit und Knechtschaft friedlich und ohne Bewußtsein ihres Gegensatzes neben einander bestanden, als hätte man ohne Kampf und Widerstreben, wie wenn es sich von selbst verstände, der Hölle der schlimmsten und schrankenlosesten Dienstbarkeit, welche die Geschichte kennt, ihre Stelle dicht vor den Pforten des Paradieses der Freiheit und der Menschenrechte, welches man schaffen wollte, angewiesen. Aber die Unwahrheit dieser Auffassung ist augenfällig. Es bedarf nur eines flüchtigen Blicks auf die Entstehungsgeschichte americanischer Freiheit, um sich zu überzeugen, daß das Bewußtsein jenes unversöhnlichen Widerspruchs, wie das Gefühl eines tiefen Wehs, wie die Ahnung endlosen Unheils, wie die Sorge um einen klaffenden, Umsturz drohenden Riß in den Fundamenten des Freiheitsbaues, die Gemüther der Gründer erfüllt hat, und daß sie allein in der Hoffnung baldiger Heilung des Uebels Trost und Zuversicht

auf das Gedeihen ihrer Schöpfung fanden. Keiner der großen Momente in der Entwickelung americaniſcher Freiheit iſt vorübergegangen, ohne daß der Sclaverei dabei mit tiefem Ernſte gedacht, ohne daß der Kampf wider ihren Fortbeſtand von den edelſten Streitern für die Sache der Freiheit aufgenommen worden. Schon dem erſten Lebensacte der Union, der Unabhängigkeitserklärung, wollte ihr Verfaſſer ein Verdammungsurtheil über die Sclaverei einverleiben, welches dem neuen Reiche der Freiheit ein dauerndes Bündniß mit ihr unmöglich gemacht hätte. Geſtützt auf die Thatſache, daß die Krone von England, geleitet durch unwürdige Rückſichten des Vortheils, das von der Geſetzgebung mehrerer Sclavenſtaaten beſchloſſene Verbot fernerer Sclaveneinfuhr durch ihr Veto beſeitigt hatte, fügte Jefferſon in die Reihe der ſchweren Anklagen, die ſein Entwurf wider Georg III. ſchleuderte, die folgenden, gewichtigen Worte: „Er hat einen grauſamen Krieg gegen die menſchliche Natur ſelbſt geführt, indem er ihre heiligſten Rechte des Lebens und der Freiheit in den Perſonen eines fernen Volkes verletzte, das ihn nie beleidigt hat, indem er ſie gefangen nahm, und nach einer anderen Erdhälfte ſchleppte zur Sclaverei, oder um auf dem Transporte dahin eines kläglichen Todes zu ſterben. Dieſe ſeeräuberiſche Kriegführung, die Schmach ungläubiger Mächte, iſt die Kriegführung des chriſtlichen Königs von Großbritannien. Entſchloſſen, einen Markt offen zu halten, auf dem Menſchen zu kaufen und zu verkaufen ſind, hat er ſein Veto geſchändet, um jeden legislativen Verſuch zur Unterdrückung oder Beſchränkung jenes fluchwürdigen Handels zu unterdrücken. Und damit dieſer Anhäufung von Abſcheulichkeiten kein Zug von ſchwärzeſter Farbe

fehle, regt er jetzt dieſelben Leute an, ſich in Waffen gegen uns zu erheben, und die Freiheit, deren er ſie beraubt hat, durch den Mord Derer zu erkaufen, denen er ſie aufgedrängt hat. So ſühnt er frühere Verbrechen gegen die Freiheit des einen Volkes durch neue Verbrechen, die er daſſelbe gegen das Leben eines anderen Volkes zu begehen anſpornt." Allein dieſe Stelle wurde durch ein Mehrheitsvotum des Congreſſes beſeitigt und hat leider in der Erklärung ſelbſt keine Stelle gefunden. „Der Satz wurde geſtrichen" — ſo berichtet Jefferſon ſelbſt über den Hergang — „aus Gefälligkeit gegen Süd-Carolina und Georgia, die niemals die Sclaveneinfuhr zu beſchränken verſucht hatten, die ſie vielmehr fortzuſetzen wünſchten. Auch unſere nördlichen Brüder mochten etwas empfindlich gegen den Tadel ſein, denn, wenn ſie ſelbſt auch wenig Sclaven hatten, ſo waren ſie doch bei der Zuführung derſelben an Andere in erheblichem Maaße betheiligt." (S. Jefferſon's Memoiren und Briefe u. ſ. w., Boſton und New-York 1830, Theil I. S. 15).

So war der Kampf gleich an der Schwelle des neuen Staatslebens von einem der Beſten rühmlich, aber erfolglos begonnen worden. Der erſte Einigungsact unter den Staaten, die Conföderationsartikel vom 9. Juli 1778 thaten der Sclaverei keine Erwähnung. Die Macht, die dieſer Act dem Congreß, einer rein beſchließenden, durch keinerlei executive, noch richterliche Gewalt unterſtützten Verſammlung, einräumte, war ſo eng begrenzt, der Mittelpunct der Thätigkeit war ſo entſchieden in den Einzelſtaaten, alle Fragen, welche irgend eine Beziehung auf die Sclaverei hatten, waren ſo ganz außer dem Bereich der Centralgewalt geblieben, daß die Sorge, es möchte einmal

die öffentliche Meinung einer großen Gesammtheit ein Wort in der Sache mitreden wollen, den südlichen Staaten fern blieb; die Gegner aber konnten, wie die Folge lehrte, zufrieden sein, wenn sie das erste Grundgesetz der Nation von jeder Berührung mit der Sclaverei, von jeder Art der Anerkennung ihres Bestandes frei erhielten. Als aber, nachdem die äußere Unabhängigkeit erkämpft war, die Ueberzeugung immer mehr Raum gewann, daß jene Verbindung zu locker sei, um ein mächtiges, zum Schutze aller Interessen, zur Sicherheit gegen jeden Feind genügendes Gemeinwesen herzustellen, als man erkannte, daß die Wirksamkeit der Centralgesetzgebung erweitert, daß zu diesem Ende neben der Staatenvertretung eine Volksvertretung ins Leben gerufen, daß beiden eine vollziehende und richterliche Gewalt beigesellt werden müsse; als der denkwürdige Convent von 1787 die schwere Aufgabe löste, die reizbare Eifersucht der Einzelstaaten auf ihre Selbstständigkeit mit den Erfordernissen eines großen politischen Volkslebens zu versöhnen: da trat die Sclavereifrage auf vielen Puncten störend und verwirrend entgegen; da war es vor Allem das Interesse der Sclavenhalter, das, gleich jedem durch den Besitzstand geweihten Unrecht, sich geschützt fühlte durch den engen Geist kleinstaatlicher Gesetzgebung, und Bürgschaften forderte gegen die Einflüsse eines größeren und darum auch großen Gedanken und Gesichtspuncten zugänglicheren Staatslebens. Leider hat man geglaubt, ihm jene Bürgschaften geben zu müssen, um nur vorerst den Boden nationaler Einigung zu gewinnen. Wie schwer diese Concessionen, auf deren Entschuldigungsgrund wir noch zurückkommen, den zahlreichen und von tiefer Ueberzeugung durchdrungenen Gegnern der Sclaverei

in der Verſammlung wurden, geht aus ihren Debatten, ſo wie aus dem Eifer hervor, mit dem ſie, in der Sache nachgebend, doch durch die geſuchteſten Wendungen die Verfaſſung von dem Worte, von der ausdrücklichen Anerkennung der Sclaverei frei zu erhalten wußten. Wir wollen die drei inhaltſchweren Conceſſionen wörtlich anführen und mit einigen Bemerkungen begleiten.

In Art. I der Verfaſſung, der von der Zuſammenſetzung des Repräſentantenhauſes handelt, findet ſich folgende Beſtimmung:

„Repräſentanten und directe Taxen ſollen unter die verſchiedenen Staaten, welche zu dieſer Union gehören werden, vertheilt werden nach Verhältniß ihrer Seelenzahlen, welche beſtimmt werden ſollen, indem zu der Geſammtzahl freier Perſonen — mit Einſchluß derer, die zu Dienſten auf eine gewiſſe Anzahl von Jahren verbunden ſind, und mit Ausſchluß abgabenfreier Indianer — drei Fünftheile aller anderen Perſonen hinzugezählt werden.“

Niemand wird es auf den erſten Blick dieſen ſo unſchuldig klingenden und ohne Erläuterung ſchwer verſtändlichen Worten anmerken, daß in ihnen nicht mehr und nicht minder als ein politiſches Privilegium der Sclavenſtaaten, und zwar von der eingreifendſten Bedeutung enthalten iſt. Die „anderen Perſonen“ ſind eben nichts Anderes, als einer der umgehenden und verhüllenden Ausdrücke für die Sclavenbevölkerung; denn dieſe iſt die einzige, die nach Abzug der im Texte ausdrücklich erwähnten Kategorien übrig bleibt. Den Sclavenſtaaten ſind darin Wahlrechte und politiſcher Einfluß für drei Fünftheile ihrer Sclaven gegeben. Dieſe, die ſelbſt jedes Schattens von

politiſchen oder ſonſtigen Rechten entbehren, müſſen die Zahl ausmachen helfen, welche die Summe der politiſchen Macht ihrer Herren, hauptſächlich zum Zweck einer Garantie für die Ewigkeit ihrer Unterdrückung, bildet. Rechnet man die Geſammtzahl der Sclaven der Union auf drei Millionen, ſo hat die freie Bevölkerung der Sclavenſtaaten für 1,800,000 Seelen politiſche Macht mehr, als ihr nach ihrem eigenen Rechte zukommt. Wenn alſo nach dem letzten Cenſus von 1850 ein Repräſentant auf 93,000 Seelen kommt, ſo ſind unter der Geſammtzahl von 234 Repräſentanten 19 oder 20, welche die freien Bewohner der Sclavenſtaaten vor denen der übrigen Staaten voraus haben. Der innere Widerſpruch der Anordnung fällt in die Augen. Sind die Sclaven Eigenthum, ſind ſie nur Gegenſtand von Rechten, nicht ſelbſt berechtigt, und kommt das Eigenthum ſonſt bei der Zutheilung politiſcher Rechte nicht in Betracht: — warum ſoll dieſes empfindende, beklagenswerthe Eigenthum zu eigenem Verderben eine Ausnahme machen? Es iſt klar, daß es ſich dabei um ein von den Sclavenſtaaten zum größeren Schutz der Sclaverei beanſpruchtes und ihnen bewilligtes Privilegium handelt.* Das Aequivalent, das ſie den nördlichen Staaten dafür einräumten, lag in der Vertheilung der directen Steuern nach demſelben Maßſtab. In dieſer Hinſicht lag es natürlich im Intereſſe des Nordens, daß die Sclaven mitgezählt würden, und die Einſchaltung der Worte: „und directe Taxen“ ward von den Sclavenſtaaten eingeräumt, um den Artikel für den Norden annehmbar zu

* Man vergleiche: Die Vereinigten Staaten von Nordamerica, im Uebergange vom Staatenbund zum Bundesſtaat von Dr. Eduard Reimann: Weimar 1855. S. 137 ff.

machen. Doch war die Concession von geringer praktischer Bedeutung, da die Unionsregierung nur in seltenen Ausnahmefällen zu der Maßregel directer Besteuerung gegriffen hat.

Der neunte Abschnitt desselben Artikels beginnt mit den Worten:

„Die Einwanderung und Einführung solcher Personen, welche einer der jetzt bestehenden Staaten zuzulassen für gut finden wird, soll durch den Congreß nicht vor dem Jahre 1808 untersagt werden; doch darf eine Taxe oder Zoll auf solche Einführung gelegt werden, welche 10 Dollars für eine solche Person nicht überschreitet."

Wir begegnen hier wieder einer Redeweise, die sich des Gedankens schämt, den sie auszudrücken verurtheilt ist, und ihn darum mit einer — freilich allzu durchsichtigen — Hülle umgiebt. Es versteht sich, daß die der Centralgewalt auferlegte Beschränkung sich der Sache nach allein auf ein Verbot der Sclaveneinfuhr bezieht, deren zwanzigjährige Fortdauer dem Süden verbürgt werden sollte. Er bestand auf dieser Bürgschaft als Preis dafür, daß er dem Congreß — was Allen als eine der werthvollsten und unerläßlichsten Neuerungen galt — die Regulirung des Handels überließ. Vor der neuen Verfassung lag jedes Verbot wie jede Besteuerung der Einfuhr, mochte es sich um Sclaven oder Waaren handeln, ganz außer dem Bereich des Congresses; es bedurfte also keiner Ausnahme von der nicht vorhandenen Regel. Jetzt, bei der Einräumung eines neuen tief eingreifenden, für die künftige Größe der Union wesentlichen Rechts machte der Süden jenen traurigen Vorbehalt; der Norden mußte ihn gestatten, wenn er den Grundsatz selbst nicht wollte verloren gehen lassen. Auch war diese

Conceſſion wenigſtens eine vorübergehende. Bekanntlich hat der Congreß gleich nach Ablauf der Friſt von ſeinem Rechte Gebrauch gemacht und die fernere Sclaveneinfuhr verboten.

Von bleibender und in die jüngſte Gegenwart der Union mit verderblichem Einfluß hineinragender Bedeutung iſt dagegen die dritte der Conceſſionen, welche die Verfaſſung enthält. Sie lautet in Art. IV.:

„Keine Perſon, die zu Dienſt oder Arbeit in einem Staate nach deſſen Geſetzen verbunden iſt, und in einen anderen entflieht, ſoll, zufolge irgend eines Geſetzes oder Anordnung des Letzteren von ſolchem Dienſt oder Arbeit entlaſtet ſein; ſondern ſie ſoll ausgeliefert werden auf Anfordern der Partei, welcher ſie ſolchen Dienſt oder Arbeit ſchuldig ſein mag.“

Auch hier, ſo nahe man auch der Sache rücken mußte, wird doch immer noch das Wort von dem Zartgefühl beherrſcht, das ſich ſcheut, die Urkunde der Freiheit durch die Erwähnung der Sclaverei zu beflecken, und man umſchreibt ſie durch „Verbindlichkeit zu Dienſt oder Arbeit“. Doch wird dadurch im Weſen nichts geändert, und dieſe Beſtimmung, wie ſie reich an Unheil für die ganze Zukunft der Union geworden, bildet ſchon an ſich in ihrer rechtlichen Bedeutung den tiefſten Schatten des ganzen Werkes. Die ſchwierige, in den übrigen Puncten ſo glücklich gelöſte Aufgabe, die Einheit eines großen Ganzen mit der Selbſtſtändigkeit ſeiner Theile zu vermitteln, Recht und Pflicht unter ihnen auf billige und heilſame Weiſe zu vertheilen, iſt an dieſer Klippe geſcheitert. Solchen Einrichtungen nämlich gegenüber, die, dem natürlichen Rechte fremd, dem ſittlichen Bewußtſein feindlich, durch die Satzung der Staaten anerkannt ſind, iſt durch die geſammte Geſchichte geſitteter Völker hindurch

das Völkerrecht von dem Staatsrechte ſtreng geſchieden worden. Das Erſtere, das dem Unrecht nicht wehren kann, ſo lange es ſich auf das eigene Gebiet beſchränkt, verwirft daſſelbe ſchlechthin und weigert ihm jede Anerkennung, ſobald es eine ſolche auf fremdem Gebiet anſpricht. Das Staatsrecht dagegen muß freilich die geltende Satzung, ſein eigenes Erzeugniß, anerkennen, aber zugleich unterwirft es ſie ſeiner Entſcheidung, zugleich behält es ſich die Macht vor, die Satzung mit dem fortſchreitenden Rechtsbewußtſein, mit der Entwickelung der Verhältniſſe in Einklang zu bringen, das Unrecht allmählich zu mildern und zuletzt aufzuheben. Sollten ſich die Einzelſtaaten der Union der Sclaverei gegenüber ſchlechthin völkerrechtlich, als ſelbſtſtändige Staaten zu einander verhalten, ſo mußten die freien Staaten den Sclavenſtaaten ſagen können: „Behaltet und behütet Eure Sclaven, ſo gut Ihr könnt; wir haben weder Recht noch Macht, Euch daran zu hindern, aber uns geht Eure Sclaverei nichts an; unſer Geſetz ſind wir nicht genöthigt mit ihrer Anerkennung zu beflecken; die Kraft unſerer Arme haben wir ihr nicht zu leihen; die Linie, die uns trennt, iſt die Grenze des Rechtes wie der Macht der Sclavenhalter; unſer Boden macht den Sclaven frei, deſſen Fuß ihn betritt, wie der Boden Canadas, der Boden Europas ihn frei macht.“ — Oder ſollte die Frage durch den Grundſatz ſtaatlicher Einheit beherrſcht werden: dann mußte allerdings das einmal geſetzlich anerkannte Recht des Herrn im ganzen Bereich der Union gelten, und die Vorſchrift der Auslieferung war rechtlich begründet; aber dann mußte auch das geſetzgebende Organ der Union, dann mußte der Congreß die Sclaverei in ſeiner Macht haben, dann mußte er Geſetze der Einzelſtaaten zu ihrer

Schärfung vernichten, mußte er ſelbſt Geſetze zu ihrer Milderung, zu ihrer allmählichen Aufhebung geben dürfen. Ein ſolcher Preis mochte wohl des Opfers der Auslieferung werth ſein. Wenn aber in Wirklichkeit der Unionsgeſetzgebung auch nicht der leiſeſte Schatten des Einfluſſes auf das Sclavenweſen geſtattet, vielmehr daſſelbe der ſchrankenloſen Macht der Einzelſtaaten für alle Zeiten ſo ohne alle Ausnahme preisgegeben worden iſt, als wenn es keine Union gäbe, und wenn man dennoch der geſammten Bevölkerung das Joch der Verpflichtung zur Anerkennung der Sclaverei auferlegt hat, wie wenn es keine Einzelſtaaten gäbe: ſo iſt man in den beklagenswertheſten aller Widerſprüche verfallen, man hat der Knechtſchaft geſtattet, an beiden Tafeln des Particularismus und der Einheit zu ſchwelgen; man hat den verderblichen Keim zur Unterordnung der freien Staaten unter die ſclavenhaltenden gelegt.

Das eigenthümliche Mißverhältniß nun, das in allen dieſen Beſtimmungen zwiſchen der Sache und ihrem Ausdruck obwaltet, hat der ganzen Controverſe den Charakter einer des ernſten Inhalts unwürdigen Sophiſtik aufgedrückt, die im weiteren Verlauf noch in anderen legislativen Zweideutigkeiten Nahrung gefunden hat, und die der Behandlung der Frage bis auf die neueſte Zeit eigen geblieben iſt. Bis auf den heutigen Tag beruft man ſich auf den entgegengeſetzten Seiten mit gleicher Entſchiedenheit auf die Verfaſſung. Die Einen behaupten, daß ſie das Eigenthum des Herrn an ſeinen Sclaven durch ihre Vorſchriften anerkenne, die Anderen, daß ſie von Sclaverei nichts wiſſe, und daß ſie, indem ſie die Dienenden, wo ſie ihrer erwähnt, als Perſonen bezeichne, den Begriff des Eigenthums an denſelben ausſchließe. Im Lager des

Abolitionismus jedoch hat dieſe Verſchiedenheit eine Spaltung der Parteien erzeugt. Die eine, an deren Spitze William Lloyd Garriſon in Boſton, der Herausgeber des Liberator, einer dem Kampf wider die Sclaverei gewidmeten Zeitung, ſteht, verwirft die Verfaſſung als durch die Zulaſſung der Knechtſchaft geſchändet, und vermeidet jeden Contact mit ihr ſo ſehr, daß ſie ſich der Theilnahme an den Unionswahlen enthält. Der anderen Partei gehört Frederik Douglas in Rocheſter an, ein Mulatte und entwichener Sclave aus Maryland, der in ſeinem ſehr beachtenswerthen Buch „My Bondage and my Freedom“ ergreifende Beiträge zur Würdigung der Sclaverei geliefert hat, und eine gleichfalls für deren Abſchaffung ſtreitende Zeitung „The North-star“ herausgiebt. Douglas bekennt ſich mit Liebe und Ehrfurcht zu der Verfaſſung ſeines Landes, und wenn er den ſachlichen Inhalt ihrer Vorſchriften über die ihn ſo nahe berührende Frage nicht loben kann, ſo rechnet er ihr doch die fromme Scheu zu Gute, mit der ſie es vermieden hat, das Wort der menſchlichen Entwürdigung mit aller Fülle des Jammers, die es in ſich trägt, auszuſprechen. Man muß ihm hierin wenigſtens in ſo fern Recht geben, als jene Scheu immerhin einen wohlthuenden Gegenſatz bildet gegen die Dreiſtigkeit, mit der das Unrecht heut zu Tage, als bedürfe es des Schleiers nicht mehr, offen und angreifend einherſchreitet. Hätten einige Koryphäen der heutigen, ſogenannten Demokratie die Verfaſſung zu machen, ſo würden wir dem Worte wie der Sache der Sclaverei in jedem Abſchnitt begegnen.

Der Irrthum der Gründer der Verfaſſung.

Daß aber jene Conceſſionen trotz alles Widerſtrebens doch gemacht wurden, daß ſelbſt der Kampf wider ſie nicht mit der

Entſchiedenheit und Ausdauer geführt wurde, wie es geſchehen mußte, wenn die Dauer und wachſende Macht des Sclavenweſens vorausgeſehen wurde, läßt ſich nur aus einem Irrthum erklären, deſſen Obwalten bei den Gründern der Verfaſſung durch zahlreiche Zeugniſſe feſtſteht. Sie wähnten, die Sclaverei werde nach einem Menſchenalter durch die Zunahme freier Arbeit von ſelbſt erlöſchen; der Termin, zu welchem dem Congreß das Verbot der Sclaveneinfuhr freigeſtellt wurde, galt ihnen für den Endpunct der Sclaverei ſelbſt. Sie hielten deshalb das Opfer, das ſie der Einheit und Macht des Vaterlandes brachten, für ein vorübergehendes; ſie ſahen darin eine der erſten Jugend der Sclavenrepubliken geſchenkte Nachſicht, welche dieſe, zum Mannesalter herangereift, fortan zu benutzen verſchmähen würden Aber leider hat dieſe falſche Erziehungsmethode, wie immer, bittere Früchte getragen; die zu männlicher Kraft Erſtarkten halten mit mächtigem Trotze die Gewalt feſt, die vielleicht den Händen der jugendlich Schwachen konnte entwunden werden. Indeſſen dürfen wir den Irrthum ſelbſt nicht anklagen; er war ein unverſchuldeter, denn die ungeahnte Wendung der Dinge beruht auf einer nicht zu berechnenden Thatſache. Die Sclavenarbeit nämlich wurde zur Zeit der Gründung der Verfaſſung faſt ausſchließlich zur Tabaks-, Reis- und Indigo-Cultur, und zwar ganz vorzugsweiſe für die Erſtere verwendet. Daß aber der Tabak eben ſo gut durch freie Arbeiter gebaut werden kann, bezweifelt niemand. Alle Americaner, die die Geſchichte der Sclaverei ſtudirt haben, ſind darüber einig, daß dieſelbe, wäre ſie auf dieſe Culturen beſchränkt geblieben, den Anfang dieſes Jahrhunderts nicht überlebt haben würde. Der verhängnißvolle, unvorhergeſehene Wendepunct liegt in dem

rieſenhaften Aufſchwunge der Cultur der Baumwolle zufolge der Erfindung der cottongin. Wir entnehmen die folgenden Thatſachen aus einem 1855 erſchienenen Buche, das unter dem Titel „Cotton is King“ faſt ausſchließlich von der Sclavenfrage handelt, und das in America einiges Aufſehen gemacht hat. Der ſeltſame Titel iſt nicht etwa ironiſch gemeint, wie man zu glauben geneigt iſt, wenn man das Buch zur Hand nimmt; er iſt vielmehr der naive Ausdruck der Verehrung des Verfaſſers vor den Thatſachen und Intereſſen. Er ſpricht der Sache der Befreiung jede Hoffnung ab, wenn es nicht gelinge, dem Baumwoll-Conſum ein Ende zu machen; aber an die Möglichkeit dieſes Gelingens glaubt er nicht, während er der Meinung iſt, daß vor dem Beginn der Baumwollherrſchaft ein kräftiger Angriff die Sclaverei hätte bewältigen können. Er ſtellt allen dem Fortſchritt günſtigen Thatſachen — der allmählichen Aufhebung der Sclaverei, die zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung in allen dreizehn Staaten beſtanden hatte, in den ſieben nördlichen und den mittleren Staaten, der Gründung von Abolitioniſtengeſellſchaften in New-York unter Jay's, in Philadelphia unter Franklin's Vorſitz — er ſtellt dieſen Thatſachen die Stufenfolge der Erfindungen, die den Aufſchwung der Baumwolle vorbereiteten, und zuletzt als die ſchließliche Niederlage, die jede Hoffnung tödtet, die Erfindung der cottongin gegenüber. Das Jahr 1793, in welches ſie fällt, ſieht die Ausfuhr der Baumwolle von America nach Europa von 138,000 auf 500,000 Pfund ſteigen, und von da an ſchreitet ſie fort in ſtetem gewaltigem Wachsthum — mit alleiniger Ausnahme der Jahre des Krieges mit England von 1812 bis 1814 —, bis ſie im Jahr 1853 die Höhe von 1,111,570,370 Pfund erreicht. Eine

ſolche Entwickelung erforderte die höchſte Anſpannung der vorhandenen Arbeitskräfte und erhöhte ihren Werth in unerhörter Proportion, und die vorhandenen Arbeitskräfte in den Baumwolle erzeugenden Staaten waren leider ausſchließlich die der Sclaven. Daneben wird das größte Gewicht gelegt auf die Wechſelwirkung zwiſchen den Intereſſen des Nordens und des Südens. Der Süden würde nicht tropiſche Producte in ſo großer Menge erzeugen können, wenn er nicht durch die Zufuhr aus dem Norden des Baues von Cerealien und der Viehzucht überhoben wäre; dadurch iſt denn der Norden für den Abſatz ſeines Getreides und ſeines Schlachtviehes zum großen Theil auf den Süden angewieſen und ſomit bei dem Gewinne an der Sclavenarbeit betheiligt. Zu dieſem volkswirthſchaftlichen geſellt ſich auch in manchen Fällen das perſönliche Intereſſe Einzelner, indem Bewohner des reicheren Nordens Eigenthum und Hypotheken in den Pflanzungen des minder reichen Südens beſitzen. Aus dieſen Umſtänden erklärt ſich ſowohl die allgemeine Erſcheinung, daß der Norden bei weitem nicht ſo einſtimmig *gegen* die Sclaverei iſt, wie der Süden *für* dieſelbe, als auch manche beſondere Thatſache, z. B., daß, während im *Staat* New-York jederzeit eine entſchiedene Mehrheit gegen die Sclaverei zu finden iſt, in der *Stadt* unter dem reicheren Theil ihrer Bewohner und den von ihrem Einfluß beherrſchten Claſſen die Mehrheit ſchwankend und unſicher iſt.

Man laſſe ſich aber durch alles dieſes nicht zu dem Glauben verleiten, als wenn der Gegenſatz zwiſchen dem ſittlichen Grundſatz und dem materiellen Vortheil auf dieſem Gebiet ein weſentlicher, tief begründeter, nothwendiger wäre. Darüber ſind alle unbefangenen Beurtheiler einig — und auch die gemäßigten

Vertheidiger der Sclaverei ſtimmen darin überein — daß die ſüdlichen Staaten auf die Dauer glücklicher und wohlhabender ſein würden, wenn ſie niemals Sclaven gehabt hätten. Ein ſo beiſpiellos raſches Aufblühen der Baumwoll-Cultur hätte dann freilich nicht ſtatthaben können; aber ein mannichfacherer Anbau, eine größere Schonung des in Wirklichkeit zum großen Theil durch Ueberarbeitung unfruchtbar gewordenen Bodens würden eine zwar langſamere, aber dauerndere und geſichertere Entwickelung des Wohlſtandes gefördert haben. Das ſtarre Feſthalten an der Sclaverei, gegenüber der freien Arbeit, beruht nicht auf einem Vorzug, welcher der Erſteren ihrer Natur nach beigelegt wurde, ſondern auf der ungeheuren Schwierigkeit des Ueberganges von der einen zur anderen, und eben in dieſer Schwierigkeit liegt die ſchwerſte Anklage wider die Sclaverei. Sie hält den Herrn ſo gut wie den Knecht in ihren Banden, indem ſie ihm Gewohnheiten und Intereſſen künſtlich einpflanzt, die es ihm nicht geſtatten, die Arbeit der Freien für ſeine Zwecke zu benutzen, gleichwie ſie dadurch, daß ſie die Arbeit ſchändet, jeden Verſuch der freien Arbeit, mit ihr in die Schranken zu treten, und ſie durch Concurrenz allmählich zu beſeitigen, unmöglich macht.

Die beiden Thatſachen, welche nach dem Emporkommen der Baumwoll-Cultur in weit auseinanderliegenden Zeitabſchnitten die Sclaverei gefördert und ſie bis zu ihrer gegenwärtigen, gebietenden Stellung emporgehoben haben, ſind bekannt. Die erſte war der Kauf von Louiſiana im Jahr 1803, der der Union neben dem gewaltigen Zuwachs an Macht und Größe eine neue, zahlreiche Sclaven-Bevölkerung und ein neues, eingreifendes, an Sclavenarbeit geknüpftes Intereſſe, das des

Zuckerrohrbaues, brachte. Die zweite iſt die Einverleibung von Texas im Jahr 1845 und die daran geknüpfte, fernere Eroberung unermeßlicher Gebiete, die ihr Ende noch nicht erreicht zu haben ſcheint. Die Politik, die zu dieſen Vergrößerungen getrieben hat, iſt weſentlich eine Sclavenhalter-Politik. Die Gründer der Union, die edelſten Freunde der Freiheit, von Jefferſon bis auf Channing, haben vor Eroberungen, als der Freiheit und dem Beſtande der Union gefährlich, gewarnt. Aber da die innere, natürliche Entwickelung nothwendig der freien Arbeit das Uebergewicht geben mußte, welches ihr die Sclaverei in keinem Fall geſtatten will, ſo muß das Gleichgewicht durch Eroberung erhalten werden. Erſt mußte Texas, dem mericaniſchen Geſetz entgegen, von Sclavenhaltern mit ihren Sclaven überſchwemmt werden, damit es als Sclavenſtaat der Union einverleibt werde; und da von dem ungeheuren Gebiet, das der darauf folgende Krieg dem ſchwachen Merico entriß, Californien wenigſtens wider Verhoffen der Sclaverei nicht gewonnen werden konnte, ſo ſollen immer neue Eroberungen, ſo ſoll die Einverleibung von Cuba und Central-America ihr neuen Boden und neue Herrſchaft gewinnen. Dieſe Ausdehnung des Sclaverei-Gebiets aber iſt es, die auf den Fortbeſtand der Sclaverei in den alten Staaten auf die verderblichſte Weiſe zurückgewirkt und die jenem inneren Sclavenhandel von Staat zu Staat, dem ſchwärzeſten Flecken in dem ganzen traurigen Bilde, durch die Anweiſung eines immer weiteren Bereiches immer neue Nahrung giebt. Die nördlicher gelegenen Sclavenſtaaten nämlich, Maryland, Virginien, Nord-Carolina, Kentucky und das kleine Delaware könnten für ihre Boden-Cultur die Sclaverei leicht entbehren, und der Uebergang zur

freien Arbeit würde für ſie geringe Schwierigkeiten bieten. Mehrere von ihnen ſind auch in früherer Zeit nahe daran geweſen, die Sclaverei abzuſchaffen; ſie würden augenblicklich zu dieſer Maßregel greifen, ſobald es möglich würde, dem Verkauf von Sclaven von einem Staat in den andern Hemmniſſe in den Weg zu legen. Würde aber die Befreiung auch nur in einigen wenigen dieſer Staaten durchgeſetzt, ſo wäre der Sache der Freiheit die entſchiedene Mehrheit in der Leitung der nationalen Angelegenheiten geſichert. Es würde auch dann der Central-Geſetzgebung nach der Verfaſſung nicht das Recht zuſtehen, in den Beſtand der Sclaverei in denjenigen Staaten, die ſie beibehalten wollen, einzugreifen; allein der überwiegende Einfluß der Sclavenhalter auf die Politik der Union würde gebrochen, den Fortſchritten der Sclaverei würde ein Ziel geſetzt, eine künftige Ausgleichung des Mißverhältniſſes im Geiſte der Väter der Union würde angebahnt ſein. Das einzige erhebliche Intereſſe aber, das jene nördlicheren Staaten an der Beibehaltung der Sclaverei haben, liegt in dem Aufziehen von Sclaven, um ſie nach dem Süden, deſſen Klima und Arbeit ſie raſch aufbrauchen, und der einer ſtarken, jährlichen Zufuhr bedarf, zu verkaufen. Die beredte Schilderung, die Macaulay in ſeiner Rede über die Zuckerzölle im Jahr 1845 von dieſem inneren Sclavenhandel der Union gemacht hat, entſpricht der Wahrheit vollkommen. So hat denn das Uebel eine Macht erlangt, die jetzt angreifend und erobernd innerhalb der Grenzen der Union ſelbſt auftritt. Statt des gehofften Verſchwindens der Sclaverei durch die natürliche Entwickelung der Dinge, durch den Fortſchritt der Civiliſation und der freien Arbeit, ſtatt der geſetzlichen Milderungen, wie ſie der Menſchenfreund hoffte, und wie ſie außer-

halb der Union, z. B. in den spanischen Colonien, eingeführt worden sind, strebt das System augenblicklich mit aller Gewalt danach, sich in Gegenden zu verbreiten, wo Geschichte, Boden und Cultur nicht einmal die geringste der gewohnten Entschuldigungen für seine Duldung an die Hand geben.

Die Parteien. Demokratie und Sclaverei.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, die Partei, die an dem Bestande der Sclaverei in der Union festhält, und bisher auch ihrem Anspruch auf Ausbreitung meistens zur Seite gestanden hat, die demokratische nennen zu hören. Es ist indessen im Ganzen ein äußerer und zufälliger, und nur auf wenigen Puncten ein innerer und wesentlicher Zusammenhang, der zwischen den Namen der Partei und ihrer Stellung in dieser Frage obwaltet. Daß sie in ihrer Entstehung nichts mit der Hinneigung zur Sclaverei gemein hat, beweist die Gesinnung Jefferson's, ihres anerkannten und verehrten Hauptes, zu dessen Zeiten sie freilich den jetzt von ihren Gegnern angenommenen Namen der republicanischen Partei führte, in dessen Grundsätzen und Wirken sie aber unstreitig wurzelt. Es sei uns erlaubt, als Belege für die Ansichten Jefferson's noch einige bezeichnende Aeußerungen anzuführen. In einem Artikel über die Vereinigten Staaten, der ihm in Paris zur Kritik vorgelegt wurde, war der Erwähnung der Thatsache, daß in Virginien ein Sclavengesetz ohne die Anordnung einer allmählichen Emancipation durchgegangen sei, die Bemerkung hinzugefügt, Jefferson und ein gleichgesinnter Freund seien durch ihre Abwesenheit verhindert worden, den beabsichtigten Antrag zu stellen. Er tritt nun dem Mißverständniß entgegen, als

habe es an anderen Männern von hinlänglichem guten Willen und Talent gefehlt, um den Antrag ſtatt der Abweſenden aufzunehmen und zu vertheidigen. „Aber ſie ſahen“, fährt er fort, „daß der Augenblick, um es mit Erfolg zu thun, noch nicht gekommen ſei, und daß eine vergebliche Anſtrengung die Ketten der Knechtſchaft nur noch enger ſchließen und den Augenblick der Befreiung jener unglücklichen Menſchenclaſſe noch verzögern würde. Welch' ein erſtaunliches, unbegreifliches Ding iſt der Menſch! Er kann Mühe, Hunger, Mißhandlung, Gefangenſchaft, den Tod ſelbſt erleiden zur Behauptung ſeiner eigenen Freiheit, und im nächſten Augenblick kann er taub ſein gegen alle Beweggründe, die ihn während ſeiner Leiden aufrecht hielten, und ſeinen Nebenmenſchen eine Knechtſchaft auflegen, von der eine Stunde mit mehr Elend angefüllt iſt, als ein Jahrhundert jener Knechtſchaft, gegen die er ſich in Empörung erhoben hat. Aber wir müſſen in Geduld das Wirken einer allwaltenden Vorſehung abwarten und hoffen, daß ſie die Befreiung dieſer unſerer leidenden Brüder vorbereitet. Wenn das Maß ihrer Thränen voll ſein wird, wenn ihre Seufzer den Himmel ſelbſt in Dunkel gehüllt haben werden, ſo wird ein Gott der Gerechtigkeit für ihr Unglück erwachen und durch Verbreitung von Licht und Freiſinn unter ihre Unterdrücker, oder am Ende durch ſeinen zerſchmetternden Donner offenbaren, daß er auf die Dinge dieſer Welt achtet, und daß ſie nicht der Führung eines blinden Verhängniſſes preisgegeben ſind.“ (Werke, Theil I. S. 428). An einer anderen Stelle, wo er die Verwüſtungen ſchildert, die der engliſche Befehlshaber Lord Cornwallis auf einer ſeiner Beſitzungen angerichtet, ſagt er: „Er hat auch gegen 30 Sclaven weggeführt. Wäre das geſchehen,

um ihnen die Freiheit zu geben, so hätte er recht gethan; aber es geschah, um sie einem gewissen Tode an den Blattern und am Faulfieber preiszugeben, die in seinem Lager wütheten." (Theil II. S. 334). Wir führen diese Stellen an, weil sie so sehr den Geist des jetzt so hoch verpönten Abolitionismus athmen, daß die Verfasserin von Onkel Tom's Hütte ihren Empfindungen keinen stärkeren Ausdruck geben könnte. Wer jetzt solche Aeußerungen veröffentlichte, den würde die Partei, die sonst nicht höher schwört, als auf den Namen Jefferson's, aus ihren Reihen ausstoßen, und es würde ihm schwerlich vergönnt sein, in einem Sclavenstaate ruhig und unangefochten unter seinen Mitbürgern zu leben.

Wollen wir den Geist der demokratischen Partei Americas an seiner Quelle zu erkennen suchen, so müssen wir sie in ihrem Gegensatze zu der Partei, mit der sie abwechselnd, aber im Ganzen überwiegend siegreich, die Geschicke der Union gelenkt hat, mit der Partei der Whigs oder Föderalisten auffassen. Den Häuptern beider Parteien verdankt Nordamerica seine Freiheit, und der Gegensatz schlummerte während des Kampfes um Existenz und Unabhängigkeit; den hervorragendsten Männern der letzteren Partei verdankt es vorzugsweise seine jetzige Verfassung und denjenigen Grad von nationaler Einheit und Kraft, den diese Verfassung ihm gewährt hat. Die demokratische Partei suchte die Stütze der Freiheit in der Selbstständigkeit der Einzelstaaten; eifersüchtig auf die Macht der Centralgewalt, war sie von der Besorgniß erfüllt, dieselbe könnte zur Unterdrückung mißbraucht werden, und kargte ängstlich mit den ihr zu gewährenden Befugnissen. Auch Jefferson, der zur Zeit der Berathung der Verfassung als Gesandter in Paris

lebte, war anfangs ihr Gegner und meinte, man sei in der Centralisation zu weit gegangen, man hätte auf der alten Grundlage der Conföderationsartikel verharren und die nöthigen Aenderungen durch einzelne Zusätze machen sollen. Allmählich erkannte er jedoch die Vorzüge des Werkes an, wie aus seinen zahlreichen Briefen über den Gegenstand hervorgeht, und wollte den Gewinn für die Macht und Größe seines Landes nicht verloren gehen lassen; doch verzieh er ihr bis ans Ende nicht, daß sie eine fortgesetzte Wiedererwählung der Präsidenten zuließ, und dadurch der Lebenslänglichkeit und der Erblichkeit die Thüre öffnete, so wie, daß sie keine ausdrücklichen Bürgschaften für die Volksrechte enthält. Dem letzten Mangel hat der erste Congreß, auf Verlangen der meisten Staaten-Legislaturen, durch eine Reihe von Zusatzartikeln abgeholfen; in Betreff des ersteren Punctes hat die Sitte das Gesetz ergänzt, indem, nachdem Washington und Jefferson eine dritte Wahl abgelehnt hatten, eine festgestellte öffentliche Meinung sie fortan unmöglich gemacht hat. Die Partei der Föderalisten darf man als in Washington selbst verkörpert ansehen, wenn ihm auch seine Verdienste und seine Persönlichkeit eine Stellung über den Parteien anwiesen, die ihn freilich der heftigsten Angriffe der Presse keineswegs überhoben, aber es doch der Gegenpartei bei beiden Wahlen unmöglich gemacht hat, seiner Candidatur eine andere entgegenzustellen. Ihm und seinen Freunden scheint die Einheit, so weit durch sie Sicherheit und Würde nach außen, Ordnung und Gedeihen im Innern bedingt waren, von gleichem Werthe mit der Freiheit gewesen zu sein. An Liebe zur Freiheit hat gewiß keiner der Gegner sie übertroffen, aber vielleicht an Vertrauen in dieselbe. Die Sorge, welche die

Demokraten vor dem Mißbrauch der Gewalt beſeelte, hegten jene vor dem Mißbrauch der Freiheit, welche ſie gegen ihre eigenen Ausſchreitungen ſichern zu müſſen glaubten. Die Ruheſtörungen in Maſſachuſetts, die der Berathung der neuen Verfaſſung vorangegangen waren, hatten ſie beſorgt für die Erhaltung der Ordnung gemacht, während Jefferſon jene Bewegung ſehr leicht nahm und die zeitweilige — wenn nur nicht häufige — Wiederkehr ſolcher Unruhen für eine nützliche Warnung der Regierenden, faſt für ein Erforderniß eines geſunden Staatslebens erklärte. Aber über die Grenze ſtreng republicaniſcher Grundſätze iſt Waſhington und iſt die Partei, die ſtolz war ihn zu den Ihrigen zu zählen, nie hinausgegangen, und nur die Verblendung des Parteihaſſes konnte ſie der Hinneigung zu monarchiſchen oder ariſtokratiſchen Tendenzen anklagen. Ein Einziger aus ihrer Mitte, freilich der Bedeutendſten Einer, Alexander Hamilton, iſt ſo weit gegangen, daß er in der Verfaſſungs-Berathung offen und entſchieden, unbeirrt durch ſeine Iſolirung und die Unpopularität ſeines Vorſchlages, für den Präſidenten und die Senatoren die Lebenslänglichkeit in Anſpruch nahm; aber ſeine Partei iſt ihm hierin nicht gefolgt, und auch Waſhington, ſo hoch Hamilton in ſeiner Freundſchaft und Achtung ſtand, theilte ſeine Anſicht in dieſem Puncte nicht. Bekanntlich ging neben dem Widerſpruch in den Fragen der Verfaſſung und der Freiheit und im Zuſammenhange mit demſelben ein Gegenſatz in der Behandlung der auswärtigen Politik her, indem die föderaliſtiſche Partei mehr zu einem guten Vernehmen mit England neigte, während die damals ſogenannte republicaniſche wollte, daß die Union für das revolutionäre Frankreich gegen England Partei nehme. Neben

den Kämpfen um dieſe politiſche Frage aber, und in enger Verbindung damit, hat es nur einen ernſten Streitpunct gegeben, bei dem es ſich im heißen Kampf der Parteien wirklich um bürgerliche Freiheit handelte. Es war der Streit um das Fremden- und das Aufruhr-Geſetz des Jahres 1798 unter der Präſidentſchaft von John Adams. Die Rückſichtsloſigkeit, mit der die Emiſſäre des Directoriums das Feuer des Widerſtandes gegen die Regierung ſchürten, die maßloſe Heftigkeit, mit der ſich ein Theil der Preſſe gegen dieſelbe erhob, veranlaßten den Congreß zu jenen Maßregeln, welche der Regierung die Ausweiſung von Fremden und eine ſtrengere Verfolgung von Preßvergehen geſtatteten. Die Aufregung über dieſe Maßregeln war groß und weit verbreitet; die Legislaturen von Virginien und Kentucky erklärten ſie für verfaſſungswidrig und nichtig, und ſo gemäßigt der Gebrauch war, den die Regierung während der zweijährigen Dauer, auf die ſie von Anfang an beſchränkt waren, von ihnen machte, ſo haben ſie doch weſentlich zum Sturz der Föderaliſten durch die Wahl des Jahres 1800, welche Jefferſon an das Ruder brachte, beigetragen. Seitdem iſt niemals wieder eine Frage, bei welcher es ſich um ein größeres oder geringeres Maß bürgerlicher Freiheit handelte, Gegenſtand des Streites zwiſchen den alten Parteien geweſen; die reichſte Fülle der Freiheit iſt das unangetaſtete Beſitzthum der weißen Bevölkerung aller Claſſen geblieben. Dagegen hat der Streit um das Uebergewicht der Unionsgewalt oder der Einzelſtaaten die Parteien noch ein halbes Jahrhundert bewegt; er tritt in dem heftigen Kampf um das Beſtehen der Bank der Vereinigten Staaten, um die Art der Verwerthung des Congreßlandes und um andere wichtige Fragen hervor; er

ergeht ſich ſelbſt mit Leidenſchaft in Fragen untergeordneter Art, wie die der Anlegung einer Landſtraße oder Waſſerverbindung durch die Central-Regierung. Doch iſt auch dieſer Gegenſatz allmählich abgeſchwächt worden durch den ſeit lange faſt unbeſtrittenen Beſitz der Unions-Gewalt in den Händen eben der Partei, die ſie ſonſt argwöhniſch bewachte, durch die Eroberungs-Gelüſte derſelben Partei, die ſie unbewußt zur Begünſtigung einer ſtärkeren Centralmacht hindrängt, endlich durch die in den Vordergrund getretene Sclavereifrage, welche die alten Parteien geſprengt und neue Gegenſätze, neue Parteibildungen, zum Theil unter Beibehaltung der alten Namen, in's Leben gerufen hat.

Im Weſentlichen iſt nun die Demokratie der Union ein ſolcher alter Parteiname mit verändertem Inhalt und Streben. Dem ächten demokratiſchen Grundſatz, der Geltendmachung menſchlicher Würde gegen alle künſtlichen Scheidungen des Ranges und der Geburt, hat ſie gedient, bis ſie den Grundſatz ſiegreich durchgeführt hat auf allen Gebieten bis auf das eine, an deſſen Grenzen ſie leider Halt gemacht hat. In den Beſitz voller rechtlicher und möglichſter ſocialer Gleichheit für alle Claſſen der weißen Bevölkerung gelangt, hat ſie ihr Princip, da wo ſeine Durchführung am Dringendſten, aber auch am Schwerſten war, verleugnet, iſt ſie, der unterdrückteſten Menſchenclaſſe gegenüber, in verhärteter Selbſtſucht die herrſchende, die privilegirte, die conſervative Partei in der ſchlimmſten Bedeutung des Wortes, mit allen Leidenſchaften und Vorurtheilen, welche die Behauptung hergebrachter Gewalt mit ſich zu führen pflegt, geworden. Im Genuß des Glückes der Freiheit hat ſie ihren ſittlichen, ihren menſchlichen Inhalt verloren, und je höher ſie die eigenen Freiheitsrechte, den eigenen Antheil an der Lenkung

der Geſchicke des Gemeinweſens anſchlägt, deſto ſchroffer hält ſie an der einmal willkürlich gezogenen Schranke feſt, deſto tiefer drückt ſie die einmal außerhalb derſelben Gebannten herab. Insgeheim der eigenen Inconſequenz bewußt, fühlt ſie ſich gedrängt, die Opfer derſelben mit immer mehr Verachtung zu überhäufen, ihnen, wo möglich, zur Beſchwichtigung des eigenen Gewiſſens, einen Platz außerhalb der Menſchheit anzuweiſen.

Doch hat es auch nicht an ſpecielleren Beziehungen gefehlt, die den Uebergang der demokratiſchen Partei von Dem, was ſie urſprünglich war, zu Dem, was ſie jetzt iſt, vermittelten. Die weſentlichſte dieſer Beziehungen lag in dem Feſthalten der Staaten-Souverainetät der Unions-Gewalt gegenüber. Dieſe Tendenz war vom Anbeginn an eine den Sclavenhaltern mit der Demokratie gemeinſame, da die Erſteren fühlen mußten, daß der feſte Halt, den ſie in den Sclavenſtaaten hatten, nur durch den Einfluß der großen Geſammtheit der Union, wenn dieſer die Macht dazu gegeben würde, dereinſt gebrochen werden könne. In den Briefen Jefferſon's, der, wie wir geſehen haben, ſeiner Parteiſtellung nach den Männern der Staaten-Gewalt angehörte, bei dem aber der Parteimann niemals den Denker überwog, findet ſich, bei Gelegenheit der Beſprechung innerer Zerrüttungen der Genfer Republik (Theil III. S. 310) die folgende bemerkenswerthe Stelle: „Ich vermuthe, daß die „Lehre, nach welcher kleine Staaten allein zu Republiken geeignet „ſein ſollen, mit mehreren anderen glänzenden Irrthümern, „denen Montesquieu und andere politiſche Schriftſteller „Glauben verſchafft haben, durch die Erfahrung widerlegt wer„den wird. Vielleicht wird es ſich herausſtellen, daß, um eine „gerechte Republik zu erlangen, ſie ſo ausgedehnt ſein muß,

„daß localer Egoismus nie an ihren größeren Theil hinan„reicht, daß ſich über jede beſondere Frage in ihrem Rathe „eine Majorität findet, die, frei von Sonder-Intereſſen, den „Grundſätzen der Gerechtigkeit ein bleibendes Uebergewicht „giebt. Je kleiner die Geſellſchaften, deſto heftiger und krampf„hafter ſind ihre Spaltungen.“ Es iſt nicht erſichtlich, ob Jefferſon die Anwendung dieſer Anſicht auf die Sclaverei gemacht hat; doch dürfte in ihr die einzige Löſung der Frage verborgen liegen. Man gebe einer Majorität ohne Egoismus die Entſcheidung über die Sclaverei in die Hand, und der Sieg wird nicht mehr zweifelhaft ſein. — Jene eigenthümliche Verſchlingung der Grundſätze macht es allein erklärlich, wie die ſüdliche Demokratie lange Zeit einen Mann als ihren Führer anerkennen und verehren konnte, der, wie Calhoun die freiheitlichen Grundſätze ſchon in der Theorie negirt, der darum die Sclaverei — wie er es denn auch entſchiedener als irgend Jemand gethan hat — vertheidigen konnte, ohne ſich den Vorwurf der Inconſequenz zuzuziehen; den Mann des ſtrengen Regiments, der Centraliſation ſogar, der aber die Stützpuncte Beider ausſchließlich in den Einzelſtaaten ſuchte, und der mit der Demokratie keine anderen Grundſätze gemein hatte, als die des Particularismus, der Sclaverei und — des Freihandels. Dieſer Letztere bildet nämlich den zweiten Punct, auf welchem, zufolge rein zufälliger Umſtände, die Grundſätze der Demokratie mit den Intereſſen der Sclavenhalter zuſammentreffen. Die Erſtere mochte ihrem ganzen Weſen nach dem Congreß nicht die Macht einräumen, durch Schutzzölle den Schwerpunct der materiellen Intereſſen zu verrücken, durch künſtlich geſchaffene, von ihm abhängige Intereſſen ſeine Gewalt

zu vermehren. Die Sclavenstaaten aber sind durch ihren großen Export* natürliche Feinde des Schutzzolles, der jenen durch die Retorsionen, die er hervorruft, nothwendig hemmt. So wirkten Grundsatz und Interesse zusammen, und Calhoun wurde der Held der demokratischen Nullifications-Bewegung des Südens gegen den Schutz-Zoll-Tarif von 1828.

Einer Demokratie gegenüber, die im langjährigen, unangefochtenen Besitze der Macht ihre Grundsätze vergessen hat, sind die besten Elemente des alten Föderalismus, geläutert durch die Oppositions-Stellung, in der ihre Partei seit lange verharrt, durch den freien Blick in die Mängel des Bestehenden, den sie erleichtert, treu den edelsten Ueberlieferungen der Gründer amerikanischer Freiheit, zu der Partei übergetreten, die sich den Kampf, freilich für jetzt und für lange nur den Vertheidigungs-Kampf gegen die Sclaverei zur Aufgabe gestellt hat. Während eine schmollende Minorität von alten Whigs nichts Besseres zu thun gewußt hat, als sich dem Nativismus anzuschließen und bei der letzten Wahl mit den Knownothings für Fillmore gestimmt hat, bildet die Mehrheit der aufgelösten Whig-Partei in den alten Staaten den Kern der neuen, republicanischen Partei, die sich um die Candidatur Fremont's geschaart hat. Wohl ziemte es den Jüngern einer gemäßigten, ernsten, um Recht und Ordnung gewissenhaft besorgten Freiheit, erfüllt von den Lehren ihrer großen Meister, den Kampf aufzunehmen wider die maßlose, ungemilderte Knechtschaft des Sclaventhums, und

* Nach einer Notiz in „Cotton is King" S. 42, werden von der in der gesammten Union producirten Baumwolle und dem Tabak zwei Drittheile, von allen übrigen Ackerbau-Producten aber nicht ein volles Sechsundvierzigstel über die Grenzen der Union ausgeführt.

der Unglücklichen zu gedenken, für welche die dürftigsten Brosamen, die von dem üppigen Freiheitsmahle, an dem eine übermüthige Demokratie schwelgt, abfallen möchten, ein Labsal der verschmachtenden Seele wären.

Die Fortschritte der Sclaverei durch ihre neuesten Phasen zu verfolgen, wird unsere nächste Aufgabe sein.

Dritter Artikel.

Sclaverei im District Columbia.

Wir haben in dem letzten Hefte dieser Zeitschrift* darzustellen versucht, wie die Sclaverei sich zu der Gründung und zu der früheren Entwickelung der nordamerikanischen Union verhielt. Es bleibt übrig, daß wir unser Versprechen erfüllen, auch die späteren Phasen dieses traurigen Stücks moderner Culturgeschichte zu beleuchten.

Nachdem das Streben nach allmählicher Aufhebung der Sclaverei, welches bis in den Anfang dieses Jahrhunderts unter den Besten in der ganzen Union verbreitet war, und wo es nicht getheilt, doch als ein zulässiges anerkannt wurde, zurückgetreten war, und sich mehr und mehr auf den machtlosen Enthusiasmus einer wohlmeinenden Partei im Norden beschränkt sah, hat der thatsächliche, politische Kampf um die Sclaverei lediglich zwei Fragen betroffen, wovon die eine ein sehr kleines, die andere ein unermeßliches Gebiet berührt, die eine lediglich die Bedeutung eines großen Princips, die andere neben dieser auch die Zukunft vieler Millionen, die Geschicke von Menschenaltern in sich trägt. Die erstere Frage ist die des Bestandes

*) Aprilheft, S. 402 ff.

der Sclaverei am Sitze der Unionsregierung, die zweite die ihrer Ausbreitung in die weiten, immer anwachsenden Gebiete, welche zuerst die friedlichen Fortschritte der Civilisation, zuletzt außer ihnen auch die Eroberung, der Union von Jahr zu Jahr hinzugefügt haben. Beide Fragen haben den Grundzug mit einander gemein, daß es sich bei ihnen, und bei ihnen allein, um eine directe Einwirkung der Unionsgesetzgebung und der Unionsregierung auf die Sclaverei handelt. Bekanntlich ist der District Columbia — d. h. die Stadt Washington mit dem geringen, zu ihr gehörigen Gebiet — den Unionsbehörden untergeordnet. Hier also konnte die Unionsgewalt die Sclaverei fern halten, hier mußte sie es thun, wenn sie von jeder Schuld an derselben frei bleiben, wenn sie das Uebel als ein wider Willen in Folge unbezwinglicher Verhältnisse geduldetes erscheinen lassen wollte. Kein Wunder daher, daß es von Anfang an eine Ehren- und Herzens-Sache der Freunde der Freiheit war, hier, unter dem Banner der Union, keine menschlichen Wesen in Sclavenbanden gehalten zu wissen. Für die wenigen Sclaven, die das von dem Sclavenstaat Maryland an die Union abgetretene Gebiet enthält, war eine Entschädigung möglich und somit eine Ausgleichung denkbar, durch die England seine Colonien von jenem Makel befreit hat, deren Ausführung im Großen über das ganze Gebiet der Union aber nach der Ausdehnung, zu der man das Uebel hat gelangen lassen, jetzt leider die Grenzen des Möglichen überschreitet. „Ich werde für diese Maßregel der Befreiung stimmen" — heißt es in der Rede des Senators Seward aus New-York gegen die Compromißmaßregeln von 1850 — „und bin bereit, alle Mittel zu bewilligen, die zu ihrer Ausführung nöthig sind.

Und wenn man mich fragt, was ich zur Verschönerung der Hauptstadt meines Landes gethan, so werde ich auf ihre befreiten Menschen zeigen und sagen: das sind die Denkmäler meiner Freigebigkeit!" Bekanntlich war auch dieser letzte Versuch ein vergeblicher, und jene unglücklichen Maßregeln haben auch diese Streitfrage zum bleibenden Nachtheil der Freiheitssache verglichen. Der Fortbestand der Sclaverei in dem District wurde anerkannt, und die Concession, die man ihren Gegnern machte, bestand in dem Verbot des Sclavenhandels im Bereiche desselben. Es darf daher in Washington kein Sclave verkauft werden: ein Verbot, das wohl den Werth eines über jenen Handel von der höchsten Behörde der Union verhängten Tadels, aber wenig praktische Bedeutung hat, da es den Eigenthümern nicht verwehrt ist, ihre Sclaven nach einem der Grenzorte der nahe gelegenen Staaten zu bringen und dort zu verkaufen.

Sclaverei in den neuen Gebieten.

Von ungleich größerer, in die Geschichte der Union tief eingreifender Wichtigkeit ist die zweite der eben berührten Fragen. Der Bereich dieser Frage ist es, in dem die Sclaverei-Interessen siegreiche Fortschritte gemacht haben, und die Sache der Freiheit immer weiter zurückgedrängt worden ist, bis sie sich jetzt in ihrem eigensten Gebiete gewaltsamer Angriffe zu erwehren hat. Auch hier begegnen wir in der Jugendblüthe des Freiheitsbewußtseins einem hochherzigen Versuch, die ganze Sache mit einem Streiche für alle Zukunft abzuthun; wir sehen diesen Versuch freilich mißlingen, aber doch die Entwickelung der Dinge zuerst der Freiheit günstig, bis eine Reaction zu Gunsten der

Sclaverei eintritt, die ihr Ende noch nicht erreicht hat. Schon 1784 machte Jefferſon dem Congreß den Vorſchlag, in dem ganzen Gebiet, das außerhalb der urſprünglichen dreizehn Staaten lag, vom Jahr 1800 an die Sclaverei für immer zu verbieten. Nur neun Staaten ſtimmten ab, davon waren ſechs für, drei gegen den Vorſchlag; von den übrigen vier waren zwei gar nicht, einer unvollſtändig vertreten, die Stimme des Letzten war wegen Verſchiedenheit der Meinung beider Vertreter unwirkſam. So war denn die thatſächlich vorhandene Majorität eine nach dem alten Föderationsvertrage ungenügende, und der Vorſchlag fiel. Als aber im Jahr 1787 der Congreß eine Ordonnanz zur Organiſation des nordweſtlichen Territoriums — des weiten Gebietes, aus dem ſich allmählich die fünf blühenden Staaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan und Wisconſin gebildet haben — erließ, da ward der einſtimmige Beſchluß gefaßt, daß die Sclaverei von dieſem geſammten Gebiete ſofort und für immer ausgeſchloſſen werden ſolle. Dieſe Anordnung wurde für eine der weſentlichen Grundbeſtimmungen der künftigen Verfaſſung erklärt, die niemals ohne Zuſtimmung des Congreſſes geändert werden dürfe. Der erſte Congreß, der ſich ſpäter unter der Herrſchaft der neuen Verfaſſung verſammelte, hat die Verfügung beſtätigt; die Verfaſſung hatte die Geſetzgebung in den Territorien ausdrücklich dem Congreß übertragen, und indem ſie die Zulaſſung neuer Staaten ſeinem Ermeſſen anheimſtellte, ihm auch geſtattet, Bedingungen an dieſelbe zu knüpfen. Die Sophismen, durch die man in neuerer Zeit dem Congreß das Recht zu ſolchen Maßregeln ſtreitig zu machen, ſie als in Widerſpruch mit der Staatenſouverainetät, ja mit der Volksſouverainetät ſtehend dar-

zuſtellen verſucht hat, waren damals noch nicht erfunden. Petitionen, welche ſpäter in einigen Fällen aus einzelnen Theilen des Gebietes an den Congreß gelangten, dahin gehend, daß er eine zeitweilige Ausnahme, eine vorläufige Zulaſſung von Sclaven, etwa auf zehn Jahre, geſtatten möge, wurden abſchläglich beſchieden. Hier, wo ein neues Staatsleben unter dem Schutze der ſiegreich errungenen Freiheit keimte, wo überlieferte Zuſtände keine Entſchuldigung an die Hand gaben, hier wenigſtens ſollte das Reich der Freiheit nicht durch die härteſte Knechtſchaft befleckt werden. Und jene zur fruchtbarſten und freieſten Entwickelung gereiften Staaten können es den Verfaſſern der Ordonnanz von 1787 nicht genug Dank wiſſen, ſie vor jenem Uebel bewahrt zu haben.

Allein der Grundſatz ward nicht mit der Conſequenz, die Jefferſon im Auge gehabt hatte, durchgeführt. Es fand ſich bald Veranlaſſung, dem Süden wiederum eine Conceſſion zu machen, — und ſie wurde ihm nicht vorenthalten. Südlich vom Ohiofluß und Miſſiſſippi lag ein weites Gebiet, welches nominell, nach dem Inhalte jener alten, von der Krone gewährten Bewilligungen, die es nicht der Mühe werth achteten, in den Wüſten, über die ſie verfügte, genaue Grenzen zu ziehen, den Colonien Virginien und Nord-Carolina angehörte. Das noch wenig bevölkerte Gebiet wurde an die Union abgetreten, um es als Territorium zu regieren und ſpäter Staaten daraus zu bilden. Die Sclaverei, die hier noch wenig oder gar nicht Wurzel gefaßt hatte, ließ ſich auf der erſten Entwicklungs-Stufe leicht beſeitigen, und damit das Uebergewicht der freien Staaten in der Union für immer ſichern. Aber eben um dieſer Wendung vorzubeugen, machten die Sclaven-

ſtaaten Schwierigkeiten, dem Congreß jene Gebietstheile zur Verfügung zu ſtellen, wenn er nicht auf die geſetzliche Ausſchließung der Sclaverei in denſelben verzichte. Er gab nach, wahrſcheinlich noch in dem Wahne, daß die Sclaverei im Erlöſchen ſei, befangen, und die Gefahren der Zukunft nicht ahnend. So entwickelten ſich drei neue Sclavenſtaaten, Kentucky, Tenneſſee und Miſſiſſippi. Es ward Sitte, durch gleichzeitige Zulaſſung eines freien Staates und eines Sclavenſtaates eine Art von Gleichgewicht zu erhalten, und die Zulaſſung der gedachten drei Staaten wurde durch die Aufnahme von Vermont, Indiana und Illinois aufgewogen.

Aber neue und großartigere Verhältniſſe gewann der Streit durch den Erwerb des unermeßlichen, unter dem Namen Louiſiana zuſammengefaßten Gebietes. Von dieſem Gebiet hatte nur der Diſtrict von New-Orleans, der ſpäter unter dem Namen Louiſiana als Staat aufgenommen ward, eine nennenswerthe Bevölkerung; hier hatte die Sclaverei ſchon zu viel Boden gewonnen, um ſie ohne den heftigſten Widerſtand ausrotten zu können. Dagegen war das übrige, der amerikaniſchen Energie jetzt eröffnete Gebiet am weſtlichen Ufer des Miſſiſſippi noch jung genug, um eine neue Richtung nach der Seite der Freiheit oder der Sclaverei hin zu erhalten. Dennoch empfing der ſüdlichſte Theil dieſes Gebietes unter dem Namen Arkanſas im Jahr 1818, wenn auch nicht ohne vielfache Unzufriedenheit im Norden, doch ohne ernſten Kampf, eine Territorial-Organiſation mit Sclaverei, da er einem Bereiche angehörte, den man einmal derſelben nicht mehr entziehen zu können glaubte. Heftig dagegen entbrannte der Kampf um die Aufnahme von Miſſouri, deſſen nördliche Grenze weit über

die Linie hinausging, welche die Ordonnanz von 1787 zwiſchen Freiheit und Sclaverei am öſtlichen Ufer des Miſſiſſippi gezogen hatte. Während der Seſſion von 1819 hielt das Haus der Repräſentanten an ſeiner Abſicht, Miſſouri nicht als Sclavenſtaat zuzulaſſen, den wiederholten entgegengeſetzten Beſchlüſſen des Senats gegenüber, feſt, und die Aufnahme des Staates ſcheiterte an dem ungelöſten Widerſpruch. In der Sitzung von 1820 dagegen gelang es dem Süden, das bekannte Miſſouri-Compromiß durchzuſetzen, das unter den Fortſchritten der Sclaverei eine hervorragende Stelle einnimmt. Miſſouri ward ohne Verbot der Sclaverei als Staat aufgenommen unter der gleichzeitigen Feſtſetzung, daß in dem geſammten Territorium von Louiſiana, welches nördlicher als 36° 30′ liege und nicht zu Miſſouri gehöre, die Sclaverei für immer verboten ſein ſolle. Die angegebene Linie iſt die ſüdliche Gränze von Miſſouri; es ſollte alſo die Sclaverei ſowohl weſtlich als nördlich von demſelben ausgeſchloſſen bleiben. So opferte man die lebendige Gegenwart einer ungewiſſen Zukunft; man gab einen Staat mit beginnender, mächtig aufſtrebender Cultur der Sclaverei Preis, gegen einen Vorbehalt, deſſen Bereich noch eine unbewohnte Wüſte war, der eine wirkliche Bedeutung erſt nach einem Menſchenalter gewinnen konnte. Und man vergaß dabei vor Allem, daß während dieſes Menſchenalters das Uebel, dem man eine Grenze ſetzen wollte, zu einer Macht gelangen könne, der es leicht ſein werde, die liſtig eingeräumte Schranke wortbrüchig niederzuwerfen und, im vollſten Genuß des Gewonnenen, die verheißene Gegenleiſtung trotzig zu verweigern. — Zudem haftete an dem Compromiß von Anfang an eine Zweideutigkeit der Auslegung, die es der

Sophisterei gestattete, den Raum auszufüllen, der noch bis zum hinlänglichen Macht-Erwerb zu durchlaufen war. Eine Auslegung ging dahin, daß sich das Verbot nur auf die künftigen Territorien, so lange sie als solche der Unions-Gewalt untergeben seien, nicht aber auf ihren späteren Zustand als selbstständige Staaten beziehen könne, da die Befugniß des Congresses, in ihr Gesetzgebungs-Recht auch dann noch verbietend einzugreifen, zweifelhaft sei. Der Präsident Monroe forderte, ehe er dem Gesetze seine Zustimmung gab, ein Gutachten seines Cabinets darüber, ob dasselbe die letztere, umfassende Bedeutung habe. Allein in dem Cabinet waren die entgegengesetzten Anschauungen über die Sclaverei durch den jüngeren Adams, den späteren Präsidenten, und durch Calhoun vertreten, und der große Einfluß des Letzteren wußte es dahin zu bringen, daß die Frage durch die bloße Erklärung des Cabinets: „Das Gesetz enthalte nichts Verfassungswidriges," umgangen, der Zweifel also durch die Sanction so wenig, wie durch das Gesetz selbst, gelöst wurde. Daß das Recht des Congresses von Alters her auch in jener weiteren Bedeutung anerkannt worden, geht aus der Fassung der Ordonnanz von 1787 deutlich hervor. Leugnen läßt sich dagegen nicht, daß man eine ausdrückliche Bestimmung, die es dem Congreß gestattete, dem einmal zur Selbstständigkeit gelangten Staat die Einführung der Sclaverei zu verbieten, in der Verfassung vergeblich suchen würde. Eine praktische Bedeutung wird übrigens dieser letzteren Frage nicht beigelegt; denn der Gegensatz zwischen Sclaverei und freier Arbeit ist ein so tief wurzelnder und unversöhnlicher, daß es nicht denkbar erscheint, daß ein Staat, der mit freier Arbeit zu dem-

jenigen Grade der Entwickelung gelangt war, durch welchen ſeine Zulaſſung als Staat bedingt iſt, hinterdrein die Sclaverei einführe. Die wirkliche Entſcheidung wird alſo immer in der Hand der Unions-Gewalt liegen, da ſie von der Richtung abhängt, die dem aufkeimenden Gemeinweſen in der erſten Jugend ſeines territorialen Beſtandes gegeben wird. Auch hat die der Sclaverei günſtige Erledigung der Frage wenig mit jenen theoretiſchen Bedenken zu thun: — offener Wortbruch hat die Künſte der Dialektik bald entbehrlich gemacht.

Zu den nächſten Siegen haben ein Vierteljahrhundert ſpäter die Einverleibung von Texas und die mexicaniſchen Eroberungen Anlaß gegeben. Schon die Einführung der Sclaverei in Texas war ein beklagenswerther Rückſchritt: denn Mexico hatte ſie nach Erkämpfung ſeiner Unabhängigkeit aufgehoben, und erſt die Einwanderer aus dem Süden der Union hatten ſie wieder eingeſchwärzt, indem ſie ein mexicaniſches Geſetz, das eine Dienſtbarkeit wegen Schulden zuläßt, benutzten. Bei der Aufnahme von Texas in die Union im Jahr 1845 dehnte man die Linie des Miſſouri-Compromiſſes auf daſſelbe aus; was dem Erfolge nach nichts Anderes heißt, als daß man das ganze Gebiet der Sclaverei preisgab; denn wie die Grenzen von Texas ſchließlich feſtgeſetzt worden, erſtreckt es ſich nach Norden nicht über jene Linie hinaus. Doch war die darin liegende Satire auf das Compromiß-Weſen keine ganz abſichtliche; denn die Grenze von Texas war damals eine ſehr unbeſtimmte; nach der Anſicht der Texaner umfaßte ſie auch das nachmalige Territorium Neu-Mexico, und ſie iſt erſt ſpäter durch Vergleich zwiſchen der Union und dem neuen Staate fixirt worden. Auch wurde gleich bei der Aufnahme die Ausſicht eröffnet,

daß aus dem einen Staate künftig mehrere, höchstens vier, gebildet werden dürften: ein Vorbehalt, der an sich durch die Ausdehnung des Staats bei fortschreitender Bevölkerung gerechtfertigt ist, der aber, wie die Sache liegt, eine abermals den Sclavenhaltern eröffnete Aussicht auf Vergrößerung ihres politischen Einflusses enthält. Ob ihnen ein Recht auf diese Vermehrung der Anzahl von Sclavenstaaten eingeräumt worden, oder ob es jederzeit von dem Ermessen des Congresses abhängen wird, die neuen Staaten in's Leben treten zu lassen oder nicht, ist zweifelhaft gelassen und ist bereits vorgängig Gegenstand heftigen Streites gewesen.

Als nun im Lauf des siegreichen Krieges mit Mexico, den die Einverleibung von Texas hervorrief, der Präsident im August 1846 bei dem Congreß die Bewilligung von drei Millionen Dollars beantragte, um die Gewalt des Eroberers noch durch den Reiz des Goldes zu verstärken und den besiegten Staat zu den ausgedehntesten Abtretungen zu bewegen, schlug der Abgeordnete Wilmot aus Pennsylvanien vor, an die Bewilligung der Summe die Bedingung zu knüpfen, daß von den zu gewinnenden Gebieten die Sclaverei für immer ausgeschlossen bleibe. Seitdem pflegt man den Grundsatz der Ordonnanz von 1787, auf neuerworbene Provinzen angewendet, schlechthin mit dem Namen des Wilmot-Proviso zu belegen. Das Haus nahm den Vorschlag an, der Senat verwarf ihn, und die Session ging zu Ende, ohne daß ein übereinstimmender Beschluß erzielt war. In der nächsten Session, im Jahr 1847, erneuerte die Regierung ihren Antrag; das Haus stimmte wiederholt für die Wilmot'sche Bedingung, gab aber zuletzt, wie gewöhnlich, der größeren Beharrlichkeit des Senates nach und nahm den

Antrag ohne die Bedingung an, das weite Gebiet, deſſen Erwerb in Ausſicht ſtand, ohne Schutz dem Eindringen der Sclaverei überlaſſend.

Als es ſich nun im Jahr 1848 um die erſte, vorläufige Organiſation der von Mexico abgetretenen Gebiete und zugleich — nach Schlichtung des Grenzſtreites mit England — um die des Oregon-Gebietes handelte, verſuchte zuerſt die Sclavenhalter-Partei, die Miſſouri-Linie zu einem Princip zu erheben und bis an das ſtille Meer fortzuführen. Für Oregon, deſſen ſüdliche Grenze der zweiundvierzigſte Grad bildet, war die Frage ohne alle praktiſche Bedeutung, und ohnedies war dort an Sclaverei nicht zu denken; dennoch beſtand die Partei darauf, daß die nördliche Lage ausdrücklich als Grund der Ausſchließung angegeben werde. Californien dagegen würde durch die Linie getheilt worden, die kleinere Hälfte deſſelben dem Süden zugefallen ſein. In beiden Fällen wurde die Linie vom Senat angenommen, aber vom Hauſe verworfen, und der Senat mußte nachgeben. Die tiefe Bedeutung jener Anträge iſt erſt ſechs Jahre ſpäter recht klar geworden; ſie waren ſchlau darauf berechnet, dem Miſſouri-Compromiß einen ganz anderen Sinn, als den ihm urſprünglich inwohnenden, unterzuſchieben und einen Vorwand zu deſſen Bruch zu finden, zudem aber eine Umkehrung des ganzen Verhältniſſes zwiſchen Freiheit und Sclaverei, wie es vom Anbeginn der Union an aufgefaßt worden war, einzuleiten. — Als man das Compromiß abſchloß, handelte es ſich noch immer nur darum, wie weit die Sclaverei, *wo ſie einmal beſtand*, geduldet werden ſollte. Brachte man ihr das Opfer eines weiten Gebietes, in welchem ſie, in geringem Maße vorhanden, noch bewältigt werden konnte, ſo erhielt

man als Gegenleiſtung die Zuſicherung, daß ſie in anderen Gebieten für immer ausgeſchloſſen bleiben ſolle. Keineswegs aber war es der Sinn des Compromiſſes, der Sclaverei eine Bürgſchaft ihrer Ausbreiiung nach irgend einer Seite hin, insbeſondere für künftig zu erwerbende Gebiete, die man frei von ihrer Herrſchaft antreffen würde, zu geben. Den Norden vor der Sclaverei zu ſchützen, nicht den Süden ihr zu garantiren, war der Sinn des Compromiſſes, war der Preis eines großen, ihr gemachten Zugeſtändniſſes. Die Freiheit galt noch immer als die Regel, als das allgemeine Recht, die Sclaverei als eine Ausnahme, als eine zu duldende Thatſache. In jenen Anträgen prägt ſich zuerſt mit Entſchiedenheit die Anmaßung aus, welche der Sclaverei ein gleiches Recht mit der Freiheit vindicirt, um ſie bald als die bevorrechtete ihren Siegeslauf beginnen zu laſſen. In jenen Debatten war es auch, wo zuerſt eine Theorie kühn und offen — vor Allem in Calhoun's beredtem Munde — hervortrat, welche das von Anbeginn an geübte und niemals bezweifelte Recht des Congreſſes, die Sclaverei in den Territorien zu verbieten, beſtreitet. „Das Gebiet der Union," — ſo lautet das Argument — „zumal das durch die Schätze und das Blut Aller eroberte, gehört allen ihren Bewohnern; darum muß es Allen freiſtehen, ſich mit ihrem Eigenthum dort niederzulaſſen; die Sclaverei verbieten, heißt aber den Männern des Nordens allein den Zugang geſtatten." So wird nicht allein der Süden mit der Sclaverei, ſondern auch ſein Bewohner mit dem Sclavenhalter identificirt, die Sclaverei wird aus dem klimatiſchen Bedürfniß, für das ſie ſonſt galt, ein perſönliches, das dem Südländer in jedem Landſtrich weſentlich und unentbehrlich iſt.

Daß auch in den Sclavenſtaaten durchſchnittlich nur Ein Sclavenhalter auf neun ſelbſtſtändige, weiße Bewohner kommt, und daß den acht Neuntheilen, die durch die Wirkungen der Sclaverei weit unter die Stellung der arbeitenden Claſſen freier Staaten herabgedrückt werden, die Auswanderung in freie Territorien zu Gute kommt, wird dabei natürlich überſehen. Denn das iſt das Eigenthümliche in der Lage der Sclavenſtaaten, und darin liegt die Stärke des Syſtems, daß, weil dort an dem Sclavenbeſitz Reichthum, Anſehen und Einfluß haften, der Vortheil der Sclavenhalter ſich als der der Geſammtheit geltend zu machen weiß, und das Intereſſe der Weißen, die keine Sclaven haben, kaum mehr Beachtung als das der Sclaven ſelbſt findet. Mit größerem Rechte konnte man jedenfalls jenem Anſpruch entgegenſtellen, daß die Zulaſſung der Sclaverei in den neuen Gebieten dem freien Arbeiter des Nordens den Zugang verſperre.

Californien, ſeiner Kraft und Zukunft, ſeiner Unentbehrlichkeit für die Union ſich bewußt, hatte nicht Luſt, den üblichen Uebergangs-Zuſtand einer von dem Congreß organiſirten Territorial-Einrichtung durchzumachen. Ehe er ſich über dieſe hatte einigen können, trat es mit einer Verfaſſung, die ein vom Volke gewählter Convent ihm gegeben, vor den Congreß des Jahres 1850 und verlangte ſeine Aufnahme als Staat. Wider Erwarten der Meiſten hatte die Verfaſſung die Sclaverei verboten. So unmöglich es nun war, ſei es dem neuen Staate die Sclaverei aufzudringen, ſei es deſſen Aufnahme lange hinzuhalten, da eine Losreißung des entlegenen, durch Gewaltmittel nicht feſtzuhaltenden Californien eine Gefahr bietet, der die Union ſich nicht ausſetzen darf: ſo ſah doch die Partei der Sclaverei in

dem neuen, freien Staat eine ihr entrissene Beute, — und es gelang ihrer Beharrlichkeit, ihrer entschiedenen Mehrheit im Senate, der schwankenden Majorität des Repräsentanten-Hauses durch eine neue Reihe sogenannter Compromiß-Maßregeln Aequivalente abzuringen, die den Gewinn der anderen Seite weit überragten. Es ist schwer einzusehen, worin eigentlich der Compromiß-Charakter dieser Maßregel bestand; denn der Freiheit wurde nichts gewährt, als die Zulassung von Californien, die nicht verweigert werden konnte, und etwa das obenerwähnte, bedeutungslose Verbot des Sclaven-Verkaufs im District Columbia. Alle übrigen Anordnungen waren im Interesse der Sclaverei und bilden einen der wesentlichsten Fortschritte ihrer Macht. Die erheblichste besteht in dem berüchtigten Sclavenjagd-Gesetz von 1850. Von Anbeginn an hatten die Sclavenstaaten sich beklagt, daß die Verpflichtung, welche die Unions-Verfassung in Betreff der Auslieferung flüchtiger Sclaven gegen sie eingegangen, nicht gehörig erfüllt werde, und daß ein Gesetz, welches der Congreß im Jahr 1793 zur Ausführung jener Bestimmung gegeben, sich als unwirksam erwiesen habe. Der grelle Widerspruch, in dem dieses Gesetz der Knechtschaft mit allen freien Institutionen, dem Geschwornengericht, dem Schutz persönlicher Freiheit, in dem es vor Allem mit der öffentlichen Meinung des Nordens stand, machten sein Zusammenleben mit diesen Elementen der Freiheit unmöglich. War bis dahin das Sclavengesetz thatsächlich der Freiheit unterlegen, so mußten jetzt zur Vergeltung die wesentlichsten Grundsätze der Freiheit dem Rechte des Sclavenhalters geopfert werden. Das neue Gesetz entzieht dem als Sclaven Verfolgten alle Bürgschaften des allgemeinen Rechts, und häuft die ungewöhnlichsten

Schutzmittel zu Gunsten des Herrn. Der am Orte der angeblichen Entweichung ausgestellte Verhaftsbefehl muß an jedem Orte der Union durch den dazu angestellten Einzelbeamten, ohne Zuziehung von Geschwornen oder ordentliches Gerichts-Verfahren, auf eine summarische Herstellung der Identität hin, vollzogen und der Verhaftete durch die Diener der Unions-Gewalt nach dem Süden geschleppt werden; reicht die amtliche Macht nicht aus, so ist auch der unbetheiligte Bürger bei angedrohter Geldstrafe verbunden, dem Verfolger Hülfe zu leisten. Das ganze Verfahren ist so entschieden zu Gunsten der Sclaverei organisirt, daß es die freien Farbigen des Nordens den größten Gefahren aussetzt. Die Verwendung der Unions-Gewalt in einer Weise, wie sie sonst zum Schutz der wohlbegründetsten Privatrechte nicht Statt findet, macht das Recht des Sclavenhalters zum privilegirtesten aller Rechte, die Sclaverei zu einer nationalen Angelegenheit, die Unions-Macht zu ihrer Dienerin. Welche blutigen Conflicte durch den tiefen Widerwillen nördlicher Bevölkerungen gegen die Ausführung eines solchen Gesetzes herbeigeführt worden, wie in Boston die Militär-Gewalt der Union in bis dahin unerhörter Weise aufgeboten werden mußte, um einen einzigen Neger in die Gewalt des ihn mit zweifelhaftem Anspruch Verfolgenden zurückzubringen, ist bekannt. Schwerlich wird sich der Norden jemals mit diesem Gesetz aussöhnen, und es wird doch wohl die Zeit kommen, wo man auch seinen Ueberzeugungen und Sympathien wieder wird Rechnung tragen müssen.

Die übrigen Maßregeln betrafen die Organisation des Restes der neuen Gebiete und vor Allem die Sclaverei in denselben. Die Sclavenhalter machten sich in allen Puncten

für das ihnen entwundene Californien reichlich bezahlt. Ihr Schooßkind Texas erhielt eine bedeutende Gebiets-Vergrößerung, die, dem ſclavenfreien Neu-Mexico entnommen, das Gebiet der Sclaverei vergrößerte; es erhielt außerdem als Entſchädigung für den Verzicht auf noch weiter gehende, ziemlich grundloſe Gebiets-Anſprüche zehn Millionen Dollars durch Uebernahme eines ſolchen Betrages ſeiner Schuld ſeitens der Union. Der Reſt von Neu-Mexico und das Gebiet von Utah erhielten Territorial-Regierungen mit der Beſtimmung, daß es in der eigenen Wahl der Bevölkerung ſtehen ſolle, bei ihrer künftigen Conſtituirung als Staaten die Sclaverei zuzulaſſen oder auszuſchließen; — das Princip des Wilmot-Proviſo war alſo ſchließlich gefallen. Die der Sclaverei abgeneigten Bewohner von Neu-Mexico hatten den Congreß um Schutz gegen das eindringende Sclavenweſen gebeten; nachdem er ihnen verweigert worden, iſt es fraglich, ob dieſe an Zahl und Energie ſchwache Bevölkerung dem Uebergewicht der einwandernden Sclavenhalter beſſer, als früher Texas, wird widerſtehen können. Die Annahme der Compromiß-Linie hätte nur einen kleinen Theil von Neu-Mexico geſchützt und den bei weitem größeren nur um ſo entſchiedener preisgegeben; ſie hätte — gegen Aufopferung der Hälfte Californiens — nur Utah gerettet, das jedoch, ſo lange es von der energiſchen, der Sclaverei feindlichen Secte der Mormonen bewohnt wird, des Schutzes nicht bedarf. So hatte denn nach langem, hartnäckigem Kampf, in deſſen Verlauf der dem Tode nahe Calhoun ſich in die Sitzung geleiten ließ, um eine von ihm zu Gunſten der Maßregeln abgefaßte Rede durch einen Collegen vorleſen zu hören, die Sache der Sclaverei einen neuen Sieg erfochten.

Man nannte es ein Compromiß, wenn ſtatt aller, nur ein Theil ihrer immer weiter gehenden Anſprüche gewährt wurde und die Durchſetzung der übrigen einer nahen Zukunft vorbehalten blieb.

Wie der erfochtene Sieg nur zu neuen Eroberungen ſpornte, hat das Jahr 1854 gezeigt, indem es die letzten Schranken, die der Ausbreitung der Sclaverei im Wege ſtanden, niederriß. Noch beſtand das Miſſouri-Compromiß in voller Kraft. Die von ihm gezogene Linie hatte ſich nur auf das Gebiet des Louiſiana-Kaufs, nicht auf die faſt ein Menſchenalter ſpäter erfolgten mexicaniſchen Eroberungen beziehen können. Nördlich von der Linie hatten ſich unter ihrem Schutz der Staat Jowa und das Territorium Minneſota ohne Sclaverei, die freilich dort ohnedies durch die Natur der Verhältniſſe ausgeſchloſſen war, gebildet. Aber der weiter weſtlich gelegene Theil jenes Gebiets, ein ausgedehntes, fruchtbares Land, deſſen nördlichere Strecke nach dem Nebraskafluſſe, die ſüdlichere nach dem Kanſasfluſſe benannt wird, waren erſt kürzlich der Einwanderung und der Civiliſation geöffnet. Dieſe Gebiete gehörten unbeſtritten dem Bereich des Miſſouri-Compromiſſes an; allein die Partei der Sclaverei fühlte ſich jetzt ſtark genug, das Compromiß zu brechen und die reiche Zukunft jener Länder für ihre Herrſchaft in Anſpruch zu nehmen. Die That des Wortbruchs und des Unrechts gelang mit Hülfe ehrgeiziger Männer des Nordens, die durch das Bündniß mit dem Süden zu Macht und Einfluß zu gelangen hofften. Die Sache der Sclaverei ſiegte nach langem, heftigem Kampf, zumal im Senat*,

* Siehe „The Nebraska Question comprising speeches in the Senate, New-York 1854.“ Eine ſehr gute Ueberſicht der Geſchichte der

in welchem die glühendſte, von tiefer Ueberzeugung durchdrungene Beredſamkeit Seward's, Sumner's und anderer der beſten Männer des Nordens den Sophismen des Antragſtellers, Senator Douglas aus Illinois, und der Mehrheit, die von einer Anzahl abtrünniger, nördlicher Stimmen im Bunde mit der Einſtimmigkeit des Südens gebildet wurde, unterlag. Der dürftige Vorwand des Wortbruchs war, das Miſſouri-Compromiß ſei bereits durch frühere Vorgänge theils verletzt, theils wirklich aufgehoben. Die Verletzung ſollte darin liegen, daß der Norden die Verlängerung der Compromißlinie bis an den ſtillen Ocean — alſo die durch den Congreß zu verbürgende Einführung der Sclaverei in Länder, wo man ſie nicht vorfand — verweigert hatte. Die Aufhebung wurde in den Principien der neuen Compromißmaßregeln von 1850, nebenher auch in dem Umſtande geſucht, daß man bei der Regulirung der öſtlichen Grenze des Utah-Gebietes einen ganz kleinen Strich Landes, der, genau genommen, zu dem Louiſianakauf gehörte, in jenes Gebiet aufgenommen, alſo dem Schutze des Miſſouri-Compromiſſes entzogen hatte. Die totale Verrückung des Standpuncts, die dem erſten Argument zu Grunde liegt, iſt bereits erläutert worden. Dem zweiten ward zuvörderſt der bündigſte Nachweis entgegengeſtellt, daß während der endloſen Debatten über die Maßregeln von 1850 keiner ihrer Vertheidiger oder ihrer Gegner das leiſeſte Wort davon geſagt hatte, keinem die Hoffnung und keinem die Sorge gekommen war, es möchte durch die Anordnungen über das neuerdings

Sclaverei-Geſetzgebung giebt die Schrift: „Die Sclavenfrage in den Vereinigten Staaten, geſchichtlich entwickelt von Friedrich Kapp, Göttingen und New-York 1854."

von Mexico eroberte Gebiet auch der Schutz für den nördlichen Theil des alten Louisiana-Kaufs hinweggeräumt sein. Der Concessionen an die Sclaverei waren fürwahr genug; hätte man ahnen können, daß auch dieses, alle anderen weit überragende Opfer stillschweigend gebracht werden solle, — der Norden würde sich ohne Zweifel damals noch zum Widerstande ermannt haben. Der Grundsatz aber, durch dessen Aufstellung die Maßregeln von 1850 angeblich das Compromiß von 1820 beseitigt hatten, sollte kein geringerer sein als das große Princip der Selbstregierung, ja der Volkssouverainetät, das die selbstständige Entscheidung jedes neuen Territoriums über die Sclaverei erfordere! Ein gröberes Mißverständniß, ein schrofferer innerer Widerspruch ist nicht zu erdenken. Haben denn Selbstregierung und Volkssouverainetät einen anderen Sinn und Grund, als den des angebornen Rechts auf Freiheit und Menschenwürde, das die Sclaverei als seinen Todfeind abwehrt? Ist die enge Selbstsucht von ein Paar hundert Ansiedlern, getrieben durch die einzige Rücksicht auf den flüchtigen Vortheil oder die Bequemlichkeit des Augenblicks, eine reinere Quelle des Gesetzes, welches Freiheit, Bildung und Glück kommender Geschlechter sichern soll, ein treuerer Ausdruck der öffentlichen Meinung, der sittlichen Ueberzeugung, des Gewissens der Nation, oder ihrer Einsicht in den wahren, bleibenden Nutzen, als es die Vertreter einer großen nationalen Gesammtheit sind? Dem Congreß jeden Einfluß auf die Einführung der Sclaverei in die neuen Niederlassungen entziehen, hieß nicht allein die alte Politik und das alte Recht, die von Anbeginn der Union an gegolten, verleugnen; es hieß auch die Frage dem Bereich der nationalen Souverainetät entziehen und sie — wie die Folge

ſattſam gelehrt hat — der Willkür und Gewalt der erſten beſten Schaar von Sclavenhaltern preisgeben. Und weil man unter ganz beſonderen Verhältniſſen und Einflüſſen, um nur die dringende Aufnahme Californiens nicht zu verzögern, eine ſolche Maßregel für Neu-Merico und Utah zugegeben hatte, deshalb ſollte die alte, vor einem Menſchenalter für Kanſas und Nebraska, von denen 1850 gar nicht die Rede war, theuer erkaufte Bürgſchaft verloren ſein? — Das letzte Argument vollends überſchreitet die ſchmale Grenze zwiſchen Sophiſtik und Albernheit. Man hatte nämlich der bequemeren Scheidung wegen die Felſengebirge als öſtliche Grenze von Utah angenommen, und ſo war allerdings ein Thal mit hineingekommen, das nach einem alten Grenzvertrage mit Spanien, der ſtatt der Gebirge eine imaginäre Linie als Grenze annahm, zu dem von Frankreich erkauften Gebiet gehörte, ein winziges Thal, in dem es bis dahin weder Freie noch Sclaven gab, da Fremont der Einzige war, der es auf einer Reiſe zur Durchforſchung der Felſengebirge beſucht und auf ſeiner Karte verzeichnet hatte. Niemand hatte im Jahr 1850 dieſen geringfügigen Umſtand beachtet, Niemand hatte es der Mühe werth gefunden, deshalb eine im Uebrigen paſſende Grenzbeſtimmung zu beſtreiten. Und nun ſollte daraus, daß man das öde Fleckchen Erde dem Geſetz von Utah, alſo der Möglichkeit der Sclaverei überliefert hatte, folgen, daß man den Grundſatz des Miſſouri-Compromiſſes, der viele Tauſende von Quadratmeilen und Millionen eines künftigen Geſchlechtes ſchützte, aufgegeben habe. „Wenn ich alſo mit meinem Nachbar zur Beſtimmung der zweifelhaften Grenze zwiſchen unſerem Beſitzthume eine Linie gezogen habe," bemerkte der Senator Wade aus Ohio in der Debatte, „und es ſtellt

ſich nachher heraus, daß aus Verſehen ein kleines Stück meines Eigenthums auf ſeine Seite der Linie gerathen, ſo kann er kommen und ſagen, ich habe meinen ganzen Rechtstitel verwirkt, und ſich demnach mein ganzes Grundſtück ausbitten!"

Ein eigenthümliches Licht wird durch die folgenden Vorgänge auf eine andere Auffaſſung geworfen, die in den Debatten von 1850 und 1854 häufig wiederkehrt. Es ſei, ſo hieß es nämlich, ganz unnöthig, die Sclaverei in den nördlicheren Landſtrichen geſetzlich auszuſchließen, da die Natur der Dinge ſie von ſelbſt ausſchlöſſe. „Man ſagt uns" — entgegnete Seward hierauf in ſeiner Rede von 1850 — „wir könnten uns auf die Geſetze Gottes verlaſſen, welche die Sclavenarbeit nördlich von jener Linie verbieten, und es ſei thöricht, die Geſetze Gottes zu wiederholen. Aber es giebt keine gerechte menſchliche Geſetzgebung, die nicht eine Wiederholung des göttlichen Geſetzes wäre. Die Verfaſſung der Union und die aller Staaten ſind voll von ſolchen Wiederholungen. Wo ich ein Geſetz Gottes oder der Natur mißachtet finde, oder in Gefahr mißachtet zu werden, da werde ich dafür ſtimmen, es mit aller Weihe bürgerlicher Gewalt zu bekräftigen. Auch iſt die Behauptung gänzlich unbewährt, daß das Klima die Sclaverei irgendwo verhindere. Es iſt nicht eine natürliche Nothwendigkeit, ſondern es iſt die Trägheit der Menſchen, die die Sclaverei in irgend einem Klima einführt."

Die nächſten Folgen der Aufhebung des Miſſouri-Compromiſſes haben für die Nothwendigkeit des dem Norden geraubten Schutzes ſtärkere Gründe, als irgend Jemand ahnte, dargeboten; ſie haben auch klar dargethan, was es mit der Selbſtregierung und Souverainetät einer Handvoll Anſiedler

zu bedeuten hat. Kein Bedürfniß, nicht einmal das der Trägheit, hat in Kanſas die Einführung der Sclaverei gefördert; die Natur der Producte des fruchtbaren Bodens macht ihn für den Anbau durch freie Arbeit ganz geeignet; die große Mehrheit wirklicher Anſiedler beſtand aus freien Arbeitern. Allein die Intereſſen der Sclavenhalter waren jetzt zu ſolcher Macht gelangt, daß ſie auf dem Boden der Union den Verſuch wiederholen konnten, der ihnen in Texas gelungen war, den Verſuch, zur Vermehrung ihres politiſchen Einfluſſes, zur Gewinnung neuer Stimmen in beiden Häuſern des Congreſſes, dem jungen Lande gegen den Willen ſeiner Bewohner die Sclaverei gewaltſam aufzudringen. Das iſt der Kern des Streites, der die Union ſeit drei Jahren erſchüttert, der in Kanſas ſelbſt zu wiederholtem Blutvergießen geführt hat. Die öſtliche Grenze von Kanſas iſt nur durch den Miſſouriſluß von dem nördlichſten Theile des Staates Miſſouri getrennt. Man hat ſich nun nicht damit begnügt, Sclavenhalter mit ihren Sclaven zur Niederlaſſung hinüberzuſenden, damit das Inſtitut dort Wurzel faſſe, man hat vielmehr für jeden Tag der Abſtimmung, ſei es zur Ernennung eines Delegirten an den Congreß, ſei es zur Wahl der geſetzgebenden Verſammlung für das Gebiet ſelbſt, den Einfall bewaffneter Schaaren von Miſſouri her organiſirt, die, ſelbſt widerrechtlicher Weiſe abſtimmend, die berechtigten Wähler an vielen Orten gewaltſam von der Wahlurne vertrieben. Der von Norden her eingeleitete Widerſtand durch die Einwanderung freier, zur Vertheidigung gerüſteter Anſiedler erreichte das Ziel zu ſpät, um es zu verhindern, daß eine der Sclaverei blind ergebene Verſammlung gebildet wurde. Die von derſelben beſchloſſenen Geſetze überbieten Alles, was die Gewalt

jemals zum Schutz der Sclaverei ersonnen hat. Jede Auflehnung wider dieselbe in den mannichfachsten Formen wird mit der Todesstrafe belegt, jeder durch Wort oder Schrift geäußerte Zweifel an ihrem rechtlichen Bestande mit zweijähriger bis lebenslänglicher Zwangsarbeit. Um die Dauer einer solchen Herrschaft zu verewigen, wird von dem Beamten, dem Anwalt, dem Geschwornen ein eidliches Gelöbniß des Gehorsams gegen die Territorialgesetze und das Sclavenjagdgesetz gefordert. Die Ausübung des Wahlrechts wird an einen gleichen Eid geknüpft, und während durch diese Bedingung die Mehrheit wirklicher Ansiedler davon ausgeschlossen wird, setzt man an die Stelle des Domicilnachweises die Abgabe eines am Wahltage zu entrichtenden Dollars, um den Eindringlingen auch fernerhin das usurpirte Stimmrecht zu sichern. Der Gegenpartei blieb unter solchen Umständen nichts übrig, als sich abzusondern, eine eigene Versammlung zu bilden, eine andere Verfassung ohne Sclaverei zu entwerfen. Ein blutiger Bürgerkrieg war die Folge der Spaltung. Der von dem Präsidenten gesandte Gouverneur Reeder, ein rechtlicher, aber der schwierigen Lage nicht gewachsener Mann, hatte sich übereilter Weise im ersten Augenblick bestimmen lassen, die von den Sclavenhaltern gewählte Versammlung anzuerkennen; aber bald erkannte und bereute er seinen Mißgriff, dankte ab, und ist seitdem in seinen Berichten, ein unverdächtiger Zeuge, entschieden gegen die obenerwähnten Vorgänge aufgetreten. Der Präsident Pierce aber, bis ans Ende seiner Amtsführung der Sache der Sclavenhalter ergeben und von leidenschaftlichem Haß wider die Gegenpartei erfüllt, fand in jener Anerkennung genügenden Grund, um jene Versammlung für die legitime zu erklären und die Macht der Union

zu ihrer Verfügung zu ſtellen. Wenn er die Handlungen der Gewalt, durch die ſie ins Leben gerufen worden, nicht leugnen konnte, ſo mußte ihm die Ausflucht zu Hülfe kommen, daß ihm die Verfaſſnng keine Vollmacht ertheile, wider jene Gewaltthaten einzuſchreiten. Derſelbe Mann, der im Staate Maſſachuſetts die Kriegsmacht der Union zur Einfangung eines flüchtigen Sclaven aufgeboten hatte, der ſpäter in Kanſas ſelbſt zur Aufrechthaltung der Sclavenhalterverfaſſung ſich der Truppen gar wohl zu bedienen wußte, zweifelte an ſeiner Befugniß, die Wahlfreiheit gegen die gewaltſamſten Eingriffe der Sclaverei-Propaganda zu ſchützen! Die Frage ſelbſt iſt unerledigt an den neuen Congreß und den neu gewählten Präſidenten übergegangen. Die ſiegreiche und herrſchende Partei ſteht immer noch auf der einen, das Recht und die Natur der Dinge auf der anderen Seite; die Zukunft wird zwiſchen ihnen entſcheiden.

Die Präſidentenwahl von 1856.

Mitten in die leidenſchaftliche Aufregung, welche der Kanſasſtreit hervorgerufen hat, fiel die Präſidentenwahl. Es war die erſte, bei welcher alle übrigen Partei-Intereſſen hinter der einen großen Frage des Uebergewichts der Freiheit oder der Sclaverei in der Lenkung der Geſchicke der Union zurücktraten; der Nativismus war der einzige Grundſatz, der neben jener Frage noch eine Stelle in dem Kampfe zu behaupten vermochte. Um uns nun die Momente klar zu machen, die den Sieg der Sclavenſtaaten herbeigeführt haben, und darnach die Ausſichten auf einen künftigen Umſchwung zu ermeſſen, haben wir zuerſt die äußeren Umſtände, die einwirkenden Zahlenverhältniſſe, demnächſt die politiſche Sachlage in Betracht zu ziehen.

Die Bevölkerung der freien Staaten ist mehr als doppelt so groß, als die freie der Sclavenstaaten. Die erstere ergiebt nach dem letzten Census die Zahl von 13,607,038, die zweite die von 6,440,500. Es werden aber für die Wahl des Präsidenten von den freien Staaten 176, von den Sclavenstaaten 120 Wähler ernannt, während auf die letzteren nach der Proportion der beiderseitigen freien Bevölkerung nur etwa 84 kommen. Dieser Vortheil beruht zum größeren Theil auf der früher besprochenen Zuziehung von drei Fünftheilen der Sclavenbevölkerung zum kleineren Theil auf einem anderen Umstande. Die bedeutendste Concession nämlich, welche die Verfassung den kleineren Staaten als solchen, um ihre Zustimmung zu gewinnen, gemacht hat, lag bekanntlich darin, daß sie dem nach der Volkszahl gewählten Repräsentanten-Hause einen mit umfassenden Befugnissen ausgestatteten Senat an die Seite setzte, in welchen jeder Staat ohne Unterschied seiner Größe zwei Mitglieder sendet. Auch diese Concession hat im Laufe der Zeit — zufolge der geringeren Zunahme in der Bevölkerung der Sclavenstaaten — den Charakter einer ferneren Begünstigung der Letzteren angenommen. Während gegenwärtig in das Haus der Repräsentanten die freien Staaten 144, die Sclavenstaaten — trotz der Sclaven-Vertretung — nur 90 Mitglieder senden, so haben im Senate bei dem augenblicklichen Verhältniß von 15 Sclavenstaaten zu 16 freien Staaten die ersteren 30 gegen 32 Stimmen. Hierin liegt die wesentliche Ursache der Erscheinung, daß die Sclaverei durch alle Phasen ihres Fortschritts stets im Senat ihre festeste Stütze gefunden hat. Denn hier bedarf der in den Fragen der Sclaverei jederzeit einige Süden nur ganz weniger nörd-

licher Stimmen, um einer dienstbaren Mehrheit sicher zu sein, während er im Haus der Repräsentanten zu gleichem Zweck eine weit größere Anzahl von Stimmen gewinnen muß: daher hier eine stets schwankende, dort eine zuverlässige Mehrheit. Als mitwirkende Ursache dürfte jedoch in Betracht kommen, daß die Mitglieder des Senats vermöge der sechsjährigen Amtsdauer und der mittelbaren Wahl — durch die Staaten-Legislaturen — dem Einfluß der öffentlichen Meinung ihrer Heimath minder zugänglich sind, als die in jedem zweiten Jahr der Neuwahl durch das Volk unterliegenden Repräsentanten. — Die beiden verschiedenen Systeme nun, nach welchen das Haus der Abgeordneten und der Senat gebildet werden, sind für die Präsidenten-Wahl durch die Verfassung combinirt, indem jeder Staat so viele Wähler ernennt, als er Abgeordnete und Senatoren zusammen besitzt. So tritt statt des Verhältnisses von 90 zu 144 für das Repräsentanten-Haus hier das den Sclavenstaaten relativ günstigere Verhältniß von 120 zu 176 ein. — Von Bedeutung ist ferner das System, nach welchem die Wähler ernannt werden. Die Verfassung hat die Anordnung der Wahlart gänzlich den Einzelstaaten überlassen. Während nun für die Wahlen zum Repräsentanten-Hause ein allgemeines Gesetz die Eintheilung eines jeden Staates in so viele Wahl-Districte vorschreibt, als derselbe Abgeordnete zu wählen hat, so daß jeder Wähler nur für Einen Vertreter stimmt, und derjenigen Partei, die im Staat in der Minorität ist, die Möglichkeit bleibt, in einzelnen Districten zu siegen: so hat sich in Betreff der Ernennung der Präsidenten-Wähler durchweg die entgegengesetzte Methode geltend gemacht. Anfangs überließen mehrere Staaten die Wahl ihren gesetzgebenden Versammlungen; allein dieses System hat sich allein in Süd-Carolina bis auf den

heutigen Tag erhalten. In allen anderen Staaten werden die Wähler direct vom Volke ernannt. Und zwar geschah die Wahl zuerst in manchen Staaten nach Districten. Da aber andere sogleich die Wahlart einführten, nach welcher jeder Urwähler des ganzen Staates für so viele Electoren stimmt, als der Staat zu wählen hat, und somit jede Vertretung der Minorität ausschlossen, so läßt sich denken, daß die übrigen Staaten sich bald sämmtlich veranlaßt fanden, dem Beispiele zu folgen, da sonst diejenigen Staaten, welche jenes System annahmen, auf Kosten der übrigen, welche das Gewicht ihrer Minoritäten in die Wagschale fallen ließen, ihren politischen Einfluß vermehrt hätten. Es ist daher gegenwärtig die Wahl by general ticket, wie sie genannt wird, in allen Staaten angenommen worden.

Die 174 Wahlstimmen nun, mit welchen Buchanan gesiegt hat, bestanden aus 112 von den 120 Stimmen der Sclavenstaaten — die 8 Stimmen Marylands waren für Fillmore —, den 27 von Pennsylvanien, den 13 von Indiana, den 11 von Illinois, den 7 von New-Jersey und den 4 von Californien. Fremont hatte die 114 Stimmen der übrigen 11 freien Staaten für sich. Man sieht also, daß diejenigen freien Staaten, die den Sclavenstaaten am Nächsten gelegen, deren Interessen mit den ihrigen am Engsten verzweigt sind, den Ausschlag zu ihren Gunsten gegeben haben. Da aber in diesem Wahlcollegium die Minoritäten gänzlich beseitigt sind, so muß man zur Vervollständigung des Bildes nothwendig auf die Zahlen der Urwähler-Stimmen recurriren, wie sie für die drei zu Gunsten der drei Candidaten im Voraus festgestellten Wählerlisten abgegeben wurden. Hier ergeben sich für Buchanan 1,850,960, — wobei noch der Wegfall der

Volks-Stimmen für Süd-Carolina in Betracht zu ziehen ist — für Fremont 1,334,553, für Fillmore 885,960 Stimmen; es fallen daher die Anhänger des Letzteren, die in dem schließlichen Resultat nur für den Staat Maryland als Sieger mitzählen, bei der Berechnung der Kräfte der Parteien bedeutend ins Gewicht. Aus den Details der Zahlen, deren Darlegung hier zu weit führen würde, geht hervor, daß eine Zulassung der Minoritäten durch Districtswahlen die Chancen Fremont's nicht erheblich vermehrt haben würde; denn wenn auch die Minoritäten für ihn in Illinois, Indiana und Pennsylvanien sehr bedeutend waren, so werden sie doch durch ansehnliche Minoritäten für Buchanan, namentlich in New-York und Ohio, so wie auch für Fillmore in ersterem Staat ausgeglichen; nach Süden aber finden sich nur noch sehr wenige Stimmen für Fremont in den vier nördlichsten Sclavenstaaten, in den übrigen eilf aber nicht eine einzige. Dagegen hat es viele Wahrscheinlichkeit, daß bei einer Wahl nach Districten eine absolute Majorität überhaupt nicht zu Stande gekommen wäre, da die Scheidung der Parteien auch in den einzelnen Staaten zum großen Theil eine geographische ist, und da die Stimmen für Buchanan die Gesammtzahl der Stimmen für seine beiden Gegner nicht erreichen. In solchem Falle wählt das Haus der Repräsentanten den Präsidenten aus den drei Candidaten, welche die meisten Stimmen haben; aber es stimmt in solchem Fall nicht nach Köpfen, sondern nach Staaten: abermals eine Concession, die den kleineren Staaten gemacht worden, und die den Sclavenstaaten zu Gute kommt. Dieser Ausgang wurde von Vielen, auch bei dem geltenden Wahlmodus, vor der Entscheidung für nicht unwahrscheinlich

gehalten. Die Meinung der Meiſten ging dahin, daß in ſolchem Fall die Chancen zwiſchen Buchanan und Fillmore getheilt ſein, für Fremont aber keine vorhanden ſein würden; denn der Süden hätte ſich im Nothfall den Anhängern Fillmore's angeſchloſſen, aber in allen Fällen wie Ein Mann gegen Fremont geſtimmt, und er brauchte nur Einen freien Staat auf ſeine Seite zu ziehen, um Fremont's Wahl unmöglich zu machen.

Zum Verſtändniß der Sachlage iſt demnach erforderlich, ſich den Charakter der Fillmore'ſchen Partei klar zu machen. Wenn auch der Nativismus den Kern dieſer Partei gebildet hat, ſo haben ſich doch an dieſen Kern zahlreiche Elemente von ganz verſchiedener Natur angeſchloſſen und haben eine weit größere Anzahl von Stimmen in dieſes Lager geführt, als die Knownothings hätten aufbieten können. Zuvörderſt ſcheuten Manche in Buchanan, wenn ſie auch in der Behandlung der Sclavenfrage mit ihm übereinſtimmten, den Mann der Eroberung, den Mit-Unterzeichner des Manifeſtes von Oſtende, der das Land in Kriege verwickeln könne. Dann giebt es Manche unter den Freunden und Viele unter den Gegnern der Sclaverei, die dieſe Frage nicht auf die Spitze getrieben, die ſie nicht zum Inhalt eines Parteikampfes gemacht zu ſehen wünſchen, der die Union in geographiſch geſchiedene Hälften theilt und dadurch ihrem Frieden und ihrem Beſtande Gefahr droht. Dieſe Anſchauungen fanden in dem Namen Fillmore's einen neutralen Boden, auf dem ſie ſich ſammeln konnten; ſie zogen ſich in dieſes Lager zurück, nicht weil ſie ſich zu ſeinen Fahnen und Loſungsworten bekannten, ſondern weil es dem Kampfplatz der brennenden Frage des Augenblicks fern lag. Einen Beleg hiezu

liefert die seltsame Erscheinung, daß manche der angeseheneren deutschen, in den nördlichen Küstenstädten eingebürgerten Kaufleute, deren europäisches Gewissen dem Sclavenwesen widerstrebte, für deren conservative Neigungen aber in Namen und Tendenz der republicanischen Partei etwas Abstoßendes lag, für den Candidaten des Nativismus gestimmt haben.

Jenes Schreckbild einer Auflösung der Union aber, zu einer patriotischen Besorgniß der Vaterlands-Freunde aller Parteien und aller Staaten, zugleich aber zu einer steten Drohung abseiten des Südens geworden, ist in diesem letzten Kampfe wie in früheren die wirksamste Waffe in der Hand der Anhänger der Sclaverei gewesen. Hat doch jene Furcht über den sieben- undsiebzigjährigen Jefferson Gewalt genug geübt, um ihn zur Verleugnung eines Theiles der besten Bestrebungen seines Mannesalters zu vermögen. In Briefen aus dem Jahr 1820, der Zeit der Missouri-Debatten, erklärte er sich, — unter wiederholtem Ausdruck seines heißesten Wunsches, die Sclaverei allmählich beseitigt zu sehen — gegen die Feststellung einer Linie, welche Norden und Süden einander dereinst feindlich gegenüberstellen werde.* Daß eine Linie gleicher Art — und zwar eine solche, die die Sclaverei in weit engere Grenzen schloß — durch seinen eigenen Vorschlag von 1784, daß sie nicht minder durch den abgeschwächten Ausdruck desselben Grundsatzes, durch die Ordonnanz von 1787, gezogen wurde, bleibt dabei unbeachtet. Dagegen macht er geltend, daß ja durch die Ausdehnung des Gebietes der Sclaverei die Zahl der Sclaven nicht vermehrt, ihr Loos eher gebessert und die Aussicht auf ihre allmähliche Befreiung vielleicht gefördert werde. Dieses seitdem häufig

* Siehe besonders Theil IV. S. 322—334 seiner Briefe.

wiederholte Argument würde von Bedeutung ſein, wenn wirklich in den Sclavenſtaaten der frühere Wunſch der Beſeitigung der Sclaverei als eines Uebels noch vorherrſchte, ja wenn er nur noch ſtark genug wäre, um ſich in der Debatte geltend zu machen. Der Glaube an eine ſolche Stimmung mag im Jahr 1820 noch möglich geweſen ſein; im Jahr 1856 war er es ohne Selbſttäuſchung nicht mehr. Die in den Sclavenſtaaten zur Alleinherrſchaft gelangte Meinung, die jeden Widerſpruch niederzuwerfen die Macht und den Willen hat, ſtreitet für die ewige, ungemilderte Fortdauer der Sclaverei; als eine Bürgſchaft dafür erſtrebt ſie die ſtete Vermehrung ihrer politiſchen Macht; ſie will ſich die Union unterwerfen, und es giebt kein Mittel, ſich von ihr unabhängig zu erhalten, als, ihrer Gewalt, ſo lange es noch möglich, räumliche Schranken zu ſetzen. Jene Drohung des Südens aber, ſich von der Union loszureißen, ſobald der Norden ſeinen Forderungen nicht mehr willfahre, wird Jenem den Sieg ſo lange ſichern, als der Norden ſich nicht ermannt und es einmal auf die Verwirklichung der Drohung ankommen läßt. Jede neue Nachgiebigkeit ſteigert nur das trotzige Selbſtgefühl des Südens und macht es nur wahrſcheinlicher, daß er bei der erſten Zurückweiſung ſeiner Anſprüche, durch Leidenſchaft und Uebermuth getrieben, einen Schritt thun könnte, der ſeinen Intereſſen wahrſcheinlich in noch höherem Grade, als denen des thätigeren, in regerem Fortſchritt begriffenen Nordens, verderblich ſein würde. So ſieht man wenigſtens im Norden da, wo keine Abhängigkeit von ſüdlichen Intereſſen ins Spiel kommt, die Sache an, und es hat während des Wahlkampfes an herben Worten in Ernſt und Spott nicht gefehlt, um dem Süden die thörichte Anmaßung

ſeiner ſtehenden Drohungen zu Gemüthe zu führen und den Norden zu bewegen, daß er endlich, unbekümmert um jene Drohungen, ſein Uebergewicht geltend mache. Im Ganzen aber war die Haltung der Südländer während des Kampfes in der Preſſe wie in mündlicher Rede eine übermüthige und, wie aus alter Gewohnheit, des Sieges gewiſſe. Auf einer Eiſenbahn-Fahrt im Norden von Illinois war ich Zeuge eines langen politiſchen Streites über Präſidenten-Wahl und Sclaverei, in dem ein einziger Südländer einige Dutzend Nordländer überſchrie, und nur mit Mühe einer der Letzteren gegen den Einen zu Worte kommen konnte. Die wiederholt an ihn gerichtete Frage, wie es wohl einem Nordländer ergehen würde, der im Süden mit gleicher Freiheit nördliche Anſichten über die Sclaverei verfechten wollte, machte nicht den geringſten Eindruck auf ihn; er ſchien es ganz in der Ordnung zu finden, daß die höchſte Redefreiheit zu Gunſten der Sclaverei, aber nicht die mindeſte gegen dieſelbe gewährt werde. Auf einem Miſſiſſippi-Boot hörte ich einen jungen Mann aus dem Süden einem Greis aus einem nördlichen Staat, der ſich in der beſcheidenſten Weiſe für die Wahl Fremont's ausſprach, mit Schmähungen antworten, ohne daß die Anweſenden — ſo ſehr ſonſt die amerikaniſche Sitte Achtung vor dem Alter, wie vor den Frauen, fordert — ſich des Beleidigten annahmen. Während man in geſelligen Kreiſen des Nordens jede ernſte Aeußerung wider die Sclaverei in Gegenwart von Südländern für unſchicklich halten würde, habe ich Einzelne der Letzteren die ſchroffſten Anſichten — z. B. daß man Cuba erobern müſſe, weil die ſpaniſche Regierung auf eine allmähliche Befreiung der Neger hinwirken zu wollen ſcheine, und weil die Sclavenſtaaten ſo etwas in

ihrer Nähe nicht dulden könnten — in denſelben Kreiſen ohne Scheu entwickeln hören. Es war die Haltung einer hochmüthigen, ihres Uebergewichts bewußten, wenn auch oft liebenswürdigen Ariſtokratie, der plebejiſchen Gleichheit der freien Staaten gegenüber.

Werfen wir noch einen Blick auf die Stellung, welche die eingebürgerte deutſche Bevölkerung der Union in dem Kampfe eingenommen hat. Die Nachkommen der alten deutſchen Einwanderung Pennſylvaniens, unter den Einfluß ihrer Umgebung geſtellt und mehr gewohnt, dem Klange des Namens als dem Grundſatz der Demokratie zu folgen, haben meiſt für Buchanan geſtimmt: eine Thatſache, die um ſo mehr bemerkt wurde, als jener zahlreiche und wohlhabende Theil der pennſylvaniſchen Landbevölkerung in die zwiſchen den Parteien ſchwankende Wagſchale der Stimmen jenes großen Staates ein nicht unerhebliches Gewicht gelegt hat. Die Hinneigung eines Theiles des Kaufmannsſtandes im Norden zu Fillmore iſt ſchon erwähnt. Dagegen hat die deutſche Bevölkerung des Nordweſtens, vom Weſten des Staates New-York an bis Jowa hin, und überhaupt die jüngere Einwanderung im ganzen Norden der großen Mehrheit nach für Fremont geſtimmt. Sie ſtand dabei vielfach unter dem Einfluß politiſcher Flüchtlinge von 1848, die faſt ohne Ausnahme, ihren Grundſätzen treu, in den Reihen der Gegner der Sclaverei geſtritten haben. Sicherlich hat damit die deutſche Bevölkerung den rechten Weg eingeſchlagen, um — wenn auch um den Preis des Haſſes mancher Gegner — mit der Zeit die Achtung aller Parteien zu gewinnen. Freilich haben, wo es galt, die Stimmen Eingewanderter zu gewinnen, alle Parteien einander den Vorwurf des Nativismus

zugeſchleudert: was denn das Gute hatte, daß, ſo lange der Kampf währte, alle, ſelbſt die Partei Fillmore's, jenen Vorwurf zurückgewieſen haben. Der Demokratie kam dabei freilich im Kampfe wider die in den heutigen Republicanismus aufgegangenen, föderaliſtiſchen Elemente ein alter Vorgang zu Gute. Das excluſivſte Naturaliſations-Geſetz nämlich, das die Union gehabt hat, das die Einbürgerung an einen vierzehnjährigen Aufenthalt knüpfte, iſt zu der Zeit des kurzen Uebergewichts der Föderaliſten unter dem älteren Adams — in unverkennbarem Zuſammenhang mit dem obenerwähnten Fremden-Geſetz — gegeben, aber ſobald die Demokratie im Jahr 1801, in Jefferſon's Präſidentſchaft verkörpert, zur Herrſchaft gelangte, aufgehoben und der Termin auf die noch heute, trotz der Beſtrebungen der Knownothings, geltenden fünf Jahre zurückgeführt worden. Daß aber der Föderalismus bei ſeiner allmählichen, ein halbes Jahrhundert erfordernden Entpuppung zum Republicanismus der Gegenwart aus ſeinem alten Weſen die Fremdenſcheu beibehalten hat, oder daß irgend ein innerer Zuſammenhang zwiſchen Abneigung wider die Sclaverei und Intoleranz gegen Einwanderer Statt findet, hat nicht nachgewieſen werden können. Und ſo hoffen wir denn, die an numeriſchem und moraliſchem Gewicht wachſende deutſche Bevölkerung werde ſich durch jene Reminiscenz nicht irre machen laſſen und werde immer mehr auf die Seite treten, wo ſie dem deutſchen Namen, der deutſchen Freiheitsliebe im edelſten Sinne des Worts Ehre macht. Die großen Vorzüge, deren ſich die neue Heimath in anderen Puncten erfreut, braucht ſie darum wahrlich nicht zu verkennen. Gerade wer dieſen die wärmſte Huldigung widmet, wird dem auf Freiheit und Menſchenwürde

gegründeten Gemeinweſen am Eheſten die Macht zutrauen, ein großes, ſchweres Werk zu vollbringen, den ſtolzen Bau republicaniſcher Größe von dem Schaden, der ſeine Grundpfeiler wanken macht, zu erlöſen. Nicht dem monarchiſchen, nicht dem ariſtokratiſchen Element der engliſchen Verfaſſung darf das Verdienſt der Befreiung der Sclaven in den engliſchen Colonien vorzugsweiſe zugerechnet werden; ein Gedanke des Rechts und der Menſchlichkeit — zur Macht geworden durch die unbeſchränkte Debatte, den Grundzug engliſcher Freiheit — war es, der nach langem, mühevollem Kampfe zuletzt Krone und Adel und Volk ſiegreich überwältigte. Wollen wir gerecht ſein gegen Amerika, ſo dürfen wir nicht verkennen, daß hier die Schwierigkeiten unvergleichlich größer ſind. England hatte es auf die vorübergehende Verletzung der Intereſſen ſeiner weſtindiſchen Colonien, eines erheblichen, aber doch nicht unentbehrlichen Beſtandtheils ſeiner Macht, zu wagen; hier handelt es ſich um den halben Umfang der Union. Dort lagen die Rückſichten des momentanen Vortheils der entſcheidenden Gewalt fern und waren ihr unterworfen; hier thronen ſie in der Fülle der Macht und des Einfluſſes im Herzen der Geſetzgebung. Wir können uns darüber nicht täuſchen, daß eine Vernichtung des Uebels mit einem Schlage, wie in jenem Falle, hier nicht möglich iſt. Aber was wir von der republicaniſchen Freiheit, wenn ſie ſich bewähren ſoll, fordern dürfen, iſt, daß ſie dem Uebel Schranken ſetze, daß ſie ſeine politiſche Macht breche, daß ſie dem Fortſchritt der Menſchlichkeit und Geſittung eine Ausſicht eröffne und ſich dadurch von dem ſchweren Vorwurf beſchränkter Selbſtſucht befreie.

Nachtrag zu Seite 315.

„Jenes Dutzend Berliner Poeten.“ Saphir hatte in der von ihm redigirten „Schnellpost“ (1828 Nr. 46) den Ton, den mehrere Berliner Journale gegen die königliche Hofbühne angenommen als aus absichtlichem Cliquengeist hervorgegangen bezeichnet, und als die Stimmführer solcher Kritik Gubitz, Wilibald Alexis, Fr. Förster, Holtei, Robert genannt. Dagegen traten in mehreren Berliner Blättern vom 31. März dreizehn „Bühnendichter“ auf, welche diese Behauptung für eine Verleumdung erklärten. Es waren außer den Genannten (nur Holtei zog sich zurück): Angely, Alex. Cosmar, E. Dielitz, la Motte Fouqué, Baron von Lichtenstein, Rellstab, Fr. Tietz, Adalbert vom Thale, von Uechtritz. Der Streit wurde noch durch Gegenerklärungen in den Blättern so wie zwei Brochüren Saphirs längere Zeit fortgesetzt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Schriften über Literatur und literarische Verhältnisse.

Einige Worte über Lessing's Denkmal an die Juden Deutschlands gerichtet 1
Jüdische Briefe. Zur Abwehr und Verständigung . . . 37
An H. Heine 297
Börne und die Juden.. Ein Wort der Erwiderung auf die Flugschrift des Herrn Dr. Eduard Meyer gegen Börne . . 303
Festrede zum hundertjährigen Geburtstag Schiller's. 1859 . . 329

Politische Schriften und Reden.

Rede gehalten zu Hamburg am 18. October 1846 . . . 355
Was wir wollen. Programm der Neuen hamburgischen Blätter beim Antritt der neuen Redactionscommission . . . 369
Ein Wort über die Zukunft Deutschlands 389
Reden, in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt 1848 und 1849 gehalten 401
Rechenschaftsbericht an meine Wähler zur deutschen Nationalversammlung 557
Reden im Erfurter Volkshause 1850 619
Die deutsche Bewegung 1859 651
Zeitfragen 661

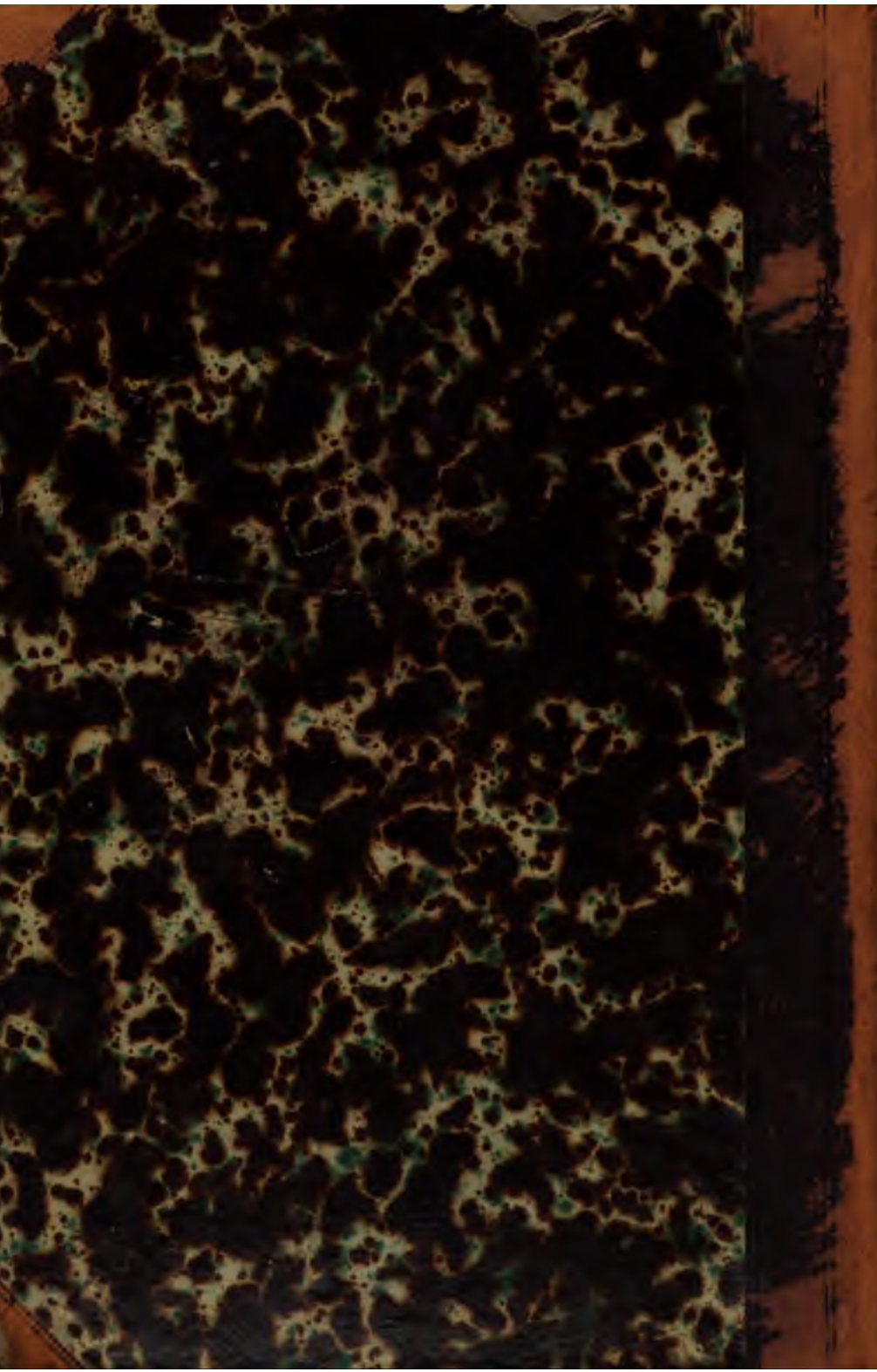
Schriften vermischten Inhalts.

Ein Wort des Dankes an die israelitischen Bürger Badens . . 711
Americanische Anschauungen und Studien 725
Nachtrag zu Seite 315 809

Stanford University Libraries
3 6105 012 279 118

DS
135
G33
R48
V.4

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

FEE
JUN 30 2001